JAHRESBERICHTE

FÜR NEUERE

DEUTSCHE LITERATURGESCHICHTE

FÜNFZEHNTER BAND

JAHR 1904

TEXT UND REGISTER



JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

C. ALT, F. COHRS, W. CREIZENACH, HANS DAFFIS, G. ELLINGER, A. ELOESSER, E. ELSTER, J. FRAENKEL, R. FÜRST, A. HAUFFEN, G. KOHFELDT, H. MAYNC, R. M. MEYER, V. MICHELS, ERNST MÜLLER, F. MUNCKER, E. NAUMANN, W. OLSHAUSEN, L. PARISER, J. PETERSEN, G. PFEFFER, O. PNIOWER, TH. POPPE, F. RACHFAHL, A. REIFFERSCHEID, R. RIEMANN, F. SARAN, A. SAUER, E. SPRANGER, P. STACHEL, P. STÖTZNER, L. SÜTTERLIN, O. F. WALZEL, O. WEISE, R. WEISSENFELS.

MIT BESONDERER UNTERSTÜTZUNG

VON

ERICH SCHMIDT

HERAUSGEGEBEN

VON

JUL. ELIAS, M. OSBORN, WILH. FABIAN, K. JAHN, L. KRÄHE, F. DEIBEL, M. MORRIS.

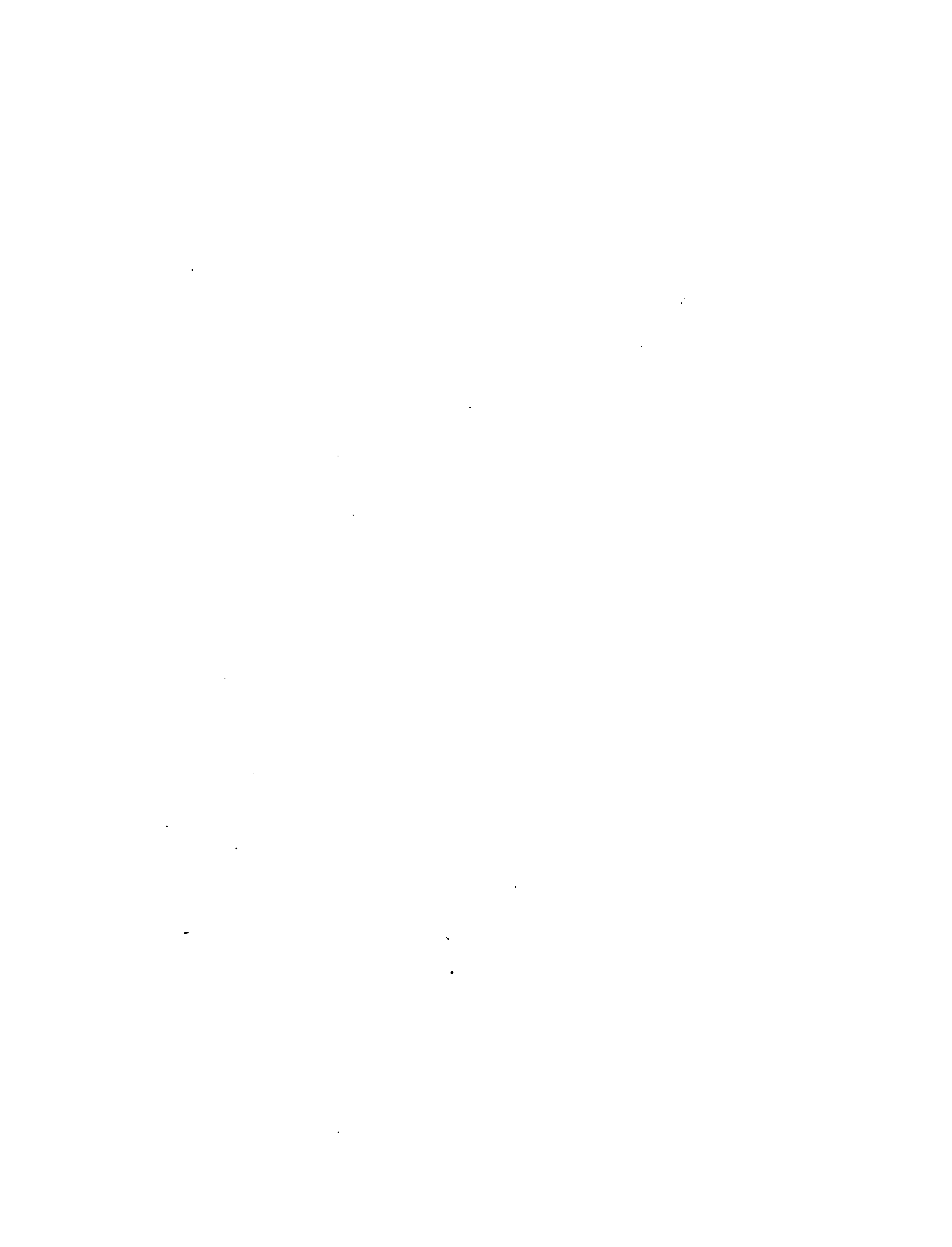
FÜNFZEHNTER BAND (JAHR 1904).

II.

TEXT UND REGISTER.



BERLIN 1908
B. BEHRS VERLAG
STEGLITZERSTR. 4.



Die Jahresberichte erscheinen hier in der neuen Form und Abgrenzung, die wir bereits im Vorwort des 14. Bandes angedeutet haben. Innere wie äussere Gründe haben uns veranlasst, auf die Gestaltung der Bibliographie wie der Referate zurückzugreifen, die unser Unternehmen in den ersten Jahren seines Daseins kennzeichnete. Damit wurde für uns abermals ein strengerer literarhistorischer Massstab entscheidend, als wir ihn früher bei der Vermehrung und dem materiellen Wachstum der Grenzkapitel anlegen konnten. Theoretisch schwebte uns zwar auch bei der Behandlung dieser Grenzkapitel immer der Grundsatz vor, den engsten Zusammenhang mit der Literaturgeschichte zu wahren, praktisch aber erwies sich die Aufgabe je länger je mehr als undurchführbar. Es wurde uns nämlich auf die Dauer immer schwerer, für jene Abschnitte Mitarbeiter zu finden, die sich auf den einzelnen Grenzgebieten wissenschaftlich angebaut hatten, die also sowohl Literarhistoriker als auch Fachleute für den besonderen wissenschaftlichen Zweig waren. Wir waren in den letzten Jahren auf die gütige Mitwirkung von Spezialforschern angewiesen, die für das zu besprechende Material ihre ganz besonderen Wünsche und Neigungen mitbrachten. Auf diese Weise schwand in Kapiteln wie Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Musik- und Operngeschichte, Stoffgeschichte, politische Geschichte, Geschichte der Wissenschaften immer mehr das nahe sachliche und gelehrte Verhältnis zu unserer literaturhistorischen Hauptaufgabe. Wir haben also diese Berichte als eigene Referatgebiete aufgegeben und alles besondere Material dieser Teile, soweit seine Aufnahme sich im Rahmen unserer engeren Bestrebungen rechtfertigen lässt, den bestehenden Kapiteln eingegliedert. Aus der gleichen Veranlassung ist auch der Bericht über die deutsche Literatur und das Ausland geopfert worden. Da die Grenzstreitigkeiten hier womöglich noch grösser wurden als bei den oben angeführten Kapiteln, haben wir uns schliesslich, wenn auch sehr schweren Herzens entschlossen, den Bericht im grossen Ganzen aufgehen zu lassen. Als äusserer Grund hat der Preis bei unserer Entscheidung mitgesprochen. Die wachsende Verteuerung der Bände brachte uns vor die Gefahr, anstatt neue Interessenten zu gewinnen, eine nicht unbeträchtliche Zahl der alten Freunde zu verlieren. Wir hoffen, durch diese einschneidenden Veränderungen das beinahe festgelaufene Schifflein unseres Unternehmens wieder flott gemacht zu haben.

Das etwas verspätete Erscheinen des Textbandes, der abermals von der neuen Bibliographie (Band XVI) überholt worden ist, ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass wir leider mit schweren Erkrankungen im Kreise der Mitarbeiter wie der Herausgeber zu rechnen hatten. Hinzu kommt die Unpünktlichkeit einzelner Manuskriptlieferungen, die teilweise mit der beruflichen und amtlichen Überbürdung unserer Mitarbeiter zusammenhängt.

Einen treuen Genossen und gewissenhaften Mitarbeiter hat der Tod aus unseren Reihen gerissen: Adolf Stern. Er hat die Anfänge der Jahresberichte

erlebt und bis zum letzten Atemzuge fördernden Anteil an unserem Unternehmen genommen. Sein Andenken wird in uns lebendig bleiben.

Das jäh verwaiste Kapitel Adolf Sterns (IV, 1a) hat mit ausserordentlicher Bereitwilligkeit Oskar F. Walzel, sein Nachfolger auf dem Dresdener Lehrstuhl, für den 15. Band übernommen. In Zukunft wird es von Kurt Jahn verwaltet werden. Das Referat über die Lyrik des 15./16. Jahrhunderts wird an Rudolf Wolkans Stelle fortan Hans Daffis liefern; für Hermann Nohl, der in letzter Stunde uns das Material des Kapitels Lyrik (IV, 2) zurückgab, ist Ludwig Krähe eingesprungen. Auch in der Bearbeitung der Goethe-Kapitel sind einige Verschiebungen anzuzeigen: den Abschnitt über Goethes Leben schrieb Julius Petersen, da Max Morris, der frühere Besitzer dieses Referates, Richard Weissenfels ablösen musste, dem die Berufung nach Göttingen und die Arbeitslast eines neuen Amtes die Mitwirkung an diesem Bande unmöglich machte.

Es ist uns eine angenehme Pflicht, den Helfern zu danken, die wir bei unserer bibliographischen Tätigkeit und bei der Beschaffung des Zeitschriften- und Zeitungsmaterials zu unserer grossen Freude abermals gefunden haben, den Organen: Allgemeines Literaturblatt, Allgemeine Zeitung, Archiv für Reformationsgeschichte, Borromäus-Blätter, Bühne und Welt, Christliche Welt, Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Deutschland, Euphorion, Das freie Wort, Gottesminne, Hamburgischer Correspondent, Hamburger Nachrichten, Heimat (Kiel), Hessenland, Hessische Blätter für Volkskunde, Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Jahrbücher der Akademie zu Erfurt, Jahresberichte für germanische Philologie, Kölnische Volkszeitung, Leipziger Zeitung, Literarisches Echo, Literarischer Handweiser, Literarische Rundschau, Literarisches Zentralblatt, Neue Christoterpe, Philologiae Novitates, Niedersachsen, Patria, Schaubühne, Tägliche Rundschau, Theologischer Jahresbericht, Vossische Zeitung, Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Zeitschrift für den deutschen Unterricht; ferner den Herren Professor Dr. H. Funck, Dr. Alfred Rosenbaum (Prag) und Arthur Wetzlar sowie der Firma Herrosé & Ziemsen.

Wir können dieses Vorwort nicht schliessen, ohne mit Nachdruck den Appell zu wiederholen, den wir im vorigen Bande an alle gerichtet haben, die es angeht:

Die Verleger und Verfasser von selbständigen Werken wie auch namentlich von Dissertationen, Programmen, Festreden, ganz besonders aber von Privatdrucken usw. sowie von Zeitschriftenaufsätzen werden eindringlich ersucht, ein Exemplar an die JBL. einzusenden. Bei Abhandlungen, die an entlegenen Stellen veröffentlicht sind, wäre die Redaktion schon für den blossen Hinweis (vielleicht mit kurzer Angabe des Inhalts) dem Autor zu Dank verpflichtet.

Berlin W.10
Matthäikirchstr. 4 II.

JULIUS ELIAS. MAX OSBORN. WILHELM FABIAN. KURT JAHN.
LUDWIG KRÄHE. FRANZ DEIBEL. MAX MORRIS.

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Bemerkungen für den Gebrauch.

1. Die Disposition ist jedem einzelnen Abschnitte vorangedruckt und im Text durch Absätze und Sperrung der Stichwörter kenntlich. Soweit die den einzelnen Kapiteln des Textteiles (II) vorangestellte Disposition sich nicht mit der in der Bibliographie (I) gegebenen deckt, ist dies durch die Behandlung des Materials seitens der Mitarbeiter bedingt.

2. Die fett gedruckten Zahlen im „Texte" beziehen sich auf die Nummern der Bibliographie des 15. Bandes (1904). Nur bei den rückständigen Berichten über das Jahr 1903 beziehen sie sich auf die Nummern der Bibliographie des 14. Bandes (1903).

3. Die Verweisungen auf frühere Bände (Bd. 1—12) enthalten den Jahrgang, sowie die Zahlen des Hauptabschnittes, des behandelten Kapitels, der Anmerkung, z. B. (JBL. 1899 II 6 : 122) = (Jahresberichte 1899, II, 6 N. 122). Die Verweisungen auf die Bibliographie des 13., 14., 15. Bandes (1902—1904) nennen nur die Nummern.

4. Ein Verzeichnis der zur Abkürzung von Zeitschriften- und Zeitungstiteln verwendeten Siglen sowie anderer gebrauchter Abkürzungen findet sich am Schlusse der „Bibliographie" (Teil I).

5. Im Register beachte man überall Zusammenstellungen, wie Bibliotheken, Dichtung, Drama, Literatur, Schulen, Sprache, Theater.

6. Die Adresse der Redaktion findet sich am Schlusse der Vorrede, die der Verlagshandlung auf dem Titelblatt, die der einzelnen Mitarbeiter im Inhaltsverzeichnis.

II

TEXT

I. Allgemeiner Teil.

Literaturgeschichte.

(I, 1 = N. 1–318.)

Franz Deibel.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1904 wird im sechzehnten Bande nachgeliefert.]

Geschichte der germanischen Philologie.

(I, 2 = N. 319–459.)

Alexander Reifferscheid.

Allgemeines. — Ältere deutsche Grammatiker und Sprachforscher. — Sprach-, Literatur- und Geschichtsforscher um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. — Begründer der deutschen Philologie. — Germanisten, Literatur- und Sprachforscher. — Vertreter verwandter Fächer. — Nekrologe. —

Allgemeines. Hier ist nur ein kurzer Bericht über einen Vortrag auf der Philologenversammlung zu Halle, der die Bedeutung der volkskundlichen Forschung behandelt, von C. Voretzsch **(319)** zu nennen. — Nehring **(320)** skizziert die Geschichte der Sektion für neuere Philologie in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. —

Ältere deutsche Grammatiker und Sprachforscher. Mit einem bisher nicht beachteten hessischen Grammatiker, Stephan Ritter, und seiner Grammatica Nova (1616) beschäftigt sich die fleissige Doktorarbeit R. Grosses **(322)**. Ritter benutzte danach vor allem die Grammatik des Joh. Clajus, aber auch die Oelingers. Die zahlreichen elsässischen Provinzialismen bei ihm erklären sich wohl aus der Benutzung einer älteren elsässischen Quelle. — J. Beinert **(323)** erweist aus zwingenden Gründen Moscherosch als Verfasser des Sprachverderbers von 1643 und zeigt so, wie leichtfertig man ihn früher als solchen bald angenommen, bald zurückgewiesen hatte. — N. **324** blieb mir unzugänglich. —

Sprach-, Literatur- und Geschichtsforscher um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. W. Feldmann **(325)** bespricht die Bemühungen des Reichsfreiherrn von Senckenberg um die Reinigung der deutschen Sprache von lateinischen und französischen Wörtern, für die er passenden Ersatz vorschlug. — Aus L. Chr. Althofs Brief an H. Chr. Boie **(327)** ersieht man Boies Anteil an Althofs Bürgerbiographie; er korrigierte Althofs „Geschreibsel" durch, dem es „ganz an Übung und Fähigkeit zu solchen Darstellungen" fehlte, und dem seine praktischen Geschäfte wenig Zeit liessen. Boie stellte ihm auch Briefe Bürgers zur Verfügung. J. G. Herder klagt über die Knickerigkeit seiner Verleger und die elende Ausstattung

seiner Volkslieder. F. G. Klopstock schreibt von seiner Gelehrtenrepublik. — Die dreibändige Ausgabe der Briefe Lichtenbergs von A. Leitzmann und C. Schüddekopf (**327a**) hat man mit vollem Recht von allen Seiten mit dem grössten Beifall aufgenommen. Sie wirken wie das reichhaltigste und interessanteste Memoirenwerk und geben Literar- und Kulturhistorikern erwünschteste Aufschlüsse über Lichtenberg und seine Zeit. Lichtenberg, der bestimmenden Einfluss auf G. F. Benecke durch seine genaue Behandlung der Wortbedeutung geübt hat, achtete auch auf die Eigenart des mundartlichen Wortschatzes, I 98 führt er die drei Wörter an, die die osnabrückschen Mädchen für „Schlitz" haben: „Luhrkenhöller", „Schröerlocker", „Schröerhöller". Er redet mit richtigem Verständnis I 217 von dem „rasenden Odengeschnaube", von Wielands freien Gedichten, die mehr wahres Dichtergenie verrieten, als alle die Oden von falschem Patriotismus für ein Vaterland, dessen bester Teil alles das Zeug zum Henker wünsche. Zimmermann betrachtet er I 293 als elenden Schriftsteller. Millers Romane, I 368, wirken auf ihn wie die bittern Mandeln auf die Hunde. Bürgers Macbeth-Übersetzung findet er II, 1 vortrefflich, die Hexenlieder seien „so in Shakespears Geist dargestellt, als noch je etwas von diesem Manne in andern Sprachen dargestellt worden". Bürger war er ein warmer, aufrichtiger Freund bis zum Ende und suchte auf jede Weise die Vorurteile, die gegen ihn bestanden, zu zerstreuen (II 307), er warnt ihn vor seinen Feinden (II 356, 367). Von Boie hält Lichtenberg nicht viel, seit jeher hat Boie seine vorzügliche Stärke im Sitzfleisch gehabt; auch nicht von Kästner, der „seit einiger Zeit rasend fromm sei, vermutlich weil er wie sein Abelard, in mehr als einer Rücksicht nichts weiter auszustrecken habe, als die Arme zum Gebet". L. Chr. Althofs Bürgerbiographie schätzt er sehr hoch. Er liest sie „zum zweiten Male, nicht ohne herzliche Rührung in einem Kämmerlein, das kaum einen Büchsenschuss von demjenigen abliegt, worin die Gebeine des talentvollen, guten, verkannten und unglücklichen Mannes ruhen, dessen Andenken sie geheiligt ist" (III 22). Von Fr. Bouterwek hat Lichtenberg eine sehr gute Meinung. Aus allem erkennt man, wie geeignet Lichtenberg war, Benecke nach verschiedenen Richtungen günstig zu beeinflussen. — Fr. Herrmann (**328**) erneuert H. Ludens Andenken, indem er seine Schriften als Schöpfungen seines Geistes betrachtet, um seine Auffassung der Geschichte zu erkennen. Luden brach nach ihm mit der Geschichtsauffassung der Historiker der Aufklärung, die auf rein empirischer Grundlage ruhte, und fundamentierte die Geschichtswissenschaft, unter Schellings Einfluss, philosophisch. Er suchte überall die Spuren der Einwirkung des Weltgeistes und übersah das Walten der Psyche der einzelnen. —

Begründer der deutschen Philologie. Im Vordergrund steht das schöne Werk von R. Steig (**330**), in dem er, unter Veröffentlichung zahlreicher, bisher ungedruckter Briefe, Arnims Freundschaft und Gedankenaustausch mit Jakob und Wilhelm Grimm als vollendeter Sachkenner darstellt. Leider ist die Druckeinrichtung übertrieben sparsam, sie hätte durch häufigere Absätze und gelegentliche Anwendung des gesperrten Satzes sehr gewonnen. Nach den Bleistiftzeichnungen Ludwig Grimms sind die Bildnisse der jugendlichen Brüder beigegeben, das Jakobs aus dem Jahre 1814, das Wilhelms aus dem Jahre 1822. Es ist fast unmöglich, von dem reichen und wissenschaftlich wertvollen Inhalt des Buches in Kürze eine ausreichende Vorstellung zu geben. Daher sei nur das Wichtigste hervorgehoben. Wilhelm und Arnim sind sich geistig am verwandtesten, zwischen ihnen wird der Briefwechsel fortgeführt, als der mit Jakob längst aufgehört hatte, der anfangs mit grosser Wärme gepflegt worden war. Cl. Brentano hatte die Brüder mit Arnim bekannt gemacht. Er schreibt am 19. Oktober 1807 u. a. an diesen: „Ich habe hier (in Kassel) zwei sehr liebe, liebe altteutsche vertraute Freunde, Grimm genannt, welche ich früher für die alte Poesie interessiert hatte, und die ich nun nach zwei Jahre langem fleissigen, sehr konsequenten Studium so gelehrt und reich an Notizen, Erfahrungen und den vielseitigsten Ansichten der ganzen romantischen Poesie wiedergefunden habe, dass ich bei ihrer Bescheidenheit über den Schatz, den sie besitzen, erschrocken bin. Sie wissen bei weitem mehr als Tieck von allen den Sachen und ihre Frömmigkeit ist rührend, mit welcher sie sich alle die gedruckten alten Gedichte, die sie aus Armuth nicht kaufen konnten, so auch das Heldenbuch und viele Manuscripte äusserst zierlich abgeschrieben haben" (S. 3/4). Jakob charakterisiert sich in einem Briefe so: „Ich bin gewiss nicht härter als der Wilhelm, aber doch viel stiller, ich schäme mich ordentlich, wenn ich laut lachen soll, ich rechne das der Lebensart zu, wonach ich nie unter Menschen gekommen bin" (S. 80). Über das Verhältnis der Brüder zueinander verbreitet neues Licht ein Brief Wilhelms aus dem Mai 1811 (S. 125f.): „Ich bin mit Jakob noch nicht einig über die Art (der Herausgabe der Edda). Da ich ihm in so vielen Dingen, wo es mir mehr werth war, ihm einen Gefallen zu thun, als meinen Willen zu haben, nachgegeben, ist er verwöhnt und meint, es müsse so sein. Er wird durch alles Streiten nur noch fester in seine Meinung eingedrückt. Alle seine Irrthümer hängen so genau mit seinem Charakter zusammen, dass, je mehr sich dieser zu

äussern Gelegenheit hat, jene immer härter werden . . . Er hat einen grossen Hang zum sich eingraben, und doch auch wieder eine eigene Lebendigkeit; wenn es so seine Natur ist, so ist nichts dagegen einzuwenden, allein das ist schlimm, dass er diese Neigung für das allein rechte hält, und dass er ihr so sehr nachhängt. Weil er ohne Sinn für Geselligkeit, fehlt ihm auch gewissermassen der Sinn für das Gemeinschaftliche.“ S. 161: „Es ist uns das lebendige Erkennen und frische Dasein, das erste, wornach wir trachten; es hat nur jeder andere Wege, worauf er hin zugelangen denkt.“ S. 440: „Jakobs Grammatik habe ich mit ungetheiltem Vergnügen und grosser Belehrung gelesen. Ich glaube, dass ich nicht unfähig bin, manches herauszufinden und auszudenken, aber ich habe nicht die Gabe, es so darzustellen. Ich habe auch nicht die Sicherheit, so hineinzugreifen, mir scheint ein Gegenstand so unendlicher Betrachtung fähig, dass ich erst langsam und allmälig mit etwas fertig werde. Es ist auch schön, dass die historische Betrachtung ihn nicht zur Ungerechtigkeit gegen die Notwendigkeit der Entwicklung verleitet hat. Die Erstarrung der Sprache in ihren Formen ist nämlich nicht nur ebenso naturgemäss, sondern auch ebenso wohlthätig, als bei dem Menschen die Erhärtung der Knochen und bei der Pflanze die Bildung des Stammes und Holzes . . . Der scharfsinnige und auch nicht unlebendige Benecke betrachtet unsere gegenwärtige Sprache als einen nichtswürdigen ausgetretenen Schuh, und das ist überhaupt der Punkt, wo die historische Betrachtung nachteilig werden kann.“ Wilhelm hält demgemäss eine Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache für nötig, hat für Arnims Dichtungen wie für die neuere Poesie überhaupt ein tieferes Verständnis als Jakob, der sich ablehnend dagegen verhielt. Manches Neue enthalten die Briefe ferner über die Beziehungen der Brüder, oder eines jeden derselben, zu ihren Mitarbeitern, zu J. G. Büsching, B. J. Docen, J. Görres, F. D. Gräter, E. von Groote, F. H. von der Hagen, A. und W. von Haxthausen, Fr. Horn, B. G. Niebuhr, Chr. Fr. Rühs, Fr. und A. W. Schlegel, K. Simrock, Thomas. Die Briefstellen lassen sich mit Hilfe des sorgfältigen Registers leicht auffinden. — Von einiger Bedeutung für die Jugendzeit der Brüder ist ihr Briefwechsel mit E. von der Malsburg, herausgegeben von W. Schoof (**331**). 1805 schreibt Wilhelm (201), sein Zutrauen zu Jakob sei grenzenlos, er würde ihm ohne Bedenken sein ganzes Leben in die Hände legen. Er lobt die Ruhe und das ewig heitere Gemüt des Bruders. 1809 erklärte Jakob Voss' Übersetzung des Homer nicht nur für unpoetisch, sondern auch in der Gelehrsamkeit für verfehlt. — M. Murko (**332**) führt den sicheren Nachweis, dass die Rezension der serbischen Volkslieder im vierten Bande der Kleinen Schriften Jakob Grimms grossenteils von B. Kopitar herrührt, in dessen Kleinen Schriften sie 1857 abgedruckt ist, nur der erste Teil ist von Grimm, was sich aus dem zweiten leicht erkennen lässt. — Die Nn. **329**, **333—34** standen mir nicht zur Verfügung. — Von zwei verschiedenen Seiten wurde fast gleichzeitig der Versuch gemacht, durch eine passende Auswahl aus den Kleinen Schriften Jakob Grimms das Interesse weiter Kreise der Gebildeten für ihn neu zu erwecken, von Ernst Schultze (**335**) und von M. Koch (**336**), von letzterem in der vortrefflichen Sammlung der Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuss. Kochs Auswahl berücksichtigt mit Recht auch die Kleinen Schriften Wilhelms, wenngleich nicht in demselben Umfange wie die Jakobs. Beide Sammlungen verdienen rückhaltloses Lob. — A. Matthias (**337/8**) berichtet über den Stand der Arbeit am Grimmschen Deutschen Wörterbuch. —

Germanisten, Literatur- und Sprachforscher. Von den selbständigen Werken ist das bedeutendste der Briefwechsel Gustav Freytags mit dem Herzog Ernst von Koburg mit einer Einführung und Anmerkungen von E. Tempeltey (**358**). Er entstammt einem vierzigjährigen innigen Freundschaftsbunde zweier hochgesinnter Menschen, die in einer grossen Zeit treu zueinander standen, und denen das Vaterland über alles ging. Das Werk ist nicht bloss für die politische Geschichte jener Zeit ein wertvolles Quellenwerk, sondern auch für die Geistesgeschichte Freytags von hervorragender Bedeutung. Nirgendwo tritt uns ein Höfling, sondern überall der tüchtige, seines edlen Strebens sich vollbewusste Mann entgegen. Offen spricht er dem Herzog seine Überzeugung aus (57): „Wenn ich einen Wunsch im stillen Herzen bewahre, für Ihr Glück und Ihre Grösse, so ist es der eine, dass Sie nicht in so Vielem Erfolg haben möchten. Wer in etwas gross werden will, und nicht vergehen will am Himmel seines Volkes wie ein Nachtmeteor, der muss sich beschränken, und seine Seele concentriren auf einen Mittelpunkt.“ Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit sollten eine Skizze der Geschichte des deutschen Volksgemüts in den letzten vierhundert Jahren vorstellen (120). Er nennt sich 1867 (225) einen der wenigen Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes und hält es für seine nächste Pflicht, dafür zu sorgen, dass das wirkliche Leben seines Volkes den Adel der Poesie nicht verliere. Über die Ergänzung der Bilder durch solche aus dem Mittelalter äussert sich Freytag (205): „Wer auf Seitenpfaden, die

unsere Gelehrten gerade nicht breit getreten haben, in diese fernen Landschaften geht, findet noch manche unbekannte Blüte. Und ich hoffe, es ist mir einigemal gelungen, den eigentümlichen Schlag des deutschen Herzens in Jahrhunderten zu belauschen, die man sonst für gänzlich barbarisch und fremdartig hält." Über das ganze Werk heisst es (227): „Wenn meine Zeitgenossen an dem Buche wohlwollend loben, dass das Urteil über Menschen und politische Verhältnisse frei ist und unbefangen, so bin ich mir wohl bewusst, dass ich nicht wenig von der heiteren Ruhe, womit ich auf die Zöpfe anderer Leute sehe, der Bekanntschaft mit Höhen und Tiefen irdischer Existenz verdanke, welche mein lieber Herr mir freundlich gewiesen hat." — Zwei Briefe G. Freytags finden sich in den Historikerbriefen (387). In dem vom Jahre 1867 klagt er über den widerwärtigen Druck der Landratsämter bei den Wahlen. Da werde in einer Zukunft tüchtig zu reformieren sein. Dort steht auch ein Brief W. Scherers an E. Dümmler aus dem Jahre 1867. Dümmler hatte im „Leben Willerams" hinlängliche Nüchternheit der Forschung vermisst. Scherer verspricht Nachprüfung und meint, die Sache liege zum Teil wohl daran, dass er im letzten Abschnitt die Form der Untersuchung verlassen und zur Darstellung gegriffen, die leicht verführe, Zweifelhaftes und bloss Vermutetes in einem allzu sicheren Tone vorzutragen. In einem Briefe R. Hayms aus dem Jahre 1900 heisst es dort: „Wenn die (Berliner) Akademie, (die ihn zum ausserordentlichen Mitglied gewählt) mit so freiem und grossem Sinn auch die ernste Leidenschaft für die Wissenschaft und den Trieb des Gestaltens, des Lehrens, des Klarmachens in ihren Begriff der Gelehrtentätigkeit einschliesst, so kann ich . . mich der Ehre freuen, die mich anfangs drückte." — E. R. Grebes **(385)** Buch behandelt nur Aug. Fr. Ch. Vilmars Wirksamkeit als Oberhirten der Kasseler Diözese. — Unzugänglich waren mir N. **339**, **368**, **370**, **374/5**, **379**, **384**. — Kürzere biographische Würdigungen bringen die Nachträge der Allgemeinen Deutschen Biographie, der Deutsche Nekrolog und die Badischen Biographien. Das erste Sammelwerk die feinsinnigen Charakteristiken G. Freytags von A. Dove **(357)**, G. K. Frommanns von R. Freiherrn von Liliencron (nicht von Pagel) **(359)**, K. Goedekes von E. Schröder **(361)**, sowie die biographischen Skizzen von H. von Nathusius **(353)** über den Erforscher der Frankfurter Rechtsgeschichte L. H. Euler, von K. Johnen **(354)** über den schriftenkundigen Kulturhistoriker K. Faulmann, von J. Schnorrenberg **(355)** über den mundartlichen Sammler J. M. Firmenich-Richartz, von J. J. H. Schmitt **(356)** über den Sprichwörterforscher J. Franck, von B. Bretholz **(360)** über den Geschichtschreiber des Dreissigjährigen Krieges A. von Gindely, von J. Dierauer **(362)** über den Forscher auf dem Gebiete der Literatur des 16. Jahrhunderts E. Götzinger, von L. Fränkel **(366)** über den Goetheforscher H. Hager. — Im Deutschen Nekrolog haben besonderen Wert die eingehenden Aufsätze von O. Zaretzky **(347)** über den unermüdlichen Klassikerforscher H. Düntzer, von R. Steig **(363)** über den Literatur- und Kunstforscher H. Grimm, von W. Schrader **(367)** über den Literaturforscher R. Haym, von E. Schröder **(371)** über den Germanisten E. Joseph, von E. Petzet **(372)** über den Germanisten F. Keinz, von H. Zimmer **(380)** über den vergleichenden Sprachforscher Joh. Schmidt, von J. Bücher **(383)** über den mundartlichen Forscher O. Sutermeister, von F. von der Leyen **(386)** über den Germanisten K. Weinhold. Von geringerem Belang sind die Notizen von F. Brümmer **(342)** über den Sprach- und Literaturforscher K. Biltz, von H. Helmolt **(381)** über den Prähistoriker F. Schwartz. — In den Badischen Biographien steht eine liebevolle Würdigung des Mitbegründers der neueren literarischen Forschung M. Bernays von G. Witkowski **(341)**, ein Abdruck kurzer Zeitungsnotizen über den Germanisten K. A. Barack **(340)**, die gerade eine Seite füllen, ferner kurze Notizen über den Hebelforscher J. G. Längin von W. P. Hönig **(376)** und über den schwäbischen Geschichtsforscher K. Holzherr **(369)**. — Ausserdem sind zu erwähnen der kurze Nekrolog F. Detters, der sich mit Erfolg auf dem Gebiete der altnordischen Philologie betätigt hatte, von R. Heinzel **(345)**, ein stimmungsvoller Aufsatz von Elisabeth von Heyking **(364/5)** über H. Grimm und die verständnisvollen Würdigungen der Verdienste J. Kürschners durch A. Sauer **(373)** sowie des Heineforschers J. Nassen durch G. Karpeles **(378)**. —

Vertreter verwandter Fächer. A. Leicht **(422)** tritt für M. Lazarus als den Begründer der Völkerpsychologie ein, zeigt, wie er die neue Wissenschaft erfasste und für sie wirkte. L. stützt sich auf Briefe von und an Lazarus und auf Nachschriften seiner Vorlesungen. Er möchte die Erinnerung an den grossen Menschen und Gelehrten wach erhalten. — Als Sagenforscher kommen hier in Betracht F. Dümmler, gewürdigt von F. Studniczka **(395)**, M. Grünbaum von L. Fränkel **(411)**, A. Kaufmann von einem Ungenannten **(417)**. — Den fleissigen Erforscher der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde J. Holtrich charakterisiert A. Schullerus **(416)**, den gediegensten Kenner des ostpreussischen Volkstums in Sprache und Sitte H. Frischbier L. Fränkel **(405)**. — Einen dankenswerten Bei-

trag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft liefert J. Dörfel (406), er stellt Untersuchungen an über die Stellung, die Gervinus innerhalb des Entwicklungsganges der deutschen Geschichtschreibung einnimmt. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Gervinus in seiner geschichtsphilosophischen Lehre enge an seine Zeit gebunden ist, während er in den Ideen seiner Geschichte der deutschen Dichtung die Prinzipien der modernen Kulturgeschichtschreibung schon vorausgeahnt. — Hierher gehört auch R. Gosche, der das Gesamtgebiet der Literaturgeschichte beherrschte und der vergleichenden Literaturbetrachtung Bahn gebrochen hat Ihm gilt die biographische Würdigung L. Fränkels (410). — Einen Überblick über die grossen Verdienste des gründlichsten Kenners der mittelalterlichen Kunst A. O. von Essenwein, dem auch das ganze Gebiet des Kunstgewerbes vertraut war, gibt F. von Weech (399). — Den verdienten Kirchen- und Kunsthistoriker F. X. Kraus, der sich auch als Essayist und Publizist unleugbare Verdienste erworben, feiert auch als Persönlichkeit mit Begeisterung und in dankbarer Verehrung E. Hauviller (419—20), alle anderen bleiben weit hinter ihm zurück (420), auch J. Hürbin (Fr. X. Kraus und die Schweiz. Erinnerungen: Hochland 1, S. 650—67). — Von Geschichtsforschern und Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters sind zu nennen E. L. Dümmler, dem H. Bresslau (394), E. Mühlbacher, dem M. Tangl (Engelbert Mühlbacher, 4. Oktober 1843 — 17. Juli 1903: Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 29, S. 266—74), O. Lorenz, dem F. Keutgen (Ottokar Lorenz: Historische Vierteljahrsschrift 7, S. 449—54), G. Hertel, dem Ausfeld (415) Worte der Erinnerung widmet. — Für K. Hartfelder, den Forscher auf dem Gebiete des Humanismus, tut es ein Ungenannter (413), für K. A. von Cornelius, den Altmeister der Reformationsgeschichte, zwei befreundete Fachgenossen, J. Friedrich (390) und M. Ritter (391), für den ausgezeichneten Forscher und Schriftsteller auf dem Gebiete der neueren Geschichte B. von Erdmannsdörffer F. von Weech (397) und J. Wille (398), für Alfr. von Reumont sein langjähriger Freund H. Hüffer (430) in einem umfangreichen Buche. — Zwei angesehene Forscher auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte, H. Gengler und K. von Maurer, werden gewürdigt, der erstere von A. Teichmann (404), der zweite von K. von Amira (423). — Von den klassischen Philologen und Altertumsforschern, deren Leben und Tätigkeit beschrieben wurden, seien nur die auch für unsere Wissenschaft bedeutendsten genannt: Th. Mommsen (424), E. Rohde (431), J. Bernays (389), F. Eyssenhardt (400) und K. Halm (412). — Bemerkt sei noch, dass N. 393 eine prächtige Photogravüre des Meisters der Bibliothekswissenschaft, K. Dziatzko, enthält. — Nicht zugänglich war mir N. 418. — Von Anglisten ist nicht viel zu bemerken, N. 403 sind kurze Notizen über den Lexikographen F. Flügel, N. 407 gelten F. W. Gesenius, dem Verfasser englischer Schulbücher, N. 408 und 409 standen mir nicht zur Verfügung. — Von den Romanisten kommen H. Morf und G. Paris in Betracht. N. 425 war mir nicht zugänglich. Die Briefe von G. Paris an F. Diez (428) enthalten nichts Biographisches, die von E. Stengel (429) veröffentlichten Briefe von G. Paris an L. Lemcke zeugen von dem edlen Patriotismus des grossen Romanisten. —

Nekrologe. Ausführliche Nekrologe erschienen nur über den glücklichen Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte L. P. Betz von H. Morf und von W. Wetz (433), über den Literaturhistoriker K. E. Franzos von L. Geiger (439), über den vortrefflichen Kulturhistoriker und vorzüglichen Kenner des Niederdeutschen L. Hänselmann von F. Frensdorff (440), von P. Zimmermann (441) und von H. Mack (L. Hänselmann †: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, S. 436—55), über den niedersächsischen Geschichtsforscher und Bibliothekar O. von Heinemann von P. Zimmermann (443) und von A. von Wolfstieg (444), über den hervorragenden Romanisten E. Koschwitz besonders von M. Kaluza und G. Thurau (447/47a), Maria Schade (448) und E. von Wiecki (449); über die nordischen Germanisten M. Lundgren und G. Storm von E. Ljunggren (450) und A. und S. Bugge (456/7), über den Goetheforscher und Pädagogen St. Wätzoldt von K. Löschhorn und O. Lyon (458). — Von den kürzeren Nekrologen verdienen Hervorhebung die auf zwei volkskundliche Forscher, die beide aus dem Stand der Volksschullehrer hervorgegangen, K. Dirksen von K. Wehrhan (438) und F. Münch von P. Trense (451). — In G. Stüves (454a) Nachruf auf Fr. Runge fehlt genaue Auskunft über des Verstorbenen langjährige, selbstverleugnende Beschäftigung mit dem Osnabrücker Wörterbuch von Klöntrup, gen. Rosemann. Allen übrigen Toten werden nur dürftige Notizen zuteil. —

Ästhetik und Poetik.

(I, 3 = N. 460—780.)

Theodor Poppe.

Geschichte der Ästhetik: Dichter und Schriftsteller als Ästhetiker: Deutsche Persönlichkeiten. Der Nachweis, dass Goethe nicht nur in seinem höheren Alter, sondern auch schon früher eine illusionistische Ästhetik vertreten hat, ist das Bemühen der Schrift von E. Heyfelder **(460)**, eines überzeugten Schülers von Konrad Lange. Als Einleitung wird eine Abhandlung über die ästhetische Illusionstheorie geboten. In dem Hauptteil wird zuerst der Begriff der Rührung besprochen, wie er bei Goethe besonders anlässlich der Lektüre von Manzonis Promessi sposi hervortrat, weiterhin „Illusion und Katharsis", wobei H. unter Katharsis den Übergang vom pathologischen Affekt zum ästhetischen Genuss versteht. — In einem Vortrag über Kant als Ästhetiker beleuchtet E. Adickes **(461)** die merkwürdige Tatsache, dass Kant mit seinen geringen Erfahrungen in Kunst und Natur, mit der Enge seines ästhetischen Empfindens und Geniessens ein Werk schreiben konnte wie die „Kritik der Urteilskraft", mit dem er unsere klassischen Dichter gewann und geradezu der Vater der deutschen Ästhetik wurde. Drei Punkte hebt A. hervor, um dies Rätsel zu lösen. Die Kritik der Urteilskraft ist erstens ein Zeitprodukt; sie schliesst „die erste Epoche der neueren Ästhetik ab und eröffnet zugleich eine neue Zeit". Weiter kommt Kants ungewöhnliche Kunst der Begriffsanalyse und der begrifflichen Entwicklung inbetracht, und endlich war Kant eben selbst ein Genie, „trotz allem, was er für die Ansicht vorbringen mag, in der Wissenschaft sei für das Genie kein Platz". — G. Zahn **(462)** unternimmt es, Kantische Gedanken über das Schöne in Anpassung an die Denk- und Sprechweise unserer Zeit zusammenzustellen, und zwar, was Kant in der Kritik der Urteilskraft über den Künstler, über Kunstgenuss und Kunsterziehung vorträgt. — Fr. von der Leyen **(464)** gibt eine Auswahl aus Friedrich Schlegels Fragmenten, die er in verschiedene Abschnitte (Selbstbekenntnisse; Romantische Freunde; Griechen und Römer; Weisheit der Indier; Deutschtum und Deutsche Schriftsteller; Goethe; Romantische Fragmente — Kritik und Dichtung; Bildung, Die Frau, Geselligkeit, Freundschaft, Liebe und Ehe; Mensch und Leben, Philosophie, Religion, Gegenwart und Zukunft) einteilt, mit einer den genialen Aphoristiker kurz charakterisierenden Einleitung und einem Anhang, der „Freundesworte über Friedrich Schlegel" aneinanderreiht. — Die Philosophie des Novalis, seinen „magischen Idealismus", bezeichnet E. Fridell **(463)** als Panmagismus und verfolgt die Weltanschauung des Romantikers in ihre einzelnen Verzweigungen. Im Mittelpunkt der Hardenbergschen Philosophie steht die Kunst oder, was für ihn damit gleichbedeutend ist, die Religion; in der Kunst steht die Poesie obenan, „sie ist die Darstellung der innern Welt in ihrer Gesamtheit, sie ist die eigentliche Gemütserregungskunst". — Kunst und Religion hat auch Heinrich von Stein in nahe Beziehungen gebracht: der Künstlerberuf wird für Steins Auffassung zum Priesteramt. Das hebt M. Ettlinger **(466)** in seiner Charakteristik der Chamberlain-Poskeschen Erinnerungsschrift für H. von Stein (vgl. JBL. 1903, N. 931) hervor. —

Ausländer. Der Aufsatz H. Morfs **(472)** über Rousseau ist nur die Skizze eines im Frankfurter Freien Hochstift gehaltenen literarischen Vortragszyklus über den grossen Genfer. — Der hundertste Geburtstag Sainte-Beuves hat naturgemäss zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt. C. Mauclair **(474)** bestreitet Sainte-Beuve sehr entschieden den Ehrennamen eines „Fürsten der Kritik" und stellt ihm in Taine einen wahren Fürsten gegenüber. — Auch Th. Wolff (Sainte-Beuve. Nüchterner Festgruss zu Ste.-Beuves 100. Geburtstag: Zeitgeist 1904, N. 51) kann Sainte-Beuve nicht den Titel eines Meisters der Kritik zuerkennen. — T. Kellen **(474)** gibt eine kurze biographische Studie über den französischen Kritiker. — Das letzte Essaybuch von M. Maeterlinck **(478)** enthält unter seinen mancherlei Aufsätzen einen einzigen, der in unser Gebiet gehört: „Das moderne Drama" (S. 71—84). M. verweilt darin bei der Tatsache, dass die Fabeln des früheren Dramas bis zur französischen und deutschen Romantik kein unmittelbares Interesse mehr für uns

haben. Diese Geschichten entsprechen, meint er, heutzutage keiner tiefen, lebendigen und zeitgemässen Wirklichkeit mehr. Die äussere Poesie, die über ihnen liegt, gibt es heute nicht mehr. M. glaubt, dass vielleicht aus dem Kampf der grossen Pflicht der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit gegen unsere Selbstsucht und Unwissenheit das wirkliche Drama unseres Jahrhunderts entstehen wird. —

Bildende Künstler und Kunsttheoretiker als Ästhetiker. Den ästhetischen Gehalt in den bekannten Schriften, Gesprächen und Briefen Feuerbachs, Böcklins, Stauffer-Berns, A. Hildebrands, Klingers erörtert M. Ettlinger (483). — Die Schrift von L. H. W. Klingender (487) mit dem Haupttitel: „Befruchtung oder Zersetzung" verkoppelt allgemeinste und darum wenig erspriessliche Auseinandersetzungen über das Wesen der Harmonie und ihre Wirksamkeit in Natur und Kultur mit interessanteren Darlegungen über malerische Faktoren. —

Essaysammlungen. Die in dem Sammelband von W. Bölsche (489) unter einer Mehrzahl von naturwissenschaftlichen Aufsätzen stehenden Studien aus unserem Gebiet sind schon früher an dieser Stelle der JBL. erwähnt worden. So entspricht der Aufsatz „Ob Naturforschung und Dichtung sich schaden" dem JBL. 1903, N. 1282, „Naturwissenschaft und Poesie", „Vom Vers im Drama" = „Eine Lanze für den Vers im Drama" (JBL. 1901 I 3 : 137). — C. J. Wijnaendts Francken (490) handelt über die Bedeutung der Kunst, über Kunstschaffen und Kunstgenuss, endlich über das Lachen und das Komische. — Die Aphorismensammlung der Brüder Goncourt (491) ist die Übersetzung ihres Buches „Idées et sensations", das, wie die Vornotiz bemerkt, auch in der Bibliothek Nietzsches stand. — Von dem Interesse an Stendhal zeugt ebenso der Sammelband A. Schurigs (492), dessen Hauptteil Abschnitte „Aus der Geschichte der Malerei in Italien" auswählt — einem Stendhalschen Werke, das Taine besonders schätzte —, wie die von B. Ruettenauer (513) aus Stendhalschen Büchern zusammengestellte Aphorismensammlung über Schönheit, Kunst und Kultur. —

Reflexionen, Einzelbetrachtungen und Aphoristisches. H. von Hofmannsthal (494) fügt zwei Dialoge als „Unterhaltungen über literarische Gegenstände" aneinander. Der erste „über Gedichte" gipfelt in der Beschreibung der modernen Ansprüche an das lyrische Gedicht, der andere „über Charaktere im Roman und Drama" legt Balzac die Schilderung der Vorzüge in den Mund, die die Charaktere im Roman mit ihrer Breite vor denen im Drama haben. — J. Baumann (498) wirft die Frage auf, ob die Poesie wirklich recht habe mit ihrem Anspruch, Wissenschaft und Poesie in eins zu arbeiten, als Wahrheit neben oder über der wissenschaftlichen Wahrheit zu stehen. Er stellt zunächst am Beispiel Shakespeares fest, dass auch der genialste Dichter in Naturkenntnis und in Kenntnis menschlicher historischer Verhältnisse von seiner Zeit abhängt; „er ist nicht einmal sicher, dass er immer die zu seiner Zeit besten Kenntnisse in beiden Gebieten verwendet bei seinen eigentlichen poetischen Bestrebungen, die darin gipfeln, Züge menschlicher Affekte zu steigern und sie in dieser Steigerung mit den damit verbundenen erhöhten Gefühlen, sei es Schmerz, sei es Lust, vorzuführen als ein Spiel der Phantasie." B. tritt nun eine Wanderung durch die Literaturen aller Völker und Zeiten an und findet überall die gleichen formalen Züge wie bei Shakespeare. Eine Fülle von Material ist in das Buch hineingeworfen, das mehr wie die Skizze zu einem Buch anmutet. — Ähnlich ist die Frage, die E. Platzhoff-Lejeune (499) aufwirft. Er setzt voraus, „dass zwischen der wissenschaftlichen und künstlerischen Leistung, als den vornehmsten Betätigungsweisen menschlicher Geisteskraft, ein gewaltiger Qualitätsunterschied besteht". Die Frage ist für ihn nun, „ob bei der Wertung dieser beiden grundverschiedenen Leistungen eine Bevorzugung der einen oder der andern möglich ist". Dass zwischen Künstler und Gelehrtem überhaupt ein Rangstreit entsteht, liegt nach P. daran, dass der Gelehrte den Fleiss, der Künstler die Begabung wertet, daher es denn kommt, dass der eine den andern unterschätzt, und zwar häufiger der Gelehrte den Künstler als umgekehrt. Es bleibt schliesslich nur eine Gefühlsentscheidung möglich, ob Fleiss oder Talent höher einzuschätzen sei. — Der Aufsatz Fr. Lienhards (503) ist ein Appell an die schaffenden Geister unserer Zeit, „die verlorene Königin, die Gemütsmacht der deutschen Frau, die Seele der deutschen Menschheit" wieder aufzusuchen. — Die bildende Kunst hat K. Scheffler (514) im Auge, wenn er über „Konventionen der Kunst" schreibt. Unter Konventionen versteht er im Gegensatz zur anarchischen Freiheit des Empfindens und Denkens die Beschränkung des Vorstellungslebens auf eine Überzeugung, eine Grundwahrheit. Die religiöse oder philosophische Überzeugung ist die Urkonvention. Auch alle Kunst ist auf Konventionen angewiesen. „Für die bildende Kunst ist eine Konvention über die Grundidee des Lebens in demselben Masse von Wert, als diese umfassend ist." Das religiöse Interregnum

unserer Zeit ist daher auch für die bildende Kunst im wesentlichen unfruchtbar. „Wenn wir uns Alle in demselben Weltgefühl begegnen, haben wir auch, als natürliche Folge, eine Kunst und Kultur; wenn ein einziger religiöser Wille uns einigt, erblüht aus unserem Leben eine neue Schönheit von unsterblicher Art.“ —

Theorie der Ästhetik: Kunstphilosophie; Wesen, Ursprung und Entwicklung der Kunst. Wie Th. Lipps (**516**) im Vorjahre den ersten Band seiner Ästhetik gegeben hat, so tritt in diesem Berichtsjahre J. Volkelt (**517**) mit dem ersten, umfangreichen Band seiner aus vieljähriger Beschäftigung mit den Dingen der Kunst erwachsenen Ästhetik hervor. Klar spricht er aus (S. 390), wie sein ästhetisches Denken gerichtet ist: „Wie ich mich in den grundlegenden psychologischen Betrachtungen den Psychologen unter den modernen Ästhetikern nahe verwandt fühle, so bin ich mir in den normativen oder teleologischen Erwägungen der Verwandtschaft mit Schiller und den spekulativen deutschen Ästhetikern bewusst. Es steht mir in der Ästhetik das Ziel vor Augen, die moderne, eindringend psychologische Art mit der älteren, durch Wertbegriffe bestimmten Betrachtungsweise zu verbinden.“ Die Erfüllung dieses Programms beginnt V. in dem vorliegenden Bande damit, dass er in drei Abschnitten die methodische, die beschreibende und die normative Grundlegung der Ästhetik gibt. Nach den einleitenden methodischen Betrachtungen, die den Gegenstand der Ästhetik fixieren und seine psychologische Natur feststellen, so dass im Anschluss daran die Möglichkeit und die Aufgabe der wissenschaftlichen Ästhetik erwogen werden kann, — nach diesen methodischen Erörterungen wendet sich V. im zweiten Abschnitt einer sorgfältigen Analyse der seelischen Betätigungen und Beziehungen zu, die beim ästhetischen Betrachten und Geniessen ins Spiel treten. Den dritten Abschnitt endlich widmet V. dem Nachweis, „dass das im zweiten Abschnitt psychologisch beschriebene, umgrenzte und auseinandergelegte Gebiet wirklich für den Menschen denjenigen eigenartigen Wert bedeutet, der sich den Werten der Wissenschaft, des Sittlichen und der Religion ebenbürtig anreiht und durch den Namen des Ästhetischen gekennzeichnet zu werden pflegt“. Die im zweiten Abschnitt zergliederten seelischen Vorgänge „müssen, wenn sie eines der grossen menschlichen Wertgebiete sein sollen, durch gewisse in der menschlichen Natur begründete Forderungen und Ansprüche zusammengehalten sein“. Diese Grundbedürfnisse der menschlichen Natur fasst V. als Normen des ästhetischen Verhaltens. Die ästhetischen Grundnormen werden alsdann von allen Seiten beleuchtet. In einem der Kapitel (5.) dieses Abschnitts wird das neuerdings mehrfach erörterte Problem von der Anschaulichkeit in der Dichtung in fruchtbarer Weise erörtert. — Methodologische Erörterungen sind diesmal ziemlich zahlreich vorhanden (**519**, **522**, **524**). — Als besonders wertvoll ist aus der Reihe der allgemeinen ästhetischen Betrachtungen hervorzuheben die Abhandlung von Th. A. Meyer (**525**) über das Formprinzip des Schönen. — Eine zusammenfassende, prinzipielle Darstellung der Ästhetik unternimmt in diesem Berichtsjahr ausser Volkelt auch St. Witasek (**518**). Der besondere Standpunkt des Autors ist vor allem abzulesen aus seiner Charakteristik des ästhetischen Verhaltens: „Der ästhetische Zustand des Subjektes ist im wesentlichen ein (Lust- oder Unlust-) Fühlen zusammen mit einem anschaulichen Vorstellen, und zwar so, dass das Vorstellen die psychische Voraussetzung des Fühlens bildet. Die ästhetischen Gefühle sind Vorstellungsgefühle“ (S. 181). Nach einer Einleitung über Gegenstand, Aufgabe und Methode der Ästhetik gibt W. einen Überblick über das ästhetische Tatsachenmaterial, analysiert dann ausführlich den ästhetischen Zustand des Subjektes und betrachtet weiter in einzelnen Kapiteln die pseudoästhetischen Genussfaktoren, das Zusammenwirken der Gefühlsfaktoren, wobei der Verfasser Gelegenheit findet, eine interessante Tafel der möglichen ästhetischen Modifikationen aufzustellen, ferner die Wege der Erklärung in der Ästhetik, die ästhetische Norm, die Kunst. — Das bereits JBL. 1900 I 3:67 ausführlich charakterisierte Buch von Y. Hirn (**527**) liegt nun auch in deutscher Übersetzung vor. — Auch „das Wesen der Kunst“ wird wieder einmal untersucht. C. W. Schmidt (**531**) macht sich an diese Aufgabe, ohne eigentlich neue Ergebnisse zu finden. Die Definition der Kunst ist nahezu, auch in Worten, dieselbe, die K. S. Laurila (JBL. 1903, N. 1033) gegeben hat, und das nachdrückliche Bestehen auf psychologischer Fundamentierung der Ästhetik ist für die moderne Ästhetik nachgerade doch wohl schon eine selbstverständliche Forderung geworden. — „Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst“, und zwar der bildenden Kunst bespricht R. von Kralík (**534**) in drei Vorträgen, von denen der erste die ästhetischen Grundlagen untersucht, der zweite in Siebenmeilenstiefeln die Geschichte der Kunst von der ägyptischen Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durchmisst, der dritte endlich die „Entwicklung der modernen Kunst im 19. Jahrhundert“ einer Betrachtung unterzieht. Die Grundwahrheit, die Kralik durch alle Perioden der Kunstgeschichte sich hindurchziehen und in der modernen Kunst mit vollerem Bewusstsein gefordert sieht, ist der Gedanke,

dass die Kunst Lebenskunst, die Welt, das Leben selber ein ästhetisches Problem ist, das ästhetisch behandelt und überwunden werden muss — die Kunst als Stilisierung des Lebens, „d. h. als das Leben selber, aufgefasst in seinen wesentlichen, charakteristischen Formen, in seiner hinter allem geschäftlichen und allzu menschlichen Treiben liegenden Bedeutsamkeit". —

Verschiedenes. Nach dem Bericht von R. Schoener (548) versucht E. Caffi den Nachweis, dass die „virtuosi" der Renaissance die Vorläufer des modernen „Übermenschen" seien. „Der Virtuosismus", sagt Caffi, „ist die Reaktion gegen die religiöse Verfälschung des Lebens und der Kunst. Das Übermenschentum ist die Reaktion gegen den Buddhismus, gegen die demokratische Selbstverleugnung, den literarischen Byzantinismus, den Präraffaelismus, vor allem den Realismus oder Verismus in der Kunst." — Interessant scheint nach der Anzeige das Buch eines anderen, offenbar von B. Croce beeinflussten Italieners, G. Fraccaroli (552) zu sein, in dem der Verfasser das Gesetz darzulegen sucht, „dass die ästhetische Tätigkeit — die Erzeugerin von Erscheinungen, Phantasiegebilden, individuellen Geistesprodukten — absolut nichts zu schaffen habe mit der logischen Tätigkeit, die Erkennbares, Begriffe, allgemeine Wahrheiten schaffe, ja dass die Vermischung beider die Darstellung sowohl klarer Gedanken, wie anschaulicher Bilder beeinträchtigen müsse". —

Ästhetische Grundbegriffe: Apperzeption. Das Problem von der Anschaulichkeit in der Poesie, das, wie oben angedeutet, auch Volkelt erörtert, wird in einer besonderen Studie von M. Dessoir (556) untersucht. D. stellt die poetische Schilderung und die kunstgeschichtliche Schilderung nebeneinander: denn das ästhetische Problem ist auch zum Teil ein kunstwissenschaftliches Problem. Dessoir findet ähnlich wie Th. A. Meyer (JBL. 1902, N. 770) und H. Rötteken (JBL. 1902, N. 769), dass das Eigentümliche des poetischen Genusses an der Sprache haftet und das Eigentümliche des dichterischen Vermögens als einer formalkünstlerischen Fähigkeit in der Macht über die Sprache beruht. Die Poesie rein ästhetisch benannt ist eine „Wortkunst". Bei der Untersuchung des kunstwissenschaftlichen Problems stellt D. fest, dass bei der Ungleichheit des Bildhaften und Worthaften der Zuverlässigkeit und Anschaulichkeit in der kunstgeschichtlichen Beschreibung ziemlich enge Grenzen gezogen sind. Der Kunstgelehrte wird am besten tun, auf genaue Beschreibung zu verzichten und den subjektiven Eindruck auszusprechen. „Es scheint das tragische Geschick der Kunstgelehrten, sofern sie mehr sind als Registratoren und Historiker, dass sie von der Kraft des bildenden Künstlers wie von der Fähigkeit des Dichters genug erhalten haben, um mit ihnen zu empfinden, und zu wenig, um es ihnen gleichzutun." — Das hier von Dessoir behandelte Problem ist aber auch geeignet, noch weiter ausgedehnt zu werden. In einem hübschen Buch „über Naturschilderung" hat der inzwischen verstorbene Friedrich Ratzel (543) einen Beitrag zu diesem Problem geboten. Er bezeichnet selbst seine Arbeit als einen „Führer zu dem Schatze von belebenden und beglückenden Eindrücken", „die in der künstlerischen Seite der Geographie liegen". Eine Fülle interessanter Gesichtspunkte hat R. festgehalten; er zeigt u. a. an Beispielen, wie die wachsende Schärfe der Naturbeobachtung von Einfluss ist auf die Kunst der Naturschilderung. — Die Abhandlung von K. Sachse (Apperzeption und Phantasie in ihrem gegenseitigen Verhältnis. = Pädagog. Magazin, Heft 243. Langensalza, Beyer. 25 S. M. 0,30) hat rein pädagogisches Interesse. —

Künstlerisches Schaffen. Den ersten Band eines breit angelegten Werkes gibt K. Wyneken (564), der in der Richtung weitergeht, die Zeising um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zuerst eingeschlagen hat. Auch Wyneken vertritt die Auffassung, dass alles Schöne in seinen Massverhältnissen mathematisch bestimmbar sei. Demgemäss steht sein Werk durchaus auf mathematischen Voraussetzungen. Der vorliegende Band beschäftigt sich mit der Darstellung des morphologisch-rhythmischen Grundgesetzes, das hier verständlich zu entwickeln der Raum fehlt. Denn dieses Grundgesetz ruht selbst wieder auf den beiden Gesetzen des geometrischen Mittels und des arithmetischen Mittels, die bei den höheren Natur- und Kunstformen erkennbar sind. Das Problem der Form im allgemeinen ist, kurz gesagt, das Thema dieses ersten Bandes. Erst der zweite in Aussicht gestellte Band scheint Erörterungen bringen zu wollen, die für dieses Kapitel der JBL. von Interesse sind. Der Verfasser deutet folgendes an: „Der zweite Teil behandelt die Synthese der Kunstformen so eingehend, dass er als Kanon der schönen Form und als eine Anleitung zur Herstellung der rhythmischen Grundlagen für jedes Kunstwerk und jede Stilart bezeichnet werden kann" (S. 288/9). — Diesen theoretischen Untersuchungen stehen diesmal mehrere Aufsätze aus der dichterischen und schriftstellerischen Praxis zur Seite, von denen natürlich die Selbstzeugnisse [von J. J. David (570), J. C. Heer (571), Hans Hoffmann (574)] am höchsten zu bewerten sind. Doch ist auch anderes von Interesse, wenn z. B. J. Biernatzki

(572) als ein Freund G. Frenssens in dessen dichterische Werkstatt Blicke tun lässt. Biernatzki stellt in seinem Vortrag Arbeitsweise und Ziel des Dichters und des Schriftstellers als ganz verschieden gegeneinander. —

Genie und Talent. Das Buch von A. Padovan (575a), der schon verschiedentlich mit dem Genie sich beschäftigt (JBL. 1901 I 3:78) und in einem Vortrag (Cos' è il genio? Milano, Hoepli. 1901. 62 S. L. 1,50) sich noch einmal mit Entschiedenheit auf die Seite der Gegner Lombrosos gestellt hat, steht auf folgender These: Der Dichter als Künstler ist ein unvollkommener Bildhauer, Maler oder Musiker, der die betreffende Kunst nicht gepflegt hat, weil seine übermächtige Phantasie ihn zum Dichter werden liess. Der Flug, die Höhe seiner Phantasie hält in dem Dichter seine bildhauerische, malerische oder musikalische Anlage nieder. Aber sie kommt zum Ausdruck in der künstlerischen Sprachbehandlung. Und nun studiert P. diese dichterischen Typen an einer Reihe italienischer Poeten: der Dichter als Bildhauer ist vertreten in Dante und Carducci, der Dichter als Maler in Petrarca und Pascoli, der Dichter als Musiker in Metastasio. Die Arbeit des italienischen Autors trägt einen ausgesprochen schöngeistigen Stempel. — Das schon früher (JBL. 1900 I 3:136) erwähnte Buch von G. Séailles (576) können sich in der Übersetzung jetzt auch die zu eigen machen, die sich bisher nicht über den Zaun der französischen Sprache getraut haben. —

Ästhetische Kultur. Die Worte Fr. Lienhards (592) über die Oberflächenkultur in der Gegenwart haben zwei Ziele. Einmal fordert er Läuterung und Selbsterziehung der sittlich-menschlichen Persönlichkeit, die selbst ein zu formendes Kunstwerk ist, gegenüber der Übertreibung der „künstlerischen" Kultur, der Kunsterziehung und Kunstpropaganda, wie sie in unseren Tagen betrieben wird. Insbesondere nimmt er in der polemischen Hälfte seiner Schrift die „subalterne Ästhetik" des Kunstwart aufs Korn, die nur zu sehr geeignet ist, der „Oberflächenkultur" Vorschub zu leisten. Mit seinen Worten gegen die Überschätzung der „Kunsterziehung" scheint L. in Übereinstimmung zu sein mit mehreren anderen (599, 598), die ihre Stimme gegen die Gefahren der ästhetischen Bewegung, gegen die ästhetische Verkleisterung, wie O. von Leixner (599) sich ausdrückt, erhoben haben. — Wider die literarische „Überkultur", für die F. Hollaenders Roman „Der Weg des Thomas Truck" ein Dokument ist, spricht sich O. B(ulle) (593) aus. —

Richtungen der Kunst: Allgemeines. Wo stehen wir? Diese Frage stellt sich F. Avenarius (608), um einen Überblick über das Schaffen auf den verschiedenen Gebieten der Kunst zu geben. Für die Literatur vor allen findet er, dass wir im Überwinden der Dekadenz sind, die weiter unten (S. 283) von Th. Lipps (628) eingehend charakterisiert wird. Auch in den anderen Künsten zeigt es sich nach A. deutlich, dass wir im Aufsteigen sind. — Leo Greiner (608) hat ebenfalls den Eindruck beim Betrachten der literarischen Konstellation, dass eine Wendung zum Besseren geschehen ist, nachdem alle „Richtungen" abgewirtschaftet haben. — Die gleiche Frage in anderem Sinn ist innerhalb der katholischen Literatenkreise aufgetaucht. K. Muth-Veremundus (608) sucht das verfrühte Selbstbewusstsein eines engeren Kreises der katholischen Belletristik, die in der „Literarischen Warte" ihr Organ hat, zu dämpfen. — Ausführliche Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Literatur, ausführlicher als es in den genannten Zeitschriftenaufsätzen geschehen ist, stellt Rud. Huch (609) an. Der Grundton seiner aphoristischen Erörterungen ist pessimistisch. „Das augenblickliche Bild der Literatur macht den Eindruck der Ratlosigkeit." In der Wirrnis der Zeit ist die Sehnsucht nach Religion erwacht. „Wenn dies nun nicht Täuschung ist, wenn wirklich die Sehnsucht nach einem reinern Dasein auf ihren stillen Fittichen durchs Land zieht, so sind auch in jenen einsamen Klüften und nirgend anders die Quellen, aus denen der Dichtung neues Leben zufliessen kann" (S. 69). —

Moderne. Nach S. Lublinski (617) fehlt der Moderne „Gemütswucht". Das ist das letzte und gewaltigste Ziel der Moderne: Vereinigung des religiösen Gefühls mit aktivem Machttrieb, Klärung des Verhältnisses zwischen Individuum und Universum. Auf das Problem der Gemütswucht führt L. seine „Bilanz der Moderne" hinaus, in der er die letzten zwanzig Jahre der modernen deutschen Literatur ästhetisch abzuschätzen versucht. —

Renaissance. Anknüpfend an die Schillersche Unterscheidung dreier Kulturstufen, in deren erster die Griechen waren, während wir in der zweiten stehen und die dritte also noch zu hoffen ist, sieht A. von Gleichen-Russwurm (620) in der Gegenwart die Anzeichen einer neuen Renaissance. „Für den aufmerksamen Beobachter mehren sich die Anzeichen, dass wir in Wahrheit einer neuen Kulturstufe mit neuer Weltanschauung und neuem Rhythmus entgegengehen, in der man die Griechen nicht zurückwünschen wird, weil man Besseres und Höheres zu bieten hofft." Als Symptome dafür hebt der Verfasser hervor die erstarkende Sehnsucht

nach Schönheit, das Auftauchen einer alles umfassenden, alles verstehenden Weltanschauung, den optimistischen Zug der Jugend. — P. Sakolowski (622) findet, dass wir in unserem ganzen Alltagsleben, in unseren Kunstanschauungen eigentlich nur eine neue, verjüngte Auflage der italienischen Hochrenaissance sind. „Das Ideal unserer modernen Renaissance ist die Wahrheit, ihr Inhalt ist die Liebe." S. geht in seinem kleinen Buch den Ansätzen und Vorboten der modernen Renaissance besonders auf dem Gebiet der bildenden Künste nach. — Der Aufsatz von A. Seidl (621) bezieht sich lediglich auf die musikgeschichtliche Bedeutung von Peter Cornelius, den S. einen „Renaissancemenschen" nennt. —

Naturalismus. Der Bankrott des Naturalismus wird verschiedentlich (623, 624) bestätigt. K. Falke (623) im besonderen tritt für die endliche Wiederkehr des Dramas grossen Stils, des idealisierenden Dramas ein. — K. Francke (625) behauptet eine innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus. Er sieht nicht selten diese beiden Extreme in ein und derselben schöpferischen Persönlichkeit verbunden. Auch die gegenwärtige Literatur und Kunst ist von dem Gegensatz der beiden anscheinend grundverschiedenen Richtungen beherrscht. Nach F. sind sowohl Naturalismus wie Symbolismus „Ausflüsse einer intensiv gesteigerten Subjektivität, eines fieberhaft gespannten Interesses an dem Innenleben". Das kann natürlich nur richtig sein, wenn der Verfasser dem Naturalisten den Drang zuschreibt, in der Oberfläche der Dinge einen lebendigen Geist, eine innere Kraft, die der Naturalist hinter den äusseren Formen der Wirklichkeit angeblich spürt, zu erfassen und darzustellen. Jedenfalls hält F. die ungehemmte Entwicklung sowohl des Naturalismus wie des Symbolismus für eine notwendige Vorbedingung zum Gedeihen einer Kunst, die der Fülle inneren Lebens gerecht werden will. —

Dekadenz. Als den Grundzug der Dekadenz bezeichnet Th. Lipps (628) die Suggestibilität, die auf der Minderung der vereinheitlichenden Kraft der Persönlichkeit, auf einer mehr oder weniger weitgehenden psychischen Dissoziiertheit beruht. L. benennt und erläutert die Symptome des Dekadententums: den pathologischen und ausserpathologischen Grössenwahn („Individualitäten", „Übermenschen"), ferner alle Arten des Byzantinismus unserer Tage, die Vorliebe für den blendenden Aphorismus, den „Negativismus" d. h. die Lust am Zersetzen, das Behagen am Negieren, den gedankenlosen Kultus des Modernen, des Sensationellen, der Originalität um jeden Preis, neben dem der Kultus des Wunderbaren, des Mystischen einschliesslich des Kultus eines mystischen Symbolismus in der Kunst steht. Negativismus im eminenten Sinn spricht sich aus in dem Kultus des Hässlichen, des Angefaulten, des Perversen in seinen verschiedenen Arten: dazu gehört der Kultus des Harten, Grausamen, des rücksichtslosen Hinwegschreitens über die Schwachen, schliesslich das sexuell Perverse, mit dem bekanntlich die Grausamkeitslüsternheit in engem Zusammenhang steht. Eines der Symptome der Dekadenz ist schliesslich auch der einseitige Kultus der Kunst, die Hypertrophie des Kunstgenusses und der Kunstproduktion. Die mögliche Rettung aus der Dekadenz ist allein eine sittliche Wiedergeburt d. h. Gesundung des psychischen Gesamtorganismus. „Sie besteht in der Befreiung und Vereinheitlichung aller Kräfte im Menschen, im einzelnen und im sozialen Ganzen, und in der Herrschaft derjenigen Kräfte, die darauf zielen, im einzelnen und in den sozialen Organismen den ganzen Menschen zu schaffen, den reichen, alles Menschliche umspannenden, und starken und freien und auf Grund von dem allem stolzen Menschen." —

Heimatkunst. A. Bartels (632) stellt fest, dass die Heimatkunst ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt habe. Die Heimatkunst ist nach ihm nicht enger, sondern tatsächlich weiter gewesen als die grossstädtische Kunst ihrer Zeit. — L. Kiesgen (636) hat Besorgnisse für die Dichtung, wenn die Heimatkunst sich noch weiter im Sinn einer „Ständekunst", die einzelne Standesmilieus zum Gegenstand ihrer Darstellung nimmt, entwickeln würde. — Sophie Höchstetter (638) fühlt den Drang, sich gegen A. Kerr zu wehren, der die Meinung ausgesprochen hatte, dass die Grossstadtdichter mehr zu sagen hätten als die Landdichter, die ärmer seien, da sie die wesentlichen, die schwer erkauften Regungen nicht hätten. Sie hält ihm eine Reihe von Beispielen für ihre gegenteilige Ansicht vor. —

Beziehungen der Kunst: Kunst und Sozialismus. Zu den hierunter verzeichneten Aufsätzen ist noch einer von J. von Pflugk-Harttung (Die Sozialdemokratie in Kunst und Literatur: Deutschland S. 330—40) nachzutragen, der mit etwas grämlicher Miene feststellt, dass der sozialdemokratische Massenzug unser gesamtes Dasein vergiftet und verwüstet hat. Den Begriff Sozialdemokratie nimmt der Verfasser allgemeiner und weiter als im gewöhnlichen politischen Sinn. Wir sind nach der Anschauung des Verfassers in einem Übergang von der politischen zu einer stark sozialen Zeit. „Unsere Entwicklung ist gewissermassen eine Geltendmachung des Ich in der Massenwirkung, des Massen-Ich, es ist die unverblümte Ausprägung

der materiellen Selbstsucht, welche das Gewordene und Überlieferte zu zertrümmern und Ersatz nach Massenvernunftgrundsätzen zu schaffen sucht." Diesen Drang nach Umwälzung nennt der Verfasser eine Sozialdemokratie des Daseins. Sie äussert sich in Kunst und Literatur in der Neigung für das Gewöhnliche, das Gemeine, das Elend, selbst für den Schmutz. Besonders bekommt Gerhart Hauptmann zu guter Letzt ob seiner Rose Bernd etwas am Zeug geflickt. — Hierher gehört auch der Aufsatz von W. Kloos (640), der sich über sozialistische Tendenz und Dichtung auslässt. —

Kunst und Religion. Wie bereits oben von verschiedenen Autoren (N. 514, 609, 617, 620) auf die religiöse Sehnsucht unserer Zeit und den Drang nach einer neuen grossen Weltanschauung aufmerksam gemacht worden ist, so bezeugen auch katholische Stimmen die „Höhensehnsucht" der Gegenwart. L. Krapp (655) nennt unser Zeitalter direkt das der Sehnsucht. Als die beiden Hauptzüge dieser Sehnsucht erkennt er das neue Streben nach dem hellenischen und das nach dem altdeutschen Kulturideal. Er deutet das erste als einen Zug nach Mass, Selbstbeschränkung, Einkehr, das zweite als Sehnsucht nach Einfachheit und Kraft. Im Katholizismus sieht er diese beiden Züge ursprünglich vorhanden und leitet aus dieser These die Pflicht des Katholizismus her, miteinzugreifen und die Bewegung mit in rechte Bahnen zu lenken. Der deutsche Katholizismus, so lautet das Schlusswort, ist zum wenigsten in gleicher Weise wie der deutsche Protestantismus berufen, an der Regeneration unserer Kunst und Kultur in christlichem Sinne mitzuarbeiten. — Niemand anders als Luther ist es nach der Meinung des Benediktinerpaters A. Pöllmann (657) gewesen, der den Grund gelegt hat zum Niedergang des vornehmen Geistes in der Kunst. Dagegen ist es die katholische Kirche allein, die Hilfe bringen kann. „Sie ist die Hüterin alles Idealismus, sie ist die Hüterin jeglicher Vornehmheit." In ihrem Schatten wächst nur eine vornehme Kunst. „Wie tief muss die deutsche Kunst noch sinken, bis sie sich dieses vornehmen Geistes wieder erinnert?" — Aber gibt es denn eine „katholische Kunst?" Was F. Eichert (660) darüber zu sagen hat, ist recht dürftig. Er versteht darunter „einfach eine Kunst, die auf katholischer Weltanschauung sich gründet, also von katholisch gesinnten Künstlern geübt und betätigt wird". —

Kunst und Moral. Einen energischen publizistischen Feldzug gegen den Schmutz in Wort und Bild hat O. von Leixner (678) eröffnet, der weiterhin sich auch zu einer Klarstellung des Begriffs der Schamhaftigkeit (664) veranlasst sieht. — Der internationale Kongress zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur, der in dem Berichtsjahr in Köln tagte (681), hat naturgemäss eine grosse Zahl von Aufsätzen heraufbeschworen. — Die philiströsen Voraussetzungen der Einberufer dieses Kongresses stellt M. G. Conrad (676) gebührend an den Pranger. —

Kunst und Frau. Sophie Höchstetter (685) erwägt die Frage, ob die Frau fähig sei, den Mann intuitiv zu verstehen, aus seiner Optik heraus Dinge und Menschen betrachten zu können. Sie zeigt, dass es nicht der Fall ist, sowenig als es einen Künstler gibt, „der etwas Bedeutungsvolles aus weiblicher Seele sagen konnte, ohne dass er es von Mund zu Mund erfuhr". Wohl aber kann die Frau ebensogut den Mann scharf und treu beobachtet schildern, wie umgekehrt. Die Verfasserin belegt ihre Meinung mit einigen Beispielen und schliesst: „Nur aus der eigenen Seele (Optik) heraus kann der Künstler im letzten und höchsten Sinn offenbarend, schöpferisch, genial, wahrhaftig sein. . . . Die Aufgabe des Künstlers wird es sein, das andere Geschlecht zu verstehen, nicht aber in ihm aufzugehen." Die Einwände Irma Goeringers gehen nicht auf den Kern der Höchstetterschen Ausführungen. —

Kritik. Von den hierhergehörigen Arbeiten ist in erster Linie die Studie von B. Croce (697a) zu nennen, der untersucht, was der eigentliche Inhalt einer Geschichte der literarischen Kritik sein müsste. Er warnt zunächst vor der Verwechslung mit einer Geschichte der kritischen und literarischen Theorien, d. h. mit einem Kapitel aus der Geschichte der Poetik oder Ästhetik; eine Geschichte der Kritik muss vielmehr die Geschichte der tatsächlichen Produktion des kritischen Geistes sein. Sie umfasst drei Teile: 1. die Wechselfälle und den Fortschritt der kritischen Haltung oder Methode im allgemeinen; 2. die erreichten Einzelergebnisse; 3. die Konstruktion der Literaturgeschichte. Croce erläutert die drei Teile an der Geschichte der italienischen Literaturkritik und weist auf die verschiedenen sich daraus ergebenden Probleme hin. — G. Pantaleone (697b) unterzieht einen Aufsatz von G. A. Cesareo über ästhetische Kritik in der Nuova Antologia (1. Oktober 1903) einer scharfen Musterung; er weist Cesareo seine Stützpunkte in der Ästhetik B. Croces nach, den als Quelle zu nennen Cesareo nicht beliebt. — Die programmatische Vorrede E. Zolas (695) stammt aus seiner kritischen Sammlung „Une campagne". — K. Maurer-Hartmann (697) erhebt die Forderung nach vornehmer Kritik und

skizziert die Tugenden des vornehmen Kritikers. — Andere Forderungen macht G. Muschner-Niedenführ (706) geltend, indem er auf die Kollegialität zwischen Dichtern und Kritikern zu sprechen kommt — ein Problem, das in die tägliche Praxis des Kritisierens hineinführt. — Eine scharfe Abfertigung wird A. Bartels für seine Judenschnüffelei in der Literaturgeschichte von L. Berg (705) zuteil; die ganze Absurdität des Bartelsschen Verfahrens wird aufgedeckt. — J. Hart (712) liefert einige Aphorismen über Bedeutung, Wirkung und Wesen der Kritik. —

Ästhetische Stimmungen: Tragik. Bei seiner Untersuchung über die Möglichkeit der klassischen Tragödie findet P. Ernst (736), dass die einzige, gleichzeitig allgemein menschliche und künstlerisch vollkommene Fassung des tragischen Problems bei den Griechen vorhanden war. „Die Fassungen der Neueren — E. führt Calderons, Schillers, Shakespeares, Hebbels und Ibsens Lösungen des tragischen Problems an — sind teils durch die Zeitanschauungen bestimmt und setzen die Tragödien dem Schicksal des Veraltens aus, teils sind sie unvollkommen." Der Verfasser meint aber, dass heute wieder aus unserer allgemeinen Kultur heraus Bedingungen entstanden sind, die der Tragödie des Altertums entsprechen. Er bezeichnet als ein Analogon zum antiken Schicksalsbegriff die Abhängigkeit aller Glieder der Gesellschaft von den ökonomischen Beziehungen, die für den einzelnen blindes Schicksal sind. Der Fehler des naturalistischen Dramas war es freilich, dass es nur das unerbittliche Schicksal und die Zermalmung des Menschen zeigte, aber nicht den Konflikt und die Erhebung des Menschen, nur die Notwendigkeit, aber nicht auch die Freiheit. Denn es holte seine Stoffe aus den Kreisen der sozial Gebundenen. Aber nicht nur die Arbeiter, viel mehr noch die Höheren müssen heute, so meint der Verfasser, das Gefühl haben, von Mächten über ihnen abhängig zu sein. „Je höher der Mensch steht, desto häufiger sieht er sich im Mittelpunkt mehrerer Notwendigkeiten. Steht er dann im Konflikt, so muss er handeln mit der Freiheit, welche uns Menschen zugemessen ist, und kann nicht bloss leiden, wie der Proletarier, welcher nur einer Notwendigkeit folgt. Dann haben wir aber neben dem unerbittlichen Schicksal und der Zermalmung auch den Konflikt und die Erhebung; und die Möglichkeit der klassischen Tragödie." —

Poetik: Allgemeines. Um das Buch von Otto Müller (743) zu charakterisieren, genügt es, den ausführlichen Titel abzuschreiben: „Anleitung zur Dichtkunst. Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmass und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Mit zahlreichen Beispielen und einem vollständigen Reimlexikon". — Die „Gedanken über das Wesen der Poesie", die Ph. Witkop zusammenstellt (Hochland 1904, S. 457—61), sind nicht seine eigenen, sondern eine Aneinanderreihung von Zitaten aus Goethe, Novalis, Hebbel, Otto Ludwig und einigen anderen. — Das im Vorjahr (JBL. 1903, N. 1447) von E. Engel behandelte Thema der Spannung als künstlerisches Mittel wird diesmal von Rheinländer (746a) erörtert. Er nennt die Spannung das eigentliche Lebenselement der Kunst. „Die echte, gesunde Spannung ist nicht nur ein blosser, öder Zweifel, welcher Zufall über Sieg oder Niederlage des Helden entscheiden werde. Nur die Herzensangst, die innere Teilnahme für den Liebling bringt im Leser und Hörer die Spannung zuwege." —

Rhythmus und Redefigur. Ein Beitrag zum Banausentum in der Wissenschaft ist der Vortrag von K. Marbe (750). Die Arbeit zeigt, was für Verheerungen der Glaube an die exakte Methode der experimentellen Psychologie im Gehirn eines deutschen Professors anrichten kann. Das exakte Verfahren des experimentellen Psychologen Marbe ist die Statistik. Vermittels der Statistik will er dem Rhythmus der Prosa beikommen. Er skandiert zu diesem Zwecke einzelne Prosaabschnitte, zunächst Goethes und Heines, zählt die unbetonten Silben zwischen je zwei aufeinanderfolgenden betonten Silben aus, berechnet das arithmetische Mittel jener unbetonten Silben, hierauf ihre mittlere Variation und kommt schliesslich zu dem Resultat, dass das arithmetische Mittel sowie die mittlere Variation eines bestimmten Abschnittes Goethescher Prosa kleiner sind als die entsprechenden Zahlen eines bestimmten Abschnittes Heinescher Prosa. Er gewinnt alsdann Hilfskräfte zu der gleichen Arbeit, die zwar nicht die gleichen Zahlenresultate, aber doch wenigstens ähnliche Zahlenverhältnisse herausrechnen. Der Verfasser stösst mit anderen Worten auf die unliebsame Tatsache, dass die rhythmische Auffassung eines Textes individuell verschieden ist. Und das dürftige Ergebnis, das er bei den Berechnungen in der Hand behält, ist die schlicht verständlich auszudrückende Tatsache, dass die Goethesche Prosa in dem gewählten Textabschnitt ruhiger, gehaltener, von gleichförmigerem Rhythmus ist als die „beobachtete" Heinesche Prosa. Neben seinen tabellarischen Ergebnissen erfreut sich der Verfasser an dem Resultat, „dass der Rhythmus eines Prosatextes von wesentlichem Einfluss auf den ästhetischen Eindruck sein kann, welchen die

Lektüre des Textes ausübt". Und weiter: „Aus der Tatsache des verschiedenen Rhythmus der von uns geprüften Texte folgt andererseits, dass eine künftige ausführliche Behandlung des Prosastils eines Schriftstellers auch den Rhythmus dieses Stils gründlich untersuchen muss." Weitere Berechnungen führen alsdann zu einer sogenannten rhythmischen Eigentümlichkeit der neuhochdeutschen Sprache, die in der Tatsache liegt, dass das arithmetische Mittel aus dem Verhältnis von mittlerer Variation und arithmetischem Mittel einer Anzahl behandelter Texte, also der Mittelwert von $\frac{v}{m} = 0{,}464$ ist, welcher Zahl eine mittlere Variation von 0,019 entspricht. Jene Zahl wäre also der „ungefähre" Mittelwert der der neuhochdeutschen Sprache entsprechenden Grösse $\frac{v}{m}$. M. verspricht sich von seiner Methode allerhand mit Wenn und Aber verklausulierten Nutzen. Rührender Optimismus eines musenfremden Experimentalästhetikers und philosophielosen Philosophieprofessors! — Die seltsame Künstelei der Verschränkung paralleler Sätze, die mit der Bezeichnung Yathā-saṃkhya in der altindischen Poetik sich findet, weist J. Bolte **(751)** seit dem 12. christlichen Jahrhundert mehrfach in den europäischen Literaturen nach. Nachdem sich diese Mode des Redeschmucks in der mittellateinischen Literatur gezeigt hat, tritt sie wieder in der französischen Renaissancedichtung des 16. Jahrhunderts auf, um dann auch auf die englische und deutsche Dichtung einzuwirken. B. stellt die Beispiele für die merkwürdige Erscheinung zusammen, „deren Ausdehnung und historische Grundlage weiterer Forschung empfohlen bleibt". —

Einzelne Dichtgattungen: Lyrik. W. von Scholz **(756)** (auch abgedruckt in N. 770) betrachtet die Ballade als eine Vorstufe des Dramas. Sie wurzelt einerseits im Volkslied, andererseits im Epos. Aber die Ballade setzt weder das rein epische Interesse noch rein lyrisches Mitschwingen voraus; sie wendet sich an eine Gemütsspannung. Der Verfasser weist durch eine nähere Charakteristik der Ballade eine künstlerisch-organische Beziehung zwischen ihr und dem Drama nach, die er als eine Entwicklungsverwandtschaft verstanden wissen will. —

Epigramm. Das Wesen des Sinngedichts umschreibt A. von Gleichen-Russwurm **(757)** mit den Worten: „In den kleinen, scharf pointierten Gedichten spiegeln sich die Sitten und Anschauungen der verschiedenen Jahrhunderte, die Götzenbilder, zu denen man betete, und die Ideen, die man verabscheute oder verwarf. Weil das Wesen des Sinngedichts in seiner Spitze liegt, wurde es zur Waffe, die freie Geister gegen Unterdrückung und Vorurteil richteten, und diente meist zum Gewand der Satire oder der Polemik im politischen wie im künstlerischen Streit. Die Dichter, die es verwendeten, waren Träger des Kulturgedankens, sie standen, kämpfend und leidend, mitten im Leben, so dass ihre knappen Sprüche zu intimen Dokumenten des Menschentums geworden sind." Der Verfasser skizziert hiernach eine Geschichte des deutschen Sinngedichts. —

Epos. K. Spitteler **(759)** statuiert eine besondere epische Veranlagung, so gut wie es eine lyrische und eine dramatische gibt. Der Romancier oder Novellist oder Erzähler jedoch ist kein Epiker. „Der geborene Epiker wird nicht umhin können, früher oder später ein Epos zu schreiben." Ein solches Epos aber wird nie ein reines Wirklichkeitsepos sein, das es überhaupt nicht gibt — es wird sich das Ergehen in mythologischen Höhen nicht nehmen lassen. Auch eine Weltanschauung ist im eigentlichen Epos ausgedrückt. Die Weltanschauung des Epikers, meint Spitteler, ist sogar düsterer als die des Tragikers. „Denn der Tragiker schaut aus dem Einzelunheil in eine moralische Weltordnung empor, der Epiker dagegen schaut durch den Sonnenschein der äussern Welt in hohle finstere Tiefen. Kein Tragiker ist pessimistischer als Homer." Da ferner epische Dichtung plastische Dichtung ist, so lässt sich eine ungeheure Verblüffung nicht vermeiden, indem der Dichter seine mythologischen Bilder zu klarster Anschaulichkeit ausprägt. — Sehr gute Bemerkungen über das Wesen der Erzählungskunst finden sich bei J. Wassermann **(760)**; verschiedene Arten von Schriftstellern werden geschildert, die Erfordernisse und Eigenschaften künstlerischer Erzählung werden analysiert; über das Verhältnis des Dichters zu seinem Werk sind intime Beobachtungen zu lesen. — Br. Wille **(766)** verwendet bei seiner Betrachtung über Märchenkunst und Kunstmärchen in der Hauptsache die Einleitung zu seiner Ausgabe romantischer Märchen von Brentano und Tieck (JBL. 1903, N. 16037). —

Drama und Dramaturgie. Eine Reihe von Aphorismen über Wesen und Bau des Dramas bietet W. von Scholz **(770)** als erste Studie eines Sammelbandes, der über verschiedene literarische Gegenstände handelt. — Das Werk von H. Dinger **(772)** bleibt dem dramaturgischen Sonderbericht überlassen. —

Essay. A. von Gleichen-Russwurm **(774)** plaudert in einem Essay über den Essay, den er die ureigene Kunstart unserer Zeit nennt. Was er auch behandeln mag, er ist immer der Ausdruck einer Persönlichkeit. „Der moderne Essay löst seine Aufgabe, wenn er den Leser anregt, nachzudenken und sich selbst ein Urteil über die Sache zu bilden. Er bringt das Anziehende und Amüsante, er weist auf das Ernste hin und weckt in der Vorstellung des Publikums ein Bild, ohne den allgemeinen Eindruck durch Zahlenangaben oder sonstige Steckbriefbezeichnungen zu verwischen.“ Der Verfasser macht eine Reihe von Essayisten seit Montaigne namhaft, die für die Entwicklung dieser Kunstform bedeutungsvoll sind. —

Übersetzung. Mit Interesse vernimmt man, was L. Fulda **(778)** von der Kunst des Übersetzers (nicht Übersetzens, wie irrtümlich in der Bibliographie) zu sagen hat. Er wendet sich mit Entschiedenheit gegen die Pfuscherei, die auf dem Kunstgebiet der Übersetzung heutzutage vielfach im Schwang ist, und beleuchtet das Unheil, das durch solche Übersetzertätigkeit angerichtet werden kann. Die künstlerische Natur dieser Tätigkeit ist leider durch die Massenwirtschaft in Vergessenheit geraten. Fulda schliesst daran einige, zum Teil aus eigener Praxis geschöpfte Betrachtungen über das Wesen der Übersetzungskunst, die weder den produktiven noch den reproduktiven Künsten beigezählt werden kann, sondern zwischen beiden etwa die Mitte hält. Denn sie schafft nach, aber sie formt auch um. Die Anlagen des produktiven wie des reproduktiven Künstlers muss der Übersetzer in sich vereinigen. Mit besonderem Nachdruck wird betont, dass das Instrument, das der deutsche Übersetzer mit möglichster technischer Vollendung zu meistern hat, einzig und allein die deutsche Sprache ist. Metrische Übersetzungen bieten besondere Schwierigkeiten, die Fulda ins Licht stellt. Schliesslich erörtert er noch die Frage, inwieweit die Übersetzung treu sein soll. Zwei entgegengesetzte Bahnen stehen dem Übersetzer offen, für die er sich entscheiden muss. „Sein Ziel kann nämlich entweder sein, eine fremde Welt für uns zu kolonisieren oder diese fremde Welt bei uns zu akklimatisieren; entweder uns in die Heimat des Dichters zu entrücken oder den Dichter an unserem Herd anzusiedeln.“ Tr. Friedemann hat gegen Fuldas Ausführungen einige ernstliche Bedenken. Er behauptet: „Fuldas Aufsatz kann der im argen liegenden Übersetzungskunst eher schaden als nützen, da der Verfasser die Kenntnis der fremden Sprache wesentlich als Nebensache behandelt.“ Friedemann erläutert ausführlich, warum der Übersetzer eine vollkommene Kenntnis beider Sprachen haben muss. Fulda erwidert darauf, dass er nur darauf hingewiesen habe, der künstlerische Schwerpunkt des Übersetzens liege in der eigenen, nicht in der fremden Sprache; hier gebe es erlaubte Hilfsmittel, bei jener nicht. — R. Schaukal **(780)** hält dafür, dass wir Deutschen ganz und gar keine Ursache haben, auf unsere zahllosen, selbst auf berühmteste Übersetzer stolz zu sein. Nur wenige begnadete Künstler kennt und nennt er, denen das Wagnis der Übersetzung gelang. —

Die Literatur in der Schule.

(I, 4 = N. 781—1039.)

Ernst Naumann.

Methodologisches: Methodik des Unterrichts. — Aufsatzunterricht. — Hilfsmittel für den deutschen Unterricht: Schulausgaben und Erläuterungsschriften. — Einzelne Dichter: Dichtungen der Antike. — Shakespeare, Grimmelshausen, Lessing, Wieland. — Goethe. — Schiller. — Uhland, Herder. — Grillparzer. — O. Ludwig. — Dichtung der Gegenwart. — Gedicht- und Prosasammlungen. — Lesebücher. —

Methodologisches: Methodik des Unterrichts. Mit Nachdruck wehrt O. Anthes **(789a)** alles Handwerksmässige und Schematische in der Erklärung deutscher Gedichte ab, der Lehrer soll ohne viele Kunst die Stimmung, die Vorstellung des Dichters den Schülern suggerieren, die Einzelvorstellungen heraufführen, sie zu einem Gesamteindruck zusammenschliessen. Das wird an einer Reihe von Gedichten erläutert, die zur Situationsmalerei einladen, sowie an Stimmungsbildern aus Michael Kohlhaas. Auch aus Schillers Piccolomini wird eine Szene ähnlichen Charakters behandelt. Wenn aber in der schulmässigen Behandlung des Dramas mit Recht das bloss literarische und gelehrte Interesse abgelehnt wird, so würde doch der Unterricht seine Aufgabe nicht erfüllen, wenn er nicht anleitete, die verborgenen Fäden der Handlung, die Verkettung der Umstände mit dem Wollen der Handelnden, den kunstmässigen und vom Dichter beabsichtigten Zusammenhang

aufzufinden. Hier versagt die empfohlene Methode. — Klarer, weil von sicheren Begriffen geleitet, spricht Aug. Huther (804) von der ästhetischen Erklärung von Gedichten. — Für eine nachdrücklichere Betonung der Sprachgeschichte in der Obersekunda tritt Paul Vogel (782, S. 153—64) unter Darbietung einer reichen Stoffsammlung ein. — Dass Hebbel in den Kreis der Schullektüre einzubeziehen sei, führt Alfr. Neumann (812) in einem Vortrage unter Erörterung des Dramas Agnes Bernauerin aus; in Betracht kommen vor allem die Nibelungen und das genannte Stück, sodann Herodes und Mariamne, vielleicht auch Michel Angelo, zunächst nur für Privatlektüre. —

Aufsatzunterricht. Eine klare, übersichtliche und im Unterricht wohl brauchbare Anleitung zur Anfertigung des deutschen Aufsatzes gibt O. Weise (1023), indem er die Arten des Aufsatzes, die Sammlung des Stoffes, die Gliederung, die Bedeutung der Teile, die Art der Darstellung bespricht und überall durch Lehre und Beispiel auf Einfachheit, Klarheit und besonders auch auf Selbständigkeit dringt. Nur aus ernster Denktätigkeit und vielfacher Übung erwächst die Fähigkeit, gut zu sprechen und zu schreiben. Ein guter Wegweiser für die Prosalektüre reiferer Schüler ist die Zusammenstellung S. 88—94. — Mit Recht betont H. Cassel (1023a) den Wert des Aufsatzes auch in Volks- und Bürgerschulen; dass aber in den Schulen viel weniger geredet und viel mehr geschrieben werden müsse, ist nicht ohne weiteres zuzugeben, richtige mündliche Darstellung ist die Vorübung zum richtigen Schreiben; das Goethesche Wort: „Denn was man schwarz auf weiss besitzt" usw. enthält eine dem Verfasser, der es für sich anführt, wohl verborgen gebliebene Ironie. — Für dieselben Schulkreise zeigt K. Reising (1023b) an ausgeführten Musterbeispielen, wie das Lesebuch im Dienst des Aufsatzunterrichts verwendet werden kann. — Eine Anweisung zum elementaren Aufsatzunterricht baut A. Schmieder (815) in einer Stufenfolge auf, im ganzen und grossen dem Gange folgend, den das Denken von der Betrachtung eines Einzeldinges, durch dessen örtliche und zeitliche Verknüpfung hindurch bis zu seinem Erfassen in Verbindung von Ursachen und Wirkung zurücklegt. — Vor überspannten Forderungen im Aufsatzunterricht warnt Marie Martin (821), indem sie der Entwicklung der naturwüchsigen Sprache und Darstellungsweise des Kindes das Wort redet. —

Hilfsmittel für den deutschen Unterricht: Schulausgaben und Erläuterungsschriften. A. Lomberg (830b) bringt in seinen Präparationen zu deutschen Gedichten Herbartsche Grundsätze in besonnener Weise zur Anwendung. — H. Saure (830a) erzählt mit Geschick den Inhalt klassischer Dramen von Lessing, Schiller und Goethe angehenden Lesern zur Einführung, und Erwachsenen, die höhere Schulen nicht besucht haben, zur Belehrung. —

Einzelne Dichter: Dichtungen der Antike. H. Wolf (Homers Odyssee, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Leipzig, H. Bredt. 1904. 118 S. M. 1,00) führt in populärer Darstellung in die homerische Welt ein und benutzt geschickt Stoffe und Dichtungen aus der deutschen Heldensage zur Veranschaulichung der griechischen. In dem Überblick über die homerische Frage bekennt sich W. als Anhänger von Wilamowitz-Moellendorff. — Homers Odyssee bieten Br. Stehle (834) und E. Weissenborn (835) für den Schulgebrauch nach der Übersetzung von Joh. Heinr. Voss im Auszuge dar, O. Hubatsch (833) veröffentlicht aus dem Gedicht eine Auswahl des Wichtigsten, so dass das Buch für eine erste Bekanntschaft mit der Dichtung ausreicht. — W. Böhme (839a) gibt Euripides' Iphigenia bei den Tauriern nach der teilweise umgearbeiteten Übertragung von Donner mit Einleitung und den üblichen schulmässigen Zutaten, in denen auf die Literatur des Altertums Bezug genommen wird, heraus. —

In seinen eingehenden Erläuterungen zu Shakespeares Hamlet legt Ad. Genius (852) das Hauptgewicht auf den Charakter Hamlets, in dessen Auffassung er sich an Goethe anschliesst; Hamlet ist seiner Aufgabe nicht gewachsen, obschon sie an sich lösbar ist; er kommt erst zum bewussten Handeln, als er selbst schon verloren ist; seine Schwäche ist eine geistige Abnormität, aber kein Wahnsinn. — J. Stoffel (854a) gibt zu Julius Cäsar fortlaufende Erklärungen, in denen die dramatische Wirkung und die geschichtliche Bedeutung der auftretenden Personen besonnen gewürdigt wird. — H. Heinze (855a) führt durch „Aufgaben" in das Einzelstudium des „Cäsar" und des „Coriolan" ein. — Den Text des „König Lear" begleitet H. Kühnlein (858), angeregt durch O. Ludwigs Shakespearestudien, mit Einleitung und Erläuterungen, worin besonders die Kraft und Gedrungenheit der künstlerischen Darstellung des Stoffes hervorgehoben wird. — E. Wasserzieher (861) greift, um Richards III. Charakter zu analysieren, auf Glosters Monolog im dritten Teil von Heinrich VI.

zurück. Das Streben nach dem Thron ist sein Endzweck, mit eiserner Folgerichtigkeit schlägt Richard zu diesem Ziele alle Wege ein, durch Heuchelei, Tapferkeit, Trotz, Bosheit. In der Werbeszene hat Shakespeare „nach Unmöglichem gestrebt“. — Aus Grimmelshausens Simplizissimus stellt M. Gorges (862) das zeit- und kulturgeschichtlich Bedeutsame zu einer Auswahl zusammen, zu deren Erläuterung gut gewählte Abbildungen herangezogen sind. — Lessings Minna von Barnhelm wird von Edm. Aelschker (870) und von H. Vockeradt (873) erläutert. Die Arbeit des ersteren liegt in zweiter Auflage vor, Vockeradt beginnt mit Goethes Urteil über das Stück, schildert das Theater zu Lessings Zeit, behandelt Stoff und Entstehung der Dichtung und stellt die Vorfabel ausführlich zusammen. Die Erläuterungen gehen auf den Inhalt und auf den Gang der Handlung mit Sorgfalt ein. — Aufgaben aus dem Drama sammelt W. Schröder (873a). — Zu Nathan gibt Alb. Zipper (877) Erläuterungen, die nicht weit über Worterklärung hinausgehen. — Die verkürzte Ausgabe des Laokoon von M. Manlik (879a) bietet eine angemessene Auswahl. — Wielands Oberon macht E. Wasserzieher (881) in einer verkürzten Ausgabe der Schule zugänglich, das Gedicht ist des Beiwerkes entkleidet und lässt so das Grundmotiv der Treue um so deutlicher hervortreten. —

Goethe. Fr. Vollmer (896) hat in der Neuausgabe seiner Erläuterungen zu Goethes Götz wenig geändert und kleine Zusätze aufgenommen. — In einem Auszuge aus Wilhelm Meisters Lehrjahren stellt Alfr. Müller (892) Wilhelm in den Mittelpunkt, so dass alles, was Mignon betrifft, bis auf die kleinsten Züge erhalten bleibt und die anderen Personen sich um Wilhelm gruppieren, wobei immerhin noch eine nicht leicht übersehbare Verzweigung der Ereignisse bestehen bleibt. — Zur Vertiefung und Belebung der Lebensbilder Goethes und Schillers teilt O. Meisner (911) eine Auswahl aus den Briefen mit, die, den Bedürfnissen der Schule Rechnung tragend, Persönliches und Literarisches in Mannigfaltigkeit behandeln. —

Schiller. Die Aufgaben aus Schillers Glocke von F. Teetz (915) sind in dritter Auflage neu gesichtet und im einzelnen verbessert; einige neue sind hinzugekommen. — E. Kuenen (920) fügt in der neuen Auflage dem Text seiner Erläuterungen zur Jungfrau von Orleans Randbemerkungen hinzu. — Edm. Aelschker (921a) lässt von seiner Ausgabe der Maria Stuart einen neuen Abdruck erscheinen. — Aus den Erläuterungen zu Wallenstein von M. Evers (926) bringt das zweite Heft in dritter Auflage die fortlaufende Erklärung des Prologs und des Dramas mit einer Darstellung des dramatischen Aufbaues, eine verständnisvolle Würdigung der Gesamthandlung anbahnend. —

Aus Uhlands Dramen und aus Herders Cid stellt W. Schröder (947) Aufgaben zusammen. R. Jülicher (Aus der Schule für die Schule 15, S. 492/4) behandelt „Des Knaben Berglied“ nach bekanntem Schema. —

Grillparzer. H. Kühnlein (949) gibt zu, dass in Grillparzers Ahnfrau die Personen nicht für das leiden, was sie selbst verschuldet haben, sondern dass sie tragen müssen, was ihnen das Schicksal auferlegt, und verurteilt im ganzen die Schicksalstragödie der Neueren, hebt aber Grillparzers Darstellungskunst hervor. — Wie in Grillparzers Ahnfrau das Gedankengewebe aus der Jugendumgebung des Dichters, aus seiner Lektüre und dem dramaturgischen Rat eines Freundes sich zusammenschloss, legt Ad. Matthias (948) einleuchtend dar und weist die fein angewandte Kunst der Charakteristik bei aller typischen Allgemeinheit der Personen sowie die besonnene Verwendung der sprachlichen Kunstmittel nach, ohne die Schwächen in der Anwendung des Schicksals in Abrede zu stellen. — Die Beschäftigung Grillparzers mit der Libussasage setzt R. M. Meyer (954a) in die Jahre 1826 und 1841, als Grundmotiv bezeichnet er die Schicksale eines erhabenen weiblichen Wesens unter den Menschen. Die Frage, ob der Erhabene seinem Genius leben oder hinabsteigen solle zu den Menschen, beantwortet Libussa durch den Entschluss, die Königskrone zu tragen, sie tritt ein in die irdische Welt, aber büsst in dieser den Zauber der Genialität ein. —

Otto Ludwigs Erbförster führt Fr. Kleinsorge (956) in den Kreis der Schullektüre ein, indem er des Verfassers Leben ausführlicher darstellt und die Eigenart seiner dramatischen Kunst behandelt, die er sich im Kampfe mit Schiller errungen hat. Auch die Erläuterungen dienen wesentlich dem dramatischen Verständnis. —

Dichtung der Gegenwart. Vier Erzählungen von E. Wichert, Hans Hoffmann und Ilse Frapan gibt G. Porger (959) als Proben neuerer deutscher Prosa heraus. — In J. Sahr (961) und K. Credner (961a) findet der Schweizer C. Ferd. Meyer verständnisvolle Erläuterer. — Auf Stifters Naturschilderungen weist R. Fürst (961c) in Erläuterungen hin, die, ohne die Schwächen zu verdecken, in zeitgemässer Weise die Bedeutung der umgebenden Welt für Stimmungen und

Handlungen der Menschen hervorheben. — Zwei Novellen von Th. Storm, „Pole Poppenspäler" und „Ein stiller Musikant", behandelt O. Ladendorf **(961d)** als „Künstlernovellen". — Der stetig wachsenden Anzahl der Leser W. Raabes erläutert P. Gerber **(961b)** den Roman „Alte Nester" im Lichte der Zeitgeschichte. — Als eins der dramatisch wertvollsten Stücke von H. Sudermann bezeichnet G. Bötticher **(963)** dessen „Heimat", er erkennt die Kraft der Darstellung, auch die hier und da hervortretende treffliche psychologische Entwicklung an, vermisst aber auch in diesem Drama die tiefinnerliche Erfassung eines Lebensproblems. — In einer Gesamtbesprechung der ästhetischen Erläuterungen weist R. M. Meyer (ASNS. 112, S. 409—10) die Schwächen der einzelnen Hefte nach mit dem Ergebnis: Fürsts Disposition mit Böttichers Durchführung, Petschs Hingabe mit Ladendorfs Objektivität vereint, das gäbe ein gutes Schema. —

Gedicht- und Prosasammlungen. Eine brauchbare und reichhaltige Sammlung deutscher Lyrik aus dem 19. Jahrhundert gibt E. Wasserzieher **(982)** heraus; er beginnt zeitlich mit den Dichtern, deren Wirken nach den Freiheitskriegen eintrat, und findet somit Raum für manches wertvolle Gedicht weniger bekannter Dichter, wenn auch manche nur durch ein einzelnes Gedicht vertreten sind; andererseits hat sich der Sammler den allerneuesten Talenten gegenüber weise beschränkt. — Von den Dichtern der Freiheitskriege bis auf die Gegenwart reicht die Sammlung von K. F. Linke **(984)**, in der die Beigaben in Kürze Stimmung, Grundgehalt und Gesamteindruck des Gedichts darstellen, um zum lebendigen Anschauen zu führen. — M. Schmitz-Mancy **(986)** geht dem Vaterlandsgedanken in der deutschen Dichtung nach und verfolgt ihn von Walther an bis auf die Gegenwart, die Einleitung fasst die Geschichte dieses Gedankens zusammen. — Die Dichter der Freiheitskriege gibt Ad. Genius **(987)** in einer Auswahl heraus. — Die Proben deutscher Mundarten ordnet K. Ernst **(988)** in eine ober-, eine mittel- und eine niederdeutsche Gruppe, gibt aber die weiteren Verschiedenheiten in einer genauen Übersicht an, die in Gemeinschaft mit der Einleitung und den Anmerkungen sehr geeignet ist, in das erste Studium der Mundarten einzuführen. —

Lesebücher. Von dem Lesebuche von Hopf und Paulsiek **(998a)** liegen in der Muffschen Bearbeitung der Teile für Quinta bis Oktava neue Auflagen vor. — Den ersten Teil des Lesebuches für höhere Lehranstalten von Paldamus und Scholderer bearbeitet Fr. Höfler **(1001)** unter dem Gesichtspunkt, dass eigenes Hören und Sehen durch Anschauung geweckt werden soll; darum sollen Anschauungsbilder sowie Wanderungen und Beobachtungen in Feld und Flur die Benutzung des Lesebuches unterstützen, dessen Stücke nach den Jahreszeiten geordnet sind. Der Teil für Sexta, von O. Winneberger bearbeitet, erscheint in unveränderter Ausgabe. Dagegen ist der fünfte Teil nunmehr in drei Bände zerlegt, von denen der für Untertertia bestimmte in der Bearbeitung von O. Winneberger vorliegt; durch die Teilung ist für eine Bereicherung der einzelnen Teile, insbesondere für reichere Ausgestaltung des geschichtlichen Teils Raum gewonnen. — A. Puls **(1002)** vereinigt jetzt in dem Lesebuch für Quarta Prosa und Poesie in einem Bande unter Erweiterung und Ergänzung beider Teile, wobei auch die neueste Dichtung berücksichtigt ist. Der grammatische Anhang umfasst auch den in den vorhergehenden Klassen bereits verarbeiteten Stoff. — Ein neues Lesebuchwerk legt R. Lehmann **(1000)** vor. Es ist dazu bestimmt, die bekannten Anschauungen des Verfassers in die Praxis umzusetzen, vor allem den Gedanken, dass der deutsche Unterricht für alle Gattungen der höheren Lehranstalten das gleiche zu leisten hat und mit sämtlichen Lehrfächern in einem organischen Zusammenhange stehen muss. Es mussten also die realistischen Fächer und die neuere Geschichte entsprechend berücksichtigt werden. Die Mitarbeiter haben nicht einzelne Bände, sondern die Vertretung einzelner Fächer durch mehrere Stufen hindurch übernommen: G. Klee die prosaischen Fabeln und Erzählungen für die drei unteren Klassen, von da an R. Lehmann, W. Pfeifer die Geschichte bis Untersekunda, von da an wiederum der Herausgeber, A. Zehme die Sagenkunde, V. Steinecke die Erdkunde, M. Nath die Naturkunde. So ist ein einheitlicher und gleichmässig fortschreitender Lehrgang gewahrt, der in seinem Ausbau den allgemeinen Gesichtspunkten des Verfassers wohl entspricht, ohne dass die literarische Bedeutung des Lesebuches dadurch beeinträchtigt würde. Es ist hervorzuheben, dass in geschickter Auswahl die Gegenwart zu Wort kommt, z. B. H. von Moltke über Pompeji, Gibraltar, Bosporus, Troja, Gastein, Bismarck, eine Pusstafahrt. Wie weit in einzelnen älteren Stücken die Überarbeitung geht, kann hier nicht nachgeprüft werden, gegen einzelne sind Einwände von Verfassern anderer Lesebücher erhoben worden. Als Ganzes gehört das Werk zu den bedeutenderen Erscheinungen der Lesebuchliteratur. — Mit selbständigem Urteil verfährt auch W. Scheel **(1002a)** in seiner vorsichtigen, aber sicheren Kritik des überlieferten Lesebuchstoffes, der nach Form und Inhalt den Bedürfnissen der Gegen-

wart nicht mehr entsprach, in besonnener Heranziehung der zeitgenössischen Schriftsteller, besonders der Dichter, in der sorgfältigen Auswahl der Prosastücke, die nicht mit Gedächtnisstoff überladen, sondern eine Grundlage für spätere eingehendere Belehrung sein sollen. Der Probeband enthält reichlichen Stoff für die Stufen Sexta bis Quarta. — Das Lesebuch von M. Evers und H. Walz **(997a)** ist aus dem Döbelner Lesebuche hervorgegangen, richtet sich aber aufs genaueste nach den preussischen Lehrplänen. In zweiter Auflage ist es in je einer Ausgabe für evangelische und für katholische Schulen erschienen. Im übrigen sind einzelne Erklärungen und Hinweise, die dem Lehrer dienen sollen, hinzugekommen. In der Auswahl sind die Stoffe aus der alten Sagenwelt und Geschichte reichlich vertreten, so dass das Buch gerade durch den Umfang und Zusammenhang, in dem das Altertum geschildert wird, einen besonderen Wert erhält. Von den poetischen Lesestücken sind einzelne durch neue ersetzt worden. — Fr. Linnig (Deutsches Lesebuch. Teil I für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. 13. Auflage. Teil II für die mittleren Klassen einschliesslich Untersekuuda. 11. Auflage. Paderborn, Fr. Schöningh. X, 490 S.; XII, 559 S. M. 3,60; M. 4,20) gliedert den Lehrstoff in Hauptteile für Poesie und für Prosa mit weiterer inhaltlicher Einteilung. Vermehrung hat der poetische Stoff für Quarta und der Stoff aus Kultur und Geschichte in beiden Teilen erfahren. — Abgesehen von den Erläuterungen findet das Lesebuch für die Schulen Württembergs (1. Band. Stuttgart, Zeller und Schmidt. 1903. VII und 192 S. geb. M. 0,65) Zustimmung bei K. Hirzel **(803a)**. — H. Lorenz, H. Raydt und R. Rössger **(1000a)** haben ein neues Lesebuch für die Mittelklassen geschaffen, das wegen der vorzüglich ausgewählten Prosa beachtenswert ist; aus den besten Stilisten der Gegenwart, von berufenen Sachkennern und von selbständigen Forschern sind die Abschnitte entnommen, die über das deutsche Vaterland, über Weltall und Natur, über den Menschen und sein Wirken unterrichten und zum Nachdenken anleiten sollen. Hier findet sich keine veraltete Ware, sondern überall neugeprägtes Gut. In dem Gedichtband ist der Schatz der überlieferten Gedichte von bleibendem Werte durch neuere Dichtungen meist lyrischer Gattung zweckmässig ergänzt und nach innerer Verwandtschaft zu Gruppen geordnet. — Die von E. Keller **(1014)** besorgte Neuauflage des Lesebuches für höhere Mädchenschulen von Keller, Stehle und Thorbecke unterscheidet sich von der ersten Auflage im wesentlichen durch Aufnahme der neuen Rechtschreibung. Einige Stücke des zweiten Teils sind durch neue ersetzt, im dritten sind Abschnitte über deutsche Kolonien hinzugekommen. —

Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens.

(I, 5 = N. 1040–1273.)

Paul Stötzner.

Bibliographie. — Gesamtdarstellungen und Handbücher. — Essaysammlungen. — Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke: Reformationszeit. — Comenius. — Pietismus und Aufklärung. — Pestalozzi und seine Zeitgenossen. — Herbart und seine Schule. — Herder. — F. A. Wolf. — Kant. — Romantik. — Neuere Pädagogen. — F. W. Dörpfeld. — Geschichte einzelner Unterrichtsfächer. — Universitätsgeschichte (Basel, Halle, Heidelberg, Helmstedt, Leipzig, Salzburg, Strassburg i. E., Wittenberg). — Geschichte einzelner Lehranstalten (Andernach, Brody, Budweis, Dillingen, Dresden, Friedberg i. d. Wetterau, Freistadt in Oberösterreich, Gotha, Greifswald, Heidelberg, Hersfeld, Kröpelin, Leipzig, Leoben, Oberlosa b. Plauen i. V., Rössel, Rossleben, Troppau, Weidenau, Wien, Wiener Neustadt). — Geschichte des Schulwesens einzelner Länder und Städte (Amberg, Baden, Bayern, Bamberg, Belzig, Bern, Düren, Frauenalb, Freiburg i. B., Hannover, Hessen, Kärnten, Kurland, Lössnig, Mecklenburg-Schwerin, Oberösterreich, Österreich, Preussen, Ratzeburg, Saargemünd, Sachsen, Sangerhausen, Schweiz, Steiermark, Unterschüpf, Zerbst). — Schulmuseen. —

Bibliographie. In der Einleitung zu den Jahresberichten über das höhere Schulwesen beleuchtet der Herausgeber, C. Rethwisch **(1040)**, die Mannigfaltigkeit und Einheit im höheren Schulwesen Deutschlands. Jene, die gerade die Entwicklung der höheren Schulen sehr gefördert hat, wird dadurch verursacht, dass wir in den Einzelstaaten eine Vielheit von untereinander unabhängigen Schulverwaltungen besitzen; diese wird durch die innerliche Einheitlichkeit des deutschen Geisteslebens bedingt, die sich z. B. in der gleichartigen Ausbildung der deutschen Oberlehrer zeigt. Auch die Tätigkeit der Reichsschulkommission, sowie die Abmachungen der Bundesstaaten über gegenseitige Anerkennung der Reifezeugnisse fördern die Einheit im Schulwesen und ebenso die Vereinigungen der Oberlehrer. Manches bleibt freilich noch zu wünschen, so z. B. ein gleichmässiger Anfang des Schuljahrs. Die beiden, uns hier besonders interessierenden Berichte über Schulgeschichte und Schulverfassung sind von K. Erbe und L. Viereck in bewährter

Weise abgefasst worden. — Der von H. Scherer (1041) herausgegebene Jahresbericht über die Literatur von 1903 ist ebenfalls erschienen und gleicht seinen Vorgängern an Güte und Vielseitigkeit. — Ferner ist hier der Theologische Jahresbericht (134) (Bd. 23, enthaltend die Literatur von 1903) zu nennen: daselbst bespricht W. Köhler (S. 526—31) Schriften zur Geschichte des Unterrichts für die Zeit von 1500—1648, Fr. Arnold (S. 593) für die Zeit bis 1789, Joh. Werner für die bis 1870 (S. 631/2). — Auch die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (136) (25. Jahrgang, 1902) bieten mancherlei Bibliographisches: so G. Müller (II, S. 395/8) aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation, R. F. Kaindl für Österreich (II, S. 106) usw. — Ein bibliographisches Hilfsmittel ersten Ranges ist die Bibliographie der deutschen Universitäten von W. Erman und E. Horn (1143), deren erster Teil uns vorliegt. In 24 Abschnitten (Bibliographie . . ., Geschichte und Statistika . . ., Fakultäten, Universitätslehrer . . ., akademische Grade . . ., Verbindungen und Vereine, Studentenlied . . .) sind im ganzen 17363 Bücher und Aufsätze verzeichnet worden. —

Gesamtdarstellungen und Handbücher. Von Theobald Zieglers (1052) Geschichte der Pädagogik ist eine zweite Auflage erschienen; da sie im wesentlichen den Geist der ersten Auflage atmet, brauchen wir hier auf den Inhalt nicht näher einzugehen (vgl. JBL. 1896 I 10: 12). Nur das sei hervorgehoben, dass die Betrachtung des höheren Schulwesens, die in der ersten Auflage mit 1892 abschloss, jetzt bis zur Gegenwart weitergeführt worden ist. Da Zieglers Buch zunächst als ein Teil von Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen erschien, war das Volksschulwesen darin verhältnismässig wenig berücksichtigt: der Umstand, dass diesem Teile des Erziehungswesens jetzt mehr Beachtung geschenkt worden ist, wird sicherlich dazu beitragen, das treffliche Buch in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen. — Ein interessantes Kapitel des deutschen Unterrichts behandelt L. Viereck (Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1903. XVI, 293 S. M. 3,00). In den drei Hauptabschnitten seines Buches schildert der Verfasser die geschichtliche Entwicklung, den gegenwärtigen Stand und die Zukunft des deutschen, d. h. des in deutschen Schulen erteilten Unterrichts in den Vereinigten Staaten vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Die geschichtliche Entwicklung dieses Unterrichts lässt sich in drei Perioden einteilen, deren erste bis 1825 läuft und „durch die Kirchenschulen der deutschen Kolonisten im letzten Jahrhundert der Kolonialzeit, durch die ersten Entdeckungsreisen einzelner geistig besonders regsamer Amerikaner nach Deutschland, um hier selbst zu studieren oder die Unterrichtsverhältnisse kennen zu lernen, und durch die ersten Versuche, an höheren Lehranstalten deutschen Unterricht einzuführen, charakterisiert wird". Die zweite Periode umfasst die Zeit von 1825—75 und beginnt mit der Einsetzung eines deutschen Professors für neuere Sprachen an der Staatsuniversität von Virginien; diese Stelle hat als erster Dr. Blättermann von 1825—40 bekleidet. Gleichzeitig wurde Dr. Karl Follen an der Harvard-Universität angestellt und ihm gestattet, in seiner Muttersprache zu unterrichten. Die dritte Periode beginnt mit der Gründung der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, „die gleich bei ihrer Organisation die deutsche Fakultätseinteilung vorsieht, sich bei ihren Arbeiten auf deutsche Methoden stützt und auch sonst die Tatsache veranschaulicht, dass der hohe Bildungswert der deutschen Sprache und Literatur jetzt als allgemein anerkannt gelten darf". Den Schluss des lesenswerten Buches, das die Bedeutung des Deutschtums für Nordamerika ausserordentlich hoch stellt, bilden biographische Nachrichten über die grosse Zahl von Männern, die sich um die Einführung des deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten verdient gemacht haben. — Zu A. Messers Geschichte der Reformbewegungen im Gymnasialwesen (JBL. 1901 I 6: 91) ist jetzt eine Parallelschrift von Hugo Müller (1074) erschienen, die für weitere Kreise bestimmt ist und in besonnener Weise auch die Laien über die Fragen der Gymnasialreform, die Ergebnisse der Berliner Schulkonferenzen, die Unmöglichkeit der Einheitsschule aufklären soll, während ja die oben genannte Schrift mehr für Fachleute berechnet war. — Von der zweiten Auflage des enzyklopädischen Handbuchs, das W. Rein (1058) herausgibt, ist im Berichtsjahre der zweite Band fertiggestellt worden; er umfasst in alphabetischer Reihenfolge die Artikel von „Deklamieren—Franziskaner" und zeigt allenthalben das Bestreben, zu bessern und zu mehren, daneben auch die Absicht, überflüssig Gewordenes zu beseitigen. —

Essaysammlungen. Aus der Feder Otto Willmanns, dessen Didaktik wir im letzten Berichte würdigten (JBL. 1903, N. 3779—80), liegt eine Sammlung kleinerer Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre vor (1061). Der Verfasser hat die kürzeren Abhandlungen und Vorträge, die er hier zum Abdruck bringt, in vier Gruppen vereinigt; die der ersten Gruppe beziehen sich auf die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, die der zweiten auf die Lehre von der

didaktischen Formgebung; in der dritten Gruppe finden sich Beiträge zur Lehre von der didaktischen Technik, in der vierten endlich zur Lehre vom Bildungswesen, insbesondere zur Sozialpädagogik. Auf einzelne dieser Aufsätze, zumal die auf Herbart sich beziehenden, ist an anderer Stelle besonders einzugehen, hier sei bloss festgestellt, dass diese Sammlung ihrer Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit wegen allgemeine Beachtung verdient. — „Frauenbilder aus der Erziehungsgeschichte" hat Fr. Wienstein (1062) zusammengestellt, um zu zeigen, „wie die Frau im Laufe der Jahrhunderte, bei den verschiedenen Völkern, innerhalb der verschiedenen Konfessionen auf dem Gebiete der Erziehung tätig gewesen ist". Der Verfasser führt uns nun von Monika, der Mutter des Augustinus, bis zu Margaretha Bosko, einer frommen Italienerin des 19. Jahrhunderts. Der Kreis der zu schildernden Frauen hätte freilich noch erheblich erweitert werden können, wenn sich der Verfasser in der protestantischen Frauenwelt mehr hätte umsehen wollen: dann würden — abgesehen von bedeutenden Erscheinungen des 19. Jahrhunderts — z. B. die fürstlichen Beschützerinnen des Ratichius nicht fehlen. Den Schluss bildet ein Aufsatz über die Mutter in der deutschen Poesie, der aber an ähnlicher Einseitigkeit leidet und auch die ältere Dichtung zu wenig berücksichtigt; das köstlichste Wort über die Mutterliebe, Logaus berühmtes Epigramm, scheint der Verfasser nicht gekannt zu haben. —

Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke: Reformationszeit. Die Lehren der Humanisten über Anstand und Etikette, wie sie sich in den Tischzuchten, den Kolloquien, den Grobiani finden, behandelt A. Bömer (1901) in eingehender Darstellung (NJbbKlAltGL. 14, S. 223—42, 249—85, 330—55, 361—90). — Auf ein interessantes altes Büchlein über die Kinderzucht macht O. Clemen (1077) aufmerksam: es ist 1502 in Würzburg gedruckt und hat Hieronymus Schenck von Sumawe zum Verfasser, einen fränkischen Edelmann, der in der Verbindung humanistischer Bildung mit religiös-sittlicher Erziehung sein Ideal erblickte. — Mit Luthers Freund und erstem Biographen, Johannes Mathesius, beschäftigt sich P. Zinck (Prakt. Schulmann 53, S. 534—51, 599—617), und zwar nach der pädagogischen Seite hin. Mathesius hat selbst zehn Jahre lang im Schuldienste gestanden, ehe er zum zweiten Male nach Wittenberg ging und dann Pfarrer in Joachimstal wurde; er hat aber auch als Geistlicher dann der Schule sein Interesse bewahrt, in seinen Predigten oft auf deren Bedeutung hingewiesen, ja eine am Gregoriusfest gehaltene Predigt enthält ein ganzes Erziehungsprogramm. —

Comenius. Von J. Kvačalas bedeutungsvollem Werke über die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, dessen erster Band (1084) im vorigen Jahresbericht besprochen wurde, ist inzwischen der zweite Band (= MGP. Bd. 32. B., A. Hofmann & Co. VI, 238 S. M. 7,50) erschienen. Enthielt jener Band die Texte, so finden sich hier als Hauptteile ein historischer Überblick, eine Bibliographie, sowie ein Sach- und Namenregister. Was insbesondere den historischen Überblick betrifft, so weist der Verfasser darin zunächst nach, in welchem Masse Comenius von Deutschen wie Ratke, Alsted usw. beeinflusst war, vor allem aber in welcher Weise Comenius auf Deutschland gewirkt hat; er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass diese „Reformbewegung die erste war, die, wenn auch in verschiedenem Masse, das ganze Gebiet deutscher Zunge durchzog und insofern einen wichtigen Fortschritt gegenüber dem Ratichianismus, der sich über provinzielle Grenzen kaum hinaus erstreckte, bedeutete". — Erfreulich ist es, dass man jetzt für einzelne Schriften des Comenius auch weitere Kreise zu interessieren versucht: dahin gehört die in guter deutscher Übersetzung von Joh. Seeger veranstaltete elegante Ausgabe des Unum necessarium (1087), das mit Recht auf dem Titel ein „Laienbrevier" genannt wird. Ludwig Keller hat eine kurze Einleitung dazu geschrieben; in knappen Zügen schildert er Leben und Wirken des grossen Erziehers und weist auf die Bedeutung von dessen literarischem Testament, dem „Einzig Notwendigen", hin, jener Schrift, in der Comenius „in der einfältigsten Herzenssprache die Menschen einladet, alles Überflüssige fahren zu lassen und nur das für den wahren Wert des Menschen Wichtige und Wesentliche festzustellen". — Einer gründlichen Untersuchung unterzieht E. Liese (1088) die 1648 erschienene Methodus linguarum novissima; er bringt im ersten Teil seiner Abhandlung eine eingehende Inhaltsangabe dieser Hauptschrift des Comenius über den Sprachunterricht und kommt im zweiten Teile, der Würdigung der Methodus, zu dem Ergebnis, dass diese Schrift, trotz mannigfacher Anlehnung an frühere, als das eigene Werk desselben anzusehen ist, und dass sie auch für die Gegenwart noch Bedeutung besitzt. „Die Theorie des Sprachunterrichts nach Comenius ist im allgemeinen einwandfrei. Im wesentlichen arbeitet die Schule von heute unter Benutzung der Idee dieses Sprachganges, wenn auch die Form eine andere geworden ist." — Das Verhältnis zwischen Comenius und dem etwas älteren Joh. Val. Andreä erörtert Max Möhrke (1081) und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass jener von diesem in der

Pädagogik unabhängig ist, für seine Pansophie aber die grundlegenden Gedanken von Andreä entlehnt hat. (Vgl. MhhComeniusGes. 13, S. 151/2.) — Von der Pansophie des Comenius übrigens handelt auch eingehend Gustav Beisswänger (1086). — W. Rathmann (1082) setzt seine vergleichende Studie über Comenius und Herbart fort (vgl. JBL. 1903, N. 3396); auch dieser zweite Teil der verdienstlichen Arbeit zeigt, dass eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Pädagogen besteht, wenn es natürlich auch an Abweichungen nicht fehlt. Herbart hat vielfach die Hauptgrundsätze des Comenius nur ausgestaltet und weitergeführt, viele auch vertieft und verinnerlicht. — Mit Rousseau endlich vergleicht A. Schlenker (1085) den Comenius hinsichtlich des Erziehungsgrundsatzes der Naturgemässheit; da beide dieselbe aber verschieden auffassen, kommen sie zu ganz verschiedenen Prinzipien, Comenius zu dem einer Universalmethode, Rousseau zu dem der individuellen Erziehung. Jener ist höher zu stellen, denn ihm ist die sittliche Charakterbildung das Ziel der Erziehung, während diesem zugestanden werden muss, dass er die Pädagogik auf die Grundlage der Psychologie gestellt hat. — Endlich sei noch bemerkt, dass die Grosse Unterrichtslehre des Comenius, übersetzt und mit Anmerkungen und einer Biographie von C. Th. Lion herausgegeben, in fünfter Auflage erschienen ist (= Bibl. pädag. Klassiker, Bd. 10. Langensalza, Beyer & Söhne. CII, 300 S. M. 3,00). —

Pietismus und Aufklärung. Max Schneider (1090) teilt die Themata von zwei Reden mit, die August Hermann Francke 1677 als Schüler des Gymnasium illustre zu Gotha gehalten hat. — K. Seilkopf (1092) weist nach, dass J. J. Hecker, der bekannte Gründer der Berliner Realschule unter Friedrich dem Grossen, sich auch um das Schulwesen von Frankfurt a. O. namhafte Verdienste erworben hat. Hecker weilte im Jahre 1764 daselbst im Auftrage des Ministeriums, um die Verhältnisse der im Siebenjährigen Kriege arg mitgenommenen Stadtschule zu untersuchen. — Einen Vergleich der pädagogischen Ansichten Basedows und Rousseaus stellt Fr. Bamberg (1093) an und zeigt dabei, dass ersterer trotz seiner Begeisterung für Rousseau mannigfach von ihm abweicht; beide haben als Hauptfehler ihres Lehrgebäudes „die einseitige Bevorzugung der sinnlichen Natur des Menschen auf Kosten der geistigen; die Hintansetzung des religiös-ethischen Momentes gegenüber dem einseitig festgehaltenen Prinzipe der Naturgemässheit“. — Ein Zeitgenosse, aber nur bedingter Anhänger Basedows und des Philanthropinismus, ist der Hesse Helfrich Peter Sturz (1736—79) gewesen, dessen Schrift über die Verbesserung der Landschulen W. W. L. Hardt (1098) im Auszuge mitteilt. — Einen Beitrag zur Geschichte des Philanthropins in Dessau gibt Karl Rossow (1191), indem er einen Prospekt über diese Lehranstalt, der im Jahre 1780 in französischer Sprache veröffentlicht wurde, — Tableau du Philanthropin établi à Dessau depuis l'année 1775 — in deutscher Übersetzung mitteilt. Eine Ergänzung dazu bildet ein Stundenplan von 1782, dessen Herkunft zwar vom Verfasser nicht nachgewiesen werden kann, der aber in seiner Reichhaltigkeit eine Illustration zu jenem Prospekte bildet. — Mit Recht veranstaltet man immer noch Neudrucke von Schriften Chr. G. Salzmanns, denn um ihrer Frische und ihrer wahrhaft gesunden Lebensansichten willen verdienen sie auch heute noch gelesen zu werden. So liegt jetzt, von P. Schulze herausgegeben und mit guter Einleitung versehen, „Konrad Kiefer oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder“ (1095) vor; der Herausgeber hat Änderungen und Auslassungen nur in massvollster und berechtigtster Weise vorgenommen. — H. Kau (1071) untersucht die Entstehung des sogenannten Halleschen Elementarwerks, dessen erste vier Bände 1780 unter dem Titel erschienen: „Neues Elementarwerk für die niederen Klassen lateinischer Schulen und Gymnasien“. Herausgeber waren die Professoren Joh. Sal. Semler in Halle und Chr. Gottfr. Schütz in Jena. Es folgten dann noch weitere Teile, bis schliesslich das ganze Werk, das den von Basedow veranlassten pädagogischen Bestrebungen im Theologischen Seminar in Halle seine Entstehung verdankt, auf zwölf Teile in 14 Bänden angewachsen war. — Die pädagogischen Grundsätze Johann Georg Hamanns, des Magus des Nordens, entwickelt H. F. Lindner, indem er nebenher ein Lebensbild des Philosophen zeichnet (J. G. Hamann als Pädagoge. Progr. Kolberg 1904. 10 S. 4⁰). — Ausführlicher noch stellt W. A. Fett (Hamann u. Dinter als Vertreter des Pietismus u. Rationalismus. = Päd. Abhandlungen. X. Bd., Heft 6. Bielefeld, A. Helmich. 31 S. M. 0,60) die Pädagogik Hamanns, den er als Vertreter des Pietismus auf pädagogischem Gebiete bezeichnet, dar; diesem gegenüber nennt er den jüngeren Dinter (1760—1831), der gleich jenem in Königsberg wirkte, einen Vertreter des Rationalismus in der Pädagogik. —

Pestalozzi und seine Zeitgenossen. Als wichtige Stoffsammlung für den Pestalozzi-Forscher sind der zweite und dritte Band von A. Israels (1100) Pestalozzi-Bibliographie anzusehen. Der zweite enthält die Briefe Pestalozzis, teils im Auszuge, teils wörtlich, manchmal auch nur in kurzen, erklärenden Inhaltsangaben. Es sind im ganzen 1051 Briefe verzeichnet, sie umfassen die Zeit von 1767

bis 1827 und sind in vier Abschnitte eingeteilt: 1. 1767—1799, Jugend- und Neuhofzeit. Stans. 2. 1800 bis Juni 1805, Burgdorf und Buchsee. 3. Iferten I, bis zum Tode der Frau Pestalozzi. Juli 1805—1815. 4. Iferten II, Lebensabend, 1816—1827. (Vgl. JBL. 1903, N. 3445.) Der dritte Band endlich (MGP. 31. LVIII, 639 S. M. 18,00) verzeichnet die Schriften und Aufsätze über Pestalozzi, die bis 1904 erschienen sind. Ausser dem Titel wird der Inhalt kurz angedeutet, die Schriften sind inhaltlich in Gruppen gesondert (Methode: Theoretische Grundlage, Unterrichtsmethode, Menschenbildung, einzelne Unterrichtsfächer usw.; Leben: Biographien, persönliche Beziehungen, Pestalozzi-Feiern usw.). Den Abschluss des ganzen verdienstvollen Werkes bildet ein Register zu allen drei Bänden. — Etwas ganz Neues über Pestalozzi weiss uns E. Hupfer (**1101**) zu sagen: „Pestalozzi erscheint als eine von grosser Liebe zum Volke erfüllte Persönlichkeit, die als Erzieher und Lehrer aber ganz unfähig und unpraktisch gewesen, die als Schriftsteller wenig Gutes geleistet und deshalb auf die Volksschule keinen nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat.“ Es ist erstaunlich, wie schnell der Verfasser mit dem Manne fertig wird, auf den ein Jahrhundert lang die bedeutendsten Geister, ein W. von Humboldt und andere mit Verehrung geblickt haben! — Wie der eben Genannte im Verein mit Joh. Friedr. Zöllner und Heinr. Stephani für den Gedanken der Nationalerziehung, zumal in Preussen, gewirkt hat, führt A. Heubaum (**1109**) aus und druckt dazu aus W. von Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“, aus Zöllners „Ideen über Nationalerziehung“ (1804) und aus Stephanis „System der öffentlichen Erziehung“ (1804) verschiedene Abschnitte nebst Schleiermachers Rezension über Zöllners „Ideen“ ab. — Darüber, dass Bernh. Heinrich Overberg (1754—1826) für die Entwicklung des Schulwesens im Münsterlande von grösster Bedeutung gewesen ist, kann kein Zweifel herrschen. Es ist darum nur erfreulich, dass jetzt sein pädagogisches Hauptwerk, die 1803 erschienene „Anweisung zum zweckmässigen Schulunterricht für die Schullehrer im Fürstentum Münster“ in einem Neudrucke herausgekommen ist; er ist von A. Knöppel (**1102**) besorgt worden, dessen Biographie Overbergs seinerzeit (JBL. 1896 I 10 : 136) von uns gewürdigt worden ist. — In ähnlicher Weise hat zur gleichen Zeit Joh. Michael Sailer (1751—1832) in Bayern gewirkt, als Professor in Ingolstadt, Dillingen und Landshut, zuletzt als Bischof von Regensburg. Sein Leben schildert Joh. Niessen (**1107**) und fügt dazu eine verkürzte Ausgabe von Sailers bedeutendstem pädagogischen Werke, der 1807 erschienenen Schrift „Über Erziehung für Erzieher“. — Gleichzeitig wirkte für das protestantische Schulwesen vorbildlich und durch seine Schriften anregend August Herm. Niemeyer (1754—1828), der langjährige Leiter der Franckeschen Stiftungen in Halle. E. Oppermann (**1108**) entwirft ein Bild seines Lebens und teilt Stellen aus seinen Schriften mit, wobei namentlich sein Hauptwerk, die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, Berücksichtigung findet. — Auch E. Hennecke (REPTh. 14, S. 54/8) gibt ein Lebensbild dieses Mannes und weist auf seine pädagogische Bedeutung hin. — E. Hennecke (ib. S. 58/9) bespricht gleichfalls kurz Leben und Wirken Hermann Agathon Niemeyers (1802—1851), des Sohnes und Amtsnachfolgers des eben Genannten. —

Herbart und seine Schule. O. Flügel (**1110**) sucht die von anderer Seite aufgestellte Behauptung, dass L. Strümpell von Herbart abweiche, dahin einzuschränken, dass diese Abweichungen nur in der Methode sich äussern, nicht aber sachlicher Art sind. — Th. Vogt (JbVWPäd. 36, S. 234—47) sucht einen Angriff Theobald Zieglers auf die Herbartsche Pädagogik zurückzuweisen und tritt (ib. S. 248—56) für die Formalstufentheorie Zillers ein, die durch E. von Sallwürk (**1137**) scharf angegriffen worden ist. Bei dieser Gelegenheit sei gleich noch erwähnt, dass Sallwürks didaktische Normalformen (Frankfurt a. M., M. Diesterweg. IV, 167 S. M. 2,00) im Berichtsjahre in zweiter Auflage erschienen sind. — Gegen Rissmann, der Herbarts Lehre vom Gefühl ablehnt, wendet sich Fr. Franke (Jb. des Vereins für wissenschaftl. Päd. 36, S. 257—302). — O. Willmann (**1061**, S. 29—36) kennzeichnet Herbarts Didaktik mit der Formel: Vom Vielen zum Einen, vom Wissen zum Wollen. An anderer Stelle (ib. S. 257—77) erörtert er das soziale Moment der Herbartschen Pädagogik und weist insbesondere nach, wie sich dasselbe bei W. Rein äussert. —

Herder. Mit begeisterten Worten gedenkt Herders zu seinem 100jährigen Todestage H. Thierack (Päd. Warte 10, S. 553/7); es geht ihm aber dabei, wie so manchem Lobredner: vor lauter Begeisterung sieht er an seinem Helden nur Gutes und legt diesem in den Mund, was ihm selbst als das Rechte erscheint; so wird Herder zum Verfechter der modernsten pädagogischen Ideen gestempelt. — O. Willmann (**1061**, S. 12/8) dagegen zeigt, wie Herder die neuen Bildungsmittel seiner Zeit, Griechentum, Volkstum und historischen Sinn, für den Unterricht zu verwerten sucht. — Inwiefern der jugendliche Herder in seinen pädagogischen

Grundsätzen von der Sturm- und Drangperiode beeinflusst worden ist, legt M. Bruntsch (1113) eingehend dar; es zeigt sich dies namentlich darin, dass für Herder der Mensch im Mittelpunkte der Pädagogik steht, „dass menschlich zu wirken, menschlich zu lehren ihm als höchstes Ziel erscheint". — J. Pawel (1115) zeigt in seiner Untersuchung über Herders Verhältnis zur Schule, dass dieser mit dem Schulwesen in unmittelbare Berührung zunächst in Riga, dann aber besonders in Weimar trat, wo er sowohl dem Gymnasium als auch der Volksschule sein regstes Interesse zuwandte. —

F. A. Wolf. Ein Lebensbild des ersten Studenten der Philologie, des grossen Homerkritikers Friedrich August Wolf (1753—1824), dessen Haupttätigkeit sich auf die Universitäten zu Halle und Berlin verteilt, hat S. Reiter (1117) entworfen. —

Kant. Im Anschluss an eine Abhandlung von M. Jahn (Allg. deutsche Lehrerzeitung 1904, N. 6 u. 7) wird der Einfluss Kants auf die Pädagogik seiner Zeit gerühmt; in der Zeit nach 1792 ist eine grössere Anzahl systematischer Lehrbücher der Pädagogik erschienen, die sämtlich unter dem Einflusse Kantscher Psychologie stehen (1120). — F. Heman (PädWarte. 10, S. 789—95) preist den Königsberger Philosophen als den Erzieher des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert. Trotz Fichte und Schelling seien Kants Ideen nie ganz verdrängt worden, sondern hätten namentlich bei Pädagogen und Theologen immer Geltung behalten, die Pädagogik des 19. Jahrhunderts sei ganz erfüllt von dem Gedanken Kants, dass die Erziehung die eigentliche Grundlage zur Vervollkommnung des Menschengeschlechtes sei. — Auch Paul Natorp (Deutsche Schule 8, S. 65—85) würdigt Kants Einfluss auf die Pädagogik und stellt die Forderung auf, dass wir uns bestreben müssen, das, was jener in der Theorie erarbeitet hat, in das Leben so einzuführen, dass beide, Theorie und Praxis, sich gegenseitig helfen und befruchten. — P. Barth (Prakt. Schulmann 53, S. 193/7) zeigt, dass Kant hinsichtlich der physischen Erziehung von Rousseau sehr abhängig ist, in der moralischen dagegen sehr selbständig. — Auf Kants Bedeutung für die Lehrer weist R. Laube (ZDU. 18, S. 378—97) besonders hin: „Der deutsche Lehrer soll und kann ihn verstehen." —

Romantik. Ad. Schultz (1122) sucht zu zeigen, wie Jean Pauls pädagogische Ideen, die in der Levana breit ausgeführt sind, bereits in dessen Unsichtbarer Loge im Keim enthalten sind. — Noch weniger als ebengenannte Schrift dürften die Fragmente über Menschenbildung von Ernst Moritz Arndt bekannt sein; es ist darum dankbar zu begrüssen, dass W. Münch und H. Meisner (1123) eine Auswahl aus dieser in Arndts frühere Zeit fallenden Schrift mit Einleitung und Anmerkungen versehen haben. Die Fragmente sind seit ihrem ersten Erscheinen (1806) nicht wieder aufgelegt worden; die 1819 als deren dritter Teil von Arndt veröffentlichten Briefe an Psychidion über weibliche Erziehung sind ebenfalls berücksichtigt, aber noch mehr als die vorhergehenden Abschnitte gekürzt worden. — An Fr. D. Schleiermachers Erziehungslehre rühmt O. Willmann (1124), dass sie zwischen den damals einander entgegenstehenden Prinzipien des Philanthropinismus und Humanismus, der Aufklärung und des Glaubens, des Kosmopolitismus und Patriotismus zu vermitteln sucht. —

Neuere Pädagogen. Am 19. Mai 1854 schloss der liebenswürdige Fabeldichter Wilhelm Hey, den man mit Recht einen „Dichterpädagogen" nennen kann, im Pfarrhause zu Ichtershausen seine Augen. Über eine Gedächtnisfeier, die man bei der 50. Wiederkehr seines Todestages gehalten hat, berichtet M... dt (PädWarte. 10, S. 1261/5) und führt dabei aus, was Hey, eine „Pestalozzigestalt", im Kleinen so Grosses und Unvergängliches für die Schule geschaffen hat. — Hieran anschliessend sei auch des Malers Ludwig Richter gedacht, dessen Bedeutung für Schule und Pädagogik gelegentlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstags von Nic. Henningsen (PädWarte. 10, S. 265—71) treffend geschildert wird. — Aus Adalbert Stifters († 1867) Schriften entnimmt Karl Schwalm (3041) (Ad. Stifter als Schulmann: Kultur 5, S. 452—60) eine Anzahl pädagogischer Aussprüche dieses gemütvollen Schriftstellers, der übrigens längere Zeit im praktischen Schulleben gestanden hat: er war von 1850—65 Inspektor der Volksschulen in Oberösterreich, nachdem er es zuvor abgelehnt hatte, die Inspektion der Gymnasien in Unterösterreich zu übernehmen. — Mehrere Aufsätze (1134/5) beschäftigen sich mit Karl Friedrich Wilhelm Wander, dem Herausgeber des bekannten Sprichwörterlexikons. Wander (1803—79) ist ein eifriger Vorkämpfer für die Hebung des Lehrerstandes gewesen. Schlesier von Geburt und im Seminar zu Bunzlau ausgebildet, war er Lehrer in Hirschberg, bis er wegen Teilnahme an revolutionären Bestrebungen 1848 vom Amte suspendiert und 1850 abgesetzt wurde. In seinen pädagogischen Schriften ist er besonders für die akademische Bildung der Volksschullehrer, für Trennung von Kirche und Schule und für die Errichtung von Fortbildungsschulen ein-

getreten. — Die Bedeutung des Germanisten Rudold Hildebrand für die Pädagogik wird von Edwin Wilke (Deutsche Schule 8, S. 401—15 u. 465—84) dahin festgestellt, dass man in ihm nicht nur einen Reorganisator des deutschen Sprachunterrichts sehen dürfe, sondern dass er mit seinem Grundgedanken, dass Sehen, Denken und Empfinden eins sein müsse, auch den Unterricht im allgemeinen im Sinne gehabt hat und demzufolge mehr Beachtung in dieser Hinsicht verdient, als er bis jetzt gefunden hat. — In Immanuel Gottlieb Kolb (1784—1859) schildert uns Fr. Baun (Schulmeister Kolb von Dagersheim. Stuttgart, Evangel. Gesellschaft. 1904. 47 S. M. 0,40. Kart.) ein württembergisches Schulmeisterleben, voll von Arbeit und Dürftigkeit und rührender Pflichttreue. — Ebenfalls ein schwäbischer Lehrer, nur etwas jünger als der ebengenannte, ist Wilhelm Friedrich Thumm (1818—89) gewesen, dessen Lebensbild E. Kiefner unter teilweiser Benutzung eigener Aufzeichnungen des wackern Schulmannes gezeichnet hat (Fr. W. Thumm. Stuttgart, Evangel. Gesellschaft. 1904. 117 S. M. 0,60). — Friedr. Aug. Ecksteins (1810—84) Leben und Bedeutung würdigt F. Lothholz (ADB. 48, S. 258—61). Eckstein wirkte 1839—63 an den Franckeschen Stiftungen in Halle, dann war er bis 1881 Rektor der Thomasschule in Leipzig und las nebenbei an der Universität über Pädagogik, wie er auch das pädagogische Seminar leitete. — Über Otto Frick (1832—92), der ebenfalls seine Haupttätigkeit an den Franckeschen Stiftungen ausgeübt hat, schreibt H. Sander (ADB. 48, S. 767—72); er hat viel dazu beigetragen, dass die Herbartschen Grundsätze für den Unterricht an höheren Schulen verwertet werden. — Eine interessante Parallele zieht A. Messer (Zwei pädagogische Charakterköpfe: Hochland I, 5 S. 535—46) zwischen Hermann Schiller († 1902) und Otto Willmann. Beide gehen von Herbart aus, jener aber zeigt einen fortschrittlichen, dieser einen konservativen Typus, Schiller ist auf pädagogischem Gebiete vorwiegend Techniker, Willmann dagegen in erster Linie Philosoph. — An Friedrich Ratzel († 1904), den Leipziger Geographen, sei hier noch erinnert, der, wie Fr. Schulze (PädStudien. 25, S. 435—43) dankbar hervorhebt, der Bildner zahlreicher Lehrer gewesen ist und sich so um die Volksschule nicht minder als um die höheren Schulen grosse Verdienste erworben hat. —

F. W. Dörpfeld. Am 18. Juli 1903 ist in Barmen ein Dörpfelddenkmal enthüllt worden; bei dieser Gelegenheit hat O. Flügel eine packende Gedächtnisrede gehalten (PädWarte. 10, S. 190/5). — Einen Abriss seines Lebens nebst einer Würdigung seiner pädagogischen Bedeutung verdanken wir H. Sander (**1128**). Dörpfeld (1824—93) war Rheinländer, zuletzt Schulrektor in Barmen; nach seiner Pensionierung (1880) hat er als pädagogischer Schriftsteller namentlich auf schulpolitischem Gebiete gewirkt, indem er die Volksschule weder als Sache des Staates noch der bürgerlichen Gemeinden, sondern als Angelegenheit einer besonderen, an die Kirche angelehnten, vom Staate anerkannten, unterstützten und beaufsichtigten „Schulgemeinde" ansah. — Anna Carnap (**1126**) macht auf die beachtenswerte Tatsache aufmerksam, dass Dörpfelds „Enchiridion", ein Fragebuch zur Wiederholung der biblischen Geschichten, nicht nur von evangelischer, sondern auch von katholischer Seite den Lehrern angelegentlich zum Gebrauche empfohlen worden ist. —

Geschichte einzelner Unterrichtsfächer. Über die Art des biblischen Unterrichts seit den ältesten Zeiten verbreitet sich H. Vollmer (**1140**) und zeigt dabei, dass sich die Ansätze zu poetischer Bearbeitung und zu Auszügen aus der Bibel in lateinischer Sprache schon im frühen Mittelalter nachweisen lassen. Er verfolgt alsdann diese Literatur durch die Reformationszeit hindurch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, nämlich bis zum Erscheinen der „Zweymal zwey und fünfzig auserlesenen Biblischen Historien" des Hamburger Rektors Johann Hübner, die 1714 erschienen sind. — Mit Recht folgert R. Windel (**1139**) aus dem Umstande, dass in der Hauptbibliothek der Franckeschen Stiftungen zu Halle sich zahlreiche Lehrbücher auch für den deutschen Unterricht aus dem 17. und 18. Jahrhundert vorfinden, dass man diesem Lehrgegenstande in der erwähnten Zeit mehr Beachtung und Pflege gewidmet hat, als gewöhnlich angenommen wird. Er geht auf den Inhalt einzelner solcher Lehrbücher von Christian Weise an bis zu Herders Zeiten näher ein und zeigt, dass man hieraus mehr über den Unterrichtsbetrieb früherer Zeiten lernen kann als aus Lehrplänen und Schulordnungen. — Dasselbe gilt hinsichtlich des Lateinunterrichts für die von E. Schwabe (**1138**) mitgeteilten Übersetzungsaufgaben des 16. bis 18. Jahrhunderts, die aus sächsischen Gelehrtenschulen stammen. — Auf eine seltene Elementargrammatik der lateinischen, böhmischen und deutschen Sprache macht Schmertosch von Riesenthal (NJbbKlAltGL. 14, S. 52/8) aufmerksam; es ist des Georg Nicolaus „libellus elementarius in lingua Latina, Boiemica et Germanica pro novellis Scholasticis", Prag 1569. Die im dritten Teile des Buches enthaltenen Schulgesetze und Anstandsregeln des Humanisten Thomas Mitis werden vom Verfasser mitgeteilt. — Für den Unterricht in der

deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert sind die Untersuchungen sehr beachtenswert, in denen R. Dietel (ZDU. 18, S. 30—55, 81—104) die „Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft“ erörtert. —

Universitätsgeschichte. Auf Grund der Wanderberichte eines Burkhard Zink, Johannes Butzbach und Thomas Platter schildert N. Spiegel (**1163**) das fahrende Schülertum des 15. und 16. Jahrhunderts in seiner durch die damaligen Schulverhältnisse bedingten Realität und nimmt ihm damit allerdings zum grössten Teil die verklärende Romantik, mit der neuere Dichter, wie Geibel und Scheffel, diese Erscheinung im Schulwesen der deutschen Vergangenheit umkleidet haben. — Was Basel samt seiner Universität im Jahre 1586 auf einen von Schneeberg i. S. stammenden Studenten für Eindruck machte, das schildert ein von O. Clemen (**1166**) mitgeteilter Brief. — In neuere Zeit führen uns die Mitteilungen von W. Nethe (Aus den Erinnerungen eines alten Burschenschafters: Grenzb. 63³, S. 768—80); er hatte der Burschenschaft zu Halle angehört und wurde dann von 1834—40 in Untersuchung und Festungshaft gehalten: seine Schilderungen erinnern lebhaft an das, was Fr. Reuter über sich in der Festungstid erzählt. — Gelegentlich der Zentennarfeier der Heidelberger Universität ist auch der Deutsch-Amerikaner Carl Beck (**1171**) wieder nach der alten Neckarstadt gekommen und schildert nun das dortige Studententum in Vergangenheit und Gegenwart. — Die 1576 erfolgte Gründung der Universität Helmstedt wird von H. Hofmeister (**1155**) ausführlich geschildert. — Th. Distel (**1173**) teilt über die Leipziger Stadtrevolution von 1830 und die Teilnahme der Studenten daran einiges aus Briefen mit, die der Feder des damaligen Universitätsrektors Wilhelm Traugott Krug entstammen. — W. Stieda (**1158**) leitet seine Darstellung der Leipziger Universität im Jahre 1904 mit einem Abriss der Geschichte derselben ein; bei der Besprechung der einzelnen mit der Universität verbundenen Institute (Bibliotheken, Seminare usw.) wird kurz auf deren Entwicklung eingegangen. — M. Heinze (**1158**) handelt von dem bei dieser Hochschule bestehenden Konvikt, dessen Stiftungsurkunde aus dem Jahre 1544 stammt; es werden daselbst jetzt noch täglich 301 Studenten mittags und abends gespeist. — Von dem Leben auf der Universität Salzburg in den Jahren 1658—61 entwirft Laurenz Pröll (**1160**) eine sehr interessante Schilderung, die in alle Einzelheiten des damaligen Hochschullebens einführt. Als Quelle dazu dienten ihm zwei Codices der Studienbibliothek zu Salzburg, eine Matrikel, die von 1639—1704 reicht, und ein Universitätsprotokoll über die Jahre 1658—61, das alle akademischen Vorgänge, auch alle Disziplinarfälle aus diesem Triennium in gewissenhafter, ausführlicher Darstellung enthält. — Nach Strassburg in ein historisches Kolleg des Theologen Joh. Pappus versetzt uns das Kollegienheft eines Joh. Hagendorn (1563—1624) aus Hersbruck, aus welchem H. Beckh (**1167**) Proben mitteilt, nachdem er in der Einleitung über Pappus und seine Geschichtsauffassung gehandelt hat. — Zur Wittenberger Universitätsgeschichte bringt O. Clemen (**1162**) einen Beitrag, in dem er einen handschriftlich überlieferten Lektionsplan mitteilt, der um das Jahr 1540 geschrieben sein mag. —

Geschichte einzelner Lehranstalten. Das Gymnasium zu Andernach ist, wie J. J. Höveler (**1184**) in dessen Geschichte mitteilt, als Lateinschule 1573 eröffnet worden; nach anfänglicher Blüte ist die Schule im 17. Jahrhundert bis auf zwei, ja eine Klasse zeitweilig zurückgegangen, 1804—1815 war sie eine école secondaire unter französischer Herrschaft, dann unter preussischer eine höhere Stadtschule. Seit 1863 ist sie Progymnasium gewesen, und 1904 hat sie als Vollanstalt (Gymnasium) die erste Reifeprüfung abgehalten. — In Brody in Galizien ist 1817 eine israelitische Realschule begründet worden, deren Geschichte J. Kustynovicz (**1189**) schreibt; sie wurde 1853 vom Staate übernommen und als Unterrealschule allen Konfessionen zugängig gemacht; seit 1866 wurde die Schule in ein Realgymnasium umgewandelt, und endlich seit 1879 ist es ein k. k. Real- und Obergymnasium, und zwar neben dem einen Lemberger Gymnasium das einzige in Galizien mit deutscher Unterrichtssprache. — Auch das Staatsgymnasium zu Budweis ist rein deutscher Art; seine jetzige Organisation hat es seit 1871, wie M. Koch (**1190**) mitteilt; seine Anfänge gehen in die Zeiten der Maria Theresia zurück, unter deren Regierung es von Mitgliedern des Piaristenordens geleitet wurde. — Nachdem Th. Specht im Jahre 1902 eine Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (Freiburg 1902) hat erscheinen lassen, einer Hochschule, die von 1549—1803 bestanden hat, veröffentlicht er jetzt (**1195**) eine Geschichte des an Stelle jener 1804 durch Kurfürst Max Joseph begründeten Lyzeums. Darunter ist ein Gymnasium zu verstehen, mit dem eine philosophische und eine theologische Sektion oder Fakultät verbunden war; im Laufe der Zeit ist das Lyzeum völlig vom Gymnasium getrennt worden und hat mehr und mehr den Charakter einer Universität

angenommen, wie denn seit 1891 diese bayerischen Lyzeen als „Spezialschulen für das philosophische und das katholische theologische Studium" anzusehen sind und den Zweck haben, „die akademische Bildung zum geistlichen Beruf für diejenigen zu vermitteln, welche nicht eine Universität besuchen". — Beim 25jährigen Jubiläum des städtischen Wettiner Gymnasiums in Dresden hat dessen Leiter, O. Meltzer, eine Geschichte der Anstalt herausgegeben, aus der nur hervorgehoben sei, dass die 1879 mit 58 Schülern eröffnete Anstalt im Schuljahr 1903—4 bis auf 541 Schüler gestiegen ist (O. Meltzer, D. Wettiner Gymn. zu Dresden, Dr. Güntzsche Stiftung 1904. Progr. 40 S.) — In seiner kurzen Geschichte des Städtchens Friedberg in der Wetterau teilt Aug. Storch (1193) auch das Wichtigste über das dortige Schullehrerseminar mit. Dieses Seminar, das erste in Hessen, ist 1817 eröffnet worden. — Eine Geschichte des Gymnasiums zu Freistadt in Oberösterreich erschien 1893 und schilderte dessen Schicksale in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1867—92); zu dieser Arbeit liefert jetzt Fr. Schauer (Progr. Freistadt 1904. 21 S.) statistische Nachweise über Zahl und Herkunft der Schüler, Ergebnisse der Studien und Prüfungen usw. — Zur Geschichte des Gymnasiums von Gotha liefert der unermüdliche M. Schneider (1200) (vgl. JBL. 1902, N. 1933; 1903, N. 3652/3) einen neuen Beitrag, indem er die ältesten, vom Rektor Mag. Cyriacus Lindemann 1563 erlassenen Schulgesetze dieser Lehranstalt mitteilt. Sie waren bis jetzt ihrem Wortlaute nach unbekannt und man kannte als die älteste Gothaer Schulordnung die des Andreas Reyher vom Jahre 1641 (JBL. 1901 I 6: 149); nun hat sie der Herausgeber in einem Erfurter Druck von 1593 gefunden, den er auf der Helmstedter Bibliothek entdeckte. — Ph. Wegener (1201) behandelt in seinem ersten Beitrage zur Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald die auf Grund einer Denkschrift des Rektors Warnekros 1784 erfolgte Reform der grossen Stadtschule daselbst; diese Denkschrift und die darin vorgeschlagenen Neuerungen sind erfüllt von den Gedanken der Aufklärung und des Neuhumanismus, im Gegensatz zu den vom Pietismus beeinflussten früheren Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. — Ph. Wegener behandelt an anderer Stelle einen Amtsvorgänger des Rektors Warnekros, Mag. Th. Coelestin Piper, gemachten Reformversuch (1202). — Aus den Akten des Heidelberger Gymnasiums teilt G. Uhlig (1204) Schülerzensuren oder richtiger Charakteristiken mit, die grösstenteils aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen und zumeist von Joh. Daniel Andreä herrühren, der 1726—52 Rektor der Anstalt war. — Die Geschichte des Gymnasiums zu Hersfeld in der Zeit von 1817—76 darzustellen, hat sich Ph. Hafner (1205) zur Aufgabe gemacht; er liefert damit eine Fortsetzung zu W. Münschers Chronik dieses Gymnasiums von 1570-1817, die in den Osterprogrammen von 1836 und 1837 enthalten ist. H.s Arbeit setzt mit der Erneuerung der Schule nach dem Zusammenbruch der westfälischen Herrschaft ein und zeigt uns zunächst ein dreiklassiges Gymnasium, das erst sehr allmählich zu sechs Klassen erweitert wurde, und schliesst mit dem Jahre 1876, in welchem der Direktor Dr. Eysel in den Ruhestand trat und Dr. Duden dessen Nachfolger wurde. — Über die Gründung der Stadtschule zu Kröpelin, die um 1583 erfolgte, sowie über deren Neugründung im Jahre 1601 teilt H. Schreiber (1211) einiges aus den Akten mit. Ferner gibt er eine zusammenhängende Geschichte dieser mecklenburgischen Schule für die Zeit von 1601—1798. — Die erste Bürgerschule zu Leipzig besteht seit 1804; dies veranlasst O. Lange (1212), Beiträge zur Geschichte derselben zu veröffentlichen. Nach einer sehr lesenswerten Einleitung über die Entstehung der Bürgerschulen überhaupt behandelt der Verfasser eingehend die Geschichte der genannten Lehranstalt von 1804—32, die Zeit, während welcher der erste Direktor, L. Fr. E. Gedike, sie leitete. Gedike war vorher (1791—1804) Rektor des Gymnasiums zu Bautzen und hat bereits in dieser Stellung nicht nur für die Gründung von Lehrerseminaren in Sachsen gewirkt, sondern auch dafür gesorgt, dass die kleineren Lateinschulen in der Lausitz in Bürgerschulen verwandelt wurden. So war er der rechte Mann für die neue Leipziger Schule, aus der übrigens unter Gedikes Nachfolger, Dr. Vogel, sich auch das Leipziger Realgymnasium entwickelt hat. Langes Beiträge finden in C. Reimers, des derzeitigen Direktors, statistischen Mitteilungen eine wertvolle Ergänzung. — Als Ehrengabe für den bekannten Leipziger Philologen J. Herm. Lipsius, der von 1866—77 Rektor des Nikolaigymnasiums war, hat zu dessen 70. Geburtstage Th. Sorgenfrey (1213) ein Verzeichnis der von Lipsius während seines Rektorates entlassenen Abiturienten zusammengestellt. Das Verzeichnis enthält 202 Namen, zu denen kurze biographische Notizen hinzugefügt sind. — An der Hand von Aufzeichnungen eines alten Thomaners, August Schumann, schildert B. Fr. Richter (SchrrVGLeipzig. 7, S. 29—54) die Zustände und inneren Einrichtungen der Thomasschule zu Leipzig, wie sie von 1732—1829 bestanden haben. — Franz d. P. Lang bringt seine Geschichte des kurzlebigen Gymnasiums zu Leoben (Das Admonter Gymnasium in Leoben [1786—1808]. Ein

Beitr. zur Gesch. des österr. Schulwesens. Progr. Leoben. 39 S.) zum Abschluss: das Gymnasium wurde 1808 nach Admont zurückverlegt, hat aber auch dort nicht lange mehr bestanden, sondern wurde 1820 nach Judenburg verlegt, bis es 1857 ganz einging. — Vor der Reformation, sagt W. Fischer **(1216)**, gab es im sächsischen Vogtlande überhaupt keine Dorfschulen, erst die Schulordnungen von 1528 und 1580 bewirkten die Gründung solcher Anstalten. Besonders spät erhielt das Dorf Oberlosa bei Plauen i. V. eine Schule, nämlich erst 1667; der Verfasser verfolgt die Schicksale dieser Schule bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. — G. Lühr **(1219)** veröffentlicht das Verzeichnis der Schüler des Gymnasiums zu Rössel, und zwar nach dem Album der marianischen Kongregation; dieses Album beginnt jedoch erst mit dem Jahre 1635, während das Gymnasium selbst von den Jesuiten bereits 1631 gegründet wurde. Der erste Teil jenes Albums reicht bis 1748, die uns vorliegenden Veröffentlichungen daraus führen jedoch nur bis 1710. — Über das 350jährige Jubiläum der Klosterschule zu Rossleben berichtet O. Kaemmel **(1220)**. — K. Knaflitsch **(1226)** setzt seine Geschichte des Gymnasiums zu Troppau fort (vgl. JBL. 1903, S. 470) und führt sie diesmal von 1773–1808, indem er in der Hauptsache die theresianischen und josefinischen Reformen behandelt. — F. Prosch **(1228)** liefert eine Biographie des Fürsterzbischofs Jakob Ernst von Lichtenstein (1690—1747), berichtet über dessen Stiftungen, die vor allem auch das Piaristengymnasium zu Weisswasser in Schlesien betrafen, und liefert damit eine Art von Vorgeschichte für das Gymnasium zu Weidenau; er teilt dann noch Dokumente zur Geschichte der letzteren Schule mit (vgl. JBL. 1903, N. 3694). — Das k. k. Staatsgymnasium im vierten Bezirke der Stadt Wien, das seit 1895 Elisabethgymnasium heisst, feiert im Berichtsjahre sein 25jähriges Jubiläum, wodurch der Leiter der Anstalt, Fr. Strauch, veranlasst worden ist, eine Geschichte der Anstalt zu veröffentlichen (Progr. Wien 1904. 48 S.). — Nachdem in Wiener-Neustadt von 1660—1773 ein Jesuitengymnasium bestanden hatte, wurde, wie F. Wanner **(1230)** mitteilt, 1804 wieder ein Gymnasium eröffnet, dessen Lehrkörper die vier niederösterreichischen Zisterzienserstifte zu stellen hatten; ausser ihnen hatte noch die Stadt selbst für den Bestand der Schule Sorge zu tragen. 1871 ist die Anstalt vom Staate übernommen worden. —

Geschichte des Schulwesens einzelner Länder und Städte. Die Vorläuferinnen des Gymnasiums und Seminars zu Amberg sind die städtische Lateinschule zu St. Martin und das kurfürstlich calvinische Pädagogium daselbst gewesen, wie J. Denk **(1231)** mitteilt. Jene stammt aus dem Mittelalter und hat bis 1627 bestanden, von wo an in dem Gebäude ein Jesuitengymnasium Unterkunft fand; dieses hat nur zehn Jahre, 1566–76, bestanden, wurde dann des Konfessionswechsels wegen geschlossen und 1577 für lutherische Schulen neu eröffnet, aber schon 1583 wurde es wieder eine Pflanzschule künftiger Kalvinisten und hat in dieser Gestalt noch bis 1624 bestanden, wo es ebenfalls den Jesuiten zufiel. — Zur Geschichte des Klosterschulwesens in Baden liefert Karl Brunner **(1232)** mehrere Beiträge, von denen sich zwei auf die Benediktinerklöster zu Gengenbach und Schwarzach, einer auf das Zisterzienserkloster Salene beziehen. — Derselbe Verfasser **(1233)** handelt ferner vom Stande der Volksbildung und der Schulaufsicht in Baden im 18. Jahrhundert und teilt darauf bezügliche Aktenstücke mit. — Durch Benedikt Schwarz (MGESchG. 14, S. 52—64) erfahren wir, dass die erste badische Taubstummenanstalt bereits 1784 in Karlsruhe ins Leben getreten ist. — Über die Anfänge des Realschulwesens in Baden, die sich an die bekannten Reformen Heckers in Berlin anschliessen, berichtet M. Thamm **(1259)**; sie reichen bis 1760 zurück und wurden besonders durch den Theologen Joh. Georg Wolf gefördert; die ältesten Realschulen waren die zu Lörrach und Karlsruhe. — 1783 erschien anonym eine pragmatische Geschichte der Schulreformation in Bayern, eine Hauptquelle für die bayerische Schulgeschichte in dem Jahrzehnt nach der Aufhebung des Jesuitenordens. Während aber bislang Heinrich Braun für deren Verfasser galt, wird jetzt von G. Lurz **(1235)** Gerhoh Steigenberger (1741—87) dafür gehalten, der längere Zeit Professor und Gymnasialdirektor in Ingolstadt und zuletzt Hofbibliothekar in München war. — Wie sich das Mittelschulwesen im Hochstift Bamberg während der Zeit von 1773–1802 gestaltete, nachdem es vorher über 150 Jahre lang in den Händen der Jesuiten gelegen hatte, erfahren wir durch Fr. Wucherer **(1234)**. Es ist anzuerkennen, dass in dieser Periode, abgesehen von den letzten Jahren, dem höheren Schulwesen seitens der fürstbischöflichen Regierung gebührende Fürsorge zu teil wurde. — Eine eingehende Darstellung findet das Schulwesen des Kreises Belzig während der Reformationszeit durch Nikolaus Müller **(1238)**, der die Akten über die daselbst 1530 und 1534 stattgefundenen Visitationen mitteilt und Nachrichten über die Geistlichen und Lehrer hinzufügt; die Akten beziehen sich auf 26 im Kreise Belzig gelegene Ortschaften. — In Bern

sind in den Jahren 1637—8 religiöse Schauspiele von Schülern unter Leitung eines Anton Schmaltz aufgeführt worden, wie H. Kasser (1239) vermutet. Dieser Schmaltz war ein entlaufener Mönch, der in jener Zeit den militärischen Jugendunterricht in Bern leitete. — A. Schoop (1241) teilt mit, dass in Düren bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Stadtschule bestanden hat. Als sich 1628 daselbst die Jesuiten niederliessen, richteten sie ihr Augenmerk auf die Erlangung dieser Schule und nach mancherlei Kämpfen erreichten sie 1636 ihr Ziel. — Dass es um das Schulwesen in dem badischen Benediktinerinnenkloster Frauenalb und den dazu gehörigen Dörfern auch noch im 17. und 18. Jahrhundert sehr schwach bestellt war, zeigt A. Thoma (1247). — Zur Schulgeschichte von Freiburg i. B. liefert Peter P. Albert (1248) einen nicht unwichtigen Beitrag, indem er aus den Ratsakten feststellt, dass nicht der Lehrer Johann Tethinger, ein Schüler Melanchthons, der Verfasser der Freiburger Schulordnung von 1558 ist, sondern dass sie von den beiden Magistern Nikolaus Henninger und Georg Allman verfasst und von dem bekannten Humanisten Glareanus (1488—1563) geprüft und mit Randbemerkungen versehen wurde. — Auch in Hannover sind die deutschen Landschulen aus dem Katechismusunterricht hervorgegangen, führt K. Kayser (1250) aus; solcher Unterricht war vielfach schon vor der braunschweigischen Kirchenordnung von 1569 üblich, bald nach dem Erlass hatten fast alle grösseren Dörfer ihre Küsterschulen. — Die planmässige Reform des gesamten hessischen Schulwesens, die unter Herzog Philipp dem Grossmütigen durch Adam Krafft (Vegetius, auch Crato genannt) nach einheitlichem Plane ins Werk gesetzt wurde, ist von M. G. Schmidt (1251 = Texte u. Forschungen zur Gesch. d. Erz. u. des Unterrichts in d. Ländern deutscher Zunge. Heft 9. M. 2,00) dargestellt worden. Von besonderer Wichtigkeit war dabei die Gründung des Pädagogiums in Marburg, das eine Mittelstellung zwischen der Universität und den Partikularschulen einnehmen sollte. Aber auch diesen, sowie den eigentlichen Volksschulen schenkte der Herzog nebst seinem Berater gebührende Aufmerksamkeit; sie haben eben in die gesamten Unterrichtsanstalten des Landes systematische Ordnung gebracht. — J. Apih (1252) führt seine Schilderung der Schulreform in Kärnten, wie sie unter Maria Theresia und Josef II. durchgeführt wurde, zu Ende. — Das Schulwesen im Herzogtum Kurland wird von G. Otto (1253) ausführlich dargestellt; seit dem Jahre 1567 wurden daselbst eine Anzahl von Stadtschulen gegründet, die sämtlich Lateinschulen waren. Die Geschichte dieser Anstalten in Mitau, Bauska, Goldingen, Windau, Libau, Subbath und Grobin, sowie die der Schule am Witte-Hueckschen Waisenhause in Libau wird vom Verfasser zum Teil sehr ausführlich behandelt, den Schluss der ganzen Arbeit bildet ein „Kurländisches Schulkollegen-Lexikon 1567—1805“. — Das Schulwesen des ehemaligen Dorfes Lössnig, das jetzt der Stadt Leipzig einverleibt ist, schildert von seinen Anfängen, d. h. seit der grossen Schulordnung Kurfürst Augusts vom Jahre 1580, bis zur Gegenwart R. Jahn (1254). — Die Geschichte des ritter- und landschaftlichen Landschulwesens in Mecklenburg-Schwerin von 1650—1879 ist von M. Pistorius (1255) bereits 1886 verfasst, bis jetzt aber nicht veröffentlicht, sondern im Archiv des Oberkirchenrates zu Schwerin verwahrt worden. Erst jetzt wird der erste Teil dieser trefflichen Arbeit, die die Zeit von 1650—1813 umfasst, von H. Schnell herausgegeben; ein weiteres Stück, das bis 1838 reicht, soll bald folgen. — Josef Jäkel (1258) weist auf Grund einer Sammlung von Handschriften im städtischen Archive zu Freistadt nach, dass um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Oberösterreich zahlreiche Partikularschulen bestanden haben, die meist von den Städten gegründet und unterhalten wurden; diese Schulen müssen zeitweilig den Charakter höherer Lehranstalten gehabt haben, denn es gingen Schüler von ihnen zur Universität über, ja Ferdinand I. gründete sogar, um den Besuch der Universität Wien zu heben, daselbst Freistellen für Stipendiaten, die aus diesen Partikularschulen Oberösterreichs dahin gehen sollten. Die oben erwähnten Quellen werden mitgeteilt. — Ferner liefert Anton Weiss (1142) Beiträge zur Geschichte des österreichischen Elementarunterrichtes, indem er eine Anzahl von Schriften Johann Ignaz von Felbigers, des Organisators des österreichischen Schulwesens unter Maria Theresia und Josef II., abdruckt und mit Einleitungen versieht; es sind folgende: 1. Vorlesung über die Schuldigkeit der Geistlichen (1782); 2. Was sollen Normalschulen sein? (1776); 3. Was sind Trivialschulen? Ist es nützlich, Schulen auf dem Lande besser einzurichten? Ist es möglich? Beantwortet von einem Kenner dieser Schulen (1776). 4. Über die Beschaffenheit und Grösse der Wohltat der Verbesserung der deutschen Schulen durch Maria Theresia (1781). — Anton Weiss (1056) hat ferner eine Geschichte der österreichischen Volksschule 1792—1848 in zwei stattlichen Bänden verfasst; der erste behandelt nach einer Einleitung über die Reformen im Unterrichtswesen unter Leopold II. die Entstehungsgeschichte des Volksschulplanes von 1804, während im zweiten Bande in ausführ-

lichster Darstellung die Entwicklung der österreichischen Volksschule in dem oben angegebenen Zeitraum, also unter Franz I. und Ferdinand I., enthalten ist. — A. Heubaum **(1070)** weist nach, dass die Reformbestrebungen im höheren Schulwesen Preussens schon vor den Befreiungskriegen ernstlich in Angriff genommen worden sind, und dass es namentlich der Minister Julius von Massow (1789—1807) gewesen ist, der persönlich um diese Dinge, besonders um eine schärfere Sonderung der Universitäten von den Gymnasien und um das Prüfungswesen der höheren Schulen, sich bemüht hat. Die politischen Ereignisse von 1806—7 brachten Massows Entlassung und den Abbruch dieser Bestrebungen; als aber 1810 W. von Humboldt die Neugestaltung des Unterrichtswesens in Angriff nahm, benutzte er als Grundlage die unter Massow entstandenen Vorarbeiten; so zeigt sich, dass es ein Irrtum war, wenn man Massows Tätigkeit in der Regierung bisher als eine für das Schulwesen völlig bedeutungslose ansah. — Auf das Gebiet der Fürstenerziehung in Preussen lenkt uns ein Aufsatz von H. Borkowsky **(1068)**, worin von den Erziehern und der Erziehung König Friedrich Wilhelms I. gehandelt wird. 1694 wurde für den damals sechsjährigen Prinzen der Graf Alexander zu Dohna als Erzieher bestellt, Anfang 1695 trat er sein Amt an; der erste Lehrer war Joh. Friedr. Cramer, der zweite ein Franzose namens Rebeur. 1705 legte Graf Dohna sein Amt als Oberhofmeister des Prinzen nieder, dieser aber blieb seinem ehemaligen Erzieher bis zu dessen Ableben (1728) dankbar verbunden. — Auf dasselbe Gebiet führen uns die Denkwürdigkeiten Friedrich Delbrücks (1768—1830), der von 1800—9 Erzieher des späteren Königs Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., des nachmaligen deutschen Kaisers, war. Den ersten Teil seiner Erinnerungen aus dieser am preussischen Königshofe verlebten Zeit — er reicht vom 3. August 1800 bis zum 9. September 1801 — hat jetzt Georg Schuster herausgegeben (Beihefte der Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte N. 3. Berlin, Hofmann & Co. LIV, 114 S. M. 3,00). — In eine etwas frühere Zeit führt uns ein Aufsatz von W. Meiners **(1069)**; danach ist der eigentliche Verfasser des nach Erlass des General-Landschul-Reglements (1763) gemachten „Entwurfs eines allgemeinen Stadt- und Landschulen-Reglements für die Gemeinen der Reformierten Clevischen Synode" der reformierte Prediger der Stadt Cleve, C. F. Baumann, gewesen, ein Mann, den der Verfasser als einen „verständnisvollen, zielbewussten Vorarbeiter der pädagogischen Ideen seiner Zeit und den ersten Übertrager der Fortschritte einer massvollen Aufklärung auf die Volksschule des Westens" charakterisiert. — J. Baltzer **(1064)** hat eine Sammlung der wichtigsten brandenburgisch-preussischen Schulordnungen seit der Reformation veranstaltet. Sie beginnt mit der brandenburgischen Schulordnung von 1573 und reicht bis zu den Prüfungsordnungen für Volksschullehrer und Lehrerinnen aus dem Jahre 1901. Vollständigkeit ist nicht erstrebt worden, aber dass die „allgemeinen Bestimmungen" von 1872 nicht mitaufgenommen worden sind, scheint uns doch ein Mangel. Eingeleitet ist das Ganze durch eine kurze Übersicht über die Entwicklung des preussischen Volksschulwesens seit der Reformation, als Anhang ist Ernsts des Frommen Schulmethodus von 1642 im Auszuge mitgeteilt. — Wie sich das Volksschulwesen im Fürstentum Ratzeburg seit der Mitte des 16 Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, ist von J. Russwurm **(1260)** 1862 dargestellt worden, das Manuskript aber hat seitdem im Domarchiv zu Ratzeburg gelegen und wird erst jetzt, wie die obengenannte Arbeit von Pistorius, durch H. Schnell an die Öffentlichkeit gebracht. — Die ersten Anfänge eines höheren Schulwesens in Saargemünd **(1261)** gehen bis 1704 zurück, wie wir von H. Grossmann **(1261)** erfahren, und zwar lassen sich zunächst für die Zeit von 1704—77 Lateinlehrer nachweisen. Dann ist aber erst 1804 wieder eine höhere Schule, ein Collège communal, eröffnet worden, die bis 1870 bestanden hat. — Inwiefern die Reformation auch auf die Erziehung künftiger Regenten fördernd eingewirkt hat, das zeigt E. Reimann **(1067)** in seinem Buche über Prinzenerziehung in Sachsen. Es wird darin ein genauer Bericht über die Erziehung der drei Söhne des Kurfürsten Christian I. gegeben, der nachmaligen Kurfürsten Christian II. († 1611), Johann Georg I. († 1656) und des Herzogs August († 1615); der Bericht umfasst die Zeit von 1588—1606. In den Lehrplan war auch Latein mitaufgenommen; die Prinzen hatten täglich 5—6 Stunden Unterricht, und die Disziplin war ziemlich streng, so dass den Präzeptoren sogar das Recht körperlicher Züchtigung zustand. Den Schluss bildet eine Darstellung der peregrinatio academica des Prinzen Johann Georg, die ihn durch Italien bis nach Neapel führte und etwa ein Jahr währte, im Anhang sind verschiedene Schriftstücke aus den Akten, sowie Personalien über die bei der Erziehung beteiligten Lehrer mitgeteilt. — Einen höchst wichtigen Beitrag zur Geschichte des höheren Lehrerstandes in Sachsen hat Martin Hartmann in seiner Geschichte der „sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen bis zur Gründung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins (1848—1890), nach den

Quellen dargestellt", erbracht (= Sammlung von Schriften des Sächsischen Gymnasiallehrervereins, N. 3. Leipzig, Hesse & Becker. VI, 108 S. Nicht im Buchhandel). Bei den ersten dieser Versammlungen, die in die politisch bewegten Jahre 1848—49 fielen, hat der bekannte Philologe Köchly eine führende Stellung innegehabt; es bestanden damals enge Beziehungen zwischen den Lehrern der höheren Schulen und dem Allgemeinen Sächsischen Lehrerverein. — In seiner Schilderung eines sächsischen Dorfschullehrers bietet H. Däbritz (**1263**) weit mehr als das Leben dieses schlichten Schulmeisters Gaudlitz (1786—1869); er zeigt, was unter den bescheidensten Verhältnissen ein tüchtiger Volksschullehrer in einer einklassigen Dorfschule zu leisten imstande war. — Ebenfalls sächsische Lehrer- und Schulverhältnisse der guten alten Zeit schildert R. Rother (Prakt. Schulmann 53, S. 551—67) in einer Reihe heiterer Bilder. — Die Entwicklung des Lehrerbildungswesens im Königreich Sachsen stellt A. Leuschke (**1262**) eingehend dar; den Ausgangspunkt seiner Darstellung bilden die unter Kurfürst August 1557 erlassenen „General-Artikel, wie es in den Kirchen mit den Pfarrherrn und Kirchendienern ... gehalten werden soll". — Über das Unterrichtswesen in Ephorie und Amt Sangerhausen während des 17. und 18. Jahrhunderts macht Friedr. Schmidt (**1264**) Mitteilungen, die zwar nicht gerade erfreulich, aber ihrer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit wegen recht interessant und lehrreich sind. — Von der regen Tätigkeit der Schweizer Lehrerschaft im Kanton Graubünden legt der „Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins" (22. Jahrgang. Chur, Sprecher & Valer. 176 S.) Zeugnis ab. — J. Holzer (**1267**) beginnt seine Darstellung des Mittelschulwesens in Steiermark seit der Mitte des 19. Jahrhunderts damit, dass er die Schulen der Landeshauptstadt Graz bespricht; es gibt dort zurzeit zwei k. k. Staatsgymnasien, und eine dritte Anstalt gleicher Art ist in der Entwicklung begriffen; ferner ein fürstbischöfliches Privatgymnasium und das Scholzsche Privatgymnasium, also fünf humanistische Vollanstalten; dazu kommen noch zwei Oberrealschulen, eine Privatrealschule und ein städtisches Mädchenlyzeum. — In dem Städtchen Boxberg in der Pfalz und dem benachbarten Dorfe Unterschüpf hat sich der Ritter Albrecht von Rosenberg um die Einführung der Reformation und gleichzeitig um die Hebung des Schulwesens verdient gemacht. Das beweist der von Karl Hofmann (**1065**) mitgeteilte Lehrplan für Unterschüpf vom Jahre 1564; in diesem Plan für eine Dorfschule haben neben Schreiben, Lesen und Rechnen auch Latein und Griechisch, sowie Musik Platz gefunden. — Die Neugestaltung des Schulwesens in Zerbst bei Einführung der Reformation schildert Becker (**1270**). Bis dahin bestand in Zerbst nur eine Stiftsschule, über die die Akten bis 1418 zurückgehen; aus dem Jahre 1527 wird dann der erste evangelische Rektor der neugegründeten Ratsschule genannt: Sebastianus Albinus. Daneben bestand seit 1545 auch eine evangelische Mädchenschule, nachdem 1540 mit den dortigen Frauenklassen auch die damit verbundene Schule ihr Dasein beschlossen hatte. —

Schulmuseen. M. Hübner (**1273**) hat eine Geschichte der deutschen Schulmuseen verfasst und dazu eine Beschreibung der einzelnen Veranstaltungen dieser Art gefügt; demnach gibt es jetzt in Deutschland 28 Schulmuseen, deren ältestes die 1851 in Stuttgart errichtete Lehrmittelsammlung der Zentralstelle für Gewerbe und Handel ist, während das jüngste Schulmuseum vom Schulwissenschaftlichen Bildungsverein in Hamburg 1903 gegründet worden ist. Noch fehlen aber gänzlich staatliche Sammlungen dieser Art und vor allem ein Reichsschulmuseum (JBL. 1903, N. 4036). —

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

(I, 6 = N. 1274–1537.)

Ludwig Sütterlin.

Allgemeine Sprachwissenschaft: Psychologie und Grundlage. — Weltsprache. — Sprachästhetik. — Sprachgeschichte: Allgemeines; Einzelfragen. — Einzelne Zeitabschnitte. — Einzelne Dichter und Schriftsteller. — Standessprachen. — Wortforschung: Allgemeines; Kleinere Beiträge; Einzelworte; Schlagworte und Redensarten. — Namenkunde: Personennamen; Ortsnamen; Pflanzennamen. — Sprachreinheit: Allgemeines; Einzeluntersuchungen. — Sprachrichtigkeit. — Sprachlehre: Allgemeines; Einzelfragen. — Aussprache. — Rechtschreibung. — Mundartenforschung: Allgemeines. — Einzelne Gegenden: Oberdeutschland; Mitteldeutschland; Niederdeutschland, deutsche Sprache im Ausland. —

Aus der grossen Anzahl von Büchern, Heften, Doktorschriften, Zeitschriftarbeiten und Zeitungsaufsätzen greifen wir auch dieses Jahr nur das Wichtigste, uns für die Wissenschaft förderlich Scheinende heraus. —

Auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft begegnet uns erfreulicherweise gleich ein hervorragendes Werk, und zwar eines, das sich mit Psychologie und Grundlage der Sprachwissenschaft abgibt, O. Dittrichs **(1283)** Grundzüge der Sprachpsychologie, ein überaus gelehrtes, breit angelegtes Buch, das eine erstaunliche Menge von Kleinarbeit meisterhaft zu einem grossen Ganzen zusammenträgt. Es behandelt einleitend die Stellung der Sprachpsychologie innerhalb der Allgemeinen Psychologie und der Sprachwissenschaft, sodann die Einteilung der Sprachpsychologie; in seinem Hauptteil gibt es eine allgemeine Grundlegung dieser Sprachpsychologie, indem es die anatomischen und die physiologischen Bedingungen der Bewusstseinsvorgänge erörtert, und redet von diesen Bewusstseinsvorgängen selbst; dabei unterscheidet es die einfachen Vorgänge (Empfindungen und einfache Gefühle) von den zusammengesetzten (Vorstellungen und Gemütsbewegungen). Für den Sprachgelehrten ist dieser grundlegende erste Band sicherlich auch sehr lehrreich und wichtig; aber die Hauptsache bringt ihm doch erst das Folgende, das man deshalb um so sehnlicher herbeiwünscht. —

Für die Weltsprache ist W. Ostwald eingetreten **(1294)**. Er meint, mit einem einfachen grammatischen Aufbau und mit dem Wortschatz der germanischen und romanischen Sprachen könne man den Zweck erreichen, dessen Nützlichkeit er schon richtig begründet. Aber Ostwald stellt sich die Sache doch zu leicht vor; er sollte nur einmal selbst eine Probe machen und versuchen, wie sich ein aus der einen bestehenden Sprache in seine Weltsprache übersetztes Lesestück den Augen der Angehörigen einer anderen bestehenden Sprache darstellt. —

Zur Sprachästhetik können wir rechnen G. Heines Darlegung über den „Unterricht in der Bildersprache" (= PädMag. N. 240. Langensalza, Beyer. 15 S. M. 0,25). Sie gibt eine gute Anregung, wie der Lehrer das Verständnis für sprachliche Bilder (z. B. Vergleiche) bei den Kindern wecken und diese zum eigenen Aufsuchen und zum Gebrauch solcher Bilder anregen und anleiten kann. —

Für die Sprachgeschichte hat O. Brenner **(1304)** eine allgemeine Darstellung geliefert in seinem Aufsatz „Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache". Er sieht darin beinahe ganz ab von Einzelheiten der Lautlehre, Wortformung, Satzbildung, Wortgeschichte usw.; er weist vielmehr auf alle die allgemeinen Strömungen hin, die seit der althochdeutschen Zeit bis auf unsere Tage abwechselnd oder gleichzeitig unsere Muttersprache auf dem Papier oder im Munde der gebildeten Klassen beeinflusst haben: Änderungen der Wohnsitze, staatliche und gesellschaftliche Verschiebungen, Vorschriften der Fachgelehrten, Beispiele grosser Kanzleien oder Schriftsteller, Gewohnheiten wichtiger Druckereien und andres. Die kaleidoskopartige Fülle der Gesichtspunkte und Gedanken in seiner Darstellung führt uns deutlich zu Gemüte, wie verworren die Verhältnisse hier liegen, und wie schwierig deshalb auch die Forschung hier ist. —

Dagegen klärt eine Einzelfrage auf J. Haltenhoff **(1306)**. In seiner Geschichte des Adjektivsuffixes -icht zeigt er — ausgehend vom Mittelhochdeutschen mit seinen nahezu 200 einschlägigen Formen —, wie in der späteren Zeit dieser Wortausgang geradezu einem Meteor gleicht: während er im 16. und 17. Jahrhundert nur ganz mässig und langsam um sich greift, dringt er im 18. Jahrhundert dagegen von der Elbeniederung und von den Alpen in einem doppelten Siegeszuge durch die Schriftsprache vor und drängt alle mit ihm wetteifernden Bildungen zurück, geht seit 1750 aber wieder allmählich zurück und ist heute bis auf geringe Reste ganz aus der Sprache geschwunden. —

Einzelnen Zeitabschnitten widmen ihre Aufmerksamkeit A. Keller, O. Haffner, Klara Hechtenberg und R. Dietel. A. Keller **(1307)** fasst einleitend die Ergeb-

nisse der für seine Untersuchung das Muster abgebenden Arbeit von G. Ehrismann zusammen: im 16. Jahrhundert gebraucht „du" die Obrigkeit gegenüber dem Untertanen, der Vorgesetzte zum Untergebenen, der Offizier zu den Soldaten, vor allem die Herrschaft zur Dienerschaft, und immer geben die Kleineren „Ihr" zurück. Im 17. Jahrhundert ist die fürstliche Etikette zu scheiden von dem Brauch der unteren Volksschichten: die Fürsten verwenden jetzt „Euer Gnade" oder „Euer Liebden"; im Volk dagegen dringt die dritte Person der Einzahl („Er, derselbe", weiblich „sie, dieselbe") von unten, von den Dienenden her, herauf; durchgeführt ist sie in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, selbst in der Familie. Leider bricht die Arbeit mit dem Jahre 1650 ab. — O. Haffner (1308) unterscheidet in seiner Darstellung die Kanzleisprache mit ihren verschiedenen Gattungen von Erzeugnissen von der Drucksprache. Er findet, dass in der Kanzleisprache erst die einsilbigen Wörter diphthongieren, dann die zweisilbigen; einzelne Ausnahmen bilden vielgebrauchte Ausdrücke, wie Titel, oder im Satze meist schwach betont verwendete Gebilde. Alle diese Wandlungen gehören der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts an. In der Drucksprache, wo die Verhältnisse schwieriger zu beurteilen sind, finden sich die neuen Diphthonge seit 1520. — Klara Hechtenberg (1313) hat ihre beiden früheren Schriften, „Das Fremdwort bei Grimmelshausen" und „Der Briefstil des 17. Jahrhunderts", in dem jetzt vorliegenden Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts erweitert und ineinandergearbeitet. Dieses verzeichnet 3380 Gebilde, von denen die Hälfte (1637) noch heute in der allgemeinen Rede üblich sind; entlehnt sind sie vorwiegend dem Lateinischen, dann auch dem Französischen. Die Arbeit ist sorgfältiger als die früheren, enthält aber immer noch zahlreiche Druckfehler, besonders in den griechischen Formen. — R. Dietel (1314) stellt die Gründe zusammen, mit denen die Vorkämpfer der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert ihre Ansichten und Forderungen rechtfertigten. Sie weisen, führt er aus, einmal übereinstimmend auf die glanzvolle deutsche Vergangenheit hin, auf die Zeit des Tacitus, Karls des Grossen, Rudolfs I., dann auf die fremden Völker, die alle ihre eigene Sprache pflegten und hegten, vor allem die Griechen und Römer; sie preisen die Vorzüge, die eine entwickelte Sprache im allgemeinen hat, und führen das beim Deutschen weiter aus, indem sie daran rühmen die Verbreitung, die besondere Richtigkeit, den Wortreichtum, die Kürze und Bestimmtheit, die Feinheit und Zierde und die onomatopoietischen Ausdrücke. Ferner nehmen sie aber auch Bezug auf die frühere schöne und fachwissenschaftliche Literatur des deutschen Volkes, und schliesslich führen sie gar auch erzieherische und psychologische Erwägungen ins Feld: das Deutsche müsse die Grundlage jedes Unterrichts bilden und dieser im Zusammenhang damit gründlich umgestaltet werden. Als Belohnung stellen diese Vorkämpfer aber auch stets die grossen Vorteile ins rechte Licht, welche die Kenntnis und Beherrschung der Muttersprache im späteren Leben gewähre, in den gelehrten Berufen wie in den ungelehrten. —

Einzelne Dichter und Schriftsteller werden behandelt von E. Reichel, K. Marbe, W. Kühlewein und Th. Bohner (1320), von H. Pfennig und R. Sprenger. E. Reichel lobt, wie schon früher, auch jetzt wieder (1317) einleitend die Reichhaltigkeit und Bedeutung des Gottschedschen Wortschatzes und gibt zur Begründung seines Lobes zahlreiche, zwar aufs Geratewohl herausgegriffene, aber doch recht schlagende Belege aus der ganzen Reihe des Abc. — K. Marbe (1319) stellt an der Hand eines Goetheschen Textes fest, dass der Rhythmus der deutschen Prosa daktylisch sei, und schliesst daraus, dass deshalb unserer Dichtung die jambische Tonfolge vorbehalten sei. — H. Pfennig (1321) schildert, wie Schiller die Diminutivendungen verwende: im allgemeinen gebrauche er ausschliesslich -chen, trotzdem ihm das Schwäbische die Verwendung von -lein nahelegte, eben weil er eine so ausgeprägte Kunstsprache schreibe; in der Mitte seines Schaffens sei diese Bevorzugung des -chen am ausschliesslichsten; nur in der Jugend und in seiner letzten Zeit habe er auch die oberdeutsche Endung vereinzelt bei sich zugelassen. Während andre Dichter, der Göttinger Hain und Goethe vor allem, unter dem Einfluss der mittelhochdeutschen Dichtung, des Volkslieds oder des Kirchenlieds auch -lein gebraucht hätten, sei Schiller von diesen Strömungen ebenso unberührt geblieben, wie sein Landsmann Wieland. — R. Sprenger (1323) verzeichnet bisher ungebuchte, merkwürdige Wörter oder Wortformen aus einigen Schriften E. M. Arndts. — E. Brandes (1325) gibt dagegen nichts Selbständiges; er will nur auf die bekannten Arbeiten des Kieler Gymnasialprofessors Dr. Karl Friedrich Müller aufmerksam machen, aus deren Inhalt er das Wichtigste vorführt. — J. Hahne (1326) fasst bei D. von Liliencron leider nur die Wortbildung und auch nur in der Lyrik ins Auge. Seine Sammlung ist zwar reich, aber nicht so erfolgreich verwertet, wie es die Vielseitigkeit des Stoffes erlaubt hätte. —

Unter den Standessprachen hat besonders das Juristendeutsch wieder Beachtung gefunden. Einmal geisselt es Otto Hagen (1328) (die Bibliographie hat

irrtümlich: F. Wappenhans) in einem Aufsatz, der von einer neuen Schrift des um die Reinigung der Juristensprache so verdienten Landgerichtsrates K. Bruns berichtet; sodann hat R. Mothes (1332) Ausdrücke verzeichnet, die in Leipziger Juristenkreisen im Schwang sind, wie „Anwaltsklown" = Referendär beim Rechtsanwalt, „Klapperschlange" = Maschinenschreiberin. — F. Wappenhans (Verdeutschungen des deutschen Lawntennisbundes: ZADSprV. 19, S. 339—41) dagegen rühmt den deutschen Lawntennis-Bund wegen der guten Verdeutschung der beim Tennis bisher üblichen fremden Spielausdrücke. — Was K. Schladebach (1334) von der Dresdener Pennälersprache mitteilt, lässt die Schüler in recht dürftigem Lichte erscheinen; ihre Spracherfindung ist nicht weit her. — Viel reicher und eigenartiger ist das Dorpater Studentendeutsch, von dem M. Boehm (1335) recht anregend erzählt; es steht unter dem Einfluss des Lateinischen und des Französischen, nur ausnahmsweise auch einmal unter dem Einfluss des Russischen oder des Esthnischen. — Die Fischersprache hat L. Sütterlin (1338) näher beobachtet in Neuenheim; er berichtet von den Fällen, in denen der Gebrauch des Genus abweicht, und verzeichnet die am Neckar üblichen Ausdrücke für die Teile des Schiffes sowie die Namen der Fische. —

Mehr haben wir zu berichten von der Wortforschung. Hier ist schon manches das Allgemeine Angehende von Wert. So erzählt zunächst Emil Stern (1354) ganz kurz und klar das Wichtigste, was über den Bedeutungswandel zu sagen ist. — Vielseitiger ist K. Müller-Fraureuth (1355). Er redet in seiner Schrift, einer Sammlung schon früher erschienener Arbeiten, nicht nur von dem Bedeutungswandel der Wörter, sondern auch von der Wiederbelebung alter Wörter, von der Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks, den deutschen Wörtern in fremden Sprachen, den volkstümlichen Namen der Arzneimittel, dem deutschen Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart, volkstümlichen Wortspielen, den schmückenden Beiwörtern und endlich von der Art, wie sich das Kind seine Sprache aneignet. Er bedient sich einer durchgängig ruhigen, vornehmen und farblosen Darstellung, urteilt überall verständig und sachgemäss und besitzt eine erstaunliche Belesenheit, auch in den fachmännischen Schriften. Nur der erste Aufsatz „Wie das Kind spricht", der von der Tonmalerei in der Sprache handelt und onomatopoietische Bezeichnungen aus den verschiedensten Mundarten zusammenstellt, hätte fehlen können; er kommt doch eigentlich zu keinem Ergebnis. — Das Büchlein von F. Polle (1356) hat O. Weise ganz umgearbeitet. Er hat aus dem früheren, etwas stark zusammengewürfelten Inhalt vieles gestrichen, nur das Beste beibehalten und dafür manches Neue, Zeitgemässere hineingebracht, so über die Wahl und Bedeutung der Namen, über die Geschichte und die Gebrauchsweisen der Namen, über die Zahl im Volksmund und über den Wortschatz der Mundart. Dadurch ist allerdings der Titel des Werkchens noch unpassender geworden, als er vorher schon war. Der erste Abschnitt ist aber auch jetzt unklar und verworren. — Als allgemeiner Art kann auch gelten das Doppelprogramm von E. Tanzer: „Der deutsche Sprachschatz nach Friedrich Kluges ‚Etymologischem (der Verfasser schreibt ‚Etymologisches') Wörterbuch der deutschen Sprache'" (Progr. JB. der Staats-Realschule in B.-Leipa. 1903—4 u. 1904—5. 65 S. (JBL. 1905, N. 1010.) Es ordnet den deutschen Wortschatz auf Grund der Angaben Kluges in Indogermanisch, Europäisch, Urdeutsch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch und scheidet dabei immer die einheimischen Wörter von den entlehnten; kurz, was Kluge im Anhang alphabetisch gibt, gliedert er nach sachlichen Gesichtspunkten. — Eine neue Arbeitsweise führt R. Meringer (1357) in die Etymologie ein. Wie es früher schon immer H. Schuchardt geraten und getan hatte, berücksichtigt er bei seinen Vergleichungen die sachlichen Verhältnisse in ausgiebigem Masse; er untersucht immer auch, welche Form die von ihm behandelten Dinge bei dem Volk haben, und erläutert seine Aufstellungen durch Zeichnungen: so redet er von dem Laden, der Leiter, dem Feuerbock, dem Haus, dem Wohnen, dem Fachbau und Schrotbau und vielem andern. — Unter den Modewörtern des 18. Jahrhunderts, die W. Feldmann (1360) in zwei Kapiteln zusammenstellt, grossenteils nach sogenannten redenden Belegen, finden sich Ausdrücke wie Nacht, Schauer, zärtlich, empfinden, Gefühl, einsam, staunen, alltäglich, Freiheit, Seele, Schöngeist, süss, Weltbürger. — Charles G. Davis (1361) sammelt eifrig die älteren Belege für die Bildungen auf *-ling*, untersucht ihre Grundwörter (Substantive, Adjektive, Partikeln), verzeichnet ihre Weiterbildungen (*-linger*, *-lingin*, *-lingisch*), das Geschlecht der Formen („das" und „der Hänfling"), ihre Bedeutung („Ankömmling" neben „Mischling"); nur die Landschaften hält er leider beinahe gar nicht auseinander. — Th. Bohner (1362) zeigt, dass adjektivisch nur solche Bildungen auf *-weise* verwendet werden, deren erstes Glied ein Substantiv ist; Kästner, Adelung und Campe hatten die Verwendung bekämpft, für die sich aber bei Bürger, Herder, J. Paul, Seume, vor allem aber auch bei Goethe Belege finden. —

Von kleineren Beiträgen verdient Beachtung O. Hauschilds Arbeit (1365). Sie behandelt die Verstärkungen der Begriffe „neu, still, jung, reich",

dann aber auch die der Farbenbezeichnungen wie „schneeweiss, grasgrün, blitzblau" usw. und baut sich auf einem reichen, aus allen Mundarten zusammengeholten Stoff auf, nimmt es aber mit der lautlichen Entsprechung nicht immer so peinlich genau, dass man von allem befriedigt sein könnte. — Zu diesen von Hauschild erörterten steigernden Zusammensetzungen gehören nach einer richtigen Bemerkung von E. Ballas (**1366**) nur die Bildungen, deren erster Teil wirklich einen Gegenstand bezeichnet, dem die in Rede stehende Eigenschaft in hohem Masse zukommt („pechschwarz"); abzusondern sind Formen, die nur eine Abweichung von der Grundfarbe bezeichnen („aschgrau"). — Die Redensart „ein Hühnchen zu rupfen haben mit jemand" soll nach H. Willert (**1371**) bedeuten: „einer Sache auf den Grund kommen wollen", und zwar weil man Anlass zur Klage über jemand hat und das in gemeinsamer Untersuchung herausbringen will. — Einen merkwürdigen Gedanken sucht H. Schröder (**1372**) zu beweisen; er meint, längere Sprachformen seien aus kürzeren „gestreckt" worden; diese Annahme trifft aber wohl nur auf einzelne Fälle, etwa Erzeugnisse der Kindersprache, zu; für die andern könnte man eher gerade das Umgekehrte behaupten, sie seien aus den längeren „verdichtet" worden. —

Auch Einzelworte sind zahlreich untersucht worden. F. Wenzlau (**1374**) leitet „ähnlich" von mhd. *anelîch* ab; zuerst sei das Wort, meint er, in der böhmischen Kanzleisprache üblich gewesen, dann aber über Luther nach dem Westen gewandert. — E. Nestle (**1376**) macht darauf aufmerksam, dass Luther „beide" einmal in dem Sinne brauche „alle fünf miteinander", und vergleicht damit ähnliche Fälle aus dem Griechischen und Englischen. — Für „die böse Sieben", die schon manchem Kopfzerbrechen gemacht hatte, so auch vergeblich dem vorher erwähnten H. Willert (**1371**), hat K. Kant (**1378**) auf eine richtige Spur gewiesen, auf der H. Ullrich (ZDWF. 6, S. 379) uns dann zum Ziel weiter führte. Nach Kant ist der Ausdruck nämlich hergenommen aus dem Kartenspiel; hier ist ein Weib, eine Korbmachersfrau, abgebildet, die ihr Mann durchhaut. Zugrunde liegt dem Bilde aber nach Ullrich eine anscheinend altbekannte, auch von H. Sachs behandelte Erzählung von einem Korbmacherehepaar. — „Dämelack" erklärt O. Weise (**1379**) als „dämliger Lack", wobei Lack als Abkürzung vor „Kakerlack" zu fassen oder mit *lack* „schlaff" zusammenzubringen sei; wichtiger und überzeugender ist seine Sammlung der Zusammensetzungen mit „Sack" (Fresssack), mit der er die Form „Dämelsack" erklärt. — F. Kluge (**1380**) verzeichnet Belege mit der Verbalendung *-enzen*, also Formen wie *faulenzen*; aus ihnen geht hervor, dass die Bildungsweise von Luther an bis zu unserer klassischen Zeit bekannt war, und dass sie dem mitteldeutschen, vornehmlich dem schlesischen Sprachgebiet angehörte, wo sie auch heute noch fortlebt. — Das „Filder"-Kraut (**1381**) ist genannt nach seinem hauptsächlichsten Ursprungsort, den „Fildern" bei Stuttgart, deren Name eigentlich „Felder" zu bedeuten scheine. — „Hansa" hat nach K. Helm (**1384**) die Grundbedeutung Abgabe und gehört zu lat. *censere*. — Die Redensart „im Stiche lassen", über die schon manchmal geredet worden ist, führt nach der Mitteilung von Th. Matthias (**1385a**) ein Zwickauer Mitglied des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf das Fuhrmannsleben zurück; „Stich" bedeute eine „steile Wegstelle", und darin lasse der Vorspannfuhrmann ein verunglücktes Fuhrwerk so lange liegen, bis der Schaden gehoben und die Weiterfahrt möglich sei. — Inschädlich und inkräftig gehen nach R. Steig (**1386**) beide auf J. Grimm zurück. — „Jahrhundert" ist nach W. Feldmann (**1387**) seit Schottel belegt (1663), Jahrtausend seit 1751, Jahrzehnt seit 1775. — F. Kluge (**1389**) führt das seit 1850 im Sinn von Katzenjammer nachweisbare „Kater" auf „Katarrh" zurück und erklärt die Formveränderung des deutschen Wortes als Folge der Tonverschiebung. — A. Kraemer (**1390**) belegt „Kräftigkeit" aus A. Harnacks „Wesen des Christentums", „Gläubigkeit" aus Treitschkes „Deutscher Geschichte", „Grosssinnigkeit" aus den Preussischen Jahrbüchern. — J. E. Wülfing (**1390a**) stellt Belege zusammen für das sächliche Geschlecht von „Lohn" und für das männliche „der Gehalt". — E. Hoffmann-Krayer (**1391**) weist zur Erklärung des Ausdrucks „Manschetten haben" hin auf schweiz. *Manschettli* „Handschelle". — „Marzipan" geht nach A. Kluyver (**1392**) zurück auf arab. *mauthabân*, die Bezeichnung einer byzantinischen Münze mit dem sitzenden König darauf, bedeutete dann zunächst das Zehntel einer Münzeinheit, hierauf das Zehntel eines Masses, später eine Schachtel mit soviel Inhalt und endlich den Inhalt dieser Schachtel selbst. — E. Nestle (**1394**) hat gelesen, das lateinische Diminutivadjektiv *misellus* (von *miser*) sei in seiner Bedeutung vielleicht von einem ähnlich lautenden arabischen Ausdruck für „aussätzig" beeinflusst, und fragt daraufhin, ob die von ihm bisher stillschweigend angenommene Verwandtschaft des ersten Glieds in „Miselsucht" mit „Masern" hinfällig sei. — „Nervös" war nach O. Ladendorf (**1395**) erst — wie im Französischen — ein Ausdruck für „kräftig", bekam dann aber im Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss der in den medizinischen Kreisen neu aufkommenden Bedeutung „nerven-

schwach" auch in der allgemeinen Sprache nach und nach diesen Sinn. — Zum Verständnis des Wortes „Schellmuffsky" verweist Th. Distel (**1397**) auf Fr. Zarncke, der im Jahr 1884 über die Beziehungen zu Polen handelte und ähnlich lautende polnische Scherznamen aus dem Leipziger Sprachschatz zusammenstellte. — Der nach Inhalt und Form treffliche Vortrag von O. Schrader (**1398**), der in einem hübschen Büchlein gedruckt vorliegt, ist mehr kulturgeschichtlich als sprachwissenschaftlich. Entgegen tritt uns darin zuerst — hauptsächlich nach der Schilderung der russischen Volkslieder — eine böse Schwiegermutter, nämlich die herrschsüchtige, grausame Mannesmutter, die Seele der ursprünglichen Gross- oder Herdfamilie; neben ihr erscheint eine liebe Schwiegermutter, die Mutter der Frau, die den Schwiegersohn wegen seiner Arbeitskraft schätzt und verhätschelt, die freilich im alten Rom bei Streitigkeiten zwischen den Ehegatten immer verschmitzt und verschwiegen der Tochter unter die Arme greift; als dritten lernen wir den Hagestolz kennen; solange Ahnenkult und Blutrache im Schwange waren, war dieses Glied der menschlichen Gesellschaft unmöglich, oder er war wenigstens verachtet und ausgestossen, ein Bettler und Landstreicher; aber geschichtliche Veränderungen, besonders wirtschaftliche Verschiebungen, das Leben in der Stadt haben sein Vorhandensein immer mehr begünstigt, trotzdem er das Staatswohl nicht fördert. — In Bautzen rufen die Kinder etwa: „Wir wollen uns spielen". Diesen Gebrauch sucht Seminaroberlehrer Grötzschel (**1399**) zu erklären. — Für das Fremdwort „Ferien" schlägt J. E. Wülfing (**1400**) als Ersatz das ihm mundartlich bekannte „Spieltage" vor. — Nach G. Bilfinger (**1401**) ist „Sporkel", der Name des Februars, eigentlich der Monat, wo die Reben geschnitten werden, und gehört zu mittelniederdeutsch sprokk m. „dürres Reisig". — Nach F. Richters (**1402**) ist „der Sprott" die alte, richtige Form, „die Sprotte" dagegen erst üblich seit 1774 und zu dem Plural hinzugebildet nach „Flotte, Grotte, Motte" usw. — Das schon mehrfach besprochene Wort „Trulle" belegt R. Sprenger (**1403**) aus H. Sachs, erklärt es aber falsch, wie E. Goetze gleich darauf anmerkt. — „Zierheld" soll nach F. Mentz (**1406**) entstanden sein aus Ziuwari-hellôt und „Schwabenlärm" bedeuten. —

Schlagworte und Redensarten sind auch mehrfach erklärt worden. M. Beheim-Schwarzbach (**1408**) sammelt in seinem Büchelchen alle die stehenden Ausdrücke, die durch Stabreim (wie Haus und Hof), durch Assonanz (Spott und Hohn) und durch Endreim (Gut und Blut) aneinandergebunden sind, freilich auch Zusammensetzungen wie Lebenslauf, saumselig; dabei fasst er seine Darstellungen so ab, dass sie selbst möglichst ganz aus derlei Ausdrücken besteht. — O. Ladendorf (**1410**) belegt z. B. Altmeister, sich aussprechen, Blaubuch, Buchschmuck, destruktive Tendenzen, edle Einfalt und stille Grösse, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen, Findigkeit der Reichspost usw., im ganzen etwa 40 Beispiele. — R. M. Meyer (**1412**) führt aus, dass nicht Freiligrath der Erfinder des Wortes ist („Deutschland ist Hamlet"), für den ihn noch Treitschke ausgibt, sondern dass vor ihm schon verschiedene grosse Geister diesen Vergleich aufgebracht und allmählich weiter ausgeführt haben (Goethe, Tieck, Börne und Wienbarg, Fr. von Sallet), dass er später aber mehr und mehr als unpassend empfunden wurde, so von D. Fr. Strauss und dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", während ihn nichtdeutsche Völker, Franzosen und Russen, jetzt auf sich anwenden (Goncourt, Bourget, Turgenjew, Dostojewski). — Die Redensart „eine Katze im Sack kaufen" will F. Körholz (**1413**) auf einen alten Volksgebrauch zurückführen, wonach man dem Teufel für einen „Hecktaler" eine in einen Sack eingebundene Katze anstatt eines angeblichen Hasen verkauft. — Branscheid (**1416**) erklärt „im Staate Dänemark" kurz für eine Umschreibung von „in Hamlet, im Geiste Hamlets". — H. Klenz (**1417**) belegt „Goldschmiedsjunge" aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts. — J. E. Wülfing (**1418**) warnt vor der verdrehten Form „Knall auf Fall" und tritt für das richtige „Knall und Fall" ein. — A. Heintze (**1419**) legt dar, dass allein die Lesart richtig ist bei Schiller „Was da fleugt und kreucht". —

Wir gehen über zur Namenkunde, bei der wir einiges aus dem Jahre 1903 nachzutragen haben. In den Bereich der Personennamen fällt A. Bass mit seiner Schrift „Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen" (JBL. 1903, N. 2909). Der Verfasser verarbeitet mit Fleiss und Geschick einen grossen Stoff und kennt auch die Fachliteratur; nur sollte er in den lautlichen Fragen etwas peinlicher sein. — In diese Zeit gehört auch das von G. A. Obstfelder herausgegebene Büchlein „Über 1500 männliche und weibliche Personennamen" (Langensalza, Schulbuchhandlung. 1903. 21 S. M. 0,40). Nach der Reihe des Abc stellt Obstfelder darin jeweils männliche und weibliche Namen zusammen, die er dem germanischen Altertum, der Bibel und der griechischen Geschichte entnommen hat; es fehlen aber z. B. Alice und Dina, während wieder unnötigerweise verzeichnet sind Borghese, Benoni, Epimachus, Cincinnatus, Argula, Ausinia, Eilike, Jochebed usw. Ob auch Fanny wirklich zu

Franziska gehört? — In das Jahr 1904 gehört schon das reichhaltige, sorgfältige Programm von O. Meisinger **(1426)**, das alle Formen von Personennamen zusammenstellt, die Appellativa geworden sind. —

Über Ortsnamen haben u. a. O. Heilig, H. Grössler, H. Jellinghaus, E. Snethlage, O. Winckelmann und L. Witz gehandelt, letztere alle noch im Jahre 1903. O. Heilig **(1429)** gibt eine lange Liste badischer Ortsnamen in dreierlei Gestalt: mundartlicher Aussprache, in ältester Urkundenform und in heutiger Schreibung. Ph. Lenz (ZHM. 6, S. 198) trägt dazu in einem Anhang noch die Lautformen von Handschuhsheim nach. — „Ettlingen" bedeutet nach demselben O. Heilig **(1433)** natürlich „bei den Angehörigen des Etini" und hat nichts zu tun mit Neptun, mit dem es ein Spruch in der Ettlinger Festhalle auch heute noch zusammenzubringen wagt. — H. Grössler (JBL. 1903, N. 2877), mit dem wir in das Jahr 1903 zurückkehren, benützt zur Deutung seiner Ortsnamen vernünftigerweise die alten Urkunden, ist aber in der Behandlung der Laute nicht immer genau genug. — H. Jellinghaus' (JBL. 1903, N. 2874 und 2882) Erklärungen sind trotz aller Gelehrsamkeit grösstenteils unsicher. — E. Snethlage (JBL. 1903, N. 2859) bestimmt die Teile des Osnabrückischen, Lippischen, Mindischen und Oldenburgischen, in denen sich die Endung *-lage* vorfindet, genauer, als dies Jellinghaus in seinem Werke über die westfälischen Ortsnamen getan hatte, führt die Endung selbst auf einen dreifachen Ursprung zurück 1) *Lage* „Rodung, von Holz entblösste, freie und offene Fläche", 2) *Loch* „Gehölz = lat. *lucus*, 3) *lôch* „Sumpfwiese", unterscheidet unter den Bestimmungswörtern der zusammengesetzten Formen u. a. Baumnamen (Bramlage, Espelage), Tiernamen (Wolfslage, Hardelage = „Hirschlage"), Personennamen (Wiemerslage), verzeichnet auch die Verwendung als Flurnamen (Gartlage, Kerklage) und gibt schliesslich eine Liste aller einschlägigen Namen, soweit sie sich in gedruckten Quellen vorfinden. — L. Witz (Die Namen Maifeld und Mayengau: Trierisches Archiv 7, S. 20/9) scheidet „Mayengau" (*pagus Megine*, aus dem Jahre 620) von Maifeld (*Campus maji*) und leitet es nach dem Muster von Wormazfeld von den Namen der Stadt Mayen (*Megina* 954) ab, der selbst keltisch ist und „Feld, Ebene" bedeutet. — O. Winckelmann in seiner Schrift „Zur Erklärung der Strassennamen in der Neustadt Strassburgs" (JBL. 1903, N. 2905) behandelt nur die Strassennamen, die von bedeutenden Strassburger Bürgern herrühren, und gibt von diesen Bürgern jeweils eine kurze Lebensgeschichte. Bemerkenswert ist für weitere Kreise daraus die Mitteilung (S. 29), dass unser Dichter Schiller im Jahre 1790 in einer bald darauf eingegangenen Strassburger Zeitung, der Strassburgischen Chronik vom 31. Mai 1790, für eine neu zu errichtende Professur für deutsche Sprache und Literatur vorgeschlagen wurde. — A. Dengler, ein Major a. D., entwirft (Alte u. neue Strassennamen in Ingolstadt, mit Andeutung ihrer geschichtl. Entwicklung. Ingolstadt, Ganghofer. 14 S. M. 1,80) eine kurze Baugeschichte von Ingolstadt und erkärt dabei die Namen aller in Ingolstadt jetzt oder früher vorhandenen Strassennamen, sowohl geschichtlich wie sprachlich; die sorgfältige Arbeit ist selbst in den sprachlichen Teilen sehr zuverlässig und nur sehr selten angreifbar. —

Über die Pflanzennamen redet F. Söhns **(1438)**. Ihm kommt es darauf an, zu zeigen, wie die Pflanzen von dem deutschen Volke genannt werden, und warum sie gerade ihren Namen haben. Anstatt seiner ganz ungezwungenen Aneinanderreihung würden wir den reichen, von Söhns aus vielen Mundarten zusammengetragenen Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, also die heidnischen Namensformen den christlichen gegenübergestellt, und die Bezeichnungen des Standortes, der Form, der Verwendbarkeit als Arzneimittel oder Futter jeweils unterschieden haben. Die sprachlichen Verstösse sind nicht ganz vermieden, aber selten. —

Die Frage der Sprachreinheit hat F. Kluge **(1444)** allgemein erörtert. Er zeigt an den wichtigsten Begriffen des Christentums (wie Hölle, Ostern, Teufel), wie die alte, noch von Buchgelehrsamkeit freie Zeit die fremden Begriffe mit ihren eigenen Sprachmitteln benannte (mhd. diu buoch, diu schrift „Bibel", ahd. wizzago „Prophet"). — Karl Müller **(1447)** trägt zahlreiche, meist recht heiter stimmende Beispiele volksetymologischer Entstellung von Fremdwörtern zusammen. — K. Luick **(1453)** warnt vor dem Versuch, die Vorschriften für die Bühnenaussprache unbesehen auch der Schule aufzuzwingen, die mehr Freiheit brauche und sich mit einer Art landschaftlicher Gemeinsprache begnügen könne. —

Im einzelnen verfolgt R. F. Arnold **(1457)** die Geschichte des Wortes Banause; danach geht die Form aus dem Griechischen in das mittlere und neue Latein über, wird ein Lieblingswort des Platoschwärmers Stolberg, das ihm Voss deshalb auch aufmutzt; mit dem Staub, den der Streit der beiden früheren Hainbündler aufwirbelt, fliegt auch der Banause auf dem deutschen Sprachgebiet umher; seitdem ist er dem Neuhochdeutschen eigen, allerdings nur der Sprache der gebildeten Kreise. — Sodann macht R. Sprenger **(1458)** darauf aufmerksam, dass Goethe in seiner „Campagne in Frankreich" für „Royalist" die Fügung braucht „königisch Gesinnte". —

Auf dem Gebiet der Sprachrichtigkeit bricht A. Heintze **(1459)** eine Lanze für einige in neuerer Zeit aufgekommene Ersatzbildungen für Fremdwörter (wie Abteil, Einakter, Gelände, Fahrgast, Fahrkarte, ausreisen, sangesfroh), gegen die Wustmann losgezogen war; er nimmt einen ganz vernünftigen und gemässigten Standpunkt ein und billigt auch nicht unbedingt alles, weil es neu ist, z. B. nicht „Jetztzeit, Lehrperson". — Auch R. Hansen **(1460)** ist nicht so engherzig wie Wustmann und verteidigt einige Neuschöpfungen, wie „fussfreies Kleid", „bildungsfähig", „am Montag den 18. Mai", „das 250jährige Jubiläum"; aus demselben Grunde hält er es für verwerflich, nach dem Muster des Griechischen nun auch im Deutschen mit schulmeisterlicher Kleinlichkeit zu sagen „die Peloponnes", aber „der Tiber". Und mit Recht! — Über das Nebeneinander von „andrerseits" und „anderseits" hat eine öffentliche Aussprache stattgefunden zwischen O. Behaghel und A. Gebhardt **(1461)**. A. Gebhardt hatte zuerst verlangt, man solle je nach dem Sinn auch in der Schrift unterscheiden zwischen „derselbe" und „der selbe", „sodass" und „so dass", und man solle nebeneinanderschreiben dürfen „andererseits" und „anderseits", zumal wo das erste die regelmässige Bildung sei. Diesen letzten Grund beanstandete Behaghel, der „anderseits" als alten, noch im mhd. andersît genau vorliegenden Akkusativ in Schutz nahm. Aber Gebhardt verteidigte seine Stellung mit dem Hinweis, dass für „anderseits" zwar die Geschichte und Bildungen wie „jenseits" und „diesseits" sprächen, für „andererseits" dagegen das heutige Sprachgefühl. —

Als zur Sprachlehre gehörig ist eine allgemeine Darstellung zu erwähnen, nämlich O. Behaghels **(1462)** Deutsche Sprache, die jetzt erfreulicherweise schon in dritter Auflage herauskommt. —

Sonst kommen nur Einzelfragen in Betracht. „Geschweige denn" erklärt H. Dunger **(1467)** als alte Verbalform (= „ich verschweige dann"); O. Weise **(1468)** dagegen gibt zu dem Gebrauch von „mit" im Sinne von „gegen", „von" in Redensarten wie „sich scheiden mit jemand", „kämpfen mit jemand" Vergleichsbelege aus verschiedenen Sprachen, darunter auch engl. with mit seiner alten Bedeutung „gegen". — J. E. Wülfing **(1469)** verzeichnet zusammenfassend Fälle, wo „dessen" neben einem Dativ als „dessem" erscheint, und „deren" als „derem" („in dessem Namen"). — E. Nestle **(1470)** hebt hervor, dass Luther „angehören" immer mit dem Akkusativ verbunden habe, und dass etwaige Dative in älteren Bibelausgaben eingeschwärzt, nicht echt seien. —

Die Aussprache wird gründlich und geschickt behandelt von K. Luick **(1471)**. Sein Buch gibt erst eine allgemeine Phonetik, dann eine Anweisung zu einer musterhaften Aussprache. Wichtig ist, dass der Verfasser Österreicher ist, und so sehr er auch das Gesamtdeutschtum im Auge behält, gegenüber den bisher allein herrschenden mittel- und norddeutschen Vertretern der Phonetik den süddeutschen Standpunkt auch zur Geltung bringt. Abgesehen davon, dass wir durch L. eine zuverlässige Kenntnis erhalten von den Verhältnissen im Südosten, sind für die Erreichung einer gemeindeutschen Aussprache seine Vorschläge von grossem Wert, weil sie jetzt auch für Österreich eine Richtschnur aufstellen. — R. Günthers **(1472)** Büchlein ist eine kleine Schulgrammatik. Sie hat sich in ihrer zweiten Auflage stark an meine „Deutsche Sprache der Gegenwart" angeschlossen und dadurch — aber auch sonst vielfach — sehr gewonnen. — Fr. Lindes Büchlein „Über Phonetik und ihre Bedeutung für die Volksschule" (= PädMag. N. 233. Langensalza, Beyer. 49 S. M. 1,00) empfiehlt Berücksichtigung und Verwendung der Phonetik im Unterricht zur Erreichung einer lautreinen Aussprache; dass der Verfasser, der die Arbeiten von Vietor, Bremer, Sievers, Paul, Wilmanns, Ufer usw. alle kennt und erwähnt, den Hochdeutschen dennoch stimmhafte b d g und t zumutet, ist verwunderlich, und der Hinweis, dass man diese Laute ja auch in den fremden Sprachen übe, natürlich gar nicht beweiskräftig. —

Von der Rechtschreibung redet gefällig und klar wie immer W. Streitberg **(1474)** in seinem Zeitschriftenaufsätzchen. — W. Brauns Plauderei **(1474a)** bringt nichts Neues, ist aber hübsch geschrieben. — Über die Gleichschreibung als Grundlage des deutschen Rechtschreibunterrichts hat Marx Lobsien ein Büchlein geschrieben (Langensalza, Beyer. = PädMag. N. 219. 43 S. M. 0,50). Er gibt darin ein angeblich neues Verfahren an zur Einübung der Schreibung und Rechtschreibung: er will nämlich die gleichgeschriebenen Wörter immer in Gruppen vorführen und die Ausnahmen besonders hervorheben. Dabei beruft er sich auf die Tatsache, dass 68% der Schüler sich dabei hauptsächlich nach dem Gehör richten. — Joh. Weyde **(1476)** hätte in seinem reichhaltigen, vielleicht angesichts der Masse entlegener Fremdwörter (wie Skunks) zu reichhaltigen Büchlein wohl auch manchmal die Betonung angeben dürfen, z. B. bei Skupschtina, Zytisus, szientifisch, Strangurie. Leute, die in der Rechtschreibung unsicher sind, werden wohl auch kein Griechisch und Slawisch kennen! — Die „Reform" **(1477)** enthält nicht nur sachverständige Aufsätze über die Rechtschreibung, sondern auch über die Aussprache im allgemeinen

z. B. über die Sperrlaute oder Verschlusslaute) und im besonderen (so z. B. über die schlesische Aussprache, über die deutsche Aussprache in Kansas). —

Der Rest dieses Berichtes ist ganz der Mundartenforschung gewidmet. Als allgemeine Arbeit ist der Aufsatz von F. Mentz zu erwähnen (**1480**), der den Geschichtsforschern auseinandersetzen will, wie wichtig für ihre Untersuchungen die Kenntnis der jeweiligen Mundarten ist, und der sie unterrichtet über die heute für solche Zwecke zu Gebote stehenden Wörterbücher. —

Nunmehr gehen wir zu den einzelnen Gegenden über. Aus dem Oberdeutschen liegt jetzt vor der Schluss von K. Reisers Arbeit (**1482**), die das Wörterbuch zu Ende führt; sie hat einen reichen Inhalt und ist sachverständig angelegt. — Sehr peinlich, gründlich und umsichtig ist die Arbeit F. Balsigers (**1483**); sie weist nach, dass Boner nur lautlich die gewöhnliche bernische Mundart geschrieben hat, sonst vielmehr die damalige bernische Kanzleisprache. — O. Heilig (**1485**) gibt in sachverständiger Bearbeitung zwei Wörterverzeichnisse aus dem Nachlass F. Mones heraus, die dieser selbst begonnen und sein Sohn Fredegar anscheinend fortgesetzt hatte. Die Widersprüche in der Lautgebung und in der Bedeutungsbestimmung, die wir ebenso sehr bedauern wie der Herausgeber, beeinträchtigen leider etwas den Wert der Veröffentlichung. — Von der Wörtersammlung H. Webers (**1487**) melden wir nur mit Freuden, dass sie durch lange, reichhaltige Nachträge glücklich abgeschlossen worden ist. — Hedwig Haldimann dagegen (**1489**), die diesmal die unbetonten Vokale behandelt, scheint uns noch mehr bescheren zu wollen; das lässt wenigstens der Ausdruck „Fortsetzung" hoffen, der über dem jetzt vorliegenden Abschnitt steht. — Sehr gründlich ist auch R. Brandstetter (**1490**). Er gibt einleitend grundlegende Erörterungen über seine Arbeitsweise und verfügt in der Behandlung des eigentlichen Gegenstandes über eine Fülle des Stoffes, die er aus dem Mund der Lebenden und dem Staube der Urkunden zusammengetragen hat. Im allgemeinen muss man sich wundern, dass der Genetiv hier noch so lebendig ist. — In der W. Unseldschen Sammlung schwäbischer Sprichwörter und Redensarten (**1496**) findet sich manches, kaum verzeichnenswerte Gassenerzeugnis unserer Tage. Überhaupt hat seine Arbeit mehr für die Volkskunde Wert als für die Sprachwissenschaft. — Die Th. Gartnersche Sammlung (**1501**) ist uns schon bekannt. Sie wird in diesem Jahrgang abgeschlossen. — Über die Alpen, zu den deutschen Sprachinseln im östlichen Oberitalien, führt uns St. Schindele mit seiner Schrift „Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen" (Köln, Bachem. 1904. 136 S. M. 2,00). Er hat voll Liebe zur Sache und mit fleissiger Umsicht die vorhandenen Fachschriften ausgeschöpft und auf mehreren Reisen Land und Leute an Ort und Stelle erforscht. Da er kein Sprachgelehrter ist, hat er in den sprachlichen Fragen nur vorsichtig die Meinungen seiner Gewährsmänner verzeichnet, ohne sachverständig dazu Stellung zu nehmen. Eine solche Stellungnahme hätte freilich die Darstellung oft stark abgekürzt. —

Für Mitteldeutschland haben wir zunächst noch einiges aus früherer Zeit Stammendes nachzutragen, aus dem Jahre 1902 eine Arbeit von C. Kleeberger und aus dem Jahre 1903 eine Untersuchung von Ph. Keiper. C. Kleeberger gibt in seiner reichen Sammlung, betitelt „Volkskundliches aus Fischbach in der Pfalz" (JBL. 1903, N. 1607), auch Mitteilungen über die Mundart, sowohl ihre grammatischen Eigenheiten, wie ihren Wortschatz. Dass manches nur angedeutet ist, entschuldigt der so schon grosse Umfang des Buches, und dass hie und da die Darstellung nicht ganz wissenschaftlich ist, erklärt der Zweck des Werkes, das sich an weitere Kreise wendet. — Ph. Keiper (JBL. 1903, N. 2876) schreibt, leider wieder etwas wortreich wie so häufig, über die Namen der Teile verschiedener pfälzischer Städte, Krimm, Kotten und Lawandee; er deutet, wahrscheinlich richtig, Krimm als hergenommen von der Halbinsel Krim, Lawandee als Umformung des franz. La Vendée, und Kotten, die Bezeichnung der Gewann eines Siechenhauses, als verwandt mit dem niederd. Kotte „Hütte". — Die lateinischen Lehnwörter, die G. Heeger (**1493**) gesammelt hat, sind nicht zahlreich, es sind meist die Beispiele, die sich auch sonst finden, *Kaiser*, *Münze*, usw. — Das Buch von J. Askenasy (**1505**) ist mit Fleiss und Begeisterung zusammengestellt. Aber der Verfasser ist kein Fachmann; so hat er den Stoff nicht immer ganz geschickt angeordnet und nicht alles aus ihm herausgeholt, was darin verborgen ist. Endlich hängt er zu sehr an seinen gedruckten Quellen und verwertet viel zu wenig die lebende Mundart. Aber er verdient doch unseren warmen Dank, zumal da die literarischen Abschnitte sehr gründlich und genau angelegt sind. — O. Philipps (**1518**) Wortliste ist leider nicht sehr lang; aber sie ist gut. — Was E. Fuchs (**1519**) bietet über die musikalische Betonung der Merziger Mundart, ist wertvoll wegen der Beispiele; die allgemeinen Vorbemerkungen dürften stellenweise etwas klarer gefasst sein. — Die Beiträge zur Kenntnis der Sonderhäuser Mundart von Edmund Döring, deren zweiter Teil, das Programm der Sonders-

häuser Realschule vom Jahre 1904 (50 S.) den Abschluss des Ganzen bringt (vgl. JBL. 1903, N. 4538), sind ein reichhaltiges, sorgfältiges, auch lautlich genau geschriebenes Wörterbuch in der Reihenfolge des Abc. — Über die gegenseitige Beeinflussung des Deutschböhmischen und des Tschechischen verbreitet sich J. Weyde in seinem Vortrag „Über die Beziehungen der deutschen und der tschechischen Sprache" (= Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. N. 310. Prag, Calve. 16 S. M. 0,20); über die rein grammatischen Dinge geht er leider rasch hinweg, verweilt aber dafür um so länger beim Wortschatz; dabei kommt er zu dem Schluss, dass bei der gegenseitigen Entlehnung ein starkes Mehr auf der deutschen Seite ist, nicht nur der Zahl nach, sondern auch nach der Bedeutung und der Verbreitung der Wörter. — Nach Mitteldeutschland gehört schliesslich auch das schon voriges Jahr erschienene Buch von H. Zschalig „Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege" (JBL. 1903, N. 1650). In seiner Einleitung redet Z. — abgesehen von einigen lautlichen Ungenauigkeiten — recht gut und lebendig von der Eigenheit der Rochlitzer Dorfsprache; hierauf teilt er mundartliche Gedichte mit, dann Sagen und Sagenscherze in mundartlichen Versen, weiter einige mundartliche Übersetzungen, vornehmlich Hebelscher Gedichte und schliesslich Singverse, Lieder und Sprüche, die in die Volkskunde einschlagen. —

Vom Niederdeutschen ist diesmal nichts zu sagen. Das Erwähnenswerte, das erschienen ist, steht mir noch nicht zu Gebote, und umgekehrt ist das mir wirklich Vorliegende nicht der Rede wert. Darum erwähnen wir zum Schlusse nur eine Schrift, die sich mit der deutschen Sprache im Ausland beschäftigt, nämlich des Deutschamerikaners F. H. Lohmann Vortrag: „Die deutsche Sprache. Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande" (Chicago, Koelling & Klappenbach. 48 S. M. 0,50). Er redet von den Eigenschaften des Deutschen, den staunenswerten bisherigen Leistungen der Deutschamerikaner und ihren Verdiensten um die Vereinigten Staaten, von dem Gebrauch des Deutschen in der Familie, in den Vereinen, der Schule. Die Darstellung ist warm und gedrängt, und — was bei einem Amerikaner besonders löblich ist — sie ist auch richtig und rein! —

Metrik.

(I, 7 = N. 1538–1555.)

F. Saran.

Rhythmik und Melodik. — Formenlehre. — Reim. —

Rhythmik und Melodik. Die Rhythmik-Studien H. von Samson-Himmelstjernas (1539) bringen nichts Neues. Sie erneuern nur die bekannte Lehre, in deutschen Versen bestehe nie und nirgends „Widerspruch" zwischen Prosa- und metrischem Akzent. Der Autor liest also alle Verse nach dem Akzent der schlichten Prosa und bringt dadurch natürlich auch in den Blankversen und Alexandrinern neben „Jamben" „Trochäen" und „Daktylen" heraus. Dieselbe Ansicht trägt er für den französischen, überhaupt romanischen Vers vor und stellt sich damit zu einer Gruppe französischer Metriker, gegen deren Theorien sich F. Saran mit seinem Buch über den Rhythmus des französischen Verses (1545) wendet. Auf Grund vielfältiger Beobachtung, eigener Übung und historisch-kritischer Erwägungen wendet sich S. der ehemals allgemein gelehrten Ansicht zu, im französischen Verse müsse Hebung und Senkung, jede streng einsilbig gehalten, regelmässig abwechseln (alternieren), und zergliedert dann den Alexandriner der altfranzösischen Karlsreise und von Racines Athalie. § 5 und 6 stellen den Einfluss dar, den die alternierende Verskunst der Romanen auf die Deutschen ausgeübt hat. Die in dem Buche (S. 226–82) gemachten Beobachtungen über die Art, wie man jetzt in Frankreich im allgemeinen Verse vorträgt, haben sich dem Referenten neuerdings in langdauerndem Verkehr mit Franzosen bestätigt. Zugleich hat sich ergeben, dass sich die scheinbaren Schwierigkeiten der von ihm sogenannten alternierenden Theorie für den leicht lösen, der die Besonderheiten des französischen Akzents hinsichtlich der Silbenschwere und dann den Einfluss der Affekte und Stimmungen auf den Akzent kennt. Namentlich der letztere Punkt wird in den Metriken ganz übersehen: ohne die Kenntnis desselben ist weder kunst-

mässiger Vortrag von Versen noch wirkliches Verständnis von gebundener Rede möglich. — Tieferes Verständnis der Verskunst wird auch nur der erlangen, der die Musik nicht vernachlässigt. Poesie und Musik sind beide rhythmische Künste, die von jeher in engstem Zusammenhang stehen. Deshalb sind auch dem Metriker Bücher wie das von H. Rietsch (**1541**) sehr nützlich. R. belehrt in willkommener Weise über die verschiedenen Arten der Liedkomposition (streng einstimmige, polyphone, akkordlich mehrstimmige, akkordlich begründete einstimmige), über ihre historische Folge, über die Behandlung des Textes und sein Verhältnis zur Melodie. Auch die neuen Arbeiten von Sievers über die Versmelodie werden von ihm gebührend berücksichtigt. —

Formenlehre. Die alternierende, ehemals allgemein anerkannte Auffassung des Hans Sachs-Verses wird nun auch von M. H. Jellinek (**1548**) wieder aufgenommen. (Vgl. auch Saran in dem unter N. **1545** besprochenen Buche S. 145—71.) J. sucht jene Lehre zu stützen, indem er aus A. Puschmans Gründlichem Bericht (zweite Aufl.; vom Jahre 1596) Zeugnisse für sie herausholt. Die Erklärung der etwas dunklen Worte Puschmans scheint noch nicht ganz sicher. S. 357 Fussnote erklärt J. auch die Verse Lobwassers für streng alternierend. Mit Recht. Der Beweis kann aus den Melodien leicht geführt werden. — V. Manheimer (**1550**) wendet sich gegen Spinas Arbeit über die Metrik des Gryphius. Sie wird als unvollständig und mangelhaft abgelehnt. Der Verfasser bringt auf Grund eigener Beobachtung und Textkenntnis Neues. Er zeigt, wie der Versbau des Gryphius zu den Vorschriften der Grammatiker seiner Zeit in Beziehung steht: einsilbige Substantiva werden als mittelzeitig behandelt, d. h. stehen ebenso gut in Senkung wie Hebung. Gryphius liebt Verse, die nur aus einsilbigen Worten bestehen. Trennbare Zusammensetzungen behandelt er wie untrennbare, d. h. mit dem Iktus immer auf der Stammsilbe. Senkungen werden voll und schwer gebildet, Hebungen mit -e gemieden. Dadurch wird sein Vers sehr schwer und wuchtig. — G. Kettner behandelt (**1551**) den Vers des Nathan. Zuerst eine Übersicht über den Gebrauch des Blankverses bis 1779. Dann erörtert K. die nahen Beziehungen des Nathanverses zum Prosastil Lessings. Für die Deklamation des Verses, der unseren Schauspielern wegen der gehäuften Brechungen fast unüberwindliche Schwierigkeiten macht — darin dem des Don Karlos nicht unähnlich — werden beherzigenswerte Winke gegeben. — A. Schmidt (**1554**) untersucht die Gedichte Uhlands auf ihren strophischen Bau hin und stellt fest, dass sich in der Formkunst des Dichters ein Zug vom Zusammengesetzten zum Einfachen bemerklich mache, namentlich seit 1804—5: statt dreiteiliger werden zweiteilige Formen bevorzugt, innerhalb der Hauptteile der Strophe schreitet Uhland von der dreigliedrigen Periode zur zweigliedrigen usw. Von 1816 treten alle Formen hinter der durchsichtigen zweiteiligen Strophe mit vierhebigen Reihen zurück. Es folgen Abschnitte über Formenreichtum und -wechsel in der Strophe, Auftakt, Verhältnis des rhythmischen und logisch-syntaktischen Baues. —

Reim. A. Ehrenfeld (**1555**) gibt nicht eine Theorie des Reims, sondern ein Arbeitsprogramm. Viel Tatsächliches ist aus dem Buche nicht zu lernen, aber dankenswert auf jeden Fall der Hinweis auf die psychologisch-akustische Seite der Sache, die eigentlich noch nie ernsthaft bearbeitet worden ist, im Gegensatz zu der grammatisch-stilistischen, von der aus Zwierzina und Kraus so wichtige Ergebnisse gewonnen haben. Der Reimästhetiker darf freilich diese grammatische Methode nicht beiseite lassen. —

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(II, 1 = N. 1556–1608.)

Felix Rachfahl.

Allgemeines und Gesamtdarstellungen. — Kulturgeschichtliches: Häusliches Leben; Städte und Bürgertum; Handel und Gewerbe; Gerichtswesen. — Geistiges Leben: Allgemeines. — Gelehrtengeschichte. — Quellen: Briefpublikationen. — Chroniken und Denkwürdigkeiten. — Reiseschilderungen. —

Allgemeines und Gesamtdarstellungen. Insoweit in den breiteren Schichten des allgemein gebildeten Publikums heutzutage ein Interesse für die Geschichte besteht, äussert es sich in der Vorliebe für zusammenfassende Werke halb oder ganz populären Charakters. Unübersehbar ist die Reihe der in letzter Zeit entstandenen „Monographien" oder „Charakterbilder" aus der Weltgeschichte, welche grosse Perioden in kurzem Überblick dem Leser vorführen. Daneben gibt es Unternehmungen, die mehr der wissenschaftlichen Belehrung zu dienen trachten, so in Deutschland das Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below und Meinecke, die Histoire Générale von Lavisse und Rambaud in Frankreich. Ähnliche Zwecke setzt sich die „Cambridge Modern History" in England, begründet durch den inzwischen verstorbenen Lord Acton, zuletzt Inhaber der Regius-Professur in Cambridge (**1556**). Von ihr ist im Berichtsjahre der dritte Band erschienen, der die Periode der Religionskriege behandelt, ohne dass er sich an bestimmte Zeitgrenzen streng bindet. So setzt die französische Geschichte mit 1562 ein und reicht bis zum Tode Heinrichs IV. (1610); dagegen beginnt die Schilderung der Höhe der ottomanischen Macht mit dem Anfange der dreissiger Jahre; die englische und die niederländische Geschichte werden bis 1625 geführt, die des Deutschen Reiches bis zum Tode Rudolfs II. (1612). Nicht nur die politische Geschichte wird berücksichtigt, sondern auch die Geschichte der geistigen Kultur; ihr sind zum Teil ganze Kapitel gewidmet, so eines dem französischen Humanismus und Montaigne, andere der englischen Literatur im Zeitalter der Königin Elisabeth, sowie dem Ausgange der Renaissance in Italien. Der Schlussabschnitt gibt einen Überblick über die Entwicklung der politischen Ideen im 16. Jahrhundert. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist in weitgehendem Masse durchgeführt; die zweiundzwanzig Kapitel, die der Band enthält, rühren von sechzehn verschiedenen Autoren her. Ohne Zweifel ist dies Verfahren äusserst praktisch; der einzelne kann das Gebiet, das ihm zugeteilt ist, leichter übersehen und bewältigen. Der Band wird somit schneller fertiggestellt, wie wenn er einem einzigen Bearbeiter übertragen wäre, und Fehler und Irrtümer werden eher vermieden. Die Darstellung ist zuverlässig; angehängt ist dem Bande ein ausführliches Verzeichnis der Quellen und der Literatur, so dass er auch zu Studienzwecken sehr wohl zu benutzen ist. — Eine gedrängte, aber brauchbare Übersicht über die deutsche Geschichte von 1500 bis 1648 gibt F. Kurze (**1559**) in der Göschenschen Sammlung. — Wichtig für die Religionsgeschichte des 16. Jahrhunderts ist die Schrift von P. Wernle (**1560**) über die Renaissance des Christentums; sie ist vor allem ein sehr interessanter Beitrag

zur Würdigung des Erasmus von Rotterdam. — G. Steinhausen (**1562a**) erörtert die vielumstrittene Frage, ob der kulturelle Verfall im 16. Jahrhundert eine Folge der Reformation war; er gelangt mit Recht zu einer verneinenden Antwort. Insbesondere weist er darauf hin, dass die Theologen die Schäden ihrer Zeit übertrieben, und dass die Wurzeln der Missstände, die sich damals bemerkbar machten, zum grossen Teile in frühere Zeiten zurückreichen. —

Kulturgeschichtliches: Häusliches Leben. Über das Buch von Alwin Schultz (**1563**) haben wir bereits im vorigen Jahre (JBL. 1903, S. 518) berichtet. —

Städte und Bürgertum. Eine zweite Beschreibung Basels durch Enea Silvio (die erste d. a. 1433 im Concil. Bas. V) vom Jahre 1438 wird durch E. Preiswerk (**1566**) veröffentlicht und besprochen. — Eine ausführliche Darstellung der Zustände und Einrichtungen Berns im 15. Jahrhundert gibt E. Rodt (**1567**); nacheinander behandelt er in zwangloser, populärer und ansprechender Schilderung Kirche, Schule und geistiges Leben, Kunst, Bauten, Volks- und Privatwirtschaft, Gewerbe und Handel, Jurisdiktionsverhältnisse und Kriegswesen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zählte die Stadt etwa 6000 Einwohner. Das von patriotischem Sinne getragene Buch ist reich illustriert. — Aus H. Detmers Serie „Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts“ (vgl. JBL. 1903, S. 517) ist das zweite (über Bernhard Rothmann) und dritte Heft (**1569a**) erschienen. Leider ist der Autor zum Anfang des Jahres 1904 plötzlich gestorben, ehe er das dritte Bändchen vollenden konnte, dessen Thema von besonderem Interesse ist; es lag nur ein Vortrag vor, den er über den Gegenstand gehalten hatte, und man wird es dem Verleger danken, dass er wenigstens diesen in Ermangelung einer ausführlicheren Ausarbeitung dem Publikum mitgeteilt hat. D. zeigt im letzten Hefte, dass ursprünglich die Auffassung über die Ehe bei den Taufgesinnten nicht von der üblichen abwich, dass noch Melchior Hofmann auf diesem Standpunkte stand. Eine Neuerung setzte erst ein mit Jan Matthys; dieser verbot die Ehe mit Nichtbaptisten und erklärte die bereits bestehenden Ehen zwischen Täufern und Nichttäufern für ungültig. Noch wurde aber dadurch die monogamische Grundlage der Ehe nicht erschüttert, sondern erst nach Matthys' Tode (April 1534) durch Johann von Leiden, der dazu durch seine sinnlichen Gelüste angereizt wurde. Indem er eine Tochter Knipperdollings heiratete, wurde Johann Bigamist; darauf verband er sich auch mit der Witwe von Matthys; schliesslich hatte er sechzehn Weiber. Zur Rechtfertigung seiner Leidenschaften lehrte er die Polygamie als biblische Forderung. Das Beispiel Münsters hinsichtlich der Vielweiberei steht ganz vereinzelt da; die Verantwortung dafür ist allein Johann von Leiden zuzuschreiben. —

Handel und Gewerbe. Eine der bedeutendsten Erscheinungen in der historischen Literatur des Berichtsjahres ist das Werk von Aloys Schulte (**1572**) über die Fugger in Rom. Es ist gearbeitet auf Grund eines reichen archivalischen Materials; der erste Band enthält die Darstellung, der zweite die Urkunden. Es wird geschildert die Wirksamkeit der Fugger in Rom, ihre finanzielle Verbindung mit der Kurie, die mit dem Pontifikate Alexanders IV. beginnt; das finanzielle System der Kurie, die Art und Weise der Pfründenverteilung werden in das hellste Licht gerückt, schonungslos werden die Simonie und die Verweltlichung der Kirche aufgedeckt. Den Höhepunkt bildet das vierte Kapitel, dessen Gegenstand die Postulation Albrechts von Brandenburg und der Mainz-Magdeburger Ablass ist. Hier wird der äusserst wichtige Nachweis erbracht, dass die bisherige Anschauung nicht haltbar ist, derzufolge man geneigt war, den Erzbischof als den Antragsteller auf den Ablass und die 10000 Dukaten, zu deren Zahlung sich Albrecht verpflichtete, als eine Prämie für Gewährung desselben, den Ablass somit als eine kühne Finanzspekulation des Erzbischofs und seiner finanziellen Freunde anzusehen. Nicht von Albrecht ist die Initiative zur Schaffung des Ablasses ausgegangen, sondern aus den kurialen Kreisen selbst — mit Wissen des Papstes — ist an den Erzbischof das Verlangen gestellt worden, ausser der üblichen Taxe für das Mainzer Erzbistum noch eine „Komposition“ von 10000 Dukaten für die Erlaubnis zur Kumulation der drei Stifter (Mainz, Magdeburg, Halberstadt) zu erlegen, zugleich mit dem Angebote eines Ablasses, durch den es Albrecht ermöglicht werden sollte, die genannte Summe aufzubringen, und von dessen Ertrage die Hälfte dem Papste zufliessen sollte. „Die Bestätigung Albrechts“, so äussert sich Sch., „ist eine simonistische Handlung . . . Der simonistische Vorschlag stammt aus der Datarie und wurde durch einen Mittler an die Gesandten [Albrechts] gebracht. Leo X. wie der Kardinal Giulio Medici haben diesen Leuten Freiheit gelassen; sie sind an der Simonie ebenso schuldig wie jene und wie die deutschen Vertreter.“ Im übrigen war das Geschäft, als welches man die Ablassangelegenheit bezeichnen muss, für den Erzbischof nicht einmal besonders erträglich. Unumwunden gibt Sch. zu (S. 184), dass der Vertrieb der Ablässe „immer

schlimmer“ wurde. „Heute ist es sichergestellt, dass Tetzel und andere den Satz: ‚Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt‘, wenn auch nicht mit diesen Worten, verkündigt haben. Die Kindesliebe war so schwer irregeleitet worden. Zu Missverständnissen konnte auch sehr leicht der Ausdruck der Remmissio ‚a culpa et poena‘ führen, der selbst in kurialen Schriftstücken begegnet.“ Höchst lehrreich sind Sch.s Ausführungen (S. 182 ff.) über das Wesen des Ablasses. Kulturhistorisch interessant und anziehend ist das Kapitel „Die Fugger und die Kunst. Beziehungen zur Anima“. Sch. fasst (S. 251) das Urteil über Jakob Fugger, den Begründer der Stellung des Hauses in Rom, in dem Satze zusammen: „Der Religion, der er von Herzen bis zu seinem Tode anhing, hat Jakob meines Erachtens mehr geschadet als genützt. . . Es bleibt bestehen, dass die Fugger die Auswüchse, die Entsittlichung der Kurie befördert haben, dass Jakob und sein Faktor [Johannes Zink in Rom] die Erbitterung über die römischen Zustände, die in Deutschland bereits herrschte, unterstützt und dadurch die Kurie in ihrer unglaublichen Reformgleichgültigkeit bestärkt haben. Die Fugger haben, statt ihresteils die Reform der alten Kirche zu fördern, die Auswüchse vermehrt; ein italienisches Bankhaus hätte die Geschäfte mit Albrecht von Brandenburg wohl nicht riskiert. Es ist ein Zufall, dass die Reformation sich an diese Ablassangelegenheit anhängt — wer will das Steinchen, das eine Lawine in Bewegung setzt, als die Ursache bezeichnen? Die Ursache ist die Lagerung des Schnees auf einer nicht ihn ausreichend hemmenden schiefen Ebene. Auch ohne die Fugger wäre die Reformation ausgebrochen; da das Reformbedürfnis nicht befriedigt wurde und die Individualisierung der Geister begann, war ein Bruch weiterer Kreise mit der mittelalterlichen Kirche gegeben.“ Man wird diesen wohldurchdachten Worten nur beistimmen können. Gleich wichtig für die Wirtschafts- wie für die Kirchengeschichte, eröffnet uns das Sch.sche Buch jedenfalls tiefe und neue Einblicke in die Geschichte der deutschen Reformation. —

Gerichtswesen. J. Kohler und W. Scheel **(1573)** bringen die niederdeutsche Übersetzung der Bambergischen Halsgerichtsordnung zum Abdrucke, welche 1510 der Rostocker Drucker und Stadtsekretär Hermann Barkhusen verfasst hat. Der Text ist auch sprachlich bemerkenswert: mitunter werden unverständliche Ausdrücke durch niederdeutsche Vokabeln erklärt; mitunter überträgt Barkhusen den hochdeutschen Ausdruck buchstäblich ins Niederdeutsche, ohne zu gewahren, dass das so entstehende Wort einem Niederdeutschen noch viel weniger verständlich war. Angehängt ist (S. 111 ff.) eine Auswahl aus den strafrechtlichen Artikeln des lübischen Rechtes nach dem Originaldrucke von 1509, der gleichfalls bei Barkhusen erschienen ist: so wird dem Leser eine Vergleichung des alten und des neuen Rechts in der Übergangszeit für Niederdeutschland ermöglicht. —

Geistiges Leben: Allgemeines. Einen kurzen, aber geschickten und zur Lektüre in weiteren Kreisen empfehlenswerten Abriss der Kultur der Renaissance gibt R. F. Arnold **(1574)** in der Göschenschen Sammlung, stellenweise natürlich unter weitgehendem Einflusse von Burckhardt. — E. Gothein **(1576)** plant im Anschlusse an seine früheren Studien eine grosse Geschichte der Gesellschaft und der Weltanschauung im Zeitalter der Renaissance; die Ausführungen, die er jetzt vorausschickt, haben den Zweck, eine Vorstellung davon zu geben, wie er das Thema „zwar nicht zu behandeln, aber anzusehen“ gedenkt. Zuerst spricht G. über die geschichtliche Auffassung der Renaissance und gibt sogleich im Anfange eine glückliche Erörterung des Begriffes. Er zeigt gerade an der Wandlung, die sich in der Geschichtsauffassung vollzieht, in wiefern die Renaissance einem Bruch mit der unmittelbaren Vergangenheit bedeutet, nämlich den Bruch mit der mythisch-theologischen Geschichtsauffassung des Augustin, das Aufhören aller Metaphysik, die Freude an der Schilderung des Lebens und der Ereignisse, zugleich mit der Erfassung der psychologischen Faktoren im Anschlusse an die klassischen Historiker, Cäsar, Livius, Sallust, Sueton, Plutarch und später insbesondere an Tacitus: die Alten sind die Führer auf dem neuen Wege. Auch im Mittelalter ist Bewunderung und Nachahmung des Altertums vorhanden; aber es ermangelt an Mustern und an Fähigkeit, sich in die antike Denkweise hinein zu leben. G. wirft die Frage auf (vgl. JBL. 1903, S. 525 f.), ob nicht die Renaissance origineller war, als sie selber glaubte; er entscheidet sich für Burckhardt: aller Fortschritt in der Epoche vollzieht sich in der Anlehnung an das Altertum, selbst in der Mathematik. Auch in der Auffassung von Staat und Gesellschaft bedeutet die Renaissance einen Bruch mit dem Augustinus; G. charakterisiert zumal die Staatslehre des Macchiavelli; wir können nicht umhin, aus diesem Abschnitte einen Satz von tiefer Wahrheit und allgemeiner Bedeutung anzuführen, den er ausspricht, indem er über das Naturrecht handelt: „Die sich immer wiederholende Täuschung, dass die jeweils vorherrschende Methode der Naturwissenschaften sich auch für die Geisteswissenschaften eigne, hat nirgends eine dauerndere Wirkung ausgeübt, als im

Staatsrecht." In dem Kapitel über „die religiösen Ideale" wendet sich G. gegen die weitverbreitete Annahme, dass die Renaissance eine Zeit der Irreligiosität oder wenigstens eine Abschwächung der religiösen Empfindungen gewesen sei; vor allem interessieren hier seine Ausführungen über Savonarola. — Über „Renaissancetheorien" handelt L. Pfleger (1577). Er widerspricht der Ansicht Burckhardts, dass erst die Renaissance die Individualität entdeckt, dass das Mittelalter kein Persönlichkeitsbewusstsein gehabt habe; doch erscheint es zweifelhaft, ob er damit das Wesen der Burckhardtschen Auffassung getroffen hat. Im Fortgange seines Essays beschäftigt er sich mit den Ansichten Thodes, von dessen Ausführungen über den heiligen Franz von Assisi er in einigen Punkten abweicht, und analysiert den ersten Band von Brunetières Histoire de la littérature française, der der Renaissance gewidmet ist. —

Gelehrtengeschichte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wirkte in Strassburg als Historiker ein Gegner Sturms, namens Pappus. Er hielt auf Grund von Sleidans „de quatuor summis imperiis" weltgeschichtliche Vorlesungen, die in einer Nachschrift des Nürnberger Theologen Hagedorn erhalten sind. H. Beckh (1581) beschreibt den Inhalt des Heftes, das lehrreiche Einblicke in den damaligen Betrieb der geschichtlichen Studien gewährt, würdigt die Bedeutung des Pappus als Historiker und gibt zum Schlusse noch einige Textproben. —

Quellen: Briefpublikationen. Über die Editionen von E. Brandenburg (1585), V. Ernst (1586) und C. H. W. Sillem (1590) ist bereits im vorigen Jahre (JBL. 1903, S. 528 f.) ausführlich berichtet worden. — Im Auftrage der Ostpreussischen Provinzialverwaltung gibt A. Bezzenberger (1587) die politische Korrespondenz des Asverus von Brandt heraus. Brandt war Rat und Diplomat im Dienste des Herzogs Albrecht von Preussen und für diesen in Frankreich, Ungarn und Polen, sowie auf dem Reichstage von 1543—1545 tätig. Das auf diese Wirksamkeit (1538 bis 1545) bezügliche Material ist im vorliegenden (ersten) Hefte zusammengestellt; zum Schlusse des Ganzen will B. eine Darstellung geben, welche die Resultate der Publikation verarbeitet. — Einen Beitrag zur Geschichte des Krieges, den der Schwäbische Bund 1519 gegen Württemberg führte, liefert J. Kamann (1588); er benutzt dazu die Denkwürdigkeiten des Nürnberger Patriziers Christoph Fürer (1479 bis 1537), der als Augenzeuge am Feldzuge teilnahm, sowie Nürnberger Reichskorrespondenzen; das Material wird auszugsweise mitgeteilt. — Kulturhistorisch und allgemein menschlich interessieren die Strassburger Frauenbriefe des 16. Jahrhunderts, welche O. Winckelmann (1591) bekannt macht; es sind Briefe, die von den weiblichen Angehörigen leitender Männer Strassburgs im Zeitalter der Reformation herrühren, so z. B. von der Gattin Bucers. — O. von Heinemann (1592) druckt „Kinderbriefe" einer pommerschen Prinzessin des 16. Jahrhunderts ab. Eigentlich verdienen sie diesen Namen nicht; denn sie sind nur im Namen der siebenjährigen Prinzessin Hedwig Maria (1586), in Wirklichkeit aber von deren französischem Sprachlehrer Claudius Puteanus aus Paris verfasst und geschrieben. —

Chroniken und Denkwürdigkeiten. Im Gefolge des Kardinals Madrucci kam der italienische Musiker Besozzi nach Deutschland. Er wurde dem Kurfürsten Moritz überlassen und verweilte von 1548—1557 am kursächsischen Hofe; später war er am bayerischen Hofe tätig. Er führte ein Tagebuch, das in sorgfältiger Ausgabe durch W. Friedensburg (1593) vorliegt; der Editor gibt fortlaufende Erläuterungen und sucht insbesondere die schwer deutbaren italienisierten Ortsnamen festzustellen; vorausgeschickt ist eine biographische Einleitung, mit einer Charakteristik der Chronik. Bemerkenswert ist die Schilderung des Besuches Ferdinands I. 1549 am sächsischen Hofe; König Maximilian, Philipp II., Moritz von Sachsen und Albrecht V. von Bayern werden von dem scharfen Beobachter treffend gezeichnet. — H. Manstein (1595) veröffentlicht Annalen der Stadt Graudenz von 1563—1660, es handelt sich dabei um einen Auszug, der im 19. Jahrhundert durch einen gewissen Gericke auf Grund älterer verlorener Manuskripte hergestellt worden ist. — Die Lüneburger Chronik des Propstes J. Schomaker († 1563), herausgegeben durch T. Meyer (1596), reicht bis 1561; sie bringt meist Nachrichten für das Lokalgeschichtliche; von allgemeinen Ereignissen werden der Lüneburger Erbfolgekrieg, der Prälatenkrieg und die Reformation eingehender erzählt. — In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden zwischen dem Rate und dem Magdalenenkloster zu Hildesheim heftige Streitigkeiten geführt, die nach einer Dauer von dreissig Jahren durch einen Schiedsspruch seitens des Bischofs Berthold beigelegt wurden. Es existieren darüber Aufzeichnungen, die ein getreues Bild der Zustände im ausgehenden Mittelalter liefern; sie sind nunmehr durch R. Doebner (1601) publiziert. —

Reiseschilderungen. Die Aufzeichnungen des italienischen Priesters Laurefici über seine Reise 1613 von Regensburg nach den Niederlanden und England, sowie über seine Rückreise von dort druckt W. Friedensburg **(1608)** ab. Der Verfasser gibt einige ganz interessante Eindrücke wieder, die er unterwegs empfangen hat; sehr hübsch ist z. B. die Schilderung einer Wanderung auf den niederländischen Deichen. —

Lyrik.

(II, 2 = N. 1609—1647.)

Hans Daffis.

Geistliches Lied: Allgemeines und Gesamtdarstellungen. — Einzelne Lieder. — Biographische Beiträge. — Liederdichtung der Sektierer. — Weltliches Lied: Allgemeines. — Einzelne Persönlichkeiten: H. Sachs, J. Fischart; andere Meistersinger. — Einzelne Lieder und Gedichte. — Volkslied und volkstümliches Lied: Historisches Lied. — Sammlungen. —

Geistliches Lied: Allgemeines und Gesamtdarstellungen. Aus dem urgerm. Worte *laikaz (got. laiks, ahd. leich), das ebensowohl Opfer als Reigen und Lied bedeutete, schliesst K. Storck **(1609)**, dass bereits in der ältesten Zeit Lied und Gottesdienst eng verbunden waren, und glaubt mit Recht hier von einem „geistlichen Volkslied" sprechen zu können, wobei natürlich in diesem Zusammenhange „religiös" nicht gleichbedeutend mit „kirchlich" ist. Diese Scheidung, oder besser, dieses Nebeneinander wird erst durch das Christentum hervorgerufen. Bezeugt sind solche geistliche Volkslieder schon im 9. Jahrhundert, wie wir aus dem „Ludwigslied" ersehen. Hier taucht bereits das refrainartige „Kyrie eleis" auf, welches die Grundlage für eine Neugestaltung des geistlichen Gesanges wurde. So wurden denn auch die späteren Lieder „kierleisen" oder auch kurzweg „leisen" genannt. Notwendigerweise musste der kirchliche Volksgesang eine bedeutende Stärkung durch die Kreuzzüge erfahren. Auf sie reichen auch die ältesten uns erhaltenen Lieder zurück. Die einsetzende Blütezeit der ritterlichen Kunstdichtung hemmte dagegen eher die Entwicklung der geistlichen Lyrik, als dass sie sie förderte. Doch schon 1349 weiss die „Limburger Chronik" von den „loitzken" (leisen) der Flagellanten wieder zu melden. Sie waren um so bedeutsamer, als bei den Gottesdiensten, die sie begleiteten, der gesamte Gesang zum erstenmal in der Volkssprache ertönte. Von nun ab begünstigte die Kirche selbst das geistliche heimische Lied, dessen Verfasser uns jetzt auch nach Namen (Tauler, Heinrich von Lauffenberg, der Mönch Hermann von Salzburg) überliefert sind. Neben besonders zahlreichen Weihnachtsliedern, blühte das von der Mystik beeinflusste Marienlied. Luther, selbst ein begeisterter Musikfreund, wurde zum „Vater des Kirchenliedes", nicht, weil er die Zahl der Gesänge um 36 vermehrte, sondern weil das geistliche Lied durch ihn für das Volk neben der Bibel die wichtigste Quelle des religiösen Lebens, weil es aus dem religiösen Volkslied das evangelische Kirchenlied wurde. Natürlich konnte das nicht ohne Einfluss auf die Komposition bleiben, die sich nun notgedrungen in einfacheren Formen bewegen musste. Luther übernahm einen grossen Teil der Melodien neben dem Gregorianischen Hymnenschatz, dem geistlichen und weltlichen Volksgesang, so dass auch für die Folge der Schwerpunkt des evangelischen Kirchenliedes in der Dichtung, nicht der Musik ruhte, wenn es auch etwa Philipp Nicolai (1556—1608) gelang, Wort und Weise zu einem Ausdruck religiöser Begeisterung zu verbinden, und Paul Gerhardt ausdrücklich seine Werke nicht als Gedichte, sondern als Lieder erscheinen liess, die von einem Johann Georg Ebeling vertont, sich zum kirchlichen Kunstlied entwickelten. Zum Schluss bespricht St. noch die neueren Bestrebungen, die deutschen evangelischen Kirchenmelodien wieder in ihrer rhythmischen Form zum Allgemeingut zu machen, und teilt in einem Anhang acht geistliche Lieder des Mittelalters und der Reformation mit. — Waren so, namentlich in der jüngeren Entwicklung des Kirchenliedes, Dichter und Komponist häufig getrennt, so hat R. J. Eichberg **(1610)** nur solche Kirchenlieder im Auge, bei denen sie durch Personalunion verbunden sind. Er sucht nachzuweisen, dass es „ein frommer Sport" dieser Dichter-Komponisten gewesen wäre, dem metrischen Bau geistlicher Lieder die Formen von Kirchengefässen und kirchlichen Symbolen zugrunde zu legen, und zwar fünf grosse Gruppen von Figuren, flache Schüsseln (für das Brot beim Abendmahl), Taufbecken,

Abendmahlskelche, Leuchter und Kreuze. Er belegt seine ansprechende, geistvolle, wenn auch nicht ohne weiteres überzeugende These in lebendiger Weise. — W. Nelle, einer der kenntnisreichsten, fleissigsten Arbeiter auf hymnologischem Gebiet, fasst dieses Jahr seine Studien in grösseren Werken zusammen. Das kleinere von beiden **(1611)** gibt eine Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes. N. unterrichtet zunächst über die Bedeutung des deutschen Kirchenliedes vor der Reformation und teilt sodann die Entwicklung bis zur Gegenwart in folgende Gruppen: 1. In die Zeit der Reformation 1524—1560; 2. In die Zeit der Gegenreformation 1560—1618; 3. Während und nach dem Dreissigjährigen Kriege 1618—1675; 4. In die Zeit des Pietismus 1675—1750; 5. In die Zeit der Aufklärung 1750—1800; 6. In die Zeit des wiedererwachten Glaubenslebens seit 1800. Zahlreiche Bildnisse von Liederdichtern und Faksimiles seltener Drucke sind beigefügt. Das Buch wird von E. Chr. Achelis in der ThLZ. lobend besprochen: „Die Darstellung beruht auf gründlichen und selbständigen Studien und entspricht in Stil und Sprache durchaus dem Inhalt.“ — Hatte so W. Nelle in diesem Buche mit sicherer, kundiger Hand die Grundlinien der Entwicklung des deutschen Kirchenliedes gezogen, so ist sein zweites Buch **(1613)**, in welchem er Lebens- und Charakterbilder unserer Kirchenliederdichter bietet, der glücklichste, willkommene weitere Ausbau, zugleich Vollendung wie Belebung bildend. Überall verrät sich sorgfältigstes Quellenstudium, ohne dass dadurch eine schöne Popularität der Darstellung leidet. Besonders geeignet sind diese Biographien für den Religionslehrer in der Schule, um dem oft mechanischen Auswendiglernen von Kirchenliedern Tiefe und Fülle zu geben. Doch auch dem Anspruchsvolleren, etwa dem der zünftigen hymnologischen Forschung fernstehenden Bearbeiter der neueren deutschen Literaturgeschichte, werden sie von Nutzen sein. Hierbei kommt wenig darauf an, ob man in einigen Werturteilen von Nelle abweichen mag, wie dies etwa auch Achelis in der erwähnten Rezension in bezug auf Lieder von Hermes, A. Knapp, Eleonore von Reuss usw. tut. — Auch das ältere Buch von A. Fischer **(1612)** wird noch weiter im ganzen anerkennend besprochen. Die Gliederung des Stoffes, die ungefähr die gleiche wie bei Nelle ist, wird gebilligt, dagegen von F. Cohrs die Bezeichnung des ersten grossen Abschnitts (1570—1648) als einer „Periode des Bekenntnisliedes“ angefochten. Als einen Vorzug gegenüber dem älteren Buche von Wackernagel empfindet es C., dass neben dem chronologischen Prinzip der Einteilung auch das geographische zu seinem Recht kommt, dagegen tadelt er es, dass die Dichter der reformierten Kirche und der Brüdergemeinde in einen Anhang „verbannt“ werden. A. W. D. Ebelings Referat gibt zunächst eine eingehende Inhaltsübersicht, um sodann eine Reihe von Bemerkungen zu Text und Erläuterungen der einzelnen Lieder, vor allem sprachlicher Natur, beizubringen, wie überhaupt Fischers Interpretation in linguistischer Beziehung dem Laien nicht überall die nötige Stütze gewährt. — Versuchen Nelle und Fischer weiteren Kreisen die Ergebnisse der hymnologischen Forschung zu vermitteln, so ist H. Hofmanns lokal begrenzte Arbeit **(1615)** mehr für den eigentlichen Forscher auf diesem Gebiet bestimmt. Zwölf Leipziger Gesangbücher, die sich in zwei Gruppen ordnen, unterzieht er einer näheren Prüfung. I. Die Gesangbücher sind Privatsammlungen 1530 bis 1734 (N. 1—10); II. Die Gesangbücher sind offizielle Liedersammlungen 1796 bis 1883 (N. 11, 12). 1883 beginnen dann die Provinzial- und Landesgesangbücher der lutherischen Kirche. Im einzelnen ergibt sich für die Gesangbücher der ersten Gruppe folgendes: 1. Das Michael Blumsche Gesangbuch von ca. 1530, das älteste Leipziger Gesangbuch. Das einzige noch vorhandene Exemplar befindet sich auf der Bibliothèque Royale zu Brüssel, eine Abschrift besitzt die Heidelberger Universitäts-Bibliothek. Es enthält 63 Lieder und ist nach Anordnung und Auswahl von älteren Vorgängern, vor allem dem Lufftschen Gesangbuch, abhängig. 2. Das Valten Schumannsche Gesangbuch von 1539 (einziges Exemplar in der Gräflich Stolbergischen Bibliothek zu Wernigerode, deren wundervoller Reichtum an hymnologischer Literatur überhaupt noch nicht genügend ausgeschöpft ist). Sein erster Teil (88 Lieder) ist ein blosser Abdruck des Wittenberger Klugschen Gesangbuches, dagegen bringt der zweite Teil 18 neue Lieder, darunter „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ und „O Lamm Gottes unschuldig“, die sich in niederdeutscher Mundart bereits in den Rostocker Gesangbüchern von 1525 und 1531 fanden. 3. Das Valentin Babstsche Gesangbuch von 1545, das letzte, vollständigste Gesangbuch von Luthers Hand. Der erste Teil („Die Wittenberger Gesänge“) ist lediglich ein Neudruck des Klugschen Gesangbuches von 1543, der zweite Teil („Eine freie Sammlung“) enthält 40 Lieder aus verschiedenen Gesangbüchern, nur 5 sind ganz neu. 4. Geistliche Lieder und Psalmen D. M. Lutheri und anderer frommer Christen 1582 mit 225 Liedern, darunter vielen neuen. 5. Das Nicolaus Selneccersche Gesangbuch von 1587 mit 206 Liedern. 6. Das Gesangbuch des Thomaskantors Sethus Calvisius von 1596—7. Es ist wesentlich Choralbuch, wodurch es besonders musikalisch wertvoll

erscheint. Auch kirchengeschichtlich ist es interessant als Zeuge lutherischer Rechtgläubigkeit gegenüber dem Kryptokalvinismus. 7. Cantional oder Gesangbuch augsburgischer Confessio 1627 mit 286 Liedern. 8. Das Vopeliussche „Neu Leipziger Gesangbuch" von 1682 mit 415 Liedern, das eine weite Verbreitung fand. 9. Die Leipziger Kirchenandachten von 1694, die in ihrem ersten Teil eine Gottesdienstordnung für Leipzig enthalten und damit von Wichtigkeit für die lokale kirchengeschichtliche Forschung sind. 10. „Das Privelegirte Vollständige und Vermehrte Leipziger Gesangbuch, vormals von Vopelio, itzo aber aufs Neue verbessert und herausgegeben von Carl Gottlob Hoffmann" aus dem Jahre 1734. Es gibt die stattliche Zahl von 1015 Liedern und blieb bis gegen 1800 das fast allein herrschende. Die zweite Gruppe ist mit folgenden beiden Büchern vertreten: 11. Das Rosenmüller-Müllersche Gesangbuch von 1796, ein Produkt flachsten Rationalismus, „ein jammervolles Buch", wie H. sagt, das bis 1820, wo die vorhandenen 30000 Exemplare verkauft waren, im Gebrauch blieb. 1820 beschloss man dann, eine besondere „Gesangsbuchskommission" zu wählen, doch erst 1844 erschien als Resultat ihrer Bemühungen: 12. Das offizielle „Leipziger Gesangbuch", das bis 1883, bis zur Einführung des „Landesgesangbuches", allein herrschte. — Führten alle diese Arbeiten durch kleinere oder grössere Strecken der geschichtlichen Entwicklung, so beschränkt sich die Schrift von R. Molitor **(1614)** auf ein Problem der Frühzeit, das für die Liedforschung ebenso wie für die Geschichte des Buchdrucks von Bedeutung ist. Die in jüngerer Zeit intensiv und glücklich arbeitende Inkunabelnkunde wendet sich nun auch nachhaltiger der Geschichte des Notendrucks zu. M. beschränkt sich, im Gegensatz zu Riemanns älterer, weit ausgreifender Studie über „Notenschrift und Notendruck", im wesentlichen auf den deutschen Notendruck. Neben den Missalien, die schon die allgemeine Inkunabelnforschung vielfach berücksichtigte, zieht er Choralbücher, Graduale, Antiphonas und Agenden heran. Auch ihre musikalische Bedeutung wird gewürdigt, das Bibliographische dagegen, mit Rücksicht auf die vortrefflichen Werke von Hain, Copinger, Pellechet Proctor und andere, hintangesetzt. Besonders interessant ist die Mitteilung S. 47 ff. über ein Tübinger Graduale, das, in der Zeit von 1476—1488 entstanden, vielleicht den ersten in Deutschland entstandenen Notendruck darstellt, also wahrscheinlich älter ist als das Würzburger Missale Jörg Reysers und zeitlich nicht weit entfernt ist von dem vorläufig als ältesten geltenden Notentypendruck in Hans Römischem Missale von 1476. Ein Hauptwert der Veröffentlichung M.s ruht in den Faksimiles, die neben zahlreichen kleineren Abbildungen im Text 26 grössere, vorzüglich reproduzierte Proben geben. Der Verfasser verdankt 56 verschiedenen Bibliotheken usw. sein reiches Material. Möge die fleissige schöne Arbeit nur ein erster Schritt zu weiteren sein! —

Einzelne Lieder. Die vielumstrittene Frage nach der Entstehung des Lutherliedes „Ein feste Burg" wirft A. Weckerling **(1616)** von neuem auf. Die alte Behauptung, Luther habe das Lied 1530 auf der Feste Koburg gedichtet, gibt W. mit anderen Forschern, wie Achelis, Dieterich, Grössler, preis, da jetzt sicher nachgewiesen ist, dass es bereits 1529 in einem Gemeindegesangbuch gedruckt vorlag. „Bei sorgfältiger Abwägung aller in Betracht kommenden Umstände" spricht für W. alles dafür, dass das Lied am Abend des 15. April 1521, dem Tage vor Luthers Einzug in Worms, geschaffen wurde. Er schliesst sich damit Hermann Grössler an und befindet sich im Gegensatz zu so namhaften Forschern wie Köstlin, Kolde, Tschackert und neuerdings Max Herrmann, auf dessen interessanten Vortrag über unser Lied der Bericht des nächsten Jahres einzugehen haben wird. Äussere Lage und Seelenstimmung Luthers passen, wie W. nachweist, allerdings gut zu dieser Zeitbestimmung. Auch Zeugnisse von Mitlebenden, die Grössler fleissig gesammelt hat, und auf die W. hinweist, stützen die These. Trotzdem wage ich nicht ohne weiteres, mich, gegen die gewichtigen Stimmen Köstlins und Herrmanns, für 1521 zu entscheiden. Berufenere haben nun das Wort. — Zum „Zwingliliede" macht es W. Nelle **(1617)** wahrscheinlich, dass wir in der Melodie des „altdeutschen Liebesliedes", das Storck im „Türmer" (Bd. 7, Heft 1: „Ich weiss mir ein meidlein hübsch und frisch") mitteilt, die Volksweise zu Zwinglis „Herr, nun heb den Wagen selb" vor uns haben. —

Biographische Beiträge. L. Meineckes Arbeit über Michael Altenburg **(1619)**, deren erster Teil bereits als Berliner Dissertation vorlag, ist nun in neuer Umgebung erschienen. Das biographische Material über Altenburg ist in einigen Punkten durch archivalische Nachforschungen M.s ergänzt worden. Besonderen Wert legt der Verfasser mit Recht darauf, der Entwicklung des Musikers Altenburg genauer, als dies bisher geschehen, nachzugehen, da Altenburg, so sehr er, was die rhythmischen Formen anbetrifft, ein Kind seiner Zeit ist, in bezug auf die Tonarten durchaus Neues anstrebt. Einer allgemeinen Charakteristik des Komponisten schliesst sich eine Besprechung der einzelnen Werke an, wobei dem Verfasser nur zwei Kompositionen nicht zugänglich waren. In dankenswerter Weise

fügt M. stets den Fundort der einzelnen Nummern an. — Ein gedrängtes Lebensbild des Theologen und Liederdichters Ph. Nicolai gibt Victor Schultze (1620), hauptsächlich auf Curtzes älterer Darstellung fussend, im 14. (nicht, wie es in der Bibliographie heisst 15.) Bände der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. — Das Wirken von Paul Schedius Melissus skizziert kurz H. Habbicht in ansprechender Weise in den Heraldisch-genealogischen Blättern (1620 a) — wobei uns, wie es der genius loci erfordert, das dem Sch. verliehene Adelswappen aus den Schätzen der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar vorgeführt und erläutert wird. —

Liederdichtung der Sektierer. R. Wolkans Schrift über die Lieder der Wiedertäufer wird noch immer anerkennend besprochen (1621). Sie wird ebenso warm von Kirchen- als Literarhistorikern willkommen geheissen. So schreibt A. Chuquet: „Il n'y a guère que M. Wolkan qui puisse analyser et apprécier avec compétence l'ouvrage de M. Wolkan." Für P. Tschackert ist „eine empfindliche Lücke aufs glücklichste ausgefüllt". Ähnlich äussert sich das Literarische Centralblatt. Am ausführlichsten und tiefst dringenden ist die Beurteilung durch Gustav Kawerau, der zunächst eine Zusammenstellung der Vorläufer Wolkans in der Forschung gibt, wobei er hervorhebt, wie sehr Wolkan seine Vorgänger durch die umfassende Beherrschung des Materials und klare Gruppierung übertrifft. Seine Würdigung gipfelt in den Worten: „Ein solides Gebäude ist aufgeführt, mit sicherer Hand ist der Stoff gegliedert; nachfolgende Forschung wird daher wohl noch Nachträge liefern, aber das Bild selbst nicht wesentlich verändern können." So trägt K. auch nur einige Kleinigkeiten nach. —

Weltliches Lied: Allgemeines. H. Rietschs wichtiges und wertvolles Buch (1622) will „den Studierenden deutscher Sprachwissenschaft eine Ergänzung ihrer Einsicht in das Wesen der Lyrik durch Betrachtung der musikalischen Seite und der gegenseitigen Einwirkung des sprachlichen und musikalischen Elementes bieten". In der Einleitung grenzt R. Sprach- und Musikwissenschaft gegeneinander ab und bezeichnet es als sein Ziel, zunächst die musikalischen Gesetze der Lyrik zu finden und sodann dem Problem des Zusammenhangs von Wort- und Tonsprache nachzugehen. In einem allgemeinen Teil stellt er den Begriff der Melodie fest, bespricht dann die Verbindung von Wort und Weise und von Ein- und Mehrstimmigkeit. Der nächste grössere Abschnitt beschäftigt sich mit dem Rhythmus, wobei die klein- und grossrhythmische Gliederung besondere Gruppen bilden. Dann wird die Tonfolge eingehend besprochen, die musikalischen Tonhöhenverhältnisse werden ins Auge gefasst, Tonhöhe und Worttext in Verbindung gebracht. Die Betrachtung des Liedes mit Simultanharmonie führt schiesslich zur Liedweise und dem Grundgesetz der Tonkunst. In einem Anhang druckt R. aus einer Sterzinger Handschrift eine Reihe altdeutscher Lieder ab. Eine ausführliche Kritik des Rietschschen Buches liefert F. Marschner, der die Arbeit überaus bedeutsam und verdienstlich nennt. Soviel er im prinzipiellen und einzelnen auszusetzen hat, so sehr betont er, dass die spätere Forschung immer wieder auf Rietsch zurückgehen müsste. M. vermisst eine klare Auseinandersetzung mit den Forschungen Westphals und Riemanns, bedauert Rietschs geringe Sympathie für das Lied des 18. Jahrhunderts, das durch Friedländers gründliche Forschungen dem Interesse weiter Kreise nahegerückt ist, hätte gern ein lebhafteres Eingehen auf die Technik der Tonbildung und des Gesanges gesehen und tadelt hie und da grundsätzlich Einseitigkeiten, Leitsätze, die allzu treu dem Meister, etwa Richard Wagner, folgen. In einer kurzen Replik erwidert Rietsch, ohne sich in grundlegenden Fragen mit M. auseinanderzusetzen. Vielmehr weist er nur auf einige Stellen hin, wo er sich von M. missverstanden glaubt. — K. Mey stellt in lebendiger, anschaulicher Darstellung (1623) das Wesentliche über Einrichtungen und Gebräuche der Meistersinger zusammen. Er zeigt zuerst ihren Gegensatz zu den Minnesingern, weist auf Mainz, als die Geburtsstätte des Meistergesanges hin, verweilt länger bei Hans Folz, dem vermutlichen Begründer der Nürnberger Meistergesangschule, die, als die berühmteste in der zweiten Periode des Meistergesanges, ausführlich geschildert wird, wobei lehrreiche Seitenblicke auf R. Wagners Darstellung fallen. Hans Sachs, als „der Retter und Regenerator" des Meistergesanges, steht natürlich im Mittelpunkt. Zum Schluss werden in interessanter Weise Zunftregeln und Tabulatur der Meistersinger beleuchtet. Ein Meisterlied mit beigefügter Melodie dient zur Veranschaulichung. — Mit dem Leben und Schaffen des Hans Sachs beschäftigen sich auch die folgenden Beiträge. M. H. Jellinek (1624) knüpft an einen Aufsatz Mayers (gleichfalls in den BGDS.) an, dem er beistimmt in der Behauptung, dass der Hans Sachssche Vers jambischen Rhythmus unter Vernachlässigung des natürlichen Akzentes hat, ja, erweitert, von Puschmanns Erörterungen in der dritten Bearbeitung seines „gründlichen Berichtes" von 1596 mit bestimmt, diese Beobachtung auf die Meistersingerkreise überhaupt, in denen die „gemeinen reimen" ohne Beachtung des Wortakzentes gelesen werden. —

Einzelne Persönlichkeiten. Hans Sachs. Die Sammlung R. Zoozmanns (1625) war mir leider nicht zugänglich. — Von der Ausgabe der Hans Sachsschen „Fabeln und Schwänke" durch E. Goetze und C. Drescher (1626) liegt nun der fünfte Band vor, in derselben ausgezeichneten Weise bearbeitet wie seine Vorgänger. Er enthält die Nummern 594—830a. Die Texte sind mit gewohnter Sorgfalt behandelt, die Anmerkungen, bei aller Knappheit, vortrefflich, ein Verzeichnis der benutzten „Töne" und ein Inhaltsverzeichnis beigefügt. — In einer Studie über die Sage vom Mahl zu Heidelberg zieht A. Carlebach (1627) Hans Sachsens Gedicht „Wahrhaffte Geschicht Pfaltzgraf Friedrichs" (Bd. 21, S. 412/3 der Kellerschen Ausgabe) zur Erklärung der bildlichen Darstellungen jenes geschichtlichen Vorganges (Juli 1462) herbei, mit gutem Grunde, da die Entstehung des bekannten Holzschnittes und des Gedichtes zeitlich zusammenfallen. — A. Kopp, der vortreffliche Kenner des Volksliedes, geht den Spuren von Hans Sachsens „Ehrensprüchlein": Hans Sachs war ein Schuh- Macher und Poet dazu, nach. Ein altes „Raritätenlied", dessen in Frage kommende Strophe etwa 1782—1783 verfasst sein muss, deutet nebst anderem auf ein neubelebtes Interesse für Hans Sachs um jene Zeit, hatte doch auch Goethe wenige Jahre zuvor, 1776, „Hans Sachsens poetische Sendung" veröffentlicht, und lässt sich doch unser Spruch gerade in dem Jahrzehnt von 1776—1785 besonders häufig nachweisen. Reiche Belege werden dafür gegeben: Aus Schinks „Marionettentheater", aus einem Brief an Reichardt, Kindlebens „Studenten-Lexikon", einem Gedichte Chr. Fr. Sanders. Doch lässt sich nicht bestimmen, ob Schink das Reimsprüchlein dem Raritätenliede verdankt, oder ob dieses das bereits vorhandene übernommen hat (1628). —

J. Fischart. Von den zahlreichen Arbeiten, die sich mit Fischart auch diesmal in neuerwecktem Interesse beschäftigen, kommen einige auch für uns in Betracht: A. Englerts Schrift über die Rhythmik Fischarts wird von A. Hauffen und F. Kauffmann besprochen (1629). Die Rezension H.s wächst sich, aus reichster Sachkenntnis schöpfend, zu einer selbständigen Untersuchung aus. Das Gesamturteil Hauffens ist anerkennend: „Englerts Schrift verdient, namentlich, was die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Untersuchung, die Sauberkeit und Vollständigkeit der statistischen Daten betrifft, uneingeschränkte Anerkennung." Für die Rhythmik der normalen kurzen Reimpaare bringt H. eigene Beobachtungen bei: Fischart bedient sich für seine früheren, grösseren Reimdichtungen der normalen Reimpaare des 16. Jahrhunderts, während er für seine späteren Dichtungen nach volkstümlichem Vorbild viele Verse mit freiem Wechsel von Hebung und Senkung gebaut hat. In seinen Jugenddichtungen machen sie kaum den zwanzigsten Teil aus, später sind sie häufiger, unterscheiden sich aber wesentlich vom altdeutschen Reimvers. Alles das wird mit zahlreichen Beispielen im einzelnen belegt. Ganz frei schaltet Fischart mit dem Versbau in seinen kleinen Sprüchen. Die kurze Rezension K.s lehnt die Voraussetzung Englerts, „dass in den kurzen Reimpaaren des 16. Jahrhunderts regelmässiger Wechsel zwischen Hebung und Senkung Prinzip war, und dass in den Fällen, wo Wort- und Versakzent in Widerspruch gerieten, die natürliche Betonung hinter der rhythmischen zurückstehen musste", ab. Im einzelnen lobt er vor allem Methodisches. — Auch E. Hampels an dieser Stelle im Vorjahre gewürdigtes Programm wird noch von Hauffen eingehend besprochen (1630) und mit den fast gleichen Ergebnissen Englerts in der vorhin erwähnten Schrift zusammengestellt. — Endlich setzt Hauffen selbst, seit Jahren so emsig wie glücklich um Fischart bemüht, seine eigenen Studien im „Euphorion" fort (1631). In dem vorliegenden siebenten Abschnitt untersucht er mit gewohnter Gründlichkeit Fischarts geistliche Lieder und Psalmen, die, trotzdem sie „weder eine neue Gattung noch eine besondere Art der Ausführung" bringen, nicht in der Masse der übrigen verschwinden, da des Dichters Persönlichkeit überall durchbricht. Der tüchtige Strassburger Verleger Jobin wusste Fischart für die Redaktion seiner Gesangbücher zu gewinnen. 1573 erschien die erste Sammlung, mit einer gereimten „Vorred an das Christlich völklein" und 16 Gedichten von ihm. 1576 kam eine zweite Ausgabe, „aufs neu vbersehen und gemehret". Manche Stücke der ersten fehlen, viele neue sind hinzugekommen, von Fischart selbst fehlen 5 Lieder, 10 sind beibehalten, eines (das Symbolum Athanasie) verändert, 20 sind neu hinzugekommen. H. bespricht das Buch eingehend nach Gliederung, Form und Inhalt. Dann untersucht er die (36) geistlichen Lieder Fischarts in ihrem literarischen Zusammenhange und ihrer individuellen Eigenart, wobei er Wackernagels Text zugrunde legt. Schon 1577 erschien eine dritte Ausgabe des Jobinschen Gesangbuches. Sie ist, wie schon der Text besagt („Das Gemeinst Wolbekömmlichst Psalmebüchlin"), für das Volk im weitesten Sinne berechnet und entsprechend redigiert. Die Gedichte Fischarts fehlen sämtlich, bis auf das „Wanderlied", die „Reimvorrede" ist durch eine sehr interessante Prosavorrede ersetzt, die zweifellos von Fischart stammt, und die H. deshalb voll-

ständig mitteilt. Spätere Auflagen des Jobinschen Gesangbuches sind nicht bekannt geworden. Doch sind einzelne Teile dieser Bücher, wie besonders auch Fischarts Beiträge, bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in jüngere Sammlungen übergegangen. —

Andere Meistersinger. Dem Augsburger Meistersinger Georg Breuning widmet Fr. Roth, ein bewährter Kenner der Augsburger Lokalgeschichte, eine längere Studie (**1632**). Er stellt das wenige, was über sein äusseres Leben bekannt ist, zusammen und sucht seine Lehre, da die zeitgenössischen Chroniken sie totschweigen, aus Handschriften und alten Drucken seiner Schriften herauszuschälen. Zwei seiner „Sendbriefe", seine „gereimten Sprüche" (das sind Erläuterungen geistlicher Themata) werden auf ihren Gedankeninhalt geprüft, seine drei Lieder „von Gott und Christo", die das Bedeutendste sind, was er geschaffen, betrachtet. Breunings Anschauungen decken sich im wesentlichen mit den Hauptlehren der Waldenser, seine Sprache ist die der Mystik. Den „Taufgesinnten" konnte er bei ihrem Auftreten wohl als ein Vorläufer und Prophet ihrer neuen Lehre erscheinen. — Ein weiterer, grösserer Beitrag A. Hauffens (**1633**) beschäftigt sich mit den Reimdichtungen des Johannes Nas (1534—1590), bringt neue Belege zur literarischen Wirksamkeit dieses „Vorläufers der Gegenreformation" und veröffentlicht zwei bisher noch unbekannte konfessionell-polemische Bildergedichte von ihm. Der erste Abschnitt behandelt die „Centurien", das sind „je hundert evangelische Wahrheiten", (so genannt nach den kurz vorher von Flacius ins Leben gerufenen Magdeburger Centurien). H. weist im einzelnen nach, gegen welche protestantischen Schmähschriften sich die Polemik von Nas richtet. Das bisher unbekannte Bildergedicht „Anatomia Lutheranismi" macht den Schluss des ersten Teiles. Der zweite Abschnitt behandelt Umdichtungen evangelischer geistlicher Lieder und das Bildergedicht „Ecclesia militans". Ausführlicher bespricht er das 1570 erschienene „Handbüchlein des klein Christianismi", eine erweiterte Bearbeitung seines älteren „Catechismus Catholicus" von 1567. Zum Schluss gibt H. eine zusammenfassende Charakteristik des polemischen und satirischen Dichters Nas. —

Einzelne Lieder und Gedichte. In einer Leipziger Dissertation druckt C. G. Conduratu aus einer Handschrift der Heidelberger Universitäts-Bibliothek ein Gedicht Michael Beheims über den Woiwoden Wlad II. Drakul ab (**1634**). In einer sehr (vielleicht allzu) ausführlichen Einleitung stellt er Leben und Wirken Beheims zusammenhängend dar und geht dann näher auf das vorliegende Gedicht ein, wobei besonders die von Beheim benutzten Quellen angezogen werden, was seine Art zu arbeiten beleuchtet. Es folgen der Text des Gedichtes und schliesslich, als Hauptteil der Schrift, „Geschichtliche Bemerkungen", da der Verfasser, wie er im Vorwort betont, vor allem „der rumänischen Geschichtsforschung eine zeitgenössische Quelle von einiger Bedeutung näher zu bringen sucht". So geht die Arbeit C.s schliesslich mehr die zünftige Geschichtswissenschaft als den Literaturforscher an. Hingegen dürfte der „Anhang", in welchem zwei deutsche Prosaerzählungen über denselben Gegenstand abgedruckt werden (die eine nach einer St. Galler Handschrift, die andere nach einem Nürnberger Druck) auch den Germanisten interessieren. J. Bleyer druckt gleichfalls das Beheimsche Gedicht nach der Heidelberger Handschrift ab und schickt eine knappere historisch-literarische Einführung voraus. Es ist schade, dass sich zwei Forscher dieselbe Arbeit zu gleicher Zeit gemacht haben. Der Text stimmt im wesentlichen bei beiden überein. Wo sprachliche Differenzen vorliegen, ist, nach dem Urteil von Schullerus Bleyers Abdruck als getreuer vorzuziehen. Den historischen Quellenwert überschätzen für Sch. beide Herausgeber, da Beheim in keiner Weise über die von ihm benutzten Vorlagen, namentlich Flugschriften, hinausführe, vielmehr von ihnen „sklavisch abhängig" sei. Sch. selbst geht aber selbst noch einmal auf die Quellenfrage ein, da eine solche Vergleichung „einen guten Einblick in die recht armselige Kunst des wackern Mannes und dürftigen Poeten gewähre". Interessant sei das Gedicht vor allem kulturhistorisch. — Die Geschichte des Schwankes vom Kuhdiebe, der von Hans Sachs und dem Holländer Bredero dramatisiert worden ist, und der kürzlich durch Stiefel und andere von neuem untersucht wurde, ergänzt J. Bolte (**1635**) durch den Abdruck der ältesten Fassungen des Schwankes, dessen Verfasser einmal der Nürnberger Hans Folz, zum andern der Brüsseler Schulmeister Regnerus de Wael ist. Aus seiner reichen Belesenheit fügt B. dankenswerte biographisch-bibliographische Erläuterungen hinzu. Eine Vergleichung der beiden Gedichte zeigt, dass sie unabhängig voneinander entstanden sind. Schliesslich geht B. noch kurz auf die spätere Entwicklung ein. Eine Prosaerzählung in Paulis „Schimpf und Ernst" wird die Grundlage für Hans Sachs, Eucharius Eyring und G. A. Bredero. Eyrings schwer zugängliches Reimgedicht druckt B. ganz ab. — Den von Matthias (in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" Bd. 7 No. 9) abgedruckten Gedichten des Nürnberger Meistersingers Kunz Has fügt H. Boesch (**1636**) ein weiteres zu, das er

dem französischem Werke: „Les deux cents incunables xylographiques (du département des estampes de la Bibliothèque Nationale) par Henri Bouchot", Bd. I, S. 284 u. Pl. 100. entnimmt. Es behandelt die Werke der Barmherzigkeit, welche die Stadt Nürnberg gegen die Aussätzigen ausübte. Neben dem erwähnten Pariser Exemplar kennt Schreiber (Manuel de l'amateur de la gravure II, 928) noch ein zweites auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. — Im Zentralblatt für Bibliothekswesen berichtet O. Clemen (1637) von einem Einblattdrucke (in der Zwickauer Ratsschulbibliothek) des Dichters Johann Stigels „De Oviliis Hallensibus" (in der Ausgabe von Monethius und Rosefeldus Vol. II. Lib. IV. No. 5 der Elegiae ethicae). Zwei Briefe Stigels und einen dritten seines Vetters Joachim Stigel an Johann Lang in Erfurt schliesst C. an und sucht sie nach Möglichkeit zu interpretieren. — Eine interessante Parallele zu Shakespeares Sonetten (153 und 154) weist P. Tausig (1638) in Christoph von Schollenbergs (1561—1597) „Lobgesang von dem Warmen Bad in Oesterreich" nach. Die Hofbibliothek in Wien besitzt eine handschriftliche Fassung unter dem Titel: „Warum das Wasser zu Paden warm sey". Mit kleinen Abweichungen druckte es M. v. Waldberg im „Jaufener Liederbuch" ab. Zuletzt erscheint es bei Zinkgref in den „Auserlesenen Gedichten deutscher Poeten" 1624. — H. Türler teilt drei historische Volkslieder aus einer von der Berner Stadtbibliothek erworbenen Sammlung des 16. Jahrhunderts mit (1639). Das erste setzt er in das Jahr 1542 und vermutet Bendicht Gletting als Verfasser. Das zweite fällt in die Jahre 1560 bis 1565, sein Verfasser, Conrad Boll, ist als Schneider in Niden nachweisbar. Das dritte Lied, aus dem Staatsarchiv zu Bern stammend, ist poetisch sehr minderwertig, aber durch seinen Dichter, den Solothurner Schultheiss Urs Wielstein, und durch den geschichtlichen Vorgang, der ihm zugrunde liegt (den Bund zwischen Bern und Solothurn von 1577), interessant. — Ein sehr anmutiges, mittelalterliches Liebeslied teilt O. Clemen (1640) aus einem Drucke des „Speculum de confessione" mit, den die Zwickauer Ratsschulbibliothek besitzt, und in welchen es handschriftlich eingetragen war. Seine literarhistorische Bedeutung ist noch zu beleuchten. —

Volkslied und volkstümliches Lied: Historische Lieder. Ein „altes dithmarsisches Lied" teilt J. Goos (1642) mit, das sich bei dem Chronisten Hans Detlef findet: „Nun min Dochter, sag van Harten . . ." und dem Dichter Joachim Rachel (Anfang des 17. Jahrhunderts) zugeschrieben wird. Es dürfte aber älter sein. — Das Lied vom Aufruhr der Landleute zu Interlaken, welches 1538 auf der Martinimesse zu Bern feilgehalten wurde, war bisher nur nach einer Abschrift gedruckt worden (Liliencron, Histor. Volkslieder III, Nr. 407. — Neues Berner Taschenbuch 1897). In der Berner Stadtbibliothek hat sich nun das Original gefunden, das A. Fluri abdruckt (1643), ohne wesentliche Varianten zu bringen. Gegen Bächtolds Autorität (N. Manuel S. CCXIV), erscheint es ihm nicht unwahrscheinlich, dass Niklaus Manuel der Verfasser ist. — Einen hübschen kleinen Aufsatz über den berüchtigten Seeräuber Claus Störtebeker im Spiegel der Dichtung veröffentlicht Friesland (1644). Er bespricht die einzelnen (6) Fassungen des „Störtebekerliedes", das wahrscheinlich von Hamburg seinen Ausgang nahm. Dann bringt er einige hübsche Zeugnisse und Exkurse zum Fortleben des Liedes und der Tradition bei G. Freytag, W. v. Humboldt, Klopstock, Kosegarten. —

Sammlungen. A. Kopp beschliesst (1645) seine eingehende Betrachtung der Osnabrücker Liederhandschrift vom Jahre 1575 (Berlin, Kgl. Bibl. Mgf. 753) wobei er aus reichster Kenntnis des Volksliedes und der Volksliedforschung eine Fülle von Parallelen, Belegen und Varianten sammelt. Ein Verzeichnis der Lieder, das erst seine Arbeit recht nutzbar macht, schliesst sich an. — R. F. Arnold, der damit beauftragt ist, aus den handschriftlichen Schätzen der Wiener Hofbibliothek die deutschen Gedichte von 1500—1700 zu beschreiben, berichtet über einzelne derselben und ergänzt damit aufs glücklichste (1646) die Angaben der „Tabulae codicum manu scriptorum . . . in bibliotheca palatina Vindobonensi asservatorum". Er bespricht die Nummern 8866, 10017, 10057, 12534, 12536, 12672, 13751, 13860. A. füllt zunächst die grossen Lücken der „Tabulae" in der Handschriftenbeschreibung aus, gibt dann allgemeine Bemerkungen über Erhaltung usw. der Handschriften, weist sodann jeder einzelnen ihre literarhistorische Stellung an und schliesst mit biographischen und bibliographischen Notizen über den betreffenden Dichter. — Das Liederbuch des Österreichers Wolffgang Schmeltzl, dessen Bedeutung für die Volksliedforschung schon Männer wie Uhland, Böhme, Erk betont haben, untersucht Elsa Bienenfeld (1647) auf das eingehendste. Sie unterrichtet zunächst über Schmeltzl, den „Wiener Hans Sachs", und seine Zeit, wobei sie die dürftigen Notizen über sein äusseres Leben sorgfältig sammelt und ergänzt. Von seinen Dramen und dem bekannten „Lobspruch der Stadt Wien", die erst in jüngerer

Zeit der Gegenstand eingehender Studien Spenglers und anderer waren, darf sie absehen. Um so eindringender würdigt sie das „Liederbuch“ von 1544, das sie als „das Sammelwerk einer Übergangszeit“ charakterisiert, und in dem neben dem vierstimmig gesetzten „Volkslied“ das Madrigal und das Quodlibet stehen. Für Deutschland stellt Schmeltzls Liederbuch die erste grössere Quodlibetsammlung dar. —

Epos.

(II, 3 = N. 1648—1667.)

Gustav Kohfeldt.

Allgemeines und Stoffliches. Im ersten Teil seiner Vergilstudie beleuchtet K. Schambach **(1649)** die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Vergil- und der Faustsage. Er versucht die Entstehungsgeschichte der Vergilsage aufzuklären, indem er zunächst die Stellen aus Vergils Dichtungen, in denen die Zauberei eine gewisse Rolle spielt, sammelt und erklärt, und indem er weiter die Örtlichkeiten, mit denen das Andenken des Dichters verknüpft ist, wie Vergils Grab u. a., eingehend besichtigt und daraufhin prüft, wie sie zur Entstehung von lokalen Sagen Anlass geben konnten. In Übereinstimmmung mit Comparetti und im Gegensatz zu Vietor kommt Sch. zu der Überzeugung, dass diese neapolitanischen Sagen volkstümlich und lokalen Ursprunges sind, und dass erst im 12. Jahrhundert die Vergilsage europäisches Gemeingut zu werden beginnt. —

Einzelne Persönlichkeiten. Auf Wickrams Beziehungen zu den deutschen Prosaromanen hatten schon E. Schmidt und J. Bolte hingewiesen. H. Tiedge **(1650)** geht den einzelnen Beziehungen weiter nach. Er findet, dass Wickram von 21 ihm überhaupt zugänglichen gedruckten Volksbüchern benutzt hat: sieben sicher (Pontus und Sodonia, Tristrant und Isalde, Floris und Bianceffora, Wilhelm von Österreich, Fortunatus, Herpin), zwei wahrscheinlich (Hug Schapler, Olwier und Artus), die übrigen allem Anschein nach überhaupt nicht. T. zeigt die Art der Entlehnung im einzelnen und weist dabei darauf hin, dass Wickram sich allmählich, hauptsächlich unter dem Einfluss der Renaissancenovelle, mehr und mehr von den Volksbüchern abkehrt. T. findet Anklänge an die Volksbücher nur in den Romanen, nicht aber in der übrigen literarischen Produktion Wickrams. — Seine Mitteilungen über Fischartische Bilderreime setzt A. Englert **(1653)** fort. Es handelt sich in dem vorliegenden Aufsatz um sechs (wohl von Tob. Stimmer herrührende) Bilder, in deren Reimgedichten E. die sprachlichen und rhythmischen Eigentümlichkeiten Fischarts erkennen will. Die bei Jobin in Strassburg zwischen 1571 und 1583 gedruckten Stücke sind: Flacius Illyricus, Otto Heinrich Graf von Schwarzenberg, Admiral Coligny, Ant. Franckenpoint, Darstellung Christi als Sieger, Wunderzeitung einer schwangern Jüdin. — A. Goetze **(1654)** macht darauf aufmerksam, dass Fischart die Titel der Bücher, die Gargantua studieren muss, zumeist den Epistolae virorum obscurorum entnommen habe; nicht bloss die Namen der Verfasser, sondern auch die seltsamen Titel seien vielfach überstimmend. —

Volksbücher. E. F. Kossmann **(1656)** wendet sich mit ein paar Vorschlägen an die Gesellschaft für Literaturkunde in Leiden, um sie zu veranlassen, ihre Neuausgaben der niederländischen Volksbücher so einzurichten, dass sie den wissenschaftlichen Anforderungen nach allen Richtungen hin gerecht werden. — Ein kleines Heft über die Faustsage bis Goethe, das E. Jokuff **(1657)** hat drucken lassen, bringt nur ein paar der wichtigsten und allgemein bekannten Daten. — Über die Beziehungen der Sage von Robert dem Teufel zu Faust handelt A. Kippenberg **(1659)**. Die anscheinend selbständige deutsche Fassung der Robertsage, die Görres mitgeteilt hat, und deren Herkunft lange unbekannt geblieben ist, stammt nach K. aus Widmans Faustbuch von 1599. Widman hat verschiedene Züge frei erfunden oder von anderswoher auf die Robertsage übertragen; volkstümlich ist diese von Widman erfundene Robertsage aber nie geworden. K. ist der Meinung, dass mit der Auflösung dieser scheinbar deutschen Robertsage die letzte Möglichkeit eines unmittelbaren verwandtschaftlichen Zusammenhangs zwischen Robert und Faust hinfällig werde. Auch von einem typischen Gegensatz der beiden Sagen könne keine

Rede sein. K. schliesst seine Untersuchung mit dem Satz: „Robert- und Faustsage haben nichts miteinander zu tun, und Schlagwörter wie ‚französischer Faust' usw. deuten Beziehungen an, die nicht vorhanden sind." — Eine beachtenswerte Anmerkung zum ältesten Faustbuch macht A. Wendroth (1658). Er weist darauf hin, dass mehrere Stücke, die in der von Milchsack gefundenen Handschrift, nicht aber im ältesten Druck vorkommen, aus Hondorffs Promptuarium exemplorum stammen, doch könne der Faustbuchkompilator nicht die erste Ausgabe des Promptuarium von 1568, sondern nur die späteren abweichenden von 1570, 1572, 1574 benutzt haben. Es lasse sich also auf diese Weise ein terminus post quem für die Abfassung des ältesten Faustbuches bestimmen. —

Schwankliteratur. Eine kleine Konjektur zu den Schildbürgern gibt E. F. Krause (1661), indem er das „auffenthewerlicher S. P." durch „Sankt Peter" auflöst. — Ein paar recht frühe Eulenspiegel-Zeugnisse teilt O. Clemen (1663/4) mit, nämlich erstens: zwei kleine lateinische Schülergedichte, die Melanchthon anfertigen liess, und die sich in einem alten seltenen Druck von 1527 (Joh. Reiffenstein) finden; zweitens: zwei lateinische Epitaphien, die anhangsweise in Homers Batrachomyomachie von Thiloninus Philymnus, Wittenberg 1513, vorkommen. —

Übersetzer. Als den Verfasser der ersten deutschen Ovidübersetzung (Deventer 1602), der sich P. V. D. Ae. nennt, bestimmt E. Stemplinger (1666) einen Paulus van der Aelst. Näheres über den Anonymus hat St. allerdings nicht ermitteln können; er hält ihn für einen niederländischen Buchdrucker, der des Deutschen mächtig war. Die Übersetzung wurde bekanntlich ein vielgelesenes Volksbuch; sie hält sich nicht eng an die Vorlage, bringt vielmehr gelegentliche Zusätze (z. B. über Tischzucht), setzt statt der römischen Verhältnisse deutsche ein, lässt die schlüpfrigen Stellen fort u. a. —

Drama.

(II, 4 = N. 1668–1707.)

Wilhelm Creizenach.

Allgemeines. — Geistliches Drama: Allgemeines. — Einzelne Spiele. — Fastnachtsspiel. — Schuldrama. — Einzelne Dramatiker: Hans Sachs. Andere. — Theatergeschichte: Englische Komödianten. —

Allgemeines. In der schön ausgestatteten und mit zahlreichen authentischen Illustrationen versehenen Geschichte des Dramas und Theaters in Österreich ob der Enns von K. Schiffmann (1670) sind vor allem die späteren Partien reich an wertvollen neuen Mitteilungen, doch bietet das Werk auch vieles für unseren Zeitraum: vor allem in den Abschnitten über die Pflege des Dramas in den oberösterreichischen Klöstern und Stiftern; für Garsten und Steyr enthält besonders die Chronik Wolfgang Lindners viel neues Material. Das berühmteste Ereignis in der Linzer Theatergeschichte dieses Zeitraums ist die Aufführung von Celtis' Ludus Dianae vor Kaiser Maximilian I. Nach der Einführung der Reformation blühte bekanntlich auch in Österreich eine Zeitlang das protestantische Schuldrama, es wurden deutsche und lateinische Stücke, z. B. von Brunner, Mauritius und Calaminus, aufgeführt. Zur Zeit der Gegenreformation wurde natürlich auch hier die theatralische Tätigkeit der Schulmeister sorgfältig überwacht, und in den Nachrichten über Bücherkonfiskationen werden öfters Werke von protestantischen Dramatikern erwähnt. Merkwürdig ist ein Brief des Kantors Nudnig an dem Stiftspropst von St. Florian, worin zu einer Theatervorstellung eingeladen wird; dass es sich um eine Dramatisierung der Geschichte der Griseldis handelt, kann aus den Andeutungen des lateinischen Briefes geschlossen werden, doch soll die Aufführung — vor allem in Rücksicht auf die weiblichen Zuschauer — in deutscher Sprache stattfinden. —

Geistliches Drama: Allgemeines. In seinem Werk über das mittelalterliche Theater beabsichtigt E. K. Chambers (1673) nicht sowohl eine literarische Würdigung der Denkmäler der dramatischen Poesie, als vielmehr eine Schilderung der Entwicklung des Bühnenwesens, das er mit gründlicher Gelehrsamkeit und dabei sehr klar und lichtvoll behandelt. Seine Darstellung umfasst alle europäischen Kulturländer; von besonderem Wert für deutsche Literarhistoriker wird jedenfalls die gelehrte und scharfsinnige Untersuchung der Frage sein, inwieweit die altüber-

lieferten volkstümlichen Spiele, Tänze und Mummereien auf die Entwicklung des Dramas eingewirkt haben. Ausführlich handelt Ch. über den Morristanz oder Morisentanz, der ja auch in die Geschichte der deutschen Fastnachtsspiele eingreift. Auch der Abschnitt über die lateinischen Aufführungen in den Kirchen enthält viel Neues und Wertvolles, und gewiss ist der Verfasser im Recht, wenn er annimmt, dass bei diesen Aufführungen auch die Absicht der Geistlichkeit mit im Spiele war, ein geistliches Gegengewicht gegen die weltlich-heidnischen Volksbelustigungen zu schaffen. — In diesem Zusammenhang sei auch das gründliche und lehrreiche Buch von J. Worp, das in seinem ersten Bande das Mittelalter und das Zeitalter der Reformation behandelt (Geschiedenis van het Drama en van het Tooneel in Nederland. Erste Deel. Groningen, Wolters. VI, 466 S.), der Aufmerksamkeit deutscher Leser empfohlen. — Das Buch von H. J. E. Endepols (Het Decoratief en de Opvoering van het middelnederlandsche Drama volgens de meddelnederlandsche Tooneelstukken. Amsterdam, Langenhuysen. 1903. 139 S.) bietet ebenfalls instruktive Vergleichungspunkte. — K. Tscheuschner (1674) gibt einen Beitrag zur Geschichte der Einwirkung der geistlichen Spiele auf die bildende Kunst, doch beschränkt er sich einerseits auf die deutschen Passionsspiele, andrerseits auf die deutsche Malerei. Wenn er auch die Plastik herangezogen hätte, so würde er manche Belege gefunden haben, um die er seinem eignen Geständnis nach sich vergeblich bemühte, z. B. für die täuschende Ähnlichkeit Jesu mit dem Apostel Jacobus Major, durch welche in der Tradition der Judaskuss motiviert wird (vgl. z. B. das Steinrelief an der Michaelskirche in Wien). Auch ist es ein Mangel der Arbeit, dass die ausschmückenden Zusätze zur Passionsgeschichte in den Predigten und in den Werken der Erbauungsschriftsteller nicht gebührend berücksichtigt werden: der Verfasser unterscheidet nicht zwischen den Entlehnungen, die aus dieser Literatur stammen könnten, und denjenigen, die aus den Passionsspielen stammen müssen. Doch sind einige Züge der letzteren Art vollkommen richtig hervorgehoben, z. B. der Kelch, der auf der Spitze des Ölbergs steht, ferner der Umstand, dass die Dornenkrone mit Stangen auf das Haupt des Erlösers gedrückt wird, dass in dem Kreuzigungszug ein Knecht mitgeht, der die Instrumente für die Kreuzigung in einem Korbe trägt, dass bei der Geiselung ein Knecht dabeisitzt und Ruten bindet u. a. m. Manche derartige Übereinstimmungen wurden ja schon früher erkannt, doch sind die deutschen Passionsspiele noch niemals so vollständig und gründlich auf diese Zusammenhänge hin untersucht worden; die Fortsetzung des Aufsatzes im folgenden Bande des Repertoriums, wo T. die Darstellungen des Kreuzestods, der Grablegung, der Auferstehung und der Himmelfahrt erörtert, wird im nächsten Jahre hier besprochen werden. Die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung der Predigt kommt besonders auch bei den schauerlichen Details der Marterszenen in Betracht; die Darstellung der Frau des Pilatus bei Urs Graf (s. S. 448) könnte sehr wohl auch unmittelbar auf das Evangelium zurückgehen. — Eine ähnliche Tendenz hat die Abhandlung E. Mâles (1675). Zwar sind dort in erster Linie die französischen Mysterien berücksichtigt, doch können diese eine allgemeine Bedeutung beanspruchen, da ja Frankreich ohne Zweifel für die Inszenierungskunst in ganz Europa von vorbildlicher Bedeutung war. M. hat im einzelnen manche bisher unbeachtete Einflüsse der Mysterien auf die bildende Kunst nachgewiesen, in mehreren Fällen ist es ihm aber entgangen, dass die Zusammenhänge schon früher von andern hervorgehoben waren. Wichtiger als der Nachweis von einzelnen Entlehnungen ist es jedoch, dass M. in einem grossen Zusammenhang darstellt, wie die bildende Kunst durch die Mysterien neu befruchtet wurde, und wie bei vielen Szenen aus der heiligen Geschichte die bis dahin traditionellen Motive der bildlichen Darstellung durch den Einfluss der Mysterien in den Hintergrund traten. —

Einzelne Spiele. In seiner Abhandlung über das berühmte Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen behandelt O. Beckers (1677) sowohl die Quellen dieses Spiels, als auch das Handschriftenverhältnis und die spätere Nachwirkung. Von besonderem Interesse sind die Nachweise über die Herkunft der lateinischen Gesänge; wenn jedoch B. die Behauptung aufstellt, dass der Verfasser des Spiels, indem er die vergebliche Fürbitte der Jungfrau Maria für die törichten Jungfrauen vorführt, sich in einem bewussten Gegensatz gegen den hochgesteigerten Marienkultus seiner Zeit gestellt habe, so ist das gewiss ebenso verfehlt, wie die vom Verfasser akzeptierte Ansicht Haages, dass Dietrich Schernberg in seinem Spiel von der Päpstin Jutta die erfolgreiche Fürbitte Marias dargestellt habe, um damit der Tendenz des Spiels von den zehn Jungfrauen entgegenzuwirken; die Vergeblichkeit der Fürbitte Marias am Jüngsten Tag entspricht ebenso der herkömmlichen Auffassung, wie die Wirksamkeit dieser Fürbitte in allen andern Fällen (vgl. die Weltgericht-Szene im Künzelsauer Frohnleichnamspiel). Im übrigen werden die Nachwirkungen des Spiels in der spätern Literatur sehr eindringend und sorgfältig untersucht. Unzweifel-

haft ist der Zusammenhang des Spiels mit den entsprechenden Szenen des Künzelsauer Fronleichnamsspiels; in dem Erlauer „Ludus Mariae Magdalenae in gaudio" werden für die Charakteristik des Weltkindes Magdalena manche Züge von den törichten Jungfrauen übernommen, im Altfelder Passionsspiel werden die Streitreden der prudentes und fatuae für die Disputation zwischen Ecclesia und Synagoga benutzt. Wie man sich die Filiation im einzelnen vorzustellen hat, ist freilich schwer zu entscheiden. — A. Pöllmann (1680) hat die Bordesholmer Marienklage und das hessische Weihnachtsspiel in neuhochdeutscher Sprache bearbeitet. — Über eine neue Handschrift der altdeutschen Passionsspiele in Tirol, die in Bregenz ans Licht gezogen wurde, macht J. E. Wackernell (1681) interessante Mitteilungen. Die Handschrift wurde 1661 nach einer aus Hall bei Innsbruck stammenden und im Jahre 1574 niedergeschriebenen Vorlage kopiert. Zugrunde liegt nach W. das alte Haller Passionsspiel, doch finden sich auch neue Einschaltungen und namentlich auch ausführlichere Anweisungen für das Gebärdenspiel der Darsteller. Übrigens ist zu bemerken, dass bei dem Zusatz zur Abendmahlsszene, wo Johannes, indem er sich an den Busen des Herrn lehnt, einen Einblick in die Geheimnisse des Himmels erhält, der Bearbeiter einen Gemeinplatz der mittelalterlichen Erbauungsliteratur wiederholt. — Das Regiebuch zu dem Alsfelder Passionsspiel, dessen Text schon seit längerer Zeit im Druck vorliegt, wurde 1891 wieder aufgefunden. Eine genauere Betrachtung dieses Buches bietet, wie H. Legband (1682) mit Recht bemerkt, ein um so grösseres Interesse, als wir bloss in diesem einzigen Fall zugleich den Text und das Regiebuch eines solchen Spiels besitzen. L. kam durch Vergleichung der beiden Handschriften zu der Überzeugung, dass der Schreiber C, der die Passionsspielhandschrift mit mancherlei Zusätzen versah, auch das Regiebuch geschrieben habe; auch weist er nach, dass die Dirigierrolle unmittelbar aus der Spielhandschrift geflossen ist. Sehr merkwürdig ist in der Dirigierrolle ein Zusatz zu der Szene, in welcher Kaiphas und Judas um den Verräterlohn feilschen. L. verweist auf einen Aufsatz Edward Schröders in der Frankfurter Münzzeitung 3, 422, wo gezeigt wird, dass dieser Zusatz aus Frankfurt stammen muss, denn Kaiphas sagt einmal zu Judas „Dass du lägest in dem Main". —

Fastnachtsspiel. Die hochdeutsche Bearbeitung des Fastnachtsspieles vom Bauern Klaus ist, wie E. Goetze (1684) gegen die Angabe in Goedekes Grundriss nachweist, nicht um das Jahr 1600, sondern spätestens 1546 erschienen, denn in diesem Jahre starb der Zwickauer Syndikus Roth, der das Stück einem seiner Miszellenbände einverleibt hat. —

Schuldrama. Für die Geschichte der Schulkomödien sind zwei von F. Schenner (1686) mitgeteilte Gesuche an die Znaimer städtischen Behörden von Interesse; in beiden wird um die Genehmigung zur Veranstaltung solcher Komödien im Rathaussaal gebeten, eine Busskomödie vom Propheten Jonas wird namhaft gemacht, und die damals gangbaren Ansichten über den Nutzen solcher Komödien kommen zu charakteristischem Ausdruck. Doch wird die Genehmigung versagt unter Berufung auf die Trauer um Kaiser Maximilian II., hieraus ergibt sich auch das Datum der Gesuche 1576/77. — In den Untersuchungen über das hessische Schulwesen von M. G. Schmidt (1687) wird S. 43 auf die dramatischen Aufführungen am Pädagogium in Marburg („ausbündige Comoedie vom Könige Saulo" von Johannes Braschius und „Grammatica" von Isaak Gilhusius), sowie in Schmalkalden (Leiden Christi und „Isaak und Rebekka") kurz hingewiesen. —

Einzelne Dramatiker: Hans Sachs. Den Aufenthalt des Dichters in Wels bespricht F. Hintner (1689), ausgehend von der „Historia, ein wunderbarlich Gesicht Kaiser Maximiliani usw." vom 12. Oktober 1563, wo Hans Sachs selber darauf hinweist, er habe die erwählte Begebenheit in Wels vor 46 Jahren vernommen. — Das Nachleben des Hans Sachs verfolgt F. Eichler (1691) bis zu Wagners Meistersingern, er behandelt nicht nur die wechselnden Meinungen über Hans Sachs und seine Werke, sondern auch die Dichtungen, in denen seine Manier nachgeahmt ist, oder die ihn selber zum Gegenstand haben. Er beginnt mit einer Darstellung der Schicksale seines schriftlichen Nachlasses, sodann bespricht er die Aufführungen seiner dramatischen Werke, hierauf behandelt er auf Grund ausgedehnter und sorgfältiger Forschungen die Beurteilung seiner Werke in den Gelehrtenkreisen, wobei sich zeigt, dass die geringschätzige Meinung keineswegs überwog. Namentlich unter den Gelehrten der nürnbergischen Universität Altdorf fehlte es dem Dichter niemals an Bewunderern. Besonders charakteristisch ist es, wie J. V. Andreae in seinem „Apologorum Christianorum Manipulus" den poetischen Schuhmacher gegen die pedantischen Verkleinerer in Schutz nimmt. Auch Hoffmannswaldau äussert sich ganz verständig, und dem Kirchen- und Ketzerhistoriker Arnold war besonders der Dialog sympathisch, in welchem Hans Sachs sich gegen die Unduldsamkeit der Lutheraner wendet. Dass ein Dichter wie Grimmelshausen den Hans Sachs kannte und schätzte, ist begreiflich; doch dürfen wir

auch bei den bekannten Tendenzen des Thomasius uns nicht allzusehr wundern, wenn er in seiner Vergleichung des Hans Sachs mit Homer die Lobpreisung bis zur Abgeschmacktheit treibt. Unter den Vertretern der entgegengesetzten Auffassung wird natürlich Wernicke besonders hervorgehoben; Bodmer ist offenbar von ihm beeinflusst. Dagegen ist die Beurteilung des Verhältnisses des Peter Squenz zu dem verloren gegangenen Drama Schwenters nicht zutreffend, und was Gottsched betrifft, so hätte das, was er in seiner Beurteilung der ungleichen Kinder Evae zugunsten des alten Dichters sagt, mehr hervorgehoben werden können. Mit der Wiedererweckung des Hans Sachs durch Ranisch, Wieland und Goethe betritt der Verfasser ein bekannteres Gebiet, doch beruht auch hier, ebenso wie in dem Abschnitt über die Romantiker, alles auf selbständiger Untersuchung. — Die Dissertation von A. Glock (1693) und E. Edert (1694) lagen nicht zur Berichterstattung vor. — In bezug auf die Quelle des „Hürnen Seufried" hält K. Drescher (1696) gegenüber den Ansichten von Elly Steffens (JBL. 1903 N. 6139) an seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht fest, dass Hans Sachs neben dem Siegfriedslied das gedruckte Heldenbuch benutzt habe. — Von Ch. H. Handschins Abhandlung über das Sprichwort bei Hans Sachs (1697) liegt der erste Teil vor, eine nach Stichworten alphabetisch geordnete Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, letzteres ein Begriff, dem der Verfasser eine sehr weite Ausdehnung gibt. Die Synthese aus diesem Material soll der zweite Teil enthalten; dort will der Verfasser die allerdings sehr schwierige Frage behandeln, welche Sprichwörter von Hans Sachs selber herrühren, auch will er versuchen, aus den Sprichwörtern „Schlüsse auf dis Weltanschauung Sachsens zu ziehen". —

Andere. Die Untersuchung von H. König (1700) über Pamphilus Gengenbach wurde in vollständiger Fassung erst im Jahre 1905 veröffentlicht und soll daher erst im nächsten Jahresbericht besprochen werden. — Mit dem berühmten Fastnachtsspiel Niklaus Manuels „vom Bapst und seiner Priesterschaft" beschäftigt sich ein Aufsatz F. Vetters (1702). Bisher hatte man, gestützt auf die Autorität eines Züricher Drucks von 1524 und des Chronisten Anshelm, als Datum der ersten Aufführung dieses Spieles den letzten Fastnachtssonntag (Herrenfastnacht) 1522 angenommen und die Beziehungen auf spätere Ereignisse, vor allem auf die Belagerung von Rhodus, für spätere Zusätze gehalten. V. will nun zeigen, dass das Fastnachtsspiel erst 1523 aufgefüert wurde, und dass die Bestandteile, die man bisher für spätere Zusätze hielt, zum grössten Teil, wenn auch nicht durchweg, sich gleich von vornherein darin befanden. Seine Beweisführung beruht auf gründlicher Kenntnis der damaligen Schweizer Verhältnisse und macht einen durchaus überzeugenden Eindruck; das Fastnachtsspiel gewinnt dadurch an Interesse als Ausdruck der Stimmung der Berner Bevölkerung in der Zeit, da die Aufführung stattfand. Auch gibt er eine plausible Erklärung für die Entstehung der unrichtigen Datierung des Chronisten. — J. Bolte (1704) ist im fünften Bande seiner vortrefflichen Wickram-Ausgabe bei den Schauspielen angelangt. Der Band enthält die Stücke aus der Zeit von 1531—48 (die zehn Alter, der treue Eckart, das Narrengiessen, der verlorene Sohn, Weiberlist). In der Einleitung werden alle diese Dramen in metrischer, literarhistorischer, stoffgeschichtlicher und bibliographischer Hinsicht genau untersucht. Besonders hervorgehoben sei die Darstellung der zehn Lebensalter, sodann die vergleichenden Betrachtungen über andere gleichzeitige satirische Darstellungen der verschiedenen Torheiten und Laster; acht zeitgenössische Dichtungen, die in dies Gebiet gehören, werden als Anhang abgedruckt. Zu Beginn der Einleitung gibt B. eine Geschichte der Aufführungen in Kolmar im späteren Mittelalter und in der Reformationszeit, wobei er die frühere Darstellung Mossmanns auf Grund der Kolmarer Ratsrechnungen vervollständigt. —

Theatergeschichte. Über die Englischen Komödianten, die im Jahre 1592 unter Browns Führung in Frankfurt während der Herbstmesse ihre Vorstellungen gaben, berichtet ihr Landsmann Fynes Moryson, dessen Reisebeschreibung vor kurzem neugedruckt wurde. A. Brandl (1707) hat die merkwürdige Stelle durch einen Neudruck den deutschen Lesern bequem zugänglich gemacht. Das Urteil Morysons lautet sehr ungünstig: es sei keine vollständige Schauspielertruppe, die Ausstattung sei dürftig, er und andere anwesende Engländer hätten nur mit Widerwillen zuhören können, wie sie die verstümmelsen englischen Stücke aufführten. Denn das ist doch wohl die Bedeutung seiner Worte: „pronowncing peeces and Patches of Englisch playes," nicht „eine Potpourri-Auswahl von Szenen". Moryson wundert sich, dass die Deutschen, die kein Wort Englisch verstanden, trotzdem massenhaft zu den Aufführungen herbeiströmten. —

Didaktik.

(II, 5 = N. 1708—1753.)

Gustav Kohfeldt.

Geistliche Didaktik: Mystik. — Vorreformatorische Erbauungsliteratur. — Erbauungsliteratur und Flugschriften der Reformation. — Gelehrtengeschichte: Historiker und Chronisten. — Alchemisten und Ärzte. — Sonstige Persönlichkeiten. — Didaktische Dichtung (Polemische und Schwankdichtung, Spruchdichtung). —

Geistliche Didaktik: Mystik. E. Krebs **(1708)** beleuchtet die Beziehungen der Wundergeschichten in der Chronik der Anna von Munzingen (1310—1320) zu den zahlreichen ähnlichen Sammlungen des 13. und 14. Jahrhunderts. — Kohfeldt **(1709)** beschreibt einige Bruchstücke der ältesten niederdeutschen Ausgabe der Offenbarungen der Sankt Birgitta; er hält sie für lübeckischen Ursprungs und setzt sie in oder kurz vor das Jahr 1480. Auch von anderer Seite ist während des Berichtsjahres noch auf ein paar weitere Fragmente desselben Druckes aufmerksam gemacht worden (vgl. N. Busch, Fragmente eines Drucks der Oppenbaringe Sunte Birgitten in der Rigaischen Stadtbibliothek: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen, S. 107/8). — Über Meister Eckharts Mystik und über die Bedeutung dieses religiösen Genies für die Gegenwart sagt Ziegler **(1710)** einiges Beherzigenswerte im Anschluss an Büttners Eckhart-Ausgabe. — In Anlehnung an Huysmans und Bock spricht Fr. Schneider **(1711)** über den mystischen Grundzug der Bilder Grünwalds. —

Vorreformatorische Erbauungsliteratur. Sehr zu begrüssen ist ein von Kurrelmeyer **(1712)** besorgter Neudruck der ersten gedruckten deutschen Bibel, die ca. 1466 aus der Offizin des J. Mentel in Strassburg hervorging. Der auf eine verlorene Handschrift zurückgehende Druck Mentels kann als gleichberechtigt mit der Tepler und Freiberger Handschrift gelten. K. gibt die Abweichungen der Handschriften und der übrigen (13) Mentelschen Drucke. Der vorliegende Band enthält ausser dem Text der vier Evangelien nur eine kurz orientierende Einführung unter Hinweis auf die eigentliche Einleitung, die der letzte Band bringen soll. — Eine Sammlung von Sonntags- und Heiligenpredigten, die ein Sprichwort in den Mittelpunkt stellen, war bisher in drei Exemplaren bekannt. Über ein viertes in Bamberg befindliches Exemplar macht A. Franz **(1714)** Mitteilungen; es enthält nur 86 Predigten, während die anderen Sammlungen deren 162 und 154 bringen. F. führt alle vier Sammlungen auf ein unbekanntes Original zurück und nimmt an, dass der unbekannte Verfasser in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts geschrieben habe. — Eine Predigthandschrift aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, die über hundert mehr oder weniger ausgeführte Predigtskizzen enthält, besitzt die Kolmarer Stadtbibliothek. Als den Schreiber und Verfasser dieser Predigten bestimmt Fl. Landmann **(1716)** den Ingolstädter Franziskaner Heinrich Kastner (†1530). Nach L.s Charakteristik scheint Kastner zu den bedeutendsten Predigern zu gehören. Bemerkenswert ist es, dass er seinen Vortrag oft durch eingestreute deutsche Verse belebt. — Mit einem der bedeutendsten mittelniederdeutschen Prediger und Schriftsteller, Joh. Veghe, hat man sich seit Jostes (1883 und 1885) und L. Schulze (1890) wenig beschäftigt. H. Triloff **(1717)** geht in einer sehr breit angelegten Veghestudie hauptsächlich von dem bisher nicht mit Sicherheit dem Veghe zugeschriebenen Traktat „Lectulus floridus" aus, in dem er den Schlüssel des ganzen Vegheproblems sieht. Er stellt sich die Aufgabe: erstens den Verfasser des Lectulus zu ermitteln, zweitens die Verwandtschaft zwischen dem Lectulus, den Predigten und den drei Traktaten, die Jostes dem Veghe zugeschrieben hat, festzustellen; drittens den Leserkreis der Vegheschen Schriften zu bestimmen; viertens die Entstehungszeit der einzelnen Traktate zu berechnen. Durch die Methode der eingehenden Untersuchung aller Kompositions-, Stil- und sonstigen Spracheigentümlichkeiten in den Traktaten und den Predigten glaubt T. diese Aufgabe mit Sicherheit lösen zu können. Er legt auch dem Leser das ganze breite Material zur Beurteilung vor. Nach meinem Urteil ist es von sehr ungleichem Wert. Die Beweiskraft mancher sprachlichen Besonderheiten sowie der Statistik einzelner Ausdrücke und einzelner stilistischer Eigentümlichkeiten wird, wie mir scheint, von T. oft überschätzt. Und wenn auch in dem grossen Beweismaterial einige starke Züge die vielen schwachen stützen mögen, und wenn schliesslich auch ein annehmbares Gesamtresultat herauskommen mag, so würde die Darstellung doch gewonnen haben, wenn der Verfasser gelegentlich sein „sicher" und „zweifellos, zu einem „möglicherweise" und „vielleicht" gemildert hätte. Nach T.s sprachstatistischen Berechnungen ist die Reihenfolge der Traktate diese: Geistliche

Jagd (1469), Marientrost (1475—80), Lectulus und Wyngaerden (nicht lange vor 1486). — Auf Grund der volkstümlichen Erbauungsliteratur wollen drei Aufsätze von N. Paulus (1718/9 und Zeitschrift für katholische Theologie 28, S. 449—85) untersuchen, welche Vorstellung von der Reue im späteren Mittelalter verbreitet gewesen sei. P. kommt im Gegensatz zu protestantischen Theologen — auch zu Harnack — zu dem Ergebnis, dass man sich durchaus nicht mit der Reue aus Furcht vor Strafe begnügt habe, vielmehr werde immer wieder eindringlich der Glaube anempfohlen, dass allein in Christus das Heil sei und so fort. Die Beurteilung der ganzen Frage ist natürlich Sache der Theologen. — Eine niederdeutsche Erklärung der Augustinerregel druckt M Riemer (1720) nach einer Handschrift des Klosters Marienborn aus dem 15. Jahrhundert ab. Die nicht ganz vollständig erhaltene Erklärung steht wohl im Zusammenhang mit der von Joh. Busch ausgehenden Klosterreform. —

Erbauungsliteratur und Flugschriften zur Zeit der Reformation. Einen wertvollen Flugschriftensammelband besitzt die Schlossbibliothek in Tetschen. Die 1560 bis 1570 in Augsburg entstandene Sammlung enthält 51 gedruckte und kopierte kleine Schriften zur Geschichte der ersten Jahrhunderthälfte. A. Bernt (1721) beschreibt die zum Teil unbekannten Stücke sowie noch eine Anzahl ähnlicher Schriften aus der Tetschener Bibliothek. — Den Verfasser zahlreicher moralisch-theologischer und volkstümlich-asketischer Schriften, Ägidius Albertinus, der neuerdings wiederholt als Verächter der Ehe und des weiblichen Geschlechts hingestellt worden ist (von Riezler, Reinhardstöttner u. a.), sucht N. Paulus (1724) in ein günstigeres Licht zu rücken. Nach zahlreichen von ihm aus Albertinus' Schriften mitgeteilten Stellen scheint es allerdings, als ob die Gegner einiges falsch verstanden oder auf Grund einzelner Aussprüche zu unvorsichtig verallgemeinert haben. — Ein Buch von wahrscheinlich ähnlicher Tendenz, dessen Verfasser C. Braun (1723) ist, habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. —

Gelehrtengeschichte: Chronisten und Historiker. Die kulturgeschichtlich ausserordentlich reichhaltige Selbstbiographie des Stralsunder Bürgermeisters Barth. Sastrow führt F. Kuntze (1729) einem grösseren Leserpublikum in gedrängter Darstellung vor. — M. v. Rauch (1731) berichtet in Anlehnung an „G. Bossert, Ein unbekannter Schriftsteller aus Mundelsheim" (Schwäbische Chronik 1903, 27. Juni) kurz über die wichtigsten Lebensdaten des Lic. Joh. Wolff, des Verfassers eines grossen historisch-theologischen Werks von antikatholischer Tendenz. — Die Art von Wimpfelings Geschichtschreibung und Quellenbenutzung beleuchtet E. Bickel (1730). Er weist nach, dass Wimpfeling in dem Catalogus Episcoporum Argentoratensium ausser Königshofer noch viele andere Quellen und auch Urkundenmaterial benutzt hat, und dass ihm von der Epitome die leitenden Ideen gehören, wenn auch Murrho wohl die Hauptsammelarbeit geleistet hat. Als grosses Verdienst Wimpfelings müsse es angesehen werden, dass er zuerst mit echt nationalem Empfinden eine Gesamtgeschichte des deutschen Volkes geschrieben habe; sein Zusammenhang mit dem Mittelalter sei allerdings noch deutlich; von wirklicher Quellenkritik und exakter Forschung könne keine Rede sein. —

Alchemisten und Ärzte. Eine neue Paracelsus-Biographie von J. Hartmann (1732) hat schon vollendet vorgelegen, als die Strunzsche Studie 1903 an die Öffentlichkeit gekommen ist. Auch H. stützt sich hauptsächlich auf Sudhoffs Forschungen, im übrigen bemüht er sich aber vor allem auf Grund der Paracelsus-Schriften selbst ein Bild seines Helden zu zeichnen. Das so gewonnene anschauliche Bild macht nicht bloss einen sehr sympathischen Eindruck, sondern auch den Eindruck grosser Geschlossenheit und Zuverlässigkeit. Über einzelnes wird der Streit wohl nie ganz zur Ruhe kommen, einmal weil der viel hin und her geworfene Denker manche widerspruchsvollen Aussprüche hinterlassen hat, und anderseits weil die eigenartige Überlieferungsweise seiner Schriften immer noch ein paar Fragezeichen stehen lassen wird. Zu einem nicht gerade wichtigen, aber für die deutsche Literaturgeschichte doch bedeutsamen Punkte möchte ich noch eine Anmerkung machen. Wenn H. sagt: „Der Ruhm, der Erste zu sein, der auf einer deutschen Universität in deutscher Sprache gelehrt hat, der bleibt dem deutsch gesinnten Manne Theophrastus von Hohenheim für alle Zeiten", so muss man doch wohl hinzufügen: „der erste grosse und bedeutende Mann", denn sonst ist auch gelegentlich von anderen Dozenten ein Anlauf zum deutschen Unterricht genommen worden, so z. B. von Til. Herverlingh, der ca. 1501—1506 in Rostock lehrte. — Eine kurze Skizze des Paracelsus nach Strunz findet sich in den Grenzboten (1733). — Auch von G. Wyneken (1735) ist eine Besprechung der Strunzschen Biographie anzumerken, die mit der von Strunz gegeben Paracelsus-Charakteristik nicht ganz einverstanden ist. — Mit dem elsässischen Arzt L. Fries (ca. 1490—1531) beschäftigt sich K. Sudhoff (1736). Er stellt fest, dass Fries nicht, wie bisher angenommen, aus Friesland, sondern aus dem Elsass (Kolmar) stammt. Fries' wissenschaftliche Arbeit hält S. nicht für bedeutend; seine zahlreichen

deutsch geschriebenen populären Bücher über medizinische, geographische Themata hätten aber viel Gutes gewirkt. — Geffcken (1737) teilt einen Brief des rheinischen Arztes und Hexenwahnbekämpfers Joh. Weyer aus einer Sammlung der Hamburger Stadtbibliothek mit. — Von dem ersten deutsch geschriebenen Werk über Kinderkrankheiten gibt L. Unger (1738) einen Abdruck oder vielmehr eine „freie, ziemlich wortgetreue Übertragung". Die Wiener Hofbibliothek besitzt von dem Buch, dessen Verfasser B. Metlinger (1457—76) ist, zwei Ausgaben von 1457 und von 1476. — Die Veröffentlichung einer anderen kultur- und medizingeschichtlich interessanten Schrift verdanken wir O. Mankiewicz (1739). Es handelt sich um das auf über 200 Folioseiten handschriftlich in der Dresdner Königlichen Bibliothek aufbewahrte Kunstbuch über den Steinschnitt von G. Bartisch (1575). Das echt volkstümliche und doch für die praktische Medizin wichtige Werk des erfahrenen, fast gelehrten sächsischen Baders ist nie zum Druck gelangt, obwohl der Verfasser die Drucklegung gewünscht hatte. Auch die Handschrift ist erst vor zehn Jahren wieder ans Licht gezogen worden. Da alte deutsch geschriebene medizinische Monographien recht selten sind, dürfte M. mit seiner hübsch ausgestatteten und illustrierten Bartisch-Ausgabe vielen eine Freude gemacht haben. —

Sonstige Persönlichkeiten. Zu Dürers Leben und Chararkter macht P. Kalkoff (1740) ein paar Anmerkungen. Er weist nach, dass Dürer 1520/21 in Antwerpen lebhafte Beziehungen zu den reformationsfreundlichen Kreisen, besonders auch zu Erasmus unterhielt, und dass er wie Erasmus sich nur durch schleunigen Fortgang aus Antwerpen der ihnen drohenden, nicht geringen Gefahr entziehen konnte. Wenn den Künstler später auch allerlei Umstände zwangen, mit einem offenen Bekenntnis zu Luther zurückzuhalten, so sei doch nicht daran zu zweifeln, dass er stets ein Anhänger Luthers geblieben sei. — Von Barth. v. Gadenstedt, dem Übersetzer einiger Schulkomödien, dessen Leben bisher ziemlich unbekannt war, weiss E. Jacobs (1743) einiges nach neu aufgefundenen Leichenprogrammen und anderen Materialien mitzuteilen. — Dem schweizerischen vielseitigen Schriftsteller F. Hemmerli widmet A. Werminghoff (1744) einige Seiten. Hemmerli ist nach dieser Schilderung als boshafter Pamphletist, als durchaus mittelalterlich in seinem ganzen Denken und keineswegs als „Reformator vor der Reformation" anzusehen. — Eine Biographie eines andern Schweizers, Raphael Egli, von J. Wälli (1742) war mir leider nicht zugänglich. —

Didaktische Dichtung. Zwei bisher unbekannte konfessionell-polemische Bildergedichte des streitbaren Vorkämpfers der Gegenreformation J. Nas druckt A. Hauffen (1745) ab: die Anatomy des Luthertums und die Ecclesia militans, erstere nach einem Folioblatt in einem Münchener Exemplar der Nasschen Centurien, letztere nach einer von Englert in München gemachten Abschrift. Auch einige Erläuterungen zu den Nasschen Centurien und zu seinen Umdichtungen evangelischer geistlicher Lieder bietet H. in diesem Zusammenhang. — Zu dem von O. Schade veröffentlichten Gedicht „Die Lutherisch Strebkatz" gibt O. Clemen (1747) ein paar Erklärungen, die sich besonders auf die Feststellung der in dem Gedicht vorkommenden Persönlichkeiten erstrecken. Das von Schade in das Jahr 1524 gesetzte Gedicht stammt wahrscheinlich aus der Nähe Wittenbergs. — Alte Segenfassungen veröffentlicht J. Bolte (1748) nach einer Münchner Handschrift (cod. germ. 5919); es sind zwei Schwertsegen, ein Morgensegen, der Segen des Hl. Columban und ein Schutzbrief. — Eine grössere Anzahl von Sprichwörtern und Redensarten entnimmt J. Knepper (1752) einem seltenen lateinischen Schulbuch des Geo. Hauer von 1515, das anhangsweise lateinische Sprüche mit den zugehörigen Verdeutschungen enthält. — Über D. Dressel, den Verfasser eines Spruchbuchs gegen die Trunkenheit (Nürnberg 1563), weiss auch R. Wolkan (1753) nicht viel Neues mitzuteilen. —

Luther und die Reformation.

(II, 6 = N. 1754—1898.)

F. Cohrs.

Reformationsgeschichte: Allgemeines: Bibliographie und Gesamtdarstellungen. Mit Freuden beginne ich den Bericht über das zur Besprechung stehende Jahr mit der Anzeige von P. Wernles **(1758)** Renaissance des Christentums im 16. Jahrhundert, bietet der kurze Vortrag doch eine Fülle von Anregungen und Gedanken. Einmal wird er zu einer weitsichtigeren Beurteilung der Reformationszeit beitragen. Zu sehr haben wir uns gewöhnt, sie allein von Luther aus zu betrachten und, seinen Spuren folgend, parallele Bewegungen zu übersehen oder gar ungerecht zu beurteilen. Jetzt zeigt W. nicht nur Erasmus, sondern vor und neben ihm auch Ficino, Colet und Faber als mitbeteiligt an der Renaissance des Christentums. Dadurch wird Luther nicht herabgedrückt; vielmehr wird seine einzigartige Grösse nur noch mehr herausgehoben, aber es wird doch auch eine Vorstellung davon erweckt, dass in ihm die im 16. Jahrhundert entbundenen Kräfte doch nur in einer Richtung zum Siege gekommen sind. Und so wird durch W.s Buch zugleich einer weitherzigen Beurteilung der heute in der evangelischen Kirche miteinander ringenden Anschauungen der Weg gebahnt. Möchte, was W. hier in kurzen Zügen andeutet, bald eine gründliche Darstellung finden, zunächst vielleicht in Beantwortung des S. 36 aufgestellten Problems. — Eine interessante Erscheinung des Berichtsjahres ist auch E. Rosenows **(1762/3)** „Wider die Pfaffenherrschaft", das erste Werk einer unter dem Titel „Kulturbilder" beabsichtigten Sammlung, die bestimmt ist, „die Kenntnis des geschichtlichen Werdegangs der menschlichen Gesellschaft unter den Arbeitern zu verbreiten und zu vertiefen". „Wider die Pfaffenherrschaft" behandelt die Religionskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts. Dass bei einem im Parteiinteresse geschriebenen Buche die Gefahr der Einseitigkeit doppelt nahe liegt, ist gewiss, und unser Buch ist dieser Gefahr gründlich erlegen. Zum Beweise genüge ein Hinweis auf die Episode der Reformationszeit, die R. als die klassische erscheinen musste, auf den Bauernkrieg. Er hat nach R. eigentlich den Zusammenbruch der mittelalterlichen Pfaffenherrschaft herbeigeführt, nicht Martin Luther. Gleichzeitig hat er Luther und die Reformation so recht als Fürstendiener entlarvt und hat gezeigt, wie wenig Herz sie im Grunde für das Volk hatten. Gewiss, Luther hat den Bauern gegenüber eine harte Sprache geredet und hat sich den Fürsten angeschlossen, weil er in ihnen in Übereinstimmung mit der Schrift die Hüter der irdischen Ordnung sah. Moderne Ideen und Theorien vom Staat darf man von Luther nun schlechterdings nicht erwarten, und dass R. tut, als hätte Luther, wenn er wirklich der grosse Mann gewesen wäre, als der er in der Geschichte gilt, Kommunist sein müssen, das verrät aufs deutlichste die Einseitigkeit seines Urteils. Aber weshalb verschweigt nur R., dass Luther, bevor die himmelschreienden Greueltaten der Bauern ihm bekannt wurden, eine ganz andere Sprache geführt hat, dass er da verschiedene Forderungen der Bauern, soweit sie ihm seiner Beurteilung zu unterliegen schienen, zugestimmt und mit ernsten Worten die Fürsten vermahnt hat, mit den Bauern sich zu vergleichen? Bei einigem Bemühen, objektiv zu sein, hätte das doch nicht unterdrückt werden dürfen. Ich bin überzeugt, dass R. bona fide gehandelt hat, aber sein Auge ist nur geschärft für das Feindliche. Doch ist die Lektüre seines Buches nicht ohne Gewinn; gerade weil er überall die dunklen Punkte aufsucht, kann eine zu rosige Anschauung an seinen Ausführungen sich regulieren. Seine Tendenz, überall die Sünden der Gesellschaft aufzuspüren, ist wohl auch der Grund, dass er sein Buch mit der Darstellung der untergehenden römischen Kaiserzeit beginnt; sonst ist dazu eine Veranlassung nicht zu erkennen. Hoffentlich sind alle Leser des Buches so geschult, dass sie das hier Erzählte nicht auch mit auf das Konto der Pfaffenherrschaft setzen. Vorzüglich ist durchweg das Illustrationsmaterial. — M. Schian **(1773a)** gibt einen kurzen, aber trefflichen Überblick über die Predigt in der Reformationszeit, sowohl bei den Lutheranern, wie bei den Reformierten und **Katholiken.** —

Sammelwerke. Im Archiv für Reformationsgeschichte (1764) ragen ausser dem unten noch näher zu erwähnenden Aufsatz O. Albrechts (s. N. 1835) namentlich noch P. Kalkoffs Artikel über die Vermittelungspolitik des Erasmus und seinen Anteil an den Flugschriften der ersten Reformationszeit (S. 1 ff.), ein Beitrag zur Geschichte der Packschen Händel von G. Mentz (S. 172 ff.) und verschiedene Briefsammlungen, so der Briefwechsel Gereon Sailers mit dem Augsburger Bürgermeister Georg Herwart und mit Simprecht Hoser von Friedrich Roth (S. 101, ff.) und Briefe Spalatins an V. Warbeck von E. Mentz (1878) hervor. —

Abendmahlsstreit. Für die Beurteilung des Abendmahlsstreites und namentlich der Stellung Karlstadts in ihm ist es nicht ohne Bedeutung, ob Karlstadt seine Polemik gegen Luther schon vor dem Besuche Luthers in Orlamünde oder erst nach der Katastrophe begonnen hat. Meist nahm man bisher das erstere an, verzichtete aber auf eine zwingende Lösung der Frage. H. Barge (1768) weist nun nicht nur nach, dass alle in Frage stehenden Schriften Karlstadts erst nach der Katastrophe im Druck erschienen sind, sondern bringt auch in die schwierige Frage nach der Reihenfolge und näheren Zeit ihrer Abfassung einiges Licht. —

Katechismusgeschichte. Ein bedeutsames Werk beginnt J. M. Reu (1769), indem er die quellenmässige Publikation der Katechismen des 16. Jahrhunderts fortsetzt, die Cohrs in seinen „Katechismusversuchen vor Luthers Enchiridion“ (vgl. JBL. 1901, II 6:35/7; 1902 S. 365 f.) begonnen hatte. Dass er nicht mehr, wie dieser, möglichst viele katechetische Schriften in extenso abdruckt, ist ohne weiteres berechtigt, ja notwendig; handelte es sich bei jenem um die erste Werdezeit evangelischen Jugendunterrichts, aus der alle Schriften doppelten Wert und doppeltes Interesse haben, so durfte R. schon mehr auf wirklich Wichtiges und Charakteristisches sich beschränken. So gibt er denn vielfach nur Auszüge. Auch verzichtet er durchweg auf die Bibliographie der Katechismen; hier wären freilich etwas genauere Angaben recht wertvoll gewesen, da es doch auch für die innere Katechismusgeschichte nicht ohne Bedeutung ist, wo die einzelnen Schriften abgedruckt worden sind, und in diesem Punkte wird R.s Buch vielleicht am ersten der Ergänzung bedürfen. R. gibt zuerst die süddeutschen Katechismen heraus und teilt diese ein nach den heutigen politischen Grenzen: ein Einteilungsprinzip, über dessen Zweckmässigkeit sich mindestens streiten lässt; ich würde nach den Landesgrenzen der Reformationszeit geteilt haben. Als elsässische Katechismen behandelt R.: Butzers Katechismen von 1534, 1537 und 1543, Matth. Zells „Frage und Antwort auf die Artikel des Glaubens“ (1536) und sein „Gekürztes Fragbüchlein“ (1537), Marbachs Bearbeitung des Enchiridions, den Katechismus von Mülhausen (1580) und Kaspar Lutz' „Christliches Echo“ von 1586; als pfälzische und badische Katechismen reihen sich diesen an: der Katechismus von Zweibrücken von 1588, Baders Katechismus für Landau von 1544, der Heidelberger Katechismus von 1563, der Auszug daraus von 1585 und seine Bearbeitung durch Ursinus; dann folgen als württembergische Katechismen: Brenz' Katechismus von 1535 und sein „Catechismus illustratus“ von 1551, Gräters Herrenberger Katechismus (ca. 1537), Tilianus' „Capita Christanismi“ (1538), Otthers Katechismus (1532), der Ulmer Katechismus von 1556 sowie Meders Fragstücke; und folgende bayerische Katechismen machen den Schluss: die Nürnberger Katechismuspredigten von 1533 sowie „Catechismus Lutheri ad formam puerilis colloquii redactus, Norimb. 1532“, Heydens „Catechistica summula“ (1538), Kargs Katechismus (1564), Kantz' Katechismus (1542), Löners Katechismus (1544), Andreäs „Predigten über die sechs Hauptstücke“ von 1560, Hesshusens „In Gottes Wort gegründeter Glaube“ von 1568, Tetelbachs „Goldenes Kleinod“ von 1569, Schoppers Fragstücke (1595), die „Kurze ordentliche Summa“ von 1547, Gallus' Katechismus von 1554, Rosinus' Katechismusfragen von 1580, Hubers kleiner Katechismus von 1544, Meckharts Katechismus (ca. 1553) und Luthers Katechismus, für S. Anna in Augsburg bearbeitet. —

Flugschriften. Eine äusserst mühsame, aber höchst wichtige Arbeit liegt in E. Freys' und H. Barges (1773) Verzeichnis der gedruckten Schriften Karlstadts vor, eine treffliche Grundlage für eine neue biographische Würdigung des vielumstrittenen Mannes. Es ist den Sammlern gelungen, in 31 Bibliotheken 68 Schriften Karlstadts in 157 Drucken aufzufinden, darunter die seit 150 Jahren verloren geglaubten Erläuterungen zu Augustins „De spiritu et litera“, die umfangreichste Veröffentlichung Karlstadts. —

Katholische Kirche (Gegenreformation): Aufzeichnungen und Berichte. Die von F. Falk (1774) herausgegebenen Aufzeichnungen des Diakonus zu St. Christoph in Mainz, Florentius Diel, eröffnen uns einen interessanten Einblick in das kirchliche Leben unmittelbar vor der Reformation. Sie beweisen, dass es nicht an eifrigen Priestern fehlte, die ihre Pflicht im Sinne ihrer Kirche treu und sorgsam

erfüllten, zeigen aber auch, dass Äusserlichkeiten beim Gottesdienst die Hauptrolle spielten. Deshalb mag man wohl auf sie hinweisen, um gewiss zu machen, dass das gottesdienstliche Leben in Deutschland am Vorabend der Kirchenspaltung vielfach ein reich entwickeltes war, hinsichtlich des Wertes damaligen „religiösen Lebens" aber sind sie nur geeignet, alte Bedenken aufs neue wachzurufen. —

Einzelne Persönlichkeiten. Das Leben Christoph Gewolds, des gelehrten Geheimsekretärs und Archivars Herzog Maximilians I. von Bayern, hat A. Dürrwaechter (**1781**) zum Gegenstand einer Monographie gemacht. Wir werden ihm dafür dankbar sein, denn er gewährt uns dadurch einen höchst lehrreichen Einblick in die gelehrte Forschung, namentlich in die Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts. Doch hat bei der Beurteilung des Menschen das wohlwollende Vorurteil für den Konvertiten Gewold dem Herrn Verfasser wohl etwas die Feder geführt. Weder die Treue und Gefügigkeit gegen seinen Herzog, noch der damals noch nicht zu der heutigen geläuterten Anschauung erhobene Wissenschaftsbetrieb rechtfertigen Gewolds Verfahren, dass er aus Patriotismus und Glaubenseifer die historischen Quellen der bayrischen Kur gefügig macht, ja, dass er an Quellenbelegen festhält, über deren Falschheit er belehrt worden war. Man kann D. nicht vorwerfen, dass er alles dieses nicht der Wahrheit gemäss berichte, aber er scheut sich, einfach auszusprechen, was sich uns als Charakteristik Gewolds unwillkürlich aufdrängt, dass die Gunst seines Herrn ihm höher gestanden, als die Liebe zur Wahrheit. — In seinem kurzen, aber inhaltsreichen Lebensabriss Willibald Pirckheimers schreibt List (**1783**) Pirckheimers Rücktritt von der reformatorischen Bewegung ganz allein seinem Verhältnis zum Klarakloster in Nürnberg und dem innigen Zusammenhang seiner Familie und seiner Familieninteressen mit diesem zu. Man wird aber doch neben diesen änsseren auch innere Gründe für Pirckheimers Schwenkung annehmen müssen. Als die Reformation, statt die alte Kirche zu erneuern, immer mehr den Charakter einer neuen Kirchengründung annahm, da fehlte dem alten Humanisten das Verständnis für diese Wendung, und er fühlte sich von der Bewegung abgestossen, die ihn eine Zeitlang angezogen hatte. —

Orden (Jesuiten). Mehrere umfangreiche Werke zur Rettung des Jesuitenordens sind erschienen. Pilatus (V. Naumann) ((**1785**) bietet eine apologetische Geschichte des Ordens. Auf eine Würdigung der Persönlichkeit und des Lebenswerkes des Stifters lässt er eine Darstellung der verschiedenen gegen den Orden gerichteten Angriffe — von den ersten Angriffen durch Mart. Chemnitz, Osiander und Leyser an bis zum Kulturkampf — folgen und ergänzt sie durch den sogenannten, in Wahrheit etwa ein Drittel des Inhalts umfassenden Anhang des Buches, der die gesamte gegen den Orden gerichtete Literatur kurz Revue passieren lässt. Es ist anzuerkennen, dass P. trotz seiner hohen Verehrung für den Orden doch nicht alle seine Massnahmen gutheisst. So berichtet er mit offener Klage von der Unterdrückung der Anhänger des Michael Molinos durch die Jesuiten, die er, offenbar, weil sie ihm unangenehm ist, auch verhältnismässig kurz abtut; und bemüht sich selbst im Streit um das Buch des Louis Molina „Concordia liberi arbitrii cum gratiae donis" den Dominikanern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicht ganz klar wird seine Entscheidung bei Marianas Urteil über den Königsmord, teils lässt er Mariana fallen, indem er sagt, dass „von einem gewissen Standpunkt aus jeder Herrscher als rechtmässiger, jeder als Usurpator hingestellt", die Grenzlinie also nur subjektiv gezogen werden könne; teils schützt er Mariana, indem er seine Äusserungen lediglich als eine Rechtfertigung der Notwehr hinstellt. Den Protestanten gegenüber freilich, fürchte ich, ist sein Blick von vorneherein getrübt; es gelingt ihm nicht immer, sich von Ausfällen freizuhalten, und er schadet dadurch seiner sonst so anerkennenswerten Darstellung. So war es unnötig und ist unrichtig, bei ber Bigamiefrage Philipps von Hessen, die natürlich irgendwie erwähnt werden musste, die Stellung der preussischen Hofgeistlichkeit zu Friedrich Wilhelms II. Ehesachen als Parallele heranzuziehen. Und auch in der Rettung des Ordens geht P. mehrfach über das Mass des Nötigen hinaus. So macht es dem Orden niemand zum Vorwurf, dass er von früh an die Bekehrung der Ketzer auf seine Fahne geschrieben hat. Vom katholischen Standpunkte aus war das ja das einzig Richtige. P. betont aber wiederholt mit Bedeutung, dass der Orden nicht zur Bekehrung der Ketzer, sondern allein zum Wirken im Heiligen Lande gegründet worden sei. Als ob diese vorübergehende, vor der eigentlichen Gründung des Ordens liegende Idee des Stifters die Tatsache entkräften könne, dass schon 1552 das Collegium Germanicum ins Leben gerufen und dann gerade mit besonderem Eifer die Missionierung Deutschlands betrieben worden ist. Nimmt man aber diese Einseitigkeiten in den Kauf, so ist das Buch eine wertvolle Bereicherung der Jesuitenliteratur, wohl geeignet, die Kenntnis des von manchen eminenten Erfolgen gekrönten Ordens zu fördern. — B. Duhr (**1787**) wendet sich gegen die einzelnen Vorwürfe, die gegen die Jesuiten erhoben werden.

Sein Buch liegt nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1891 nunmehr in 4. Auflage vor. Nach den Schlussworten seiner Vorrede will es nur der Wahrheit und dem Frieden dienen und deshalb jedes für Vertreter anderer Ansichten verletzende Wort vermeiden. Diesen Prinzipien ist es denn auch im ganzen in anerkennenswerter Weise gefolgt, wenn auch hier und da die Wendungen einmal etwas scharf werden. Naturgemäss berührt es sich vielfach mit dem Buche von Pilatus, jedoch nicht so, dass eins das andere unnötig machte. Das eine bringt vieles, was das andere nicht hat, und dann liegt darin, dass D. jede Frage für sich behandelt und deshalb gerade in Rücksicht auf sie weit ausgreifen kann, während Pilatus an den geschichtlichen Gang im ganzen gebunden ist, von vorneherein ein bedeutsamer Unterschied. Ganz gewiss gelingt es D., manche Jesuitenfabel zu zerstören. So muss man Druffels Bericht von einem leichtfertig dem Hernandez geschworenen Eide wohl als Irrtum anerkennen; übrigens hätte er unter denen, die Druffel folgen, Kawerau nicht mehr aufgeführt werden dürfen; er hat in der 2. Auflage seiner Reformationsgeschichte (1899) die S. 35 Anm. 1 erwähnte Anmerkung fehlen lassen. Mehrfach geht D. im Rettungseifer aber über das Ziel hinaus. Um nur ein Beispiel zu nennen, das noch einigermassen in der von uns zu behandelnden Zeit liegt, so führt er uns, indem er nachweisen will, dass die Jesuiten mit Unrecht als die Anstifter des 30jährigen Krieges hingestellt würden, schliesslich geradezu dahin, in ihnen die reinen Friedensengel zu sehen. Unseres Erachtens können alle Einzelbeweise doch nichts an der Tatsache ändern, dass die Jesuiten den konfessionellen Gegensatz verschärft haben, woraus man ihnen aber zunächst keinen Vorwurf machen kann, denn sie folgten ja ihrer Anschauung und ihrer vermeintlichen Pflicht — und dass sie deshalb auch am 30jährigen Kriege ihr gutes Stück Schuld tragen. Denn der 30jährige Krieg ist in erster Linie und seinen letzten Entstehungsursachen nach Religionskrieg, mögen nachher auch andere Momente im Vordergrunde des Streites stehen. So verstehe ich übrigens auch Gindely in den S. 189 zitierten Worten. — H. Boehmer-Romundts Skizze über den Orden (Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner [Aus Natur und Geisteswelt. 49. Bändchen.] 164 S. M. 1,25) bemüht sich, in objktivster Weise Licht und Schatten in seiner Geschichte gegeneinander abzugrenzen; sie erkennt die grossartigen Leistungen der Patres an, verhüllt aber auch nicht ihre Mängel und Schwächen und berichtet über den Verfall des Ordens ebenso rückhaltlos wie über seine Siege. Vortrefflich ist die Charakteristik des Ordens S. 137 f.: alle Gefühle, die den Menschen geneigt machen, sich fremder Führung anzuvertrauen, hätte er für sich auszunutzen gewusst, alle Institutionen sich dienstbar gemacht, die in der Welt Geltung, Macht und Einfluss verleihen; er hätte verstanden, die Menschen an ihren schwachen Seiten zu packen und der Welt im guten, aber auch im bösen Sinne des Wortes sich so anzupassen, als wäre er „ganz ein Stück von ihr"; das sei seine Stärke, das aber auch seine Schwäche, die Quelle seiner Grösse, aber auch die Ursache seines Verfalls gewesen. —

Evangelische Kirche: Martin Luther: Bibliographisches, Biographien und Charakteristiken. A. Hausrath **(1794)** hat uns mit einer neuen grossen Lutherbiographie beschenkt. Seine Aufgabe hat er darin gesehen, Luthers Bild herauszubringen, möglichst naturwahr den Mann zu zeichnen, dessen gemeinsame Verehrung noch heute in erster Linie zu den lebendigen Kräften gehört, die den Protestantismus zusammenhalten, und den in seiner schönen und sympathischen Gestalt gegen Verleumdungen in Schutz zu nehmen er für seine Pflicht erachtet. Dazu hat er nicht für nötig gehalten, die ganze deutsche Reformationsgeschichte in die Darstellung hineinzuziehen; statt dessen hat er lieber auch die anderen Persönlichkeiten, mit denen Luther im Guten oder Bösen zu tun hatte, in ein helleres Licht gerückt. Aus diesen Prinzipien ergibt es sich von selbst, dass H. mit ganz besonderer Wärme da arbeitet, wo Luthers Persönlichkeit recht voll in den Mittelpunkt tritt. So schildert er ihn auf dem Reichstag zu Worms „guten Freunden zu Dienst" in der Befolgung ihrer klugen Ratschläge und doch kühn und entschieden; so auf der Wartburg, wo er seine Stimmungen nach dem überstandenen Sturm vor allem in der Auslegung des 68. Psalms ausgesprochen findet; so nach der Rückkehr nach Wittenberg, wo es seiner überlegenen Persönlichkeit gelingt, die Ruhe wiederherzustellen. Aber auch schon die Charakteristik des jungen Luther sucht er mit liebender Sorgfalt herauszustellen. Hier ist es vor allem die Behandlung durch Staupitz, die ihm die Wege zeigt: „er sah eine gewaltige geistige Kraft, die sich in sich selbst zerrieb, weil ihr der Raum fehlte, sich anders zu betätigen; mit einem leidenschaftlichen Gemüt, einer reizbaren Phantasie, einem energischen Willen war der junge Mönch eingeschlossen in sein Grab, und so verzehrte er sich selbst; da beschloss Staubitz, ihm Arbeit zuzuweisen, an der der junge Grübler sich seiner Gaben bewusst werde". Aber so anziehend solche Analysen des werdenden Reformators und so begeisternd die Schilderung seiner Persönlichkeit auf den Höhe-

punkten des Lebens sein mögen, vielleicht wird H. ihm doch am besten gerecht, wo er ihn so ganz als Persönlichkeit in sich, ohne Rücksicht auf äussere Verhältnisse, schildern darf, wie das in den Kapiteln XXX und XXXI, „Luther als Dichter" und „Das evangelische Pfarrhaus" überschrieben, der Fall ist. Hier tritt doppelt die Fähigkeit H.s in ihr Recht, nicht nur historisch rekonstruierend, sondern auch dichterisch schaffend in seinen Helden sich zu versenken und durch die Phantasie das urkundliche Material erst mit rechtem Leben zu erfüllen. Urkundliche Treue, befruchtet durch nacherlebende Phantasie, das ist überhaupt das Charakteristikum der H.schen Lutherbiograpie, neben der das sorgfältig abwägende Buch von Köstlin-Kawerau und das streng zeitgeschichtlich bestimmte Koldesche Werk ihren vollen Wert behalten, die aber auch neben jenen ihre schöne Berechtigung hat. Wird sie sich an jenen hier und da zu korrigieren haben, wo der Dichter H. mit dem Historiker einmal durchgeht, so werden jene durch Heranziehung von H.s Buch an Leben gewinnen. Mit herzlicher Freude begrüssen wir deshalb diese neueste klassische Darstellung des uns so teuren, einzigartigen Lebens. — Die älteste Lutherbiographie hat gleichzeitig zum 400 jährigen Geburtstage ihres Verfassers, Joh. Mathesius, durch G. Buchwald **(1796)** eine neue hübsch ausgestattete Ausgabe mit zahlreichen Anmerkungen erhalten, die dem altbewährten Buche neue Leser zu gewinnen geeignet ist. — E. Rolffs **(1799)** unterzieht den von Missverstand und böswilliger Beurteilung vielgeschmähten Humor Luthers einer sorgfältigen Betrachtung uud wagt ihn geradezu ein Stück seiner Religion zu nennen: er sei polemisch, heroisch oder idyllisch, er hat immer die gleiche Wurzel; es ist der gewaltige Optimismus des christlichen Glaubens, der niemals ernstlich trauern und sorgen kann, weil er an allen Dingen ein gutes Ende sieht; es ist das unerschütterliche Vertrauen zu Gott, dessen guter und gnädiger Wille weder durch die Bosheit der Feinde durchkreuzt, noch durch die Torheit der Freunde gehindert werden kann. —

Luther in katholischer Beleuchtung (H. Denifle.) Denifles Luther (1903) hat eine umfangreiche Literatur hervorgerufen. A. Harnack (in der Theologischen Literaturzeitung 1903 N. 25) und G. Seeberg **(1815)** haben den Kampf gegen ihn eröffnet. Weniger gegen Einzelheiten, als gegen die gesamte Methode Denifles haben sie polemisiert. Sein Buch sei eine Tendenzschrift; katholisch-polemisch und nicht quellenmässig, worauf er immer poche, habe er Luther verstanden, urteilt S.; wir aber beurteilten Luther nicht etwa protestantisch, sondern unser ganzes Streben sei darauf gerichtet, ihn quellenmässig zu verstehen. — Gegen diese seine ersten Kritiker hat Denifle **(1805)** sich dann sehr bald in einer besonderen Gegenschrift gewandt. Obgleich er mehrfach ihnen vorwirft, dass sie seine Hauptbeweise ignorierten und in Allgemeinheiten sich verlören, kommt doch auch er zuletzt von Einzelheiten zur prinzipiellen Stellungnahme. Und das ist ein Gewinn, denn unwillkürlich gibt er damit seinen Gegnern recht, dass es um eine verschiedene Weltanschauung sich handelt, und dass die abweichende Beurteilung Luthers im Grunde nur ein Symptom tiefer liegender Streitpunkte ist. Zwei religiöse Weltanschauungen sieht er in der heutigen Kultur schroffer denn je, einander gegenüberstehen: die eine, die das Christentum als göttliche Stiftung betrachtet, die andere, die in ihm nur ein vorübergehendes Produkt menschlicher Entwicklung sieht, die wirklich christliche und die rationalistische. Letztere findet er bei Seeberg sowohl wie bei Harnack und muss von seinem Standpunkte aus sie bei ihnen finden; dass er sie noch eine religiöse nennt, ist wohl nur eine uneigentliche Ausdrucksweise oder ein Versehen. — Sehr scharf sind Th. Kolde **(1812)** und W. Walther **(1818)** gegen Denifle zu Felde gezogen; auch G. Kawerau **(1810)** und W. Köhler **(1811)** haben ihn hart angegriffen, aber sie haben mehr Nachdruck darauf gelegt, dass er trotz allem manchen wertvollen Beitrag und Antrieb zur Lutherforschung uns geliefert hat. Kawerau hat namentlich die Fülle dankenswerter Notizen aus Denifles Kenntnis der altkirchlichen und mittelalterlichen Literatur anerkannt, in denen er für andere schwer auffindbare und erkennbare Zitate Luthers nachweist, und Köhler entnimmt seinen Ausführungen die Mahnung, die Lutherforschung mehr und mehr frei zu machen von der Ritschlschen Beurteilung des Reformators, die über dem Gegensatz gegen das Katholische sowohl die relative Berechtigung der katholischen Reaktion gegen Luther, wie die katholischen Voraussetzungen bei Luther kaum in Rechnung gezogen habe, und Luther „auf dem Hintergrunde des Mittelalters" darzustellen oder mit andern Worten ihn voll ins Bewusstsein der Gegenwart zu übersetzen. Auf einen sehr wichtigen Punkt hat auch Walther die Aufmerksamkeit gelenkt. Er nimmt Luther vor allem gegen den Vorwurf des Hochmuts in Schutz, der nur daraus gefolgert werde, dass Luther, von innerer Wahrhaftigkeit oder von Gleichgültigkeit gegen Ruhm vor den Menschen getrieben, frei über das ihm eignende Gute sich ausspreche. Aber mit gleicher Offenheit spreche

er über das ihm anhaftende Schlechte. Denn woher hätten die Gegner soviel über seine Fehler und Schwächen erfahren? Nur von Luther selbst. Unter allen Menschen aller Zeiten kennten wir keinen einzigen, der so häufig mit derselben Offenheit, wie er, seine Fehler vor andern blossgelegt hätte. Wenn er freilich je hätte ahnen können oder zu ahnen gewagt hätte, dass seine Bedeutung gross genug werden würde, um auch alle seine mündlichen und schriftlichen Erklärungen vor vertrauten Freunden aller Welt zugänglich zu machen, so hätte er aus Wahrhaftigkeit manche Äusserung zurückhalten müssen, schon um die Welt nicht über sich irrezuleiten. Übelwollender Beurteilung ist es jetzt leicht, allerlei Anklagen gegen ihn zu konstruieren. Kolde weist der Äusserung Denifles (s. N. 1805 S. 51) gegenüber, dass es ihm nur um den konfessionellen Frieden zu tun sei, darauf hin, dass dieser Friede dann schon durch die völlige Negierung der evangelischen Kirche erkauft werden müsse. Denn selbst bei ruhigstem Verhalten würden Denifle und gleichgesinnte Katholiken doch ewige Störenfriede in den Protestanten sehen, schon um ihres Geschichts- und Religionsunterrichts willen (s. S. 76 bei Denifle, 1. Aufl. S. XV). — Auch zwei hervorragende Nichttheologen haben sich zu der Sache in bedeutsamer Weise geäussert, der Philosoph J. Baumann (**1806**) und der Historiker R. Fester (**1807**). Ersterer stellt Denifles Buch und seiner Befangenheit im tridentinischen Katholizismus, den er als selbstverständlich voraussetze, die rein wissenschaftliche Beurteilung Luthers und der Reformation entgegen und kommt zu dem Resultat, dass sie die freie Forschung ermöglicht und zuerst die Wege gebahnt haben zu der neuen geistigen Entwicklung, in der wir noch stehen; dass aber der Katholizismus, durch seine Geschichte gebunden, diese Wendung nicht mitmachen kann und deshalb auch für Luther und sein Werk nie eine vorurteilsfreie Beurteilung finden wird. Festers Buch verfolgt eine doppelte Aufgabe. Nur in seinem ersten Teil beschäftigt es sich mit Denifle; nicht mit ihm, sondern über ihn will es eine Verständigung suchen und charakterisiert ihn kurzweg und treffend als eine Repristination aus dem 16. Jahrhundert: es sei, als ob sich die Gräber öffneten und ein Eck oder Emser von neuem aufträten, um gegen den „Stier zu Wittenberg" zu donnern. Im zweiten Teil rückt F., ähnlich wie Baumann, die Frage auf eine breitere Basis und stellt das Verhältnis von Konfessionalismus und historischer Wissenschaft fest. So unbedingt er anerkennt, dass wirkliche Objektivität für den Historiker eine unerfüllbare Forderung ist, so energisch fordert er von ihm das Fernhalten jeder Parteilichkeit: nicht einen Glauben, aber den Disput über den rechten Glauben habe man zu verabschieden, wenn man Geschichte schreibe (S. 39). — Inzwischen hat H. Denifle (**1804**) die erste Hälfte seines Buches in zweiter Auflage erscheinen lassen. Wie vorauszusehen war, haben die Gegenschriften so gut wie gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Das freilich ist anzuerkennen, dass er, namentlich durch die von ihm ausdrücklich als vornehm anerkannte Kritik Kaweraus bewogen, die in der ersten Auflage mit so störender Breite gegebene Besprechung der Weimarer Ausgabe jetzt auf einen geringen Rest reduziert, der wohl bleiben musste, wenn er nicht die ganze Anlage seines Buches ändern wollte. Aber hinsichtlich des Gesamtcharakters dieser zweiten Auflage und ihrer Änderungen gegenüber der ersten ist D. überzeugt, dass Luther durch die jetzige Darstellung nur noch verdammenswerter erscheint. Neu ist die Ausführung über Luthers Anschauungen betreffs des Ordensstandes während seines Ordenslebens. D. kommt dabei zu dem Resultat, dass während dieser ganzen Zeit er gegen das wahre Mönchtum nie eine Silbe gesprochen habe; erst der Hass gegen die Kirche und sein Vorsatz, sich nie mehr mit der Kirche auszusöhnen, hätten ihn in den Kampf gegen Orden und Gelübde getrieben. Auch diese Darlegungen beweisen wieder, dass eine Verständigung zwischen D. und uns nicht möglich ist; wir meinen, Luthers ernstes Ordensleben müsse zeigen, dass nur die schwerstwiegenden Gründe ihn hätten veranlassen können, es zu verlassen; für D. aber ist diese Zeit bei der Beurteilung der späteren gänzlich ausgelöscht. Da ist ihm Luther eben nur noch der gefallene Mönch. Wie er allerdings mit seiner Vorstellung von dem späteren Luther das gerade nach seiner Anschauung tadellose Jugendleben Luthers sich reimt, ist schwer einzusehen. Bedeutend erweitert hat D. die Ausführungen über die „Mönchstaufe" (1. Abschnitt § 12) und darüber, dass Luther seine Leser über den Zweck des Ordensstandes und der Gelübde getäuscht habe (§ 6a), sowie namentlich den Nachweis, Luthers spätere Darstellung von seinen übermässigen Kasteiungen sei eine Komödie und gehöre ins Kapitel der Nutzlügen; seien sie wirklich geschehen, so seien solche exzessive Busswerke weder im Geiste der Kirche und des Ordens gewesen, noch auch seien sie Luther als Mittel und Stützen von der Kirche und dem Orden angeboten worden, den gestrengen Richter zu versöhnen (2. Abschnitt § 1). Zwischen den Zeilen liest man, dass Luther mit der Darstellung seiner Kasteiungen überhaupt gelogen habe, und das dem Leser glaubhaft zu machen, ist auch wohl das eigentliche Interesse D.s bei seiner Darstellung

gewesen. Denn hat Luther wirklich zu derartigen Leistungen seine Zuflucht genommen, so kommt nicht viel darauf an, ob man sie gerade als im Sinne der offiziellen Kirche geschehene bezeichnen muss; jedenfalls hat Luther sie dann für nötig gehalten und hat durch sie den Frieden gesucht. Und dass auch gerade andere ernste Glieder der Kirche vor ihm zu derartigen Leistungen gekommen sind, ist doch wohl eine Tatsache der Geschichte. Aber was sonst als Zeichen der Heiligkeit gepriesen wird, das heisst bei Luther eine Komödie. Die nicht mehr von D. selbst besorgte zweite Hälfte der zweiten Auflage — er ist bald nach der Vollendung der ersten Hälfte gestorben — wird im nächsten Berichtsjahre uns noch einmal zu dem jedenfalls mit einem eminenten Aufwand von Gelehrsamkeit gearbeiteten und eine Fülle wertvollen Einzelmaterials enthaltenden Buche zurückführen. —

Biographische Einzelheiten. Auch von H. Grisar **(1820)** liegen wieder ähnliche Arbeiten, wie im Vorjahre, vor. Auch ihn beschäftigt zuerst gerade der innere Umschwung, der Luther von der Kirchenlehre abgeführt hat. Er sieht ihn begründet in den starken Versuchungen, mit denen der junge Luther zu kämpfen gehabt hätte, und die mit den wahren Mitteln zu überwinden er nicht die Entschlossenheit besessen hätte; er habe sich gehen lassen, und so sei es mit ihm zu einem traurigen sittlichen Rückgang gekommen, der immer mehr bedenkliche Charakterseiten aufgewiesen habe. Unterstützt seien diese Momente dann vor allem durch den missverstandenen Reformeifer, der Luther frühe erfüllt habe, vor allem durch seine theologische Neuerungssucht. Eine vermeintliche theologische Entdeckung in verhängnisvoller Stunde, die ihn glücklich zu machen vorgegeben hätte, indem in ihr die ganze Spannung seiner Seele sich zu lösen und die Wünsche der niederen Strebungen sich zu erfüllen schienen, sei ihm wie eine Offenbarung vorgekommen und habe die Wünsche seines Herzens äusserlich legitimiert. Es ist in gewisser Weise bezeichnend, dass Grisar diese Konstruktion seinen historischen Belegen voranstellt. Den Katholiken, der, von seiner Voraussetzung gefangen, an letztere herantritt, wird er leicht überzeugen. Aber den Vorzug hat G.s Darstellung gegenüber Denifle, dass er Selbstbetrug vermutet, wo Denifle mit dem Vorwurf des bewussten Betruges anderer bei der Hand ist; auch ist seine ganze Art der Darstellung weit vornehmer, als Denifles, und von offenbarem Streben nach Objektivität erfüllt. —

Briefe, Werke, Gesamtausgabe. Der unserem Berichtsjahr angehörige 29. Band der Weimarschen Ausgabe **(1828)** — der 28. Band ist schon im vorigen Berichtsjahre behandelt — enthält 81 Predigten aus dem Jahre 1529. Sie sind fast ausschliesslich nur handschriftlich überliefert und waren zum weitaus grösseren Teile bisher ungedruckt. Nach der besten Überlieferung der nur nachschriftlich vorhandenen Lutherschen Predigten, der des Wittenberger Stadtpredigers Georg Rörer, die bei fast allen Predigten zugrunde gelegt werden konnte, war noch keine bisher veröffentlicht. An einigen Stellen hat die Rörersche Überlieferung jedoch versagt, und hier hat eine Nürnberger Handschrift (bei zehn Predigten) oder auch die handschriftliche Predigtsammlung des Andr. Poach (bei zwei Predigten) ergänzend eintreten müssen. In den Predigten von Weihnachten 1529 ab sind statt der letzteren auch die minderwertigen Predigtabschriften des Joh. Stolz herangezogen worden, da für diese Zeit Poachsche Abschriften nicht mehr vorhanden, beziehungsweise bisher noch nicht aufgefunden sind. Bearbeitet sind die Predigten von G. Buchwald; die Einleitung hat P. Pietsch geschrieben. —

Lyrik. P. Tschackert **(1830)** wendet sich gegen die im vorigen Berichtsjahre erwähnten Ausführungen Grösslers, die die Hypothese, das Lied: „Ein feste Burg“ sei im Jahre 1521 entstanden, durch neue Momente stützen wollten. Hatte Grössler angeführt, dass die Entstehung des Liedes sehr wohl in weit frühere Zeit fallen könne, als es zum erstenmal (1529 im Klugschen Gesangbuche) gedruckt erscheine, da es ein Kirchenlied doch erst hätte werden können, nachdem es komponiert worden sei — so lehnt Tsch. die Verwendung dieses Arguments als gar nicht weiter führend ab. Beruft sich Grössler auf Schamelius (Evangelischer Liederkommentarius), der von einer Verwendung des Liedes im Gottesdienste im Holsteinschen im Jahre 1524 berichtet oder auf Paul Seidels Lutherbiographie (1582) und den Rostocker Professor Simon Pauli, die beide die Entstehung des Liedes mit Luthers Einzug in Worms in Verbindung bringen, so weist Tsch. darauf hin, dass alle diese Angaben auf spätere Quellen, zum Teil erst aus dem 17. Jahrhundert sich stützen und deshalb keine Beweiskraft haben können. Er nennt deshalb Grösslers Aufstellungen kurzweg eine Legende. H. Grössler **(1829)** sucht indessen seine Position aufs neue zu stützen, indem er nicht nur Simon Paulis Zeugnis authentisch nachzuweisen sucht, sondern auch neue Zeugnisse beibringt, und zwar neben einem Zeugnis des Hieron. Weller sogar ein Selbstzeugnis Luthers.

Wenn letzterer in seinem „Briefe . . . vom aufrührerischen Geist“ (1524), in dem er von seinem Auftreten vor Kaiser und Reich spricht, einige Worte gebraucht, die an „Ein feste Burg“ erinnern, so soll das ein unbewusster Nachklang der Stimmung sein, in der das Lied entstanden ist, Weller aber, der das Lied mit dem Reichstag zu Augsburg in Verbindung bringt, soll — da 1530 als Entstehungsjahr des Liedes ja ausgeschlossen ist — den Reichstag zu Augsburg mit dem zu Worms verwechselt haben. —

Bibelübersetzung und Katechismus. G. Buchwalds (1832) Ausgabe des grossen Katechismus Luthers, die schon in vierter Auflage vorliegt, hat sich aufs neue als brauchbar bewährt. — Zum kleinen Katechismus aber sind mehrere bedeutsame neue Arbeiten erschienen. K. Knoke (1833) veranstaltet von ihm eine wertvolle Synopse. Es haben sich ihm als für die Feststellung des ursprünglichen Textes des Enchiridions besonders wichtig der Marburger Nachdruck von 1529, die in Leipzig 1543 gedruckte Babstsche Ausgabe, die niederdeutschen Drucke: Hamburg 1529 und Magdeburg 1531, und die lateinischen Übersetzungen des Jahres 1529 herausgestellt. Sie hat er deshalb in extenso wiedergegeben, sie mit den Lesarten der verwandten Drucke versehen und damit einen ausgezeichneten Apparat zur kritischen Untersuchung des Enchiridions geschaffen. Der Wert seiner Arbeit tritt erst recht in die Augen, wenn man sie mit Th. Harnacks seiner Zeit vorzüglichen ähnlichen Publikation des kleinen Katechismus von 1856 vergleicht. Da wird deutlich, welche Fortschritte die Forschung gerade auch auf diesem Gebiete in den letzten 50 Jahren gemacht hat. — Gleichzeitig bereichert O. Albrecht (1834) die Zahl der Neudrucke der einzelnen Ausgaben des Enchiridions durch die Wiedergabe des Wittenberger Drucks von 1540, nicht nur weil er bisher unbekannt war, sondern vor allem, „weil er die Gestaltung des Enchiridions von 1542 — der letzten unter Luthers Augen veranstalteten Wittenberger Ausgabe, die deshalb auch der durch die Eisenacher Kirchenkonferenz im Jahre 1885 abgeschlossenen Textrevision zugrunde gelegt ist — begreiflich macht und für deren kritische Würdigung wichtiges Material darbietet“. — Das Verhältnis und den Wert der einzelnen Ausgaben zu beurteilen, ist aber O. Albrecht (1835), der die Herausgabe der Lutherschen Katechismen für die Weimarsche Ausgabe vorbereitet, sicher der Kompetentesten einer. Aufs neue beweist er das durch die sorgfältige Bibliographie des Enchiridions (vergleiche die Fortsetzung im Archiv für Reformationsgeschichte II. Jahrgang [1905] S. 209/49), die die einzelnen Ausgaben in einer Vollständigkeit verzeichnet, wie sie bisher nirgends erreicht worden ist. —

Disputationen, Homiletisches und Streitschriften. Eine wichtige Publikation betrifft die Leipziger Disputationen. Trotz der gleich während dieser erfolgten protokollarischen Aufzeichnung durch bestellte Notare lagen ihre Akten doch bisher in recht mangelhafter Relation vor. O. Seitz (1837) ist in den Stand gesetzt, den bisherigen Text an zahlreichen Stellen zu korrigieren und für die Verhandlungen zwischen Luther und Eck den notariell festgelegten Text wiederzugeben. Ausser den 1896 schon von Brieger in der Köstlin zu seinem 70. Geburtstage gewidmeten Festschrift bekannt gegebenen Quellen benutzt er dabei namentlich einen von ihm auf der Bibliothek des Predigerseminars in Wittenberg aufgefundenen Druck der Disputationsverhandlungen, dessen hohen Wert er nachweist. — Veranlasst durch neu aufgefundenes Material, ergänzt G. Kawerau (1838) die schon 1889 von ihm behandelte Entstehungsgeschichte der von Luther 1528 veröffentlichten Thesen „De digamia episcoporum“, die durch den Streit einiger angesehener Nürnberger über die zweite Ehe der Geistlichen hervorgerufen war. —

Vertreter und Freunde der Reformation in den Einzelländern: Deutschland: Ph. Melanchthon. Melanchthons „Declamatiuncula in Pauli doctrinam“, zunächst eine Rede, die er am Tage der Bekehrung Pauli, des Schutzpatrons der Wittenberger theologischen Fakultät, im Jahre 1520 gehalten hatte und dann drucken liess, bildet eine direkte Vorarbeit zu seinen „Loci“ und steht deshalb unter den bedeutsamsten Schriften der Reformationszeit mit an erster Stelle. So ist J. F. K. Knaakes (1850) hübscher und sorgfältiger Neudruck für weitere Kreise dankbar zu begrüssen, auch wenn man den Wert der kleinen Schrift mehr in ihrer historischen Stellung als in ihrer Zeitgemässheit sieht. — G. Kaweraus (1851) umfangreicher Artikel über die Philippisten orientiert, einen älteren Artikel Landerers bearbeitend, über die Entstehung jener von Philipp Melanchthon genannten Partei, über ihre Geschichte im allgemeinen und ihr Wesen und ihre Bedeutung im Entwicklungsgange des Protestantismus im 16. Jahrhundert. —

Philipp von Hessen. Zum 400jährigen Geburtstage Philipps von Hessen sind zwei inhaltreiche Festschriften (1852/3) erschienen, eine vom Verein für hessische Geschichte nnd Landeskunde, eine vom Historischen Verein für das Grossherzogtum Hessen herausgegeben. Erstere, nur mit dem einzigen authentischen von

seinem Hofmaler nach dem Leben gefertigten Porträt Philipps geschmückt, bringt nach einer allgemeinen Charakteristik des Fürsten (von K. Wenck) einige Beiträge aus seiner Frühzeit — seine Entführung der Landgräfin Elisabeth (von L. Armbrust) und seine Stellung auf dem Reichstag zu Worms (von F. Küch), beleuchtet seine Haltung im Bauernkriege (O. Merx), zeigt ihn auf dem Höhepunkt seines Wirkens (seine Stellung zum Kirchenbann 1532: von F. Küch und seine Beteiligung an der Einführung der Reformation in Hildesheim: von W. Dersch) und im Schmalkaldischen Kriege (W. Möllenberg) und erörtert überhaupt Philipps Stellung bei der Einführung der Reformation in Hessen (F. Küch). Einige Beiträge (Vorspiel der Reformation in Hersfeld: W. Dersch; Kassel und der Ablass von 1517: F. Wiegand; die ersten Marburger Prädikanten: A. Huyskems) stehen mit der Geschichte Philipps in loserem Zusammenhange. An direkt urkundlichem Material werden namentlich Nachträge zu Philipps Briefwechsel mit Luther und Melanchthon gegeben (von F. Gundlach). Die vom Historischen Verein herausgegebene Festschrift trägt reichen, durchweg urkundlichen Bilderschmuck und ist überhaupt reich ausgestattet. Auch sie beginnt mit einem allgemeineren Artikel (v. F. Herrmann) und enthält dann auch teils direkte Beiträge zur Lebensgeschichte Philipps, teils auch Untersuchungen zur Geschichte Hessens in seiner Zeit. Gust. Schenk zu Schweinsberg berichtet aus Philipps Jugendzeit, E. Preuscher über seinen Fussfall und seine Verhaftung, L. Schädel über seine Stellung im Weinbrunnerschen Handel (1547), C. Alt zeigt ihn im Verhältnis zu seinem Volk, E. Vogt äussert sich zu seiner Doppelehe, S. Salfeld zu seiner Judenpolitik, B. Müller beschreibt seine Rüstung und seinen Leichenzug, F. Beck seine Artillerie, W. Schwab seine Münzen und Medaillen. W. Matthai schildert den Reuterhandel zwischen Mainz und Hessen (1518), K. Lind berichtet über die Beschwerden der Bauern in der oberen Grafschaft Katzenellenbogen (1525), W. Nagel orientiert über den Hofkomponisten Joh. Hengel, W. Jost beschreibt das neue Schloss zu Giessen, A. Zeller gibt die Geschichte des Landeshospitals Hofheim; über sozialistische und religiöse Volksbewegungen in hessischen Städten 1525—26 berichtet H. Haupt, im Spiegel gleichzeitiger Korrespondenzen lässt W. Köhler uns Hessen und die Schweiz nach Zwinglis Tode sehen, kleine Beiträge zur Geschichte Hessens im Schmalkaldischen Kriege gibt K. Ebel. Zwei Artikel endlich führen in die Geschichte der Universität Marburg: W. Diehl referiert über Philipps Stipendienreform im Jahre 1560 und über das älteste Marburger Stipendienalbum, und W. M. Becker schildert die Marburger Studentenschaft unter Philipps Regierung. — Auch Th. Kolde's **(1854)** eingehender Artikel, der namentlich Philipps treues und konsequentes Festhalten an dem einmal von ihm gewählten religiösen und kirchlichen Standpunkt rühmt, ist gerade zum Gedächtnisjahr des Bedeutendsten unter den evangelischen Fürsten der Reformation (s. S. 311) erschienen. — Die eigenartigste Jubiläumsgabe aber hat W. W. Rockwell **(1856)** dargeboten, indem er die Doppelehe Philipps zum Gegenstand einer umfangreichen Monographie gemacht hat. Nicht nur, dass er speziell die Bigamie des Landgrafen und Luthers und Melanchthons Stellung zu ihr aufs sorgfältigste untersucht und neues Material zur Klärung der Frage beibringt — namentlich führt er zur Erklärung der Stellung Luthers neben dessen subjektiver Legitimation durch die Schrift seine Schulung durch die tradionelle Kasuistik der katholischen Kirche ins Feld —, ist das Verdienst R.s; er stellt vor allem den besonderen Fall auch in das Licht des Gesamturteils des Reformationszeitalters über die Polygamie, zeigt, dass in dieser Schwankungen offenbar sind, und weist nach, dass beispielsweise das Urteil des grossen römischen Theologen Cajetan mit Luthers und Melanchthons Urteil sich aufs engste berührt. —

Andere Persönlichkeiten. W. Köhler **(1862)** legt den ersten Grund zu einer neuen Brenz-Biographie, da die von J. Hartmann (1840 in 2 Bänden und 1862 in einem Bande) veranstaltete den Anforderungen längst nicht mehr genügt — ein äusserst wünschenswertes Unternehmen. Er veröffentlicht eine sorgfältige Brenz-Bibliographie. Die Brenzschen Schriften und ihre sämtlichen Ausgaben gibt er vollständig und teilt dabei mannigfach historische Notizen aus den Vorreden mit; bei den Briefen, Bedenken, Gutachten und Vorreden, auch bei den Manuskripten, deren Verzeichnis übrigens auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, setzt er Pressel, Anecdota Brentiana (1868) voraus. Die Literatur über Brenz verzeichnet er, da sie vorher von W. Heyd in der Bibliographie zur württembergischen Geschichte sorgfältig gesammelt ist, erst von 1897 an. Wertvoll sind die Analecta, Briefauszüge aus der Bullingerschen Briefsammlung, die Brenz in seiner angesehenen Stellung im Sakramentsstreit, als Seelsorger und Kirchenorganisator zeigen. Im ganzen umfasst die Sammlung 997 Nummern. — Nach B. Riggenbach und M. Radlkofer Joh. Eberlins von Günzburg Leben und Wirken neu zu beschreiben, ist, nachdem seine Schriften zum weitaus grössten Teil in sorgfältigen Neuausgaben vorliegen (JBL. 1901 II 6:52; 1902 N. 3333), wohl die Zeit gekommen. Jul. Werners **(1865)** kleine

Schrift ist aber nur als ein vorläufiger Anlauf dazu zu bezeichnen. Sie gibt das Leben des sympathischen Mannes in seinen Hauptzügen wieder und hebt kurz die wichtigsten Gedanken seiner Hauptschriften heraus, leidet aber unter der störenden Bezugnahme auf die Gegenwart. Sollte der Verfasser seine Biographie in erweiterter Gestalt herausgeben, so bitten wir ihn, Eberlin lediglich im Rahmen seiner Zeit zu schildern. —

Österreich. G. Loesche (**1883**) setzt seine vortreffliche Sammlung der Werke des Joh. Mathesius fort, indem er zur Vorfeier des 400jährigen Geburtstages seines Helden mehrere ungedruckte Briefe aus den Jahren 1545—1565 und eine Auswahl aus seinen noch nicht neu gedruckten Predigten publiziert, neben Auszügen aus der „Sarepta", den berühmten Bergwerkspredigten, die Himmelfahrtspredigt aus den Predigten über das Leben Jesu und mehrere Einzelpredigten, unter ihnen eine Pestpredigt und mehrere politische Predigten, auch eine ungedruckte Predigt zur Königskrönung Maximilians II. Durch seine Vielseitigkeit gewährt der Band einen reichen Einblick gerade in Mathesius' Predigttätigkeit und ist so in gewisser Weise noch wertvoller als die früheren Bände der Sammlung (JBL. 1896 II 6 : 140; 1898/99 II 6 : 156), die immer nur eine Kategorie der Predigten (Hochzeits- und Leichenpredigten, Predigten über Luthers Leben) berücksichtigten. —

Schweiz. Nach umfassenden und langdauernden Vorbereitungen ist der 1. Band einer neuen Sammlung von Zwinglis Werken (**1887**), herausgegeben von E. Egli und G. Finsler, ans Licht gekommen. In ansprechendster und zugleich gediegenster Ausstattung erschienen, enthält er zunächst die frühesten literarischen Produkte Zwinglis: das „Fabelgedicht vom Ochsen" (1510), „De gestis inter Gallos et Helvetios relatio" (1512), „Labyrinth" (1516), das Gebetslied bei der Pest (1519) und Zeugenaussage und Predigtworte zu den Soldverträgen mit dem Auslande (1521), sodann die Schriften aus den Jahren 1522 und 1523, namentlich: „Von Erkiesen und Freiheit der Speisen", die „Acta Tiguri", „Eine göttliche Vermahnung an die Eidgenossen zu Schwyz", den „Apologeticus Archeteles", „Von Klarheit und Gewissheit des Wortes Gottes" und die erste Züricher Disputation. — Eine wichtige pädagogische Schrift Zwinglis, sein Vademekum für gebildete Jünglinge, erneuert C. von Kügelgen (**1888**). In der Einleitung hätte man gerne über die Stellung der Schrift zu sonstigen humanistischen Publikationen ihrer Art, über ihre Verwandtschaft und ihre Verschiedenheit etwas mehr gehört, doch sind in Rücksicht auf den Zweck des vorliegenden Neudrucks derartige Erwägungen zurückgetreten. — Eine bedeutsame Vorarbeit für die neue Zwingli-Ausgabe haben die von E. Egli redigierten Zwingliana (**1886**) geleistet, über deren Inhalt an dieser Stelle seit Jahren regelmässig orientiert worden ist. Auch in dem vorliegenden Jahrgange fahren sie mit jener vorbereitenden Sicht- und Sammelarbeit noch fort; sie berichten über Zwingli in Monza, über Hieronymus Guntius, den Famulus Zwinglis, und über Konr. Schreivogel, Pfarrer zunächst in Gsteig bei Interlaken, dann im Schwäbischen, der in Zwinglis Briefwechsel eine Rolle spielt, und geben wertvolle Anmerkungen zu Zwinglis „Gutachten im Ittinger Handel". Vor allem freilich sind sie in diesem Jahre dem vor 400 Jahren geborenen Nachfolger Zwinglis, Heinrich Bullinger, gewidmet. Sie orientieren über seine Beziehungen zu Zwingli, bringen wichtige Beiträge zur Geschichte seines Geschlechts und vor allem eine treffliche Würdigung des Mannes, einen Vortrag E. Eglis (**1890**), zur Bullinger-Feier im Rathaus in Zürich gehalten. — G. von Schulthess-Rechberg (**1889**) hat dem 400jährigen Geburtstag Bullingers durch eine Bullinger-Biographie Rechnung getragen, die dank den zahlreichen wertvollen Publikationen zur schweizerischen Reformationsgeschichte der 1858 erschienenen Lebensbeschreibung von C. Pestalozzi gegenüber doch einen bedeutsamen Fortschritt darstellt, wenn letztere — namentlich wegen ihrer Mitteilungen aus Bullingers Schriften — auch immer noch ihren Wert behält. Sch.-R. verfällt nicht in den Fehler des Biographen, dass er in seinem Helden gerade einen besonders bedeutsamen Vertreter sieht, er verkennt nicht, dass Bullinger schon zu den Epigonen der Reformationszeit gehört. Doch rühmt er mit Recht seine Lauterkeit und Treue und seine klare Energie, mit der er der schwierigen Züricher Verhältnisse sich annahm. Seine religiöse Stellung sieht er vor allem in seiner gemütvollen Anschauung des Inhalts der Bibel begründet und äussert gerade über sie sich sehr eingehend. Doch stehen naturgemäss Bullingers Wirksamkeit in Zürich und vor allem bei seiner weitreichenden kirchenpolitischen Tätigkeit auch sein Verhältnis zu anderen evangelischen Kirchen im Mittelpunkt der Darstellung. — Schulthess-Rechberg konnte für seine Biographie schon die wertvolle Gabe E. Eglis (**1891**) zum Bullinger-Jubiläum, die Publikation von Bullingers „Diarium", der wertvollsten Quelle für eine Darstellung seines Lebens und Wirkens, benutzen, die in vorzüglicher Ausstattung nun allen zugänglich gemacht ist. Schon durch die weitreichenden Beziehungen Bullingers zu fast allen angesehenen Persönlich-

keiten seiner Zeit hat sie auch allgemein-geschichtlichen Wert; doch ist Bullinger auch ausdrücklich über den Rahmen einer Beschreibung nur seines Lebens hinausgegangen und hat — namentlich in den späteren Partien — Nachrichten allgemein-zeitgeschichtlichen Inhalts in seine Aufzeichnungen aufgenommen. — Noch ein Jubiläum konnte die evangelische Kirche der Schweiz in unserem Berichtsjahre feiern, den 400jährigen Geburtstag des Reformators von Graubünden, Philipp Gallicius. Namentlich auf Grund der auch von ihm herausgegebenen Korrespondenz Bullingers mit den Graubündnern (s. N. 1892), die mir leider nicht vorgelegen hat, gibt T. Schiess **(1894)** ein anziehendes Lebensbild des eigenartigen Mannes, der nach harter Jugend aus Entbehrungen und Drangsalen aller Art zu einer bedeutenden reformatorischen Persönlichkeit sich entfaltet, in seinem Alter dann aber eine seltsam mit seiner früheren Erscheinung kontrastierende Schwäche zeigt. —

Humanisten und Neulateiner.

(II, 7 = N. 1899—1946.)

Georg Ellinger.

Allgemeines. — Anfänge. — Lokalgeschichte. — Einzelne Lehrfächer an den Universitäten. — Frühzeit des Humanismus. — Blütezeit. — Erasmus. — Zasius. — Pirckheimer. — Sonstige Humanisten. — Neulateinische Dichtung. — Einwirkung auf die Nationalliteraturen. —

Allgemeines. Wieder muss der Referent beklagen, dass ihm einzelne in Zeitschriften enthaltene Arbeiten sowie im Auslande erschienene Bücher und Aufsätze nicht zugänglich waren, so dass er die Berichterstattung darüber auf das nächste Jahr verschieben muss. Einen Überblick über die Gesamttendenzen und Bestrebungen des Humanismus hat R. F. Arnold **(1899)** mit einsichtiger Benutzung der darstellenden Literatur entworfen.

Eine wichtige Seite der pädagogisch-ethischen Bestrebungen des Humanismus ist durch A. Bömer **(1901)** mit ausgebreiteter Kenntnis des Gegenstandes lehrreich und fesselnd behandelt worden. Seine Vorstudien zu den „Schülergesprächen" und der Ausgabe des „Grobianus" mussten ihm ein genaues Eingehen auf die humanistischen Anstandsregeln nahelegen. Er mustert zunächst die Anfänge dieses Literaturzweiges der Pädagogik im Altertum, bespricht die in Betracht kommenden (lateinischen und deutschen) Arbeiten des Mittelalters und geht dann zu seinem eigentlichen Gegenstande über, indem er nacheinander die folgenden pädagogischen humanistischen Schriftsteller behandelt: die Italiener Maffeo Vegio, Enea Silvio, Joh. Sulpitius, die Deutschen Wimpfeling, den Schweizer Surgant (der Auszug aus dem recht seltenen Regimen studiosorum ist verdienstlich), Pincianus, Murmmellius, den Spanier Vives, Otto Brunfels, Hermann Schottenius, Hegendorffinus, Erasmus, den Franzosen Borbonius, Sebaldus Heyden, Dedekind, wozu dann noch ein Überblick über die Literatur der Schülergespräche kommt. Hierauf folgt eine Übersicht über die von diesen Schriftstellern gepredigten, bzw. wie bei Dedekind mit Hilfe der durchgeführten direkten Ironie eingeprägten Regeln, wodurch ein ungemein lebendiges Bild jener humanistischen Bestrebungen gegeben wird, die auf die äussere Sittigung des Menschen abzielten.

Mit den Anfängen der humanistischen Literaturgeschichte beschäftigt sich der jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilende verdiente H. Holstein **(1902)** Joh. Fichard (nicht „Fischart" wie es in der Bibliographie heisst), der Schüler des Jakob Micyllus und Ulrich Zasius, hat 1536 eine Sammlung von Biographien berühmter Männer veröffentlicht; ein zweiter Band, der versprochen war, ist nicht erschienen. Der vorliegende Band behandelt nacheinander Petrarca, Enea Silvio, Campanus, Urceus Codrus, Philipp Beroaldus, Picus v. Mirandula, Octavius Cleophilus, Pomponius Laetus, Philippus Corneus, Jacobus Ammanati, Konrad Celtis, Rudolf Agricola, (diese und die folgende Biographie sind von dem niederländischen Humanisten Gerhard Geldenhauer [† 1542] verfasst), Wessel Gansfort, Petrus Mosellanus, der Jurist Longolius, Oekolampad, Colet und Thomas Morus. Über Fichards Leben, über die von ihm für die Lebensbeschreibungen benutzten Quellen sowie über die Nachwirkung der Biographien, die zum Teil wie die Agricolas und Wessels in Melch. Adams Vitae Germanorum philosophorum übergangen sind, werden die wichtigsten Notizen gegeben. — Seinen Darstellungen des Frühhumanismus auf den Universitäten Ingolstadt und Wien

vgl. JBL. 1902, N. 3554; 1903 N. 6772) hat G. Bauch (1904) jetzt eine Behandlung des gleichen Gegenstandes für Erfurt folgen lassen. Wie bei den ausführlich besprochenen früheren Arbeiten hat er auch hier eine Fülle von Material ausgebreitet und durch zahlreiche Einzelnotizen unsere Kenntnis des Gegenstandes wesentlich gefördert. Es ist nicht möglich, alle diese Einzelheiten in einem kurzen Bericht zusammenzufassen; es würde sich auch nicht verlohnen, da jede dieser Nachrichten nur im Rahmen des Ganzen ihre Bedeutung erhält. Jedenfalls aber gebührt ihm der Dank jedes Freundes der Geschichte des Humanismus für seine mühevolle Arbeit; nur wäre zu wünschen gewesen, dass alle diese Tatsachen etwas übersichtlicher gruppiert worden wären. Der Verfasser macht dem Leser die Arbeit nicht leicht, und es bedarf fortgesetzter, eindringender Lektüre, um aus diesem Gewirr von Namen und Tatsachen die einfachen, klaren Grundlinien der Entwicklung herauszufinden. B. hat selbst das Gefühl, dass er sich in bezug auf die Form der Darstellung dem Geschichtschreiber nicht vergleichen kann, mit dessen Werke er sich notwendigerweise auseinandersetzen musste. Kampschultes geistvolles und fesselndes Werk: „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation“ (hier kommt der erste Band: der Humanismus, Trier 1858, und von diesem nur etwa die ersten 50 Seiten in Betracht) wird immer seine Bedeutung behalten, wenn es sich auch nicht bestreiten lässt, dass Kampschulte die Neigung hat, zuweilen zu viel aus den Quellen herauszulesen, wie denn beispielsweise die Darstellung, die Bd. 1 S. 237 ff. von den Tendenzeu des um Eoban Hesse sich gruppierenden Dichterkreises gegeben wird, durchaus subjektiv ist und sich durch keine sicheren Quellenbelege stützen lässt. Aber der ausserordentliche Reiz des aus grossen Grundgedanken, nach einem einheitlichen, wohlüberlegten Plane mit ungewollter, aber um so eindringlicher wirkender schriftstellerischer Kunst entworfenen Buches wird durch derartige Konstruktionen eher erhöht als beeinträchtigt.

Hier handelt es sich um die Darstellung des Frühhumanismus und um die Frage, inwieweit es B. gelungen ist, die von Kampschulte vertretenen Grundanschauungen zu entkräften. Nach zwei Richtungen hin wird man ihm beipflichten müssen. Kampschulte nahm an, dass die Universität Erfurt von vornherein eine kirchlich-oppositionelle Haltung eingenommen habe. „Die Regungen einer ernsthaften Opposition gegen die bestehenden kirchlichen Verhältnisse,“ heisst es S. 5, „die anderwärts nur vereinzelt auftauchten und wirkungslos verschwanden, fanden hier eine allgemeinere Verbreitung und verwebten sich in das Leben der Anstalt selbst.“ Nach den einleuchtenden Ausführungen B.s muss zugegeben werden, dass sich diese These für die Anfänge der Universität nicht halten lässt. Ebenso ist B. zuzustimmen, dass der Tätigkeit der humanistischen Wanderlehrer an der Universität Erfurt nicht die Bedeutung für die allgemeine Geschichte des Humanismus zukommt, die ihnen Kampschulte beimisst. Wenn nun aber B. betont, dass in Erfurt vor 1500 eine Scheidung zwischen Humanismus und Scholastik nicht eintrat, und den Grund dafür in der Tatsache findet, dass die Zahmheit der bisher aufgetauchten Regungen des Humanismus ein durchaus friedliches Verhältnis zur Scholastik ermöglichte, so sagt er damit nur dasselbe wie Kampschulte, vgl. S. 37: „Diese gemässigte Richtung bemerken wir bei allen, die . . . . für die neue Richtung tätig waren. Bei keinem schlägt die Verehrung für den Humanismus in Verachtuug des bisher befolgten Systems um. Von letzterem sich vollständig loszusagen . . . ., mit der vorhergegangenen Entwickelung rücksichtslos zu brechen, lag nicht in der Absicht der erfurtischen Humanisten. Der Gegensatz zwischen der alten und neuen Richtung schien für sie nicht vorhanden zu sein.“ Auch bei der ersten Schilderung der Angriffsperiode des Erfurter Humanismus, die sich im wesentlichen an die Namen des Maternus Pistoris und Nicolaus Marschalk, vor allem aber an den letzteren, anknüpft, hat B. durch gründliches Eingehen auf die Persönlichkeit des Heinrich Fischer (Aquilonipolensis) Kampschultes Darstellung zwar erweitert und ergänzt, auch in zahlreichen Einzelheiten bekämpft, aber in den Grundanschauungen herrscht kein durchgreifender Gegensatz.

Was nun diese Einzelfragen betrifft, so ist es selbstverständlich nicht möglich, hier zu einer jeden Stellung zu nehmen. Wenn Kampschulte behauptete, dass die scholastischen Disputationen an der Erfurter Universität sich nicht „zu einigem Glanze entwickelt“ hätten, so ist B. durchaus im Rechte, wenn er diese Aufstellung für irrig erklärt. Dagegen wird man bei der Polemik B.s, S. 55, Anm. 2, gegen Kampschulte S. 32 f. eher geneigt sein, sich auf die Seite der älteren Auffassung zu stellen. Denn gerade in den Anfängen des Humanismus sind es häufig derartige Kleinigkeiten des grammatischen Betriebes, der Interpunktion usw., in denen der Gegensatz der Weltanschauungen ganz greifbar zutage tritt. —

Lokalgeschichte. Lehrreiche Mitteilungen knüpft G. Bauch (1906) an die verunglückten Versuche der Stadt Breslau, 1505 und dann wieder 1507 eine städtische Universität zu begründen. Er tritt der Behauptung J. Reinkens (Festschrift der katholisch-

theologischen Fakultät. Breslau 1861, S. 10) entgegen, der unter Bekämpfung der früheren Nachrichten den Haupthinderungsgrund für das Zustandekommen der Universität in dem Widerstande des Domkapitels sah. In diesem habe sich keine zum Universitätslehrer fähige Persönlichkeit befunden, und es habe deshalb Schädigung seines Ansehens durch von auswärts kommende wissenschaftlich gebildete Geistliche befürchten müssen. Dieser Aufstellung gegenüber erweist B. die Richtigkeit der älteren Zeugnisse, vor allen des Berichtes des Matthias von Miechow (1521), die das Scheitern der Breslauer Pläne hauptsächlich auf den Einspruch der Krakauer Universität zurückführen. Sodann geht B. die einzelnen Mitglieder des Domkapitels durch und zeigt an ihrer Vorbildung, dass sie sehr wohl imstande gewesen wären, den Lehrstuhl einer Universität zu besteigen. Manches Wertvolle für die Geschichte des Humanismus kommt dabei zutage; anziehend sind die hier zum ersten Male aus einer Münchener Handschrift mitgeteilten Gedichte des Johann Scheurl, dessen in dem Briefbuche seines schwatzhaften Grossneffen Christoph Scheurl nicht eben freundlich Erwähnung getan wird. Ein Ausblick auf die späteren bekannten Humanisten, die Mitglieder des Domkapitels waren, Georg Sauermann, Kaspar Ursinus Velius und Georg Logus (daneben noch Matthias Pyrser) beschliesst die fördernde Darstellung. — Die Entwicklung des preussischen Humanismus bis 1550 stellt H. Freytag **(1905)** dar. Er verfolgt zunächst die Preussen auf die einzelnen Universitäten; in Leipzig, wo sie verhältnismässig häufig auftreten, und wo u. a. in Gregorius Breitkopf aus Konitz ein Vertreter des Überganges von der Scholastik zum Humanismus, in Christoph v. Süchtern ein wirklicher, auch als Dichter in ungelenken Versen sich versuchender Anhänger des Humanismus vorgeführt wird; in Heidelberg, wo von der Mitwirkung der Preussen verhältnismässig wenig zu berichten ist, und in Frankfurt (Oder), wo sie wieder lebhaften Anteil an der Bewegung nehmen. Die eigentliche Darstellung gruppiert sich um sechs Mittelpunkte. Es handelt sich dabei zunächst um den Hof des Hochmeisters Friedrich von Sachsen (um 1500), wo dessen Kanzler Paul v. Watt und Erasmus Stuler oder Stella hauptsächlich die neue Richtung vertraten. Ferner kommt in Betracht die Residenz des Bischofs Hiob von Dobeneck, dessen zu Riesenburg gegründete humanistische Gesellschaft vor allen Dingen durch die Teilnahme und Tätigkeit Eobans bekannt ist. Dann Danzig, wo wir etwa 1500 eine Reihe humanistisch gebildeter Männer treffen, und wo auch für die Einführung der Reformation humanistische Gesichtspunkte mitgespielt zu haben scheinen. Wichtig ist auch der Hof des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, der zahlreiche Humanisten in seine Dienste zog, namentlich seit seinem Übertritte zur Reformation 1525; der dann 1540 das Gymnasium in Königsberg gründete und dieses 1544 in eine Universität umwandelte. Im Mittelpunkte des daduruch erweckten geistigen Lebens steht bekanntlich Melanchthons Schwiegersohn Georg Sabinus; neben ihm fällt in dieser Arbeit zum erstenmale helleres Licht auf eine weniger bekannte Persönlichkeit, auf den wie Sabinus als lateinischen Dichter zu nennenden, gelegentlich auch von Sabinus erwähnten Alexander von Süchtern, den Neffen des oben genannten Christoph v. S. Er hatte seine Bildung in Elbing erhalten, das ebenfalls als einer der Mittelpunkte des preussischen Humanismus anzusehen ist und zwar hauptsächlich durch seine Schule, ihr Charakter wird durch den Namen ihres ersten Rektors, des Gnapheus, genügend bezeichnet; neben ihm wirkt an der Schule Christoph Heyl (vgl. JBL. 1902, N. 3671); später steht zunächst Andreas Aurifaber, dann (seit 1548) Nikolaus Winmann (vgl. JBL. 1903, N. 6770) an der Spitze der Schule. Führen so Fäden von Königsberg nach Elbing hinüber, so ist Königsberg durch die Person des Sabinus auch mit dem ermländischen Kreise verknüpft, wo in der bischöflichen Residenz zu Heilsberg durch Johannes Dantiscus (Bischof von Ermland seit 1538) die humanistischen Bestrebungen begünstigt wurden, und wo Dantiscus' Freund Kopernikus zugleich die bedeutende Wirkung des Humanismus auch auf andere Wissensgebiete veranschaulicht.

Einzelne Lehrfächer an den Universitäten. Wertvoll sind die Mitteilungen, die Bauch **(1907)** über die Einführung des Hebräischen an der Universität Wittenberg macht. Er schickt der eigentlichen Behandlung seines Themas eine Untersuchung voraus, in der nachgewiesen wird, dass es nicht der Humanismus war, der in Deutschland zuerst auf das Studium des Hebräischen gedrungen hat, sondern die Kirche, die allerdings nicht wissenschaftliche Ziele damit verfolgen wollte, sondern den praktischen Zweck der Judenbekehrung dabei im Auge hatte. Das Konzil zu Vienne bahnt diese Bestrebungen an; Papst Benedikt XIII. sucht sie mit Hilfe getaufter Juden in seiner spanischen Heimat durchzuführen; ebenfalls unter dem Einflusse getaufter Juden fasst das Konzil zu Basel ähnliche Beschlüsse. Unter dem Einflusse der ebengenannten Tendenzen steht die Wirksamkeit des Dominikaners Petrus Nigri oder Schwarz, der als Erwecker des hebräischen Sprachstudiums in Deutschland der Vorläufer Reuchlins, als Kämpfer für ein Verbot des Talmuds durch die Fürsten ein Vorläufer Pfefferkorns war. Wenig später als Schwarz wirkt vorübergehend in Deutschland

Wilhelm Raimundus oder Raimundi de Moncada, ein getaufter spanischer Jude, der mit Agricola und Seb. Brant Berührungen hatte, bedeutenden Einfluss aber nicht ausgeübt hat. Alle diese und andere Bestrebungen blieben aber immer vereinzelt; der wirkliche Erwecker des hebräischen Studiums heisst nicht Nigri-Schwarz, sondern Reuchlin, und so bleibt die bisher geltende Ansicht, dass der Humanismus die Aufnahme des Hebräischen in den wissenschaftlichen Betrieb veranlasst hat, tatsächlich im Recht. In Wittenberg selbst treffen wir als ersten mit dem Hebräischen etwas Vertrauten den aus der Erfurter Universitätsgeschichte bekannten, oben erwähnten Nicolaus Marschalk; doch ist es nicht bezeugt, dass er in Wittenberg irgendwie im Hebräischen unterrichtet hat. Anlässlich der Universitätsrevision 1517 macht Luther 1518 dem Kurfürsten den Vorschlag, Griechisch und Hebräisch in den Lehrplan der Universität aufzunehmen, und noch in demselben Jahre kam es zur Berufung Johann Böschensteins (1472—1540), der gleich nach seiner Ankunft in Wittenberg eine Elementargrammatik, Hebraicae grammaticae institutiones, verfasste. Der Gegensatz, in den er wegen des Betriebs des Studiums bald zu Luther geriet, veranlasste ihn, Wittenberg zu verlassen. Man dachte an einen Ersatz durch Bartholomäus Kaiser, was jedoch erfolglos blieb, und verhandelte mit Johannes Cellarius Gnostopolitanus, der aber, bevor die Verhandlungen zum Abschlusse gelangten, schon eine Professur in Leipzig angenommen hatte. In dieser Not wurde vor November 1519 der getaufte Jude Bernhard (Jakob Gipfer aus Göppingen) angestellt, der aber infolge seiner geringen allgemeinen Bildung nicht recht zu brauchen war. Wieder unterhandelte man mit zwei getauften Juden, einem gewissen Werner Einhorn, der sich später als Ketzerdenunziant hervortat, und dem Spanier Matthäus Adrian. Dieser erschien denn auch April 1520 in Wittenberg; aber es kam bald wegen der Rechtfertigungslehre zwischen ihm und Luther zu Streitigkeiten, infolge deren Adrian Februar 1521 Wittenberg verliess. Erst nach diesen Vorspielen vielfach tastender Versuche fand endlich durch die Anstellung von Cellarius' Schüler Matthäus Aurogallus (Goldhahn) das Hebräische an der Universität Wittenberg seinen dauernden, festbegründeten Platz. Die vorstehende Inhaltsangabe kann nur einige Grundlinien des reichen Inhaltes von B.'s Abhandlung geben und muss sich versagen, auf das einzelne näher einzugehen. —

Frühzeit des Humanismus und älterer Humanismus. Der humanistischen Frühzeit ist nur eine Arbeit gewidmet, die biographische Skizze, in der F. Roth **(1925)** das Wichtigste über das Leben und die im wesentlichen nach der Art des Frühhumanismus rezeptiven Bestrebungen S. Gossenbrots zusammenstellt. Dagegen sind dem älteren Humanismus mehrere Arbeiten gewidmet worden. J. Knepper **(1927)** behandelt den bayrischen Humanisten Hauer als Grammatiker. Er bespricht zunächst kurz dessen grössere Grammatik, die etwas mit Wissensstoff überladenen Puerilia grammatices (1514, 2. Aufl. 1515) und geht dann zu seinem Hauptgegenstande, der lateinisch-deutschen Grammatik Haueris (1515, 2. Aufl. 1517) über, die im einzelnen analysiert wird. Das Bestreben, eine Erleichterung für die Schüler herbeizuführen, ist erkennbar, wenn auch noch vieles unvollkommen bleibt; die einsichtigen Anschauungen, die Hauer vorschwebten, finden ihre Formulierung in der der Haueris angehängten Ratio instituendorum puerorum, in welcher der Verfasser die Grundlinien seiner Erziehungslehre mit besonderer Betonung der Notwendigkeit einer vernünftigen Entlastung der Schüler darlegt. — In den Kreis des älteren Humanismus gehören sowohl der Zeit wie ihrer zwischen Scholastik und Humanismus vermittelnden Art nach die Brüder Fabian und Matthias Funck aus Haynau in Schlesien, beide seit 1506 an der Universität Frankfurt a. O., der ältere später kurfürstlicher Rat, der jüngere Pfarrer in seiner Heimatsstadt; beide (namentlich der jüngere) auch lateinische Dichter. Bauch **(1923)** gibt über sie die nötigen Angaben. — Kneppers Biographie Jakob Wimpfelings, des Hauptvertreters des älteren Humanismus, ist wiederholt besprochen worden **(1936)**. — Eine wichtige Seite von Wimpfelings Tätigkeit, seine Geschichtschreibung, hat E. Bickel **(1937)** sich herausgegriffen. Er beschäftigt sich zunächst mit dem Katalog der Strassburger Bischöfe und dann mit der Epitome. Bei jenem werden zunächst die Quellen festgestellt, teils nach Wimpfelings eigenen Angaben, teils nach dem, was sich aus dem Katalog selbst durch Vergleichung ergibt. Die Bedeutung Königshofens als Hauptquelle wird nicht bestritten, aber aus Nachweisen ergibt sich, dass Wimpfeling nicht in dem Masse von ihm abhängig gewesen ist, man bisher gemeint hat, da Königshofens Nachrichten immer durch das Studium anderer Geschichtschreiber kontrolliert worden sind. Bedeutsam ist die Ausnutzung der Urkunden durch Wimpfeling, doch ist die Art ihrer Verwertung, wie überhaupt die Quellenbenutzung ganz mittelalterlich unkritisch. — Bei der Frage nach dem Autor der Epitome nimmt der Verfasser mit Recht an, dass der Hauptteil der Exzerpte von Murrho herrührt, dagegen die leitenden Gedanken und das kulturgeschichtliche Material von Wimpfeling, der auch an Murrhos Exzerpten redaktionelle Änderungen vor-

genommen hat. Die Hauptquellen sind humanistische Italiener, Platina, Blondus und Enea Silvio, was für die Auffassung und Wiedergabe der geschichtlichen Verhältnisse zu mancherlei Missständen führt. Wo sein nationaler Standpunkt in Frage kommt, weicht er unbedenklich von seinen Quellen ab, ja er sagt zuweilen das Gegenteil. Dass Wimpfeling es überhaupt versuchte, eine deutsche Geschichte zu schreiben, muss ihm als Verdienst angerechnet werden; aber selbstverständlich war die Zeit dafür noch nicht gekommen, was kein Geringerer als Aventin ausgesprochen hat. Das Nationalgefühl, das Wimpfelings Arbeit veranlasst und belebt, ist ebenfalls als ein Fortschritt in der Entwicklung der Historiographie zu bezeichnen, aber es ist noch zu unklar und kraftlos, als dass aus ihm heraus sich eine wirkliche Geschichtschreibung hätte entwickeln können. —

Zu dem Wimpfelingschen Kreise elsässischer Humanisten gehört M. Ringmann (Philesius). Zwei Notizen zu seiner Lebensgeschichte bringt K. Klement (**1934**) aus Ringmanns „Grammatica figurata". Der Kolmarer Dekan während Philesius' Tätigkeit an der dortigen Münsterschule hiess Jacobus Xylotectus (Zimmermann). Die griechische Ptolemäushandschrift, die Philesius aus Italien mitbrachte, erhielt er nicht, wie man bisher annahm, von Picus v. Mirandula, sondern wahrscheinlich auf dessen Empfehlung von L. Gregorius Ziraldus in Ferara. Die Studie über Jakob Merstetter von H. F. Singer (**1931**) führt uns ebenfalls eine in Wimpfelings Kreis gehörende Persönlichkeit vor. Der Verfasser stellt die wichtigsten Lebensnotizen zusammen. Geboren um 1470, besucht er seit dem 26. April 1488 die Universität Heidelberg, wird hier 1490 Bakkalaureus, setzt dann seine Studien in Mainz fort, wo er sicher 1496 nachzuweisen ist. Hier hielt er auch selbst Vorlesungen und übernahm zugleich die Pfarrstelle zu St. Emmeran (vor Ostern 1502). Über seine Tätigkeit, über manche Einzelvorgänge in der Pfarrei während seiner Verwaltung bringt der Verfasser eine Reihe archivalischer Notizen. Gestorben ist Merstetter wahrscheinlish 1512. Die geringen literarischen Versuche, meist unter der Ägide Wimpfelings unternommen, werden von S. betrachtet und etwas überschätzt. Das Schlusskapitel würdigt namentlich die Ode des Joh. Rhagius Aesticampianus auf unsern Merstetter, doch muss man bei der Verwertung derarartiger Zeugnisse immer die gewohnheitsmässige humanistische Übertreibung im Auge behalten.

Blütezeit des Humanismus. Die wertvolle Arbeit von W. Brecht über die Verfasser der Epistola obsurorum virorum (**1918**) sucht der schwierigen Autorschaftsfrage auf doppeltem Wege beizukommen, einmal durch eine sorgfältige Prüfung des einzig zuverlässigen äusseren Zeugnisses, der höchstwahrscheinlich von Justus Menius herrührenden Responsio ad Apologiam Joh. Croti Rubeani, und dann durch eine genaue Stiluntersuchung. Die Responsio nennt als Verfasser der Epistolae obscurorum virorum allein Crotus und Hutten; man kann daher dem Verfasser durchaus zustimmen, wenn er zunächst feststellen will, ob es überhaupt nötig ist, nach anderen Mitarbeitern an dem Werke zu suchen. Auf Grund seiner sorgfältigen stilistischen Beobachtungen kommt er zu dem Resultat, dass der erste Teil ausschliesslich von Crotus, der zweite sowie der Anhang zum ersten von Hutten herrührt; doch gibt er bei dem zweiten Teil die Möglichkeit einer ganz gelegentlichen Beteiligung der Würzburger Domherren Jakob Fuchs und Friedrich Fischer zu. Dem Referenten erscheint der Beweis, dass Crotus allein den ersten Teil verfasst hat, so erbracht, dass ein Zweifel daran nicht mehr angängig ist. Unmittelbar mit der Konstatierung dieser Tatsache hängt der von dem Verfasser gelieferte, ungemein wichtige Nachweis zusammen, dass Crotus die Vorstudien für seine Satire in Fulda gemacht hat, und dass das Werk selbst während seines Fuldaer Aufenthaltes entstanden ist. (Über den angeblichen Aufenthalt des Crotus in Erfurt 1515 vgl. JBL. 1903, N. 6792.) — Der strikte Beweis, der für den ersten Teil geführt worden ist, lässt sich nach der Ansicht des Referenten für den zweiten Teil nicht mit gleicher Sicherheit erbringen; man hat hier mehr das Gefühl der Uneinheitlichkeit als im ersten Teil, was doch nicht allein aus Huttens unruhigem, rastlosem Temperament zu erklären ist. Die stilistische Untersuchung ist aber auch hier von grossem Wert, weil sie zeigt, wie Hutten auch für die nicht von ihm herrührenden Briefe den entscheidenden Ton angegeben hat. — In der Auffassung des Sachlichen sowie der Persönlichkeiten wird man mit dem Verfasser überwiegend eines Sinnes sein, namentlich in der Beurteilung der späteren Umkehr des Crotus. Für diesen bietet der Verfasser viel mehr, als der Titel des Buches vermuten lässt: er hat die bisher für Crotus in Anspruch genommenen Satiren sorgfältig untersucht, die Autorschaft durch stilistische und inhaltliche Untersuchung als wahrscheinlich oder sicher erwiesen und so die schriftstellerische Wirksamkeit des Crotus zum ersten Male als Ganzes erfasst und dargestellt. — Von den Mitgliedern des Erfurter Humanistenkreises liegt nur eine Arbeit über Cordus vor (**1922**), die mir nicht zugänglich gewesen ist. —

Erasmus. Zasius. Ebenso ist dem Referenten nur ein Teil des Materials über Erasmus zugänglich gewesen, doch darf trotzdem wohl das Urteil ausgesprochen werden, dass die von J. Förstemann und O. Günther (**1909**) herausgegebene Briefsammlung die wichtigste Publikation der diesjährigen Erasmusliteratur ist. Die in der Hauptsache aus der Burscherschen Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek stammenden Briefe an Erasmus erstrecken sich über die Jahre 1520—1535; die zahlreichen Briefschreiber geben ebenso wie die Fragen, die sie besprechen, Zeugnis davon, in welcher Weise Erasmus als der allgemeine geistige Mittelpunkt erscheint. Auch für die Stellung des Erasmus zu den religiösen Fragen, wie sie sich namentlich seit 1521 gestaltete, bietet die Sammlung reiches Material. Die Texte sind sorgfältig hergestellt, und ein vortrefflich gearbeitetes Register gibt über die Briefschreiber und über die in den Schreiben berührten Fragen ausführliche und sorgfältige Auskunft. — Eine vortreffliche Dartellung hat R. Schmidt (**1938**) Erasmus' Freund Ulrich Zasius zuteil werden lassen. Auf Grund der biographischen Forschungen und eigener Arbeit stellt er ein wirkungsvolles Lebensbild auf und weiss Vorzüge und Begrenzung der Befähigung des Zasius wie seiner Stellung innerhalb der Entwickelung der Rechtswissenschaft einsichtig darzulegen. —

In den Kreis Pirckheimers und Dürers führen uns die Mitteilungen E. Reickes (**1919**) über den bisher im einzelnen wenig bekannten Lorenz Behaim. Sie beruhen auf dessen Briefen und Papieren, die sich im Nachlasse Pirckheimers auf der Nürnberger Stadtbibliothek finden. Lorenz Behaim wurde Ende 1457 in Nürnberg geboren, stammte aus einer bürgerlichen (nicht der bekannten Patrizier-) Familie, studierte in Ingolstadt und Leipzig, dann wahrscheinlich in Italien und wurde Doktor der geistlichen Rechte. Dann kam er an den Hofe Rodrigo Borgias, des nachmaligen Papstes Alexanders VI., in dessen Dienst er 22 Jahre stand, zuerst als Haushofmeister, dann als oberster Geschützmeister. Im Jahre 1503, bald nach Alexanders VI. Tode, ging er wahrscheinlich nach Deutschland zurück, und zwar begab er sich nach Bamberg, wo er eine Pfründe besass. Als Anhänger des Humanismus trat er in dieser Richtung doch nicht öffentlich hervor; Luthers Sache stand er feindlich gegenüber. Er starb in Bamberg am 11. April 1521. Wichtig ist seine Beschäftigung und Vertrautheit mit technischen, naturwissenschaftlichen und physikalischen Fragen; bedeutsam sind auch seine Angaben über Dürer, die der Verfasser hoffentlich bald mitteilt. Auch der Verkehr mit Cesare Borgia ist von Interesse. Auf einem Blatte, das sich erhalten hat, legte Cesare dem Behaim mehrere Fragen vor, unter denen sich neben medizinischen und militärisch-technischen auch recht bedenkliche, z. B. über die Zubereitung von Giften, finden. —

Sonstige Humanisten. Für die übrigen Humanisten möge wie im vorigen Jahre die im Inhaltsverzeichnis angewendete alphabetische Reihenfolge beibehalten werden. Johannes Caselius wird uns durch F. Koldewey (**1920**) als Verfasser einer 1556 gedruckten Predigt: „Christliche Vermanung von der Geburt Christi" vorgeführt; die Predigt ist während Caselius' Wittenberger Aufenthalt geschrieben, aber wohl nicht gehalten, sondern bloss als Empfehlungsschrift veröffentlicht worden. — Den im Bericht von 1902 besprochenen Jugendgedichten des Caselius widmet M. Herrmann (**1921**) eine eindringende Besprechung. — F. Faber aus Köckritz, Schöppen- später Stadtschreiber zu Schweidnitz, dann Stadtschreiber zu Breslau, wird durch G. Bauch (**1923**) biographisch behandelt. Seine lateinischen Dichtungen zeigen patriotische Tendenz, ergreifen auch für Luther Partei, dessen Anhänger er war. — G. Handsch erhält durch R. Wolkan (**1926**) eine Charakteristik, sein Leben, seine unbedeutenden lateinischen Dichtungen, seine Naturgeschichte sowie seine eifrige Sammlertätigkeit werden eingehand geschildert. — Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des münsterischen Humanismus liefert W. Meier (**1928**). Conrad von Heeresbach, als Freund des Erasmus und Melanchton bekannt, wurde ziemlich allgemein ein geschichtlicher Bericht über Verlauf und Ausgang des Wiedertäuferreiches, die Historia anabaptistica, zugeschrieben. Tatsächlich hat Heeresbach über diese Vorgänge an Erasmus in zwei Briefen berichtet, von dem sich einer (Juli 1535) erhalten hat. M. weist durch eine Vergleichung dieses Briefes mit dem Berichte sowie durch Herbeiziehung noch anderer Momente in einer, wie mir scheint, überzeugenden Weise nach, dass die Historia anabaptistica von Conrad v. Heeresbach nicht herrühren kann. — Aus der humanistischen Periode H. Stockmanns, der später Professor der Medizin in Wittenberg war, teilt O. Clemen (**1932**) aus einer Handschrift der Zwickauer Ratsschulbibliothek ein Gedicht mit. —

Neulateinische Dichtung. Die dreihundertste Wiederkehr von Baldes Geburtstag hat J. Bach (**1939**), der sich schon durch seine im Bulletin ecclésiastique de Strasbourg, 1885, N. 2—12 veröffentlichten Aufsätze als ein gründlicher Kenner des Dichters gezeigt hat, zu einer erneuten biographischen Behandlung Baldes angeregt. Das lesenswerte Buch bringt mancherlei neue Notizen

zur Lebensgeschichte; auch Ungedrucktes wird mitgeteilt, so erhalten wir S. 12f. einen Abdruck des „Hilferufes der Alsatia“ aus dem wohl Anfang 1622 entstandenen Gedicht: In comitem Ernestum Mansfeldium (Handschrift auf der Münchener Staatsbibliothek), auf das Westermeyer S. 11 zuerst hingewiesen hatte. Indessen auf derartigen kleineren Nachträgen beruht der Wert der Schrift nicht, sondern darauf, dass hier ein Lebensbild gegeben ist, das sich auf erneute selbständige Durcharbeitung des Materials gründet. Sowohl die Darstellung der Lebensgeschichte wie die Charakteristik der Werke beruht auf gründlicher Kenntnis der Quellen. In der Beurteilung des einzelnen, namentlich nach der ästhetischen Seite hin, wird man nicht immer mit dem Verfasser einverstanden sein. Dieser schreibt vom streng-katholischen Standpunkte aus, aber ohne jede polemische Tendenz. Doch liegt es in der Natur der Sache, dass dadurch manche Dichtungen Baldes um ihres Stoffes willen mehr in den Vordergrund gerückt werden, als sie ihrem Werte nach verdienen. Aber diese sich ergebenden Differenzen treten hinter den Vorzügen des Buches zurück, das als ein durchaus zuverlässiger Wegweiser bezeichnet werden kann, zumal es auch über die bisherigen wissenschaftlichen Bearbeitungen des Gegenstandes und die Übersetzungen die nötigsten Aufschlüsse gibt. — Einige ungedruckte Verse von C. Brusch teilt O. Clemen **(1940)** aus den Schätzen der Zwickauer Ratsbibliothek mit. —

Einwirkung der neulateinischen Dichtung auf die Nationalliteraturen. Zu den anziehendsten Aufgaben gehört es, die Wechselwirkung zwischen neulateinischer Dichtung und den Nationalliteraturen festzustellen. Dedekinds Grobianus, dessen Neuausgabe durch A. Bömer mehrfach besprochen worden ist **(1942)**, hat nicht nur in Deutschland, sondern auch in England **(1943)**, Übersetzer und Bearbeiter gefunden. Auf einzelne Anspielungen auf das Werk bei Thomas Nash (1592 und 1599) folgt 1605 die erste, nur kleine Zusätze machende Übersetzung: „The Schoole of Slovenrie“. Wichtiger noch ist Thomas Dekkers Satire „The Guls Hornebooke“, in der Reminiszenzen aus dem Grobianus mit einer älteren englischen komischen Figur, dem Gull, recht unorganisch zusammengearbeitet sind. Eine Oxforder Studentenkomödie von 1640: „Grobiana's Nuptial's“ von Roger Shipman und William Taylor hat mit dem ursprünglichen Charakter der Satire wenig mehr zu tun. Ein Jahrhundert später tritt noch ein Übersetzer auf den Plan, Roger Bull, dessen 1739 erschienene Übertragung: „Grobianus or the compleat booby“ die Züge des Popeschen Klassizismus aufweist. Der lehrreichen Untersuchung ist ein Neudruck der Übersetzung von 1605 sowie eine Ausgabe der nur handschriftlich überlieferten Studentenkomödie beigefügt. —

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(III, 1 = N. 1947—1995.)

Alexander Reifferscheid.

Politische Geschichte. Gesamtdarstellungen. — Einzelne Persönlichkeiten. — Religiöse Verhältnisse. — Kulturelles und geistiges Leben. — Quellen. — Chroniken und Denkwürdigkeiten. — Stammbücher. — Reisebeschreibungen. —

Politische Geschichte. Gesamtdarstellungen. Von dem schönen Buche von O. Kämmel **(1947)**, das die Gesamtentwicklung des deutschen Volkes, nicht bloss Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern auch Volksgeschichte zur Darstellung bringt, ist eine neue durchgesehene Auflage erschienen. — Eine neue Auflage liegt auch vor von dem durch seine reiche Materialsammlung ausgezeichneten Werke von J. Janssen **(1948)**, in der Bearbeitung von L. Pastor. Der im Berichtsjahr erschienene Band VII behandelt die Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreissigjährigen Krieges. Neu in dieser Bearbeitung ist die eingehende Darstellung der protestantischen Philosophie und Theologie, die in der vorletzten Auflage zu kurz gekommen war. Dass eine gleichmässige Neubearbeitung nicht vorgenommen worden, erkennt man schon aus dem Literaturverzeichnis, das bei den Zeitschriften nicht über die Schlussbände der Ausgabe von 1893 hiuauskommt. Das macht sich auch innerhalb des Werkes bemerkbar. — J. Becker **(1948a)** bespricht in seiner fleissigen Doktorarbeit die historischen Lieder und Flugschriften aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges und berücksichtigt dabei eine handschriftliche Sammlung auf der Rostocker Universitätsbibliothek. Ihr Wert für die Kulturgeschichte ist grösser, als der für die politische. Wir lernen daraus die Stimmung und Auffassung des Volkes kennen.

Einzelne Persönlichkeiten. Über Christians IV. von Dänemark Beziehungen zu den Hansestädten schreibt V. Schweitzer **(1949)**, für die Zeit vom Beginn des dreissigjährigen Krieges bis zum Eingreifen des Dänenkönigs (1618—25). Die Hansestädte waren ihm abgeneigt, weil er ihre Handelsinteressen empfindlich geschädigt hatte. — Über Wallenstein liegen mehrere kleinere Aufsätze vor. Im Vordergrunde steht Fr. Steuers **(1953)** Doktorarbeit, von der zurzeit aber nur die beiden ersten Abschnitte ausgegeben sind, über die Glaubwürdigkeit zweier wallensteinfeindlichen offiziösen Flugschriften, der „Apologie“ und der „ausführlichen und warhafften Relation“. — K. Siegl **(1954)** veröffentlicht zwei wallensteinfreundliche französische Zeitungsberichte. — Im Anschluss an Hallwichs Veröffentlichung über „Wallensteins Dame“ (JBL. 1902 N. 3597) beleuchtet M. Ritter **(1950a)** die Eroberungspläne Wallensteins auf Venedig, um einen neuen Beleg zu geben für die masslose Ländergier Wallensteins und für die übermütige Politik des kaiserlichen

Hofes. — K. Jacob (1950) hält weitere Untersuchungen über das Kontributionssystem, das Wallenstein geschaffen, für höchst erwünscht. — Unter den Nachweisungen K. Siegls (1951) über die Ausgaben der Stadt Eger für Wallenstein ist von besonderem Interesse ein „Kuchlzetell", sowie die Angaben über die unzähligen Boten, die der Dienst für Wallenstein beanspruchte. —

A. Thoma's (1955) Schrift über Bernhard von Weimar, aus Anlass der Feier seines dreihundertjährigen Geburtstages, ist eine lesbare populäre Erzählung für weitere Kreise. —

Dem Grossen Kurfürsten sind zwei ergebnisreiche Aufsätze gewidmet von O. Meinardus (1956) und von F. Hirsch (1958). Ersterer sucht tiefer einzudringen in den Entwicklungsgang des Grossen Kurfürsten, um die werdende Persönlichkeit zu erkennen. Letzterer erörtert eingehend die Verhaftung und Einkerkerung des Predigers Aeg. Strauch, die auf Befehl des Grossen Kurfürsten erfolgte, unter voller Berücksichtigung des gesamten Auftretens Strauchs. —

Über die religiösen Verhältnisse kommt vor allem eine lichtvolle Charakteristik der Religionswissenschaft und Theologie des 18. Jahrhunderts von E. Troeltsch (1960) in Betracht. — (N. 1959 war mir nicht erreichbar.) — J. Lehmanns (1961) Buch will den Bedürfnissen des Predigerseminars der deutschen Baptisten zu Hamburg dienen. Es enthält dankenswerte Proben der bedeutenderen Prediger. — Den Katholizismus in Altpreussen betrifft N. 1962. Die Rechtsgleichheit der Konfessionen stand dort bloss auf dem Papier. — A. J. Nürnberger (1963/4) behandelt ohne vorgefasste Meinung, ganz anders als J. Reinckens, die Hauptmomente aus der früheren Geschichte der Universität Breslau. — (N. 1965 blieb mir unzugänglich.) — Die wichtigste religöse Bewegung innerhalb des Protestantismus, der Pietismus, findet in C. Mirbt (1966) ihren unbefangenen Darsteller. Er bespricht nach der Reihe die Begründung des Pietismus durch Spener, seine besondere Entwicklung in Halle und Württemberg. Die Geschichte der Ausbreitung desselben ist nach seiner Ansicht erst zu schreiben, wenn die begonnene Erforschung des Pietismus in den einzelnen Landschaften fortgeschritten sein wird. — Solche Untersuchungen liefert J. Batteiger (1967) für Bayern, beginnt O. Veeck (1967a) für Bremen. Der Aufsatz des Letzteren steht im 25. Bande der in der Bibliographie genannten Zeitschrift. — Eine aktenmässige Geschichte der Herrnhuterkolonie Neudietendorf liefert C. F. v. Strenge (1967b) mit Briefen des Grafen von Zinzendorf und E. S. Cyprians.

Kulturelles und geistiges Leben. Allgemeines über die Hofgesellschaft als den Hauptträger der modernen Kultur bietet G. Steinhausen (1969). — N. 1968 und 1969a konnte ich nicht einsehen. —

Auf dem Gebiete des Buchhandels und des Zeitungswesens ist von hervorragender Bedeutung das nur in geringer Auflage verbreitete Werk von Arend Buchholtz (1972) über die Vossische Zeitung mit vorzüglichem Bilderschmuck. Es enthält auch die Geschichte des Rüdigerschen und Vossischen Verlags. Beachtung verdient die hier festgestellte Tatsache, dass die Berliner Zeitungen gegen Ende des 17. Jahrhunderts sich ohne eigene Korrespondenzen auf den Nachdruck der Hamburger, Leipziger, Wiener und Polnischen Blätter beschränkten. — N. 1971 war mir unzugänglich, ebenso N. 1972a. — Aus N. 1970 verdient Hervorhebung der Gedanke, dass Buchdruck und Buchhandel Gradmesser geistigen Lebens sind. —

Wissenschaftliches Leben. Nach W. F. von Mülinen (1973) war J. G. Altman die Seele der „Neuen", dann der „deutschen" Gesellschaft in Bern, die sprachliche und ethische Zwecke verfolgten. — Das geistige Leben Dresdens zu Beginn des 17. Jahrhunderts versucht V. Hantzsch (1974) zu schildern. Er bespricht fast ausschliesslich Theologen, Hofprediger und Schulmänner, allerlei Betriebsamkeit, aber kein wirklich geistiges Leben. — N. 1975 war mir unzugänglich. —

Literatur. Ebenso N. 1976 und 1977. Mit liebevoller Teilnahme verfolgt F. Eichler (1978) alle, selbst die geringsten Spuren vom Fortleben des H. Sachs durch die Jahrhunderte.

Quellen. Zwei wertvolle Briefpublikationen verlangen rühmende Erwähnung: der Schluss der Privatbriefe Kaiser Leopolds I., herausgegeben von A. F. Pribram und M. Landwehr von Pragenau (1979), und die Auswahl aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an E. Polier de Bottens von S. Hellmann (1980). Die erstere bietet wieder reiches Material zur unparteiischen Würdigung des Kaisers. Seine tatkräftige Entschlossenheit und entschiedene Selbständigkeit erhellt aus Äusserungen wie: „grosse resolutiones müssen geschwind und unvermeint kommen, dann sonst haben sie kein garbo" (56), „sollte ich ein Prob haben, dass ein Minister ein Schelm seie, so würde sein Kopf bald zue Boden liegen" (28), „ich will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen,

das die Köpf wegspringen sollen" (74), „ich erinder euch, das ich um alles wissen tue, allein aus gewissen Ursachen nit will, dass man es wissen solle" (58), „habe recht des Peñeranda lachen müssen, dass er mir einen so gueten Rat geben hat... Ich habe ihm fleissig gefolgt und getan, was mir beliebt hat" (66). Er durchschaut die Absichten derer, die ihn täuschen wollen: „alle wollten sich gern des Kaisers bedienen, um ihr Convenienz zu erhalten, nachher würden sie sich das Maul wischen und dem Kaiser kein guets Wort geben" (124), „gehet es übel ab, so werden nit domini Hispani, sondern der arme Kaiser den Teufelsdank darum haben" (133). Er weiss aus Erfahrung, was ein Kammerherr bei einem jungen Fürsten schaden kann (143). Nach dem Tode seiner geliebten Gemahlin kann er keine Ruhe finden, er wandert immer umher (362). Bei dem Brande im Eskurial bedauert er vor allem den Verlust alter Handschriften (373). Auch die Briefe der Herzogin sind vertraulicher Natur. E. Polier de Bottens stand ihr von Jugend auf nahe. Der frommen Grundstimmung Poliers, der sich immer mehr in die Welt des Glaubens versenkte, entspricht es, dass in diesen Briefen die religiösen Auseinandersetzungen überwiegen. Er schrieb ihr allezeit etwas „gottzförchtiges". In ihrer natürlichen Art liess sie sich von ihrem Freunde aber nicht beeinflussen, der Abkehr von irdischen Freuden und beschauliche Versenkung in Gott verlangte. Offen gestand sie, dass der Glaube an ein Jenseits ihr keinen Trost gewähre. N. **1981** ist eine unveränderte zweite Auflage, **1982** belanglos.

Chroniken und Denkwürdigkeiten. Die Eintragungen der Dominikanerprioren, aus denen A. Gottlob **(1983)** umfangreiche Mitteilungen macht, betreffen im wesentlichen nur die grösseren Ausgaben. Es ist daher natürlich, dass sie für die eigentliche Zeitgeschichte ohne Bedeutung sind. — Der Pfarrer von E. Consentius **(1984)** notiert sich nur allgemeine Denksprüche und verrät überall Unduldsamkeit gegen katholisches Wesen. In T. Hafners **(1987)** Mitteilung ist von Interesse der mystisch-religiöse Zug. Belanglos sind N. **1985, 1986, 1989, 1990.** Der Herausgeber der unter der letzten Nummer aufgeführten Aufzeichnungen heisst R. v. Flanss. Um so reichhaltiger und anziehender ist Dietrich Sigismund von Buchs Tagebuch, herausgegeben von F. Hirsch **(1988)**, von dem der erste Teil, die Jahre 1674/7 betreffend, hier zur Besprechung steht. Von Buch, der das volle Vertrauen des Grossen Kurfürsten genoss, war ihm mit ganzer Seele ergeben. Er nennt ihn einen unvergleichlichen Fürsten, rühmt seine Heldenhaftigkeit und seine Grossmut. Ebenso verehrt er die Kurfürstin. In seinem Eifer für die gute Sache sagt er dem kaiserlichen Feldmarschall, dem Herzog von Bournonville, oft und gründlich die Wahrheit. Er ist äusserst temperamentvoll und steht alle Augenblicke vor einem Duell, das dann aber verhindert wird. Seine Aufzeichnungen sind vor allem kulturgeschichtlich wertvoll, sie geben einen Einblick in die inneren Verhältnisse des brandenburgischen Heeres, besonders des Offizierkorps, in das Leben und Treiben des Adels, in die rohen Sitten der vornehmen Kreise. Von Buch hat sich die Unbefangenheit des Urteils gewahrt. Über die Absicht der Aufzeichnungen kann man im Zweifel sein. Nicht ohne Grund stehen oft blosse Anfangsbuchstaben, um Unberufenen das Verständnis des Tagebuches zu verschliessen. —

Stammbücher. Die meist der Bibel entnommenen Eintragungen im Stammbuch Eckenbergers **(1992)** triefen von Frömmigkeit und Gottvertrauen. — N. **1991** war mir nicht zugänglich.

Reisebeschreibungen. Die Ratschläge M. Zeillers **(1993)** in seinem „Fidus Achates" bieten viel Interessantes. Man trug Augenbrillen gegen den Staub, hielt es für unentbehrlich, „Klöblein und Schlösslein etwan an einer übel verwahreten Tür eines Zimmers anzumachen", pflegte in den Herbergen „entweder in den Kleidern ganz zu liegen, oder wenigstens seine Unterhosen, Strimpf und Überhemden anzuhaben". Der Aufsatz legt auf das kulturhistorisch Wichtige nicht den gebührenden Wert. — N. **1994, 1995** waren mir unerreichbar. —

Lyrik. 1903.

(III, 2 = N. 7094—7156a.)

Victor Michels.

Geistliche Lyrik. — Weltliche Lyrik. — Ältere Zeit. — Neuere Zeit. — Gelegenheitsdichtung. — Volkslied und volkstümliche Dichtung. — Historisches Lied. —

Geistliche Lyrik. Ellingers Ausgabe der „Heiligen Seelenlust" des Angelus Silesius hat L. Pariser (7100) nur kurz besprochen. Er macht darauf aufmerksam, dass mehrere Auflagen der „Heiligen Seelenlust" aus dem 19. Jahrhundert ihr Fortleben als Andachtsbuch der katholischen Kirche bezeugen (so die Stuttgarter von 1847, die Regensburger von 1862). — Neben andern, die Angelus Silesius zu würdigen suchen, hat auch G. Ellinger (7097) wieder das Wort ergriffen. Er mustert die Literatur und wendet sich ganz besonders gegen Kraliks Versuch, die Mystik des Angelus Silesius als kirchlich-korrekt vom katholischen Standpunkte aus zu erweisen. Er zeichnet Scheffers Entwicklungsgang und stellt noch einmal gegen Kralik fest: auch der katholische Scheffer setzt, wie das sechste Buch des Cherubinischen Wandermannes zeigt, die Mystik anfangs fort. Gegen Scherers Charakteristik bemerkt er: „So oft auch im Cherubinischen Wandersmann die ‚Gelassenheit, Stille, Abgestorbenheit, Ruhe' gerühmt und empfohlen wird, der Dichter hat das so hoch Gepriesene nicht gefunden. Durch all diese Sprüche geht ein Drängen und Wogen, eine ungestillte Sehnsucht, eine Unbefriedigtheit und dann wieder eine schwärmerische, aber immer unruhige Inbrunst." — Über J. Neander hat E. Simons (7111) die wenigen biographischen Nachrichten mit Kritik zusammengestellt: die Erzählung von einer liederlichen Jugend des frommen Dichters behandelt er als Legende. — Nur ganz kurz hat H. Beck über Casp. Neumann (7112), G. Neumark (7713) und Erdmann Neumeister (7116) gehandelt. — W. Büchtings Buch über Martins Rinckart (7117) habe ich nicht einsehen können. Aus der Besprechung von Könnecke ersehe ich, dass das Werk wertvolles ungedrucktes Material aus dem Besitz von Fräulein Agnes Gräfe in Halle, einer Ururenkelin der mit einem Pastor Gräfe zu Weltewitz vermählten Enkelin Rinckarts, verwertet, insbesondere 1. das Itinerarium vitae meae, vierzig lateinische Distichen aus dem Jahre 1645, 2. den Lebens- und Sterbensbericht aus demselben Jahre, 3. die Annales Mansfeldici, eine Chronologie der Jahre 1611/7. — Aktenstücke über die Berufung Martin Rinckarts als Sextus Scholae und später als Diakonus an St. Annen in Eisleben, die freilich nichts Neues ergeben, veröffentlicht H. Grössler (7118). — F. Spittas Aufsatz „Ich bete an die Macht der Liebe" war mir leider nicht zugänglich (7120). — Das Buch von H. Uhde-Bernays über Catharina Regina von Greiffenberg hat freundlich anerkennende Besprechungen gefunden (7108) durch Jantzen (LE. 6, 210/1; so zu lesen!) und durch Max Koch. Letzterer wünschte, dass auch die Sprache der Dichterin behandelt worden wäre. — Dass der Dichter des Liedes „Gott des Himmels und der Erden" sich Heinrich Alberti genannt habe, nicht Albert, wie wir ihn gewöhnlich nennen, soll nach Ferd. Hoffmann (7096) aus einem an versteckter Stelle abgedruckten Stammbuchblatt hervorgehn. Aber die Frage ist schon durch L. H. Fischers Gedichte des Königsberger Dichterkreises S. IV erledigt. —

Weltliche Lyrik. Max Friedländer bringt in seinem schönen Buch „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" auch manche für die Geschichte der Lyrik wichtige Bemerkung. Aus dem über Günther Bemerkten sei hervorgehoben die Notiz, dass Günthers Arie „Stürmt, reisst und rast, ihr Unglückswinde" wohl durch die Arie „Stürmt, ihr tollen Unglückswinde" in Jacob Krembergs Musikalischer Gemütsergötzung (Dresden 1689) angeregt ist (2, 9). Für das Lied „Die Katze lässt das Mausen nicht" weist F. die erste Spur in Joh. Seb. Bachs Kaffee-Kantate 1732 nach; aber Picander hat die Verse nicht; eine Umarbeitung steht 1747 bei Koromandel. Für Hagedorns Gedicht „Das Dasein" („Ein dunkler Feind erheiternder Getränke") erhalten wir (2, 23) die französische Quelle. Görners Melodie wird noch heut gesungen. Die Melodie für Hagedorns „Morgen" („Uns lockt die Morgenröte"), im Rhythmus von Opitz' „Ach Liebste, lass uns eilen" lässt sich, wie Friedländer aus einer früheren Arbeit wiederholt, dem Liede „Erwache Friederike" aus dem Sesenheimer Liederbuche unterlegen, und Friedländer hat auch wohl recht mit der Behauptung, dass dieses „Morgenständchen" auf die vielgesungene Melodie gedichtet ist; doch ist es trotzdem nicht von Goethe. Das Lied „Vater Noah, Weinerfinder"

(ursprünglich „Bruder Noah . . .") hat den Musiker Johann Adolph Scheibe zum Verfasser. Lehrreich ist die Zusammenstellung des ursprünglichen Textes von Gleims „Ich hab' ein kleines Hüttchen nur" mit den im Volksmunde geschaffenen Umgestaltungen, die in Matthissons Anthologie, Zürich 1807, erscheinen (2, 65 f.). Das Thema von Beethovens „Acht Variationen" über dies Lied ist nach Friedländer nie zu dem Gleimschen Liede gesungen worden, sondern gehört vielmehr zu „Gestern abend war Vetter Michel da" (vgl. 2, 77). Die Melodie zu „Ich liebte nur Ismenen" wird in einer aus Erks Nachlass stammenden Aufzeichnung von etwa 1805 mitgeteilt (2, 79). Andere wichtige Einzelheiten müssen übergangen werden. — Die ersten Versuche einer Nachahmung des deutschen Minnegesangs behandelt Sokolowski (7122c). Er stellt an die Spitze Moscherosch, der im „Weiberlob" ein Turnier von Kaiser Heinrich schildert, und das in der grossen Heidelberger Handschrift dem Grafen von Leiningen zugeschriebene Lied „Swes muot ze fröiden sî gestalt" mitteilt (übrigens doch auch etwas später Verse aus der Winsbekin, wie Sokolowski nicht weiter erwähnt). Er bespricht dann Hofmannswaldaus Verdeutschungsversuche und hat vor Bodmer nur Dietrich von Stade als Übersetzer von Winsbeke und Winsbekin und König Tirol zu nennen. Bodmer hat nicht nur aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, sondern auch versucht, mittelhochdeutsch zu dichten, mit nicht gar so üblem Erfolge, in Anbetracht des Umstandes, dass es sich um einen ersten Versuch handelt. Auch Bodmers Versuche, die Minnesingerzeit poetisch zu verwerten, in den Fabeln „Das Erdmännchen", „Die poetische Luft" und „Die Sänger der Abenteuer und der Minne auf Kastelmarveil" und in dem Drama „Friedrich von Tockenburg", werden besprochen. Dann die Bemühungen Gottscheds, S. G. Langes und Kaspar Friedr. Renners. —

Ältere Zeit. G. Witkowskis Opitz-Ausgabe wird (7130) von Koch und von Baeseke anerkennend besprochen. Baeseke wirft die Frage auf: „Welches ist denn das Verhältnis von Opitz zu den deutschen Grammatikern?" und kommt zu dem Resultat, dass Opitz über Clajus, dessen Grammatik im selben Verlag wie Opitz' Hipponax erschien, eigentlich keinen Schritt hinausgekommen sei. — A. Schultzes fleissige Dissertation über die Stellung des Verbs bei Opitz hier zu exzerpieren, liegt deshalb keine Veranlassung vor, weil die geringen Abweichungen Opitz' von dem heutzutage Sprachüblichen nichts individuell Charakteristisches bieten: bei dem auch hier waltenden Streben nach Korrektheit kann Opitz als Vertreter des damals allgemein Üblichen gelten. Die Arbeit hat daher für die Geschichte der deutschen Sprache mehr Wichtigkeit als für die der Lyrik. — Auf die Bedeutung von Johannes Plavius (Plauen) hat V. Manheimer (7126) in einem dankenswerten Aufsatz hingewiesen. Plauens Gedichte, die M. in einem Exemplar der Berliner Bibliothek benutzen konnte (1. Trauergedichte, 2. Sonette, 3. Freudengedichte), sind 1630, nicht 1636 (Goedeke 3, 138) erschienen. Plauen ist der erste Vorbote der italienisch-spanischen Reaktion gegen die Opitzische Nüchternheit, der erste Vertreter von Barock und Schwulst „bei aller pritschmeisterlichen Philistrosität". Er wurde verspottet, weil er als Thüringer „beugen" und „erneuen", „schauen" und „Glauben" band, weil er trotz Opitz' Verbot mit mehrsilbigen Reimen spielte und Ronsardsche Grazie durch Häufung rührender Diminutivreime zu erreichen suchte. Plauen ist auch der erste Deutsche, der (vor D. v. d. Werder!) „ein ganzes Buch mit Sonetten drucken liess, der Sonette in einem Zyklus zusammenstellte, der erste Deutsche, der mit dieser südlichen Form religiösmoralische Stoffe verband". — Von Rachels Satirischen Gedichten hat K. Drescher (7132) einen sehr erwünschten Neudruck veranstaltet mit sorgfältiger Erörterung über das Verhältnis der vorhandenen Ausgaben zueinander in der trefflichen Einleitung. — Die Bemerkungen O. Wilds (7125) über Grefflinger bieten nichts von Belang. Aus der poetischen Erzählung des Dreissigjährigen Kriegs werden die Verse mitgeteilt, die sich auf Regensburg beziehen. — Ein paar Gelegenheitsgedichte des Herzogs Sylvius Friedrich von Oels (7134) haben mehr persönliches als literarhistorisches Interesse. —

Neuere Zeit. Von den Besprechungen der Günther-Ausgabe des Herrn von Scholz (7143) ist die A. Kopps erwähnenswert, die einige heftige Irrtümer der Einleitung in etwas gereiztem Tone korrigiert. — Die Aufsätze von R. Ischer (7145) und R. Krauss (7146) über Haller waren mir nicht zugänglich. — H. Stendal (7147) gibt einen Abdruck von Hallers Vorrede und von einigen Gedichten Werlhofs. —

Gelegenheitsdichtung. Die Aufsätze von Th. v. Riekhoff (7148) und E. Consentius (7148e) habe ich nicht einsehen können. — Die von Setzefandt mitgeteilten plattdeutschen Alexandriner auf den Einzug der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern am 20. Juni 1733 (7148a) sind recht originell und viel besser als der Durchschnitt derartiger noch immer wieder des Abdrucks

gewürdigter Reimereien. — Entschiedene Beachtung verdient das Gedicht des Stud. theol. Georg Christoph Pisanski (über ihn Lohmeyer ADB. 26, 179) auf das Werder Rosche bei Johannisburg (**7148**). Ich glaube neben Opitzschen Tönen auch Hallers Einfluss wahrzunehmen, nicht so im Stil als in den Gedanken (Lob der Zufriedenheit; „Lasst nur Italien, das Paradies der Erden, In Zärtlichkeit verwöhnt, an Wollust reicher werden“ usw.). Vielleicht empfiehlt es sich, Pisanskis ungedruckte Gedichte einer etwas näheren Würdigung zu unterziehn. —

Volkslied und volkstümliche Dichtung. Die von A. Kopp (**7149**) besprochene Liederhandschrift auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Mgq 720) stammt aus Meusebachs Besitz und ist kurz vor 1700 entstanden; Kopp vermutet in Helmstädt. Sie enthält 58 Nummern, wobei zwei Lieder doppelt gezählt sind. Mitgeteilt werden unter anderm N. 3 „Ich schifft wohl übern Rhein“ (vgl. Euphorion 6, 656), N. 11 „Eins stund ich auf des Morgens früh“ (galante Romanze), N. 19 „Komm, du schöner Abendschein“ mit zwei Varianten aus dem „Bergliederbüchlein“ und dem „Schlesischen Helikon“, N. 22 „Verschwiegen sein ist meine Lust“, N. 27 „Lustig zu Felde mit Hunden und Winden“, N. 39 „Klippen, Felsen, hohe Berge“ N. 54. „Ist ein Leben in der Welt, das mir etwan wohlgefällt“. Beiläufig wird bemerkt, dass das „Bergliederbüchlein“ schon um 1700 anzusetzen ist. Das 79. Lied bezieht sich auf die reiche Ausbeute des Marienberger Bergbaus im Jahre 1540 (nicht 1740!). — A. Kopp weist ferner (**7149a**) zu Hoffmann-Prahl N. 452 das Lied „Freien ist kein Pferdekauf“ bereits in einem 1688 zu Weissenfels gedruckten Singspiel als Arie und den Anfang auch noch an anderen Stellen nach. Verfasser ist also nicht, wie Paulus Cassel annahm, Chr. Val. Fleischhauer. Das von Bolte in seiner Abhandlung über das Liederbuch des Petrus Fabricius 1887 besprochene ursprünglich niederländische Lied „Mijn oochgens weenen, mijn hert moet suchten“ findet sich auch in dem Bergliederbüchlein. Die im andern Teil der „Bergreihen“ (Nürnberg 1574) enthaltene N. 5 setzt sich aus drei verschiedenen Brennbegger-Liedern zusammen. Zu dem zuletzt von Wolkan Euphorion 6, 651 besprochenen Liede vom Häher wird aus einem Einzeldruck vom Jahre 1811 der niederdeutsche und aus der Berliner Liederhandschrift Mgf 752 vom Jahre 1568 ein hochdeutscher Text mitgeteilt. —

Historisches Lied. Die schöne Sammlung geschichtlicher Lieder und Sprüche Württembergs von K. Steiff und G. Mehring (vgl. JBL. 1902 N. 3180a) bringt in ihrer Fortsetzung (**7150**) vor allem die Lieder aus der Zeit des Dreissigjährigen Kriegs mit gutem sachlichen und sprachlichen Kommentar, darunter die treffliche dialogische Satire auf Ulm (N. 116), das schöne Lied auf die drohende Jesuitengefahr „O Württemberg, halt dich feste“ (nach „O Magdeburg“ N. 117), die zornig-höhnische Schilderung der Flucht des Herzogs und seiner Räte (N. 125), das frische Triumphlied auf die vergebliche Belagerung des Hohentwiel (N. 126). Als Verfasser des Klageliedes über die Zerstörung Kalws (N. 124) wird unter Vergleichung der Threni Calvenses J. V. Andreae erwiesen. Aus den Franzosenkriegen 1688–97 stammt das originelle Bauerngespräch im Dialekt (N. 134). Die Episode des Juden Süss hat mehrere hasserfüllte Lieder hervorgerufen, die sich zum Teil in rohe Schimpfereien auflösen. — Bis ins 17. Jahrhundert führt R. F. Arnold (**7152**) die Anfangszeile des Hoffmannschen Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ zurück. Hoffmann knüpfte wohl an Heinrich Joseph Collins Wehrmannslied „Österreich über alles“ vom Jahre 1809 (Anfang: „Wenn es nur will, ist immer Österreich über alles“) und dieser an die berühmte staatswirtschaftliche Schrift des Philipp Wilhelm von Hornick oder Hörnick vom Jahre 1648 „Österreich über alles, wenn es nur will“. —

Lyrik. 1904.

(III, 2 = N. 1996—2043.)

Victor Michels.

Geistliche Lyrik. — Weltliche Lyrik. — Volkslied und volkstümliches Lied. — Historisches Lied. —

Geistliche Lyrik. Die dreihundertste Wiederkehr des Geburtstages von Jakob Balde (für den das Schubfach „Geistliche Lyrik", in das die Bibliographie ihn gesteckt hat, freilich zu eng ist) hat mehrere Aufsätze und ein grösseres Werk hervorgerufen. J. Bach, als trefflicher Kenner bereits bewährt, hat dem Dichter eine liebevolle Biographie (1999) gewidmet, in der er Baldes Leben, Baldes Charakter, Baldes Werke, Baldes Ruhm und Nachleben erörtert. Dadurch ist Westermayer überholt, wenn auch namentlich in literarhistorischer Beziehung selbst diese neue Biographie nicht voll befriedigen kann. Balde an die neulateinischen Poeten seiner Zeit anzuknüpfen, ist überhaupt nicht versucht: so bleibt das Urteil über seine Dichtungen auffallend vag. Schon die These, Jakob Balde nehme unstreitig den ersten Platz unter den neulateinischen Poeten ein (S. VII), wird bei aller Wertschätzung doch nicht jeder unbedingt unterschreiben. Bach neigt überhaupt zu enkomiastischer Behandlung seines Themas. Er streicht (mit Recht) seinen Helden als Mensch, Patriot und Christ heraus, aber dass Balde (wie andere auch) mit seinem Patriotismus auch recht partikularistisch-beschränkt und in seinem Christentum sehr einseitig-katholisch war, tritt nicht deutlich hervor. Es geht doch nachgerade nicht an, für den Dreissigjährigen Krieg, der ein Unglück für alle Deutschen war, bloss die bösen Ketzer verantwortlich zu machen. War das Baldes Ansicht, so ist es wohl zu verstehen. Aber dass z. B. Baldes eigener Orden, die Jesuiten, an der Entfesselung der Kriegsfurie völlig unschuldig gewesen seien, wird doch hoffentlich Bach selber nicht glauben, wenn er auch der Meinung sein mag, dass das Konto des Ordens von protestantischer Seite zu stark belastet worden ist. Einige Berichtigungen gibt namentlich Martin in seiner kurzen Anzeige. — Urteile der jesuitischen Zensoren über Baldes Produktion, die zum Teil recht lehrreich sind, hat L. Pfleger (2002) aus den Akten des Münchner Reichsarchivs zusammengestellt. — Von dem Greifenberger Schulrektor und Bürgermeister J. Möller verzeichnet Goedeke 3, 58 nur eine grössere allegorische Dichtung. C. Dittmar (2007) schildert ihn nun als Gründer der Greifenberger Gottsingenden Gesellschaft und lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Sammlung geistlicher Lieder, die zu Alten-Stettin 1673 unter dem Titel „Greifenbergische Psalter- und Harfenlust" herauskam. In einem Herrn von Bismarck auf Schloss Plathe gehörigen Exemplar fand er nicht nur neben den vier gedruckten einen fünften ungedruckten Teil, sondern auch noch die handschriftliche Fassung der meisten gedruckten Lieder. Er konnte ferner feststellen, dass die handschriftliche Überlieferung die Lieder wahrscheinlich in chronologischer Folge gibt, so dass sich die meisten datieren lassen. In ausführlicher Analyse verglich er die beiden Fassungen. —

Weltliche Lyrik. Über Opitz' (2011) Behandlung der Natur hat P. Neuenheuser in seiner Bonner Dissertation Untersuchungen angestellt, die er zu drei Kapiteln gruppiert: „Opitz und die Kunstdichtung der Renaissance", „Opitz' Naturempfinden, die pastorale Naturbehandlung" und „Opitz' naturphilosophische Bestrebungen". Das dritte Kapitel ist das wertvollste: es zeigt Opitz' Abhängigkeit von der ihm durch Heinsius vermittelten stoischen Lebensauffassung eines Seneca, die auch seiner Naturbehandlung bestimmte Züge aufgedrückt hat. Das Thema verdiente eine ausführlichere Behandlung. Neuenheuser weist namentlich auf Heinsius' Gedicht „De contemptu mundi" hin. Das erste Kapitel spricht in ziemlich allgemein gehaltenen Wendungen von dem Verhältnis der Renaissance zur Natur, das zweite hebt hervor, dass Opitz die Natur wesentlich vom Standpunkte der Zweckmässigkeit, d. h. ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit für den Menschen betrachtete, und leitete daraus die Nüchternheit seiner Naturbeschreibung ab. Dabei begegnen eine Anzahl recht guter Beobachtungen. Neuenheuser bemerkt z. B., dass Opitz die Landschaft gern als einen Garten behandelt, in dem er spazieren gehen kann. Er erkennt auch an, dass Opitz in seinen Liebesgedichten, wo er die Natur zur mitfühlenden Freundin macht, oft wirklich poetische Züge hat. — F. Ingrisch (2009) bespricht nach einer allgemeinen Opitz' Patriotismus und seine moralischen Qualitäten herausstreichenden Einleitung einige Stellen bei Ewald von Kleist, bei denen der Vater der schlesischen Schule Pate gestanden haben soll.

Aber die Parallelen zu Kleists Lob der Gottheit aus Opitz' Bearbeitung des 104. Psalms überzeugen mich nicht. Wo Opitz und Kleist sich gemeinsam vom Wortlaut des Psalms entfernen, steht Kleist Hallers „Morgengedanken" meist viel näher als Opitz. An andern Stellen (Reim „Werke": „Stärke"; auch bei Haller) ist der Zusammenklang Zufall. Auch Haller hat sich des Vorgangs von Opitz schwerlich erinnert. Übrigens hat der Verfasser die Lesarten der Sauerschen Ausgabe gar nicht beachtet. Wozu werden denn kritische Apparate gedruckt, wenn sie nicht einmal die Gelehrten lesen? Beachtenswerter sind die übrigen Parallelen. — Ein vortreffliches, die Ergebnisse gründlicher philologischer Studien ausschüttendes, leider nicht ganz glücklich disponiertes Buch über Andreas Gryphius verdanken wir V. Manheimer (**2008**), wohl die bedeutendste Arbeit, die wir für die Lyrik des 17. Jahrhunderts überhaupt besitzen: mühevolle Kleinarbeit, aber auf grosse Ziele hingerichtet. M. hebt an mehreren Stellen den tragischen Zwiespalt in der Künstlernatur des Andreas Gryphius hervor. „Ein ernster, schwerblütiger und im Grunde ganz deutsch formloser Dichter kämpft mit lebenswundem Herzen um die poetische Aussprache seiner Weltanschauung. Dabei geht er doch an keiner Kodifikation eines Theoretikers vorüber, ohne sich mit ihr auseinanderzusetzen, und muss sich über die geringsten Handwerksfragen der sprachlichen und metrischen Technik bewusste, deutliche Grundsätze bilden" (S. 55). Der erste Teil legt für diese Thesen ein reiches Material vor. M. erörtert zunächst die Metrik mit einer Fülle hübscher und neuer Beobachtungen über Gryphius' Verhältnis zu den Opitzischen Betonungsregeln, über seinen Sinn für Tonmalerei, über den Strophenbau, in Sonett und pindarischer Ode usw. Er deckt dann an der Hand der Textgeschichte, die Theorien auf, von denen sich Gryphius bei seiner poetischen Tätigkeit hat leiten lassen, oft zu seinem Schaden, vor allem das Prinzip der Korrektheit, das Streben nach leidenschaftlicherer Bewegung, die Tendenz, individuelle und aktuelle Wendungen und Ausdrücke durch allgemeinere zu ersetzen und auf diese Weise zu poetisieren und anderes derart, wobei über das Thema hinausgehende allgemein lehrreiche Anmerkungen zu einer „philologisch-ästhetischen Stilistik" abfallen. Zuletzt stellt er „Beiträge zur Entwicklung der Lyrik des Gryphius" zusammen, in denen er auf das Verhältnis seines Dichters zu Heermann, zu Opitz, dem erst durch ihn wiederentdeckten Plauen und, was besonders wichtig ist, zu der von den Literarhistorikern zu wenig beachteten Jesuitendichtung eingeht und schliesslich drei Perioden auch in Gryphius' Lyrik scheidet: die Periode der religiösen und enkomiastischen Epen in lateinischer Sprache, der schlichten, der Tradition und Heermann folgenden Kirchenlieder und des Übergangs zur Renaissancedichtung durch die Wahl des Sonetts, 1634—38, in Fraustadt, in Danzig, bei Schönborn; sodann die Periode der Wanderjahre in Leiden, Paris, Italien, Strassburg, Glogau 1639—50, wo er die Bande des Sonetts zu sprengen sucht zur pindarischen Ode, dem rhetorischen Fluss der Kirchhofsgedanken und zur Tragödie aufsteigt; endlich die dritte (Glogauer) Periode, der noch der Papinian und die geliebte Dornrose angehören, in der die Lyrik zurücktritt, die Zeit des Erstarrens. Der zweite Teil bringt zuerst Materialien zur Biographie des Gryphius, zum Teil sehr wertvolle, sorgfältige Nachprüfungen der vielfach verhängnisvoll nachwirkenden Arbeiten minder sorgfältiger Vorgänger, so dass z. B. der Geburtstag 2. Oktober gegen Goedeke, Max Koch, Reifferscheid u. a. jetzt feststeht; dann einen Neudruck des Lissaer Sonettbuchs von 1637 und zuletzt Berichtigungen und Nachträge zu der berühmt schlechten Ausgabe Palms. Die ganze Arbeit macht der Roetheschen Schule Ehre. — Über V. Manheimers Gryphius-Bibliographie (**2056**) ist an andrer Stelle gehandelt. —

Um J. Chr. Günther hat sich C. Enders (**2020**) verdient gemacht durch Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe. Er gibt, Kopps Arbeit (Euphorion 1, 718) sehr wesentlich ergänzend, ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Gedichte und Briefe, in das sich nur etliche fünfzig Gedichte nicht einordnen liessen. Neben den mit Sorgfalt angestellten biographischen Erwägungen sind stilistische in Betracht gezogen. E. zeigt etwa, wie Günthers Jugendgedichte noch einen stärkeren Sinn für das Volkstümliche haben als die späteren Dichtungen; oder er weist für eine Gruppe von Gedichten den Einfluss der Emblemata des Alciatus nach, für eine andre Gruppe den der Ovidischen Amores. Der Einfluss des Menantes wird abgegrenzt gegen den Menckes. Sehr beachtenswert sind auch die Ausführungen über Günthers Anakreontik um die Wende des Jahres 1717/8, wenn auch E. vielleicht etwas zu weit geht in der Annahme von Reminiszenzen. — Eine Art Nachtrag von Enders (**2018**) stellt fest, dass es von Günthers Gedichten nur Eine Ausgabe von 1724 gibt, die der Königlichen Bibliothek zu Berlin, und dass die zweite Ausgabe von 1725 denselben Bestand hat wie die erste, nur unter Weglassung des apokryphen obszönen Gedichts „Lass mich schlafen": Litzmanns Exemplar der Ausgabe von 1724 ist in Wahrheit ein Mixtum compositum von Buchbinders Gnaden aus der Ausgabe von 1724 und

der von 1725. Auch neue Einzeldrucke auf der Breslauer Stadtbibliothek und mehrere textkritisch wichtige Varianten liessen sich nachweisen. — H. Badstübers Schrift über Hagedorns Jugendgedichte (2023) war mir nicht zugänglich. —

Volkslied und volkstümliches Lied. Försters Schrift über Bemühungen um das Volkslied vor Herder (2027) war mir ebensowenig zugänglich wie C. Drehers Waldhornlieder (2028). — Von den neuen Veröffentlichungen ist A. Kopps Besprechung der Trierer Handschrift (2032) am wichtigsten. K. betont den religiösen Charakter dieser Handschrift, die aus einer katholischen und streng religiösen Familie Kölns stammen muss, was aber nicht ausschliesst, dass einige sehr derbe Zotenlieder auch Aufnahme gefunden haben. Zwei Gedichte sind lateinisch, mehrere französisch. Des Häschens Klage und der Wachtelschlag erscheinen hier in den frühesten Fassungen. Zwei Lieder („Ein Herz, das sich mit Sorgen quälet" und „Ob ich gleich ein Schäfer bin") stammen aus Celanders „Verliebtem Studenten" (1714), andere aus dem „Tafelkonfekt", Sperontes' „Singender Muse", Gräfes „Oden". Hoffmann-Prahl und Friedländer haben die Handschrift mit Unrecht ignoriert. Kopp gibt ein Inhaltsverzeichnis und Proben, unter letzteren ein Lied, das als Vorläufer des Krähwinkler Landsturms bezeichnet werden kann („Wenn wir marschieren in das Feld, so haben wir weder Brot noch Geld, eia, Viktoria"), ferner das Lied „Wir haben drei Katzen, fängt keine kein Maus" und die Lieder „Schwarz bin ich, die Schuld ist meine nicht", „Der Bauer der tät den Schneider fragen", „Geht Schwester, lauft der Porten zu, ich höre jemand leuten" mit Varianten aus andern Sammlungen. — L. Hänselmann (2031) fand in den Akten des Hofes St. Thomä zu Braunschweig Reste eines alten Miszellanbuches vom Anfang des 17. Jahrhunderts, aus dem er drei Stücke abdruckt: „Aus meinem Gemüt ein neues Lied will ich singen"; „Bei Tage und Sonnenschein komm ich zur Liebsten mein", „Muss denn die Treue mein" usw. Das dritte ist bei Dittfurth, Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder 1872 S. 6, gedruckt. — Die neuen Mitteilungen aus den „Horae Kilionenses" von Fabricius (2033) waren mir nicht zugänglich. — C. Enders bespricht noch einmal die Frage nach der Entstehung des „Gaudeamus" (2034) und stellt fest, dass von den drei Grundstrophen des Liedes („Gaudeamus", „Vita nostra", „Ubi sunt") die erste, nicht dem mittelalterlichen Busslied entstammende, von Holberg im „Elften Juni" und der „Brunnenreise" (1722—27), sowie im „Erasmus Montanus" (aufgeführt 1748) zitierte Strophe Günther schon Anfang 1718 bekannt war: denn in diese Zeit ist die Günthersche Nachbildung „Brüder, lasst uns lustig sein" zu setzen. Er macht es dadurch sehr wahrscheinlich, dass sie Holberg geradeso gut wie die in „Jeppe vom Berge" (1722) verwertete Fuchsrittstrophe von seinem Leipziger Aufenthalt (1709) mitgebracht hat, und dass sie auch Günther neun Jahre später in Leipzig kennen lernte. Günther hat auch die beiden andern Grundstrophen gekannt und benutzt, wie er denn überhaupt in seinen Studentenliedern stofflich unselbständig war; ob er auch das alte Busslied kannte, bleibt zweifelhaft. Durch die Beliebheit von Günthers „Brüder, lasst uns lustig sein" wurde nicht nur das „Gaudeamus", sondern auch „Mihi est propositum" (gedruckt im „Vademecum für Liebhaber des Gesanges und Klavieres", Leipzig im Verlage der Dyckischen Buchhandlung 1780, S. 14 „ad modum cantus gaudeamus igitur") mitemporgeführt. Noch für Goethe paaren sich „Tischlied" und „Generalbeichte" d. h. „Gaudeamus" und „Confessio". Zur Verfasserschaft der „Beichte" ist auf Hauréau in dem „Notices et Extraits de la Bibliothèque nationale" 29, II, S. 266 zu verweisen. —

Historisches Lied. J. V. Andreaes „Threni Calvenses" beruhen wie Weizsäcker (2039) zeigte, auf den poetischen Schilderungen, die der begabte, aber dem Trunk ergebene Präzeptor Christoph Luz in lateinischen Versen von den Schreckenstagen im September 1634 gab. Die Analyse des packenden Gedichtes ist von einer deutschen metrischen Übersetzung einzelner Stellen begleitet. —

Epos.

(III, 3 = N. 2044—2054a.)

Alexander Reifferscheid.

Allgemeines. — Chroniken. — Epos. — Roman. H. J. Ch. v. Grimmelshausen. — Chr. Reuter. —

Allgemeines. In seiner Gesamtgeschichte des deutschen Romans gibt H. Mielke (2044) eine verständige Übersicht über die Entwicklung des deutschen Romans im 17. und 18. Jahrhundert.

Chroniken. Die Hannoversche Chronik (2045) verliert sich immer mehr in geringfügige Einzelheiten. Eine Probe genügt zu ihrer Charakterisierung nach Form und Gehalt: „Anno 1665 hatte zu Lüneburg ein Beckerssohn, nachdem er zuvor mit dem Teufel einen grausamen Packt gemacht, seine Mutter, eine Witibe, mit einem Käsemesser und 21 Wunden erbärmlich ermordet, auch seiner Schwester desgleichen gethan, im Fall sie ihm nicht entlaufen.“ N. 2046 und 2047 fehlen mir. —

Epos. In dem Nachträglichen von E. Schaus (2048) ist das Wichtigste, dass der Prädikant J. T. Weller, der Sohn eines protestantischen Pfarrers, später von der „lutherischen Religion abgetretten“ und in die Dienste des Mainzer Erzbischofs getreten, aber kein Eiferer geworden ist.

Roman. H. J. Ch. v. Grimmelshausen. Während J. Dieffenbacher (JBL. 1901 III 3:11) behauptete, Grimmelshausen nenne den Garzonus nur zu seiner Entlastung als Gewährsmann für seine ungünstige Schilderung der Bauern, die wirklich Erlebtes wiedergebe, weist Meissner (2050) an einer langen Reihe von Beispielen die starken Anleihen nach, die Grimmelshausen bei diesem Schriftsteller gemacht hat. — R. Weitbrechts (2051) Bearbeitung für die Jugend verdient als solche warme Empfehlung. — J. M. Moscherosch. Die sorgfältige Doktorarbeit von J. Beinert (2052) scheidet mit Recht die übersetzten und die selbständigen Gedichte Moscheroschs. So gelingt es ihm, einen weitgehenden Einfluss der deutschen Vorgänger auf Moscherosch mit Sicherheit nachzuweisen. — L. Pariser (2053) macht auf eine „Meditation sur la vie de Jesus Christ“ aufmerksam die für Moscheroschs Verhältnis zur religiösen Literatur Frankreichs von Bedeutung ist. —

Chr. Reuter. N. 2054 ist wissenschaftlich ohne Bedeutung. Es ist nur ein Neudruck der als Manuskript gedruckten Ausgabe des Schellmuffsky, die L. Hassenpflug, der Schwager der Brüder Grimm, 1823 zu Kassel besorgte, mit dem Register „der galanden Redensarten in dieser gefährlichen Reisebeschreibung“, das der Herausgeber mit Hilfe J. und W. Grimms und Augusts von Haxthausen zusammengestellt hat. — Th. Distel (2054a) druckt eine Bemerkung F. Zarnckes über die Namen auf -sky wieder ab. —

Drama.

(III, 4 = N. 2055—2080.)

Paul Stachel.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1904 wird im nächsten Bande nachgeliefert.]

Didaktik.

(III, 5 = N. 2081–2135.)

Ludwig Pariser.

Religiöses Leben: Mystik, Katholizismus, Protestantismus. — Predigtliteratur. — Gelehrtengeschichte: Philosophen: Allgemeines. — B. Spinoza, G. W. von Leibniz, Chr. Thomasius. — Historiker und Publizisten. — Ärzte und Wunderdoktoren. — Didaktische Dichtung: Satiriker. — Epigrammatiker. — Didaktische Dichtung der Aufklärungszeit. — Ch. F. Gellert, J. Chr. Gottsched. — Verschiedenes. —

Die Übersicht über die bescheidene Ausbeute, welche das Berichtsjahr für die Didaktik unseres Zeitraums geliefert hat, beginnen wir mit der Betrachtung der das Religiöse Leben betreffenden Literatur. Mystik. Jakob Böhmes Einfluss auf die Romantiker Tieck und Novalis sucht E. Edernheimer **(2081)** festzustellen. Der Tiefere von beiden, Novalis, hat sich leidenschaftlich dem Studium des alten Mystikers hingegeben und, wie schon R. Haym bemerkt hat, Elemente von ihm in sein eigenes Wesen aufgenommen; Goethe war ihm „der Böhme von Weimar". Tieck hingegen wusste wohl Ausserungen Böhmes sich anzueignen, hat aber nie den vielbenutzten und gern zitierten Autor in sich verarbeitet. Einige Ergänzungen zu dem von Edernheimer bearbeiteten Thema bringt eine Besprechung von R. M. Meyer. — C. Bertheau **(2082)** behandelt die wechselvollen Schicksale des wegen seiner chiliastischen Neigungen vielangefeindeten lutherischen Theologen I. W. Petersen. Seiner erstaunlichen Produktivität entsprach nicht immer die Reife seines Urteils; dieser Mangel trägt mit Schuld an seinem Eintreten für die Offenbarungen der bekannten Phantastin Rosamunde Juliane von Asseburg und dem eigensinnigen Festhalten an der Wahrheit der ihm selbst und seiner Gattin zuteil gewordenen höheren Aufschlüsse über den Anbruch des Tausendjährigen Reichs. Als geistlicher Dichter wurde Petersen von Lessing nicht gering eingeschätzt (vgl. Briefe die neueste Literatur betreffend N. 8): seine Lieder seien ohne Zwang, reich an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen. Bertheaus Abhandlung beruht in erster Linie auf den Autobiographien des Petersenschen Ehepaars. Gustav Freytag hat die Werbung Petersens um seine Gattin aus der gleichen Quelle für seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit entnommen. — Ein Gesamtbild der menschlichen und literarischen Persönlichkeit Jacob Baldes hat anlässlich seines 300. Geburtstages J. Bach **(2083)** entworfen. Der biographische Teil der Arbeit ist unter gewissenhafter Ausnützung der aus den Stätten seiner pädagogischen und seelsorgerischen Tätigkeit erreichbaren Quellen angefertigt und gibt ein anschauliches Bild von der geistigen Entwicklung des poesiebegabten Jesuitenzöglings. Manche Nova hat Bach auch aus der elsässischen Heimat Baldes, Ensisheim, für die Lebensgeschichte gewonnen. So warm der Verfasser für die lateinischen Dichtungen Baldes eintritt, so unbefangen lehnt er seine deutschen Verse ab, die mehr guten Willen als reife Kunst verrieten. Die deutsche Bibelsprache blieb ihm, der ausschliesslich mit der Vulgata vertraut geworden ist, sein Leben lang fremd. Von Interesse sind die von Bach aus dem bayrischen Reichsarchiv mitgeteilten Zensuren der Ordengenossen des Dichters, in denen sein unbeholfenes Deutsch getadelt wird, z. B. carpit Opitium et alios poetas germanicos, quibus ipse herbam non porrigit. Neues bietet auch das von Bach hergestellte bibliographische Verzeichnis, in dem auf viele verloren gegangene Baldesche Dichtungen hingewiesen wird (unter andern eine grosse Anzahl Grabschriften), deren Spuren sich nur aus den noch vorhandenen Ordenszensuren verfolgen lassen. Das abschliessende Kapitel behandelt das Nachleben Baldes in der Literatur von Sigmund von Birken, der ihm den Ehrentitel „Der deutsche Horaz" verlieh, bis auf Herders Eintreten für ihn, dem er sein Wiederaufleben als Poet in Wahrheit verdankte. — Eine Textausgabe des Baldeschen Somnium de cursu historiae bavaricae, nebst der Interpretation des Autors rührt ebenfalls von J. Bach **(2085)** her; er hat dem nicht leicht verständlichen Gedicht eine Übersetzung beigefügt, deren metrische Form sein Amtsgenosse Professor Schwarz gefertigt hat. Baldes Dichtung, in der sich seine schwere Gereiztheit gegen den Kurfürst Maximilian I. von Bayern kundgibt, hängt mit dem Bestreben des letzteren zusammen, die Ehre seines Ahnen, des Kaisers Ludwig des Bayern, der von dem polnischen Dominikaner und Historiker Bzovius als Ketzer gekennzeichnet war, durch die Geschichtschreibung wiederherzustellen. Fünf bayrische Hofhistoriographen hatten die Aufgabe nicht zu lösen vermocht, und auch Balde, mehr Poet als Historiker, hatte mit seinen historischen Arbeiten, die sich zunächst der ersten Periode des Dreissigjährigen Krieges zuwandten, keine Gnade vor den Augen seines Herren gefunden. In allegorischer Einkleidung erzählt sein Gedicht

die Geschichte seines Auftrages, die Schicksale seiner Vorgänger und seine eigenen Erlebnisse, von seiner historischen Erstlingsarbeit und seiner Entlassung aus dem Amte. Die Ausgabe Bachs beruht auf dem Autograph Baldes, das sich auf der Kgl. Staatsbibliothek zu München befindet. — W. Friedensburg **(2086)**, der schon früher aus der Barberinischen Bibliothek in Rom biographische Daten über Lukas Holstenius veröffentlicht hat (vgl. auch JBL. 1901 III 5 : 78) bringt eine bisher unbekannte — lateinische — Vita des Hamburgers Gelehrten aus dem Jahre 1638 zum Abdruck. Sie war für den jungen Kaiser Ferdinand III. bestimmt, in dessen Dienste Holstenius eintreten wollte. Zwei Briefe von ihm an Francesco Barberini (1630) und ein undatierter an seinen Neffen Peter Lambeck über die Motive seines Übertritts zum Katholizismus sind der Publikation beigegeben. —

Protestantismus. Die Entwicklung der Herrnhuter Kolonie Neu-Dietendorf, deren Entstehung zeitlich mit dem Erwerb dieses Gutes durch die preussischen Staatsminister Gustav Adolf von Gotter zusammenfällt (1734), und die viele Kämpfe, denen diese Gründung ihrer Glaubensrichtung halber ausgesetzt war, schildert eine auf Akten der Dietendorfer Archive, des gothaischen Staatsarchivs und der Büdingischen Sammlungen (1742) beruhende Abhandlung von C. F. von Strenge **(2086a)**. Als Hauptgegner der jungen Kolonie und ihrer Tendenzen erwies sich der gothaische Konsistorialrat E. Salomon Cyprian; dagegen fanden die Anhänger Zinzendorfs freundliche Zustimmung bei den Studenten der Universität Jena und dem dortigen Professor der Theologie Buddaeus, der durch seine Studien über die Mährischen Brüder von „der Heiligkeit des Wandels und der Zierlichkeit der Zucht" in der Herrnhuter Niederlassung im voraus überzeugt war. Briefe Cyprians und Zinzendorfs sind der Arbeit beigegeben. — Im Anschluss an seine Besprechung der Daltonschen Biographie des Hofpredigers Daniel Ernst Jablonski (vgl. JBL. 1902 N. 3737) sucht W. Stolze **(2087)** die Stellung Jablonskis in der Unionsbestrebungen seiner Zeit festzustellen. Er gelangt in dieser Hinsicht zu andern Resultaten als Dalton und bestreitet, dass Jablonski im Vordergrund der damaligen Unionspolitik gestanden; auch die ihm von Dalton zugewiesene Bedeutung bei der Begründung der Berliner Sozietät der Wissenschaften lehnt er mit Rücksicht auf das grössere Verdienst ab, das Leibniz hier zukomme; Stolze nähert sich hier der Auffassung, die Harnack gegenüber der von Dalton vertretenen ausgesprochen hat. — Einige Vertreter der Theologenfamilie Olearius haben sich während des 17. Jahrhunderts neben dogmatischen Untersuchungen auch mit der Abfassung geistlicher Lieder versucht, die nach dem Urteil G. Müllers **(2088)** sich mehr durch die ihnen innewohnende Glaubenstreue, als durch poetischen Wert auszeichnen. Ein Adam Olearius aus Aschersleben „der Gottorpische Ulysses" wurde 1651 in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. — Auf Grund eigener Quellenstudien, sowie der Vorarbeiten O. Wächters, J. Hambergers und des Pfarrers Ehmann hat J. Herzog **(2089)** eine Charakteristik des würtembergischen Theologen und Theosophen Fr. Chr. Oetinger entworfen. Justinus Kerner hat seinem Landsmann, der ihn als Verehrer J. Böhmes und Übersetzer Swedenborgs interessierte, manche Anregung zu verdanken gehabt. — Über den Studiengang des niederdeutschen Predigers Jacobus Sackmann, insbesondere über seinen Besuch des Bremer Gymnasium illustre, in dessen Album er sich 1662 eingetragen hat, sowie über die richtige Schreibung seines Vor- und Nachnamens bringt F. Lüdecke **(2091)** einige Notizen. — Der Mitbegründer der Brüdergemeine A. G. Spangenberg und sein öfter getrübtes Verhältnis zu Zinzendorf, zu dessen idealer, aber praktischen Dingen nicht immer gewachsener Veranlagung sein nüchternes Wesen ein wertvolles Korrelat bildete, ist von dem Gnadenfelder Dozenten G. Reichel **(2093)** geschildert worden. — Der nach zwölfjähriger Unterbrechung im Berichtsjahre erschienene zweite Band der grossangelegten Biographie Ph. Jacob Speners von P. Grünberg **(2094)** erläutert in zwei Kapiteln die Ansichten und Bestrebungen Speners in bezug auf das kirchliche Leben. Das erste behandelt die Reform des geistlichen Standes und der geistlichen Amtstätigkeit, während das zweite die von ihm beabsichtigten Änderungen im kirchlichen, religiösen und sittlichen Leben der Gemeinde schildert. Die Verwertung der 106 Briefe, die Spener an Frau Anna Elisabeth Eberhard in Frankfurt am Main gerichtet hat (Halle, Bibliothek des Waisenhauses) musste sich der Verfasser für den dritten Band aufsparen. Herausgehoben sei hier der Abschnitt, der Speners Verhältnis zu der allgemeinen Kultur und dem Geistesleben seiner Zeit betrachtet. Seiner heraldischen und genealogischen Studien ist auch an dieser Stelle schon gedacht worden (JBL. III 3 1900/1901: 8,9). Für Kunst und Poesie fehlte ihm nach Grünbergs Urteil jedes Interesse; er stand dem ganzen ästhetischen Gebiet nur negativ und misstrauisch gegenüber, und so ist der „Vater des Pietismus auch mit vorbildlich und verantwortlich", für das Verhalten des späteren Pietismus gegenüber künstlerischen und literarischen Fragen gewesen. Von dramatischen Werken liess

er allenfalls die Tragödien des Andreas Gryphius ihres sittlichen Gehaltes wegen gelten; Schulaufführungen, auch wenn sie biblische Stoffe behandelten, verwarf er. Ein kurzes „Spener-Gedenkbüchlein" des gleichen Verfassers soll die evangelische Gemeinde über Speners Verdienste um die Belebung des kirchlichen Lebens unterrichten. — Zwei weitere Publikationen über protestantische Theologen unseres Zeitraums (2095 und 2096) waren dem Referenten nicht zugänglich; ihre Besprechung soll im nächsten Bericht nachgeholt werden. —

Predigtliteratur. Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der christlichen Predigt während unseres Zeitraums bietet M. Schian (2097). Seine Ausführungen — soweit sie hier in Betracht kommen — beginnen mit der nachreformatorischen Predigt und werden bis zu der Zeit des Kampfes der kirchlichen Orthodoxie gegen den Pietismus weiter geführt. Er leitet jeden Abschnitt mit einer Übersicht ein, in der die Charakteristik der gemeinsamen Züge innerhalb einer Periode geboten wird, und wendet sich dann zu den Hauptvertretern der zuvor gekennzeichneten theologischen Richtung. Für die Literarhistoriker sind namentlich die reichlichen bibliographischen Angaben des Verfassers von Wert, in dessen Arbeit übrigens auch die Geschichte der Predigt ausserhalb Deutschlands in gleicher Weise beleuchtet wird. —

Gelehrtengeschichte. Philosophen. Allgemeines. Einige zusammenfassende Darstellungen der Geschichte der neueren Philosophie, darunter die dritte Auflage des Werkes von W. Windelband sind in der Note verzeichnet. —

B. Spinoza. Das Berichtsjahr brachte den ersten Band des Spinoza-Werkes von J. Freudenthal (2102), in dem sein Leben auf Grund der auch hier (JBL. 1899 III 5: 73) gewürdigten Nachforschungen des Verfassers in den Bibliotheken und Archiven Hollands behandelt wird. Diese „langwierige Kärrnerarbeit", wie der inzwischen aus dem Leben abberufene Biograph Spinozas allzu bescheiden seine Vorarbeiten benennt, ermöglichte die Vollendung eines Werkes, dem wohl in der Spinoza-Literatur dauernd ein Ehrenplatz beschieden sein wird. Die Schlichtheit und Klarheit seines Vortrags, der Verzicht auf den in jeden Abschnitt naheliegenden Hinweis, dass auf eigenem Quellenstudium beruht, was an Neuem geboten wird, lassen das Wort eines Beurteilers (W. Meijer) „ein Lebensbild des Originals würdig" berechtigt erscheinen. — Entsprechend dem Standpunkt des im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Staatlexikons ist auch die Beurteilung, welche Spinoza als Rechtsphilosoph zuteil wird (2103). „Spinozas System ist atheistisch; der Atheismus erzeugt mit Notwendigkeit den Staatsabsolutismus, ja, den Staatsdespotismus. Einen unbedingten Gehorsam muss es hienieden geben; wird er Gott nicht mehr geleistet, so nehmen ihn die irdischen Gewalten für sich in Anspruch." — Der Verlag von Ph. Reclam hat in seine Volksausgabe auch den Briefwechsel Spinozas und seinen Politischen Traktat aufgenommen. Beide sind von J. Stern (2104) übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen bzw. Einleitungen versehen. —

G. W. von Leibniz. Ausser den von Bodemann verzeichneten, auf der Kgl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Leibniz-Handschriften (vgl. JBL 1895 III 5: 39) sind für die von der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorbereitete Leibniz-Ausgabe in Mittel- und Süddeutschland noch manche handschriftliche Schätze entdeckt worden. Die grösste Ausbeute hat P. Ritter (2107) in dem Gräflich Schönbornschen Familienarchiv zu Wiesentheid gefunden, das eine Fülle öffentlicher und privater Urkunden aus der Zeit Johann Philipps von Mainz bewahrt, wo Leibniz fünf Jahre gelebt und bedeutende Eindrücke empfangen hat; auch „unmittelbare" Leibniz-Handschriften, darunter 16 eigenhändige Briefe befinden sich dort. Ergebnisreich waren ferner die Nachforschungen auf den Bibliotheken zu Frankfurt, Darmstadt und besonders auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, die allein 31 Briefe Leibnizens besitzt. Ergötzlich ist ein auf der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig befindliches 28 Blatt zählendes Kassenbuch eines wissenschaftlichen Vereins junger Gelehrter (1664—69), dessen nicht immer pünktlich zahlendes Mitglied der junge Leibniz gewesen ist. —

Chr. Thomasius. A. Schmid (2109) findet das von Thomasius ausgebildete Territorialsystem zwar nach dem lutherischen Standpunkt erklärlich, nach katholischer Auffassung sei es völlig verwerflich, da auch die äussere Leitung der religiösen Angelegenheiten den Aposteln und ihren Nachfolgem anvertraut ist. Thomasius habe auf diesem Gebiete bereits die Gedanken ausgesprochen, deren moderne Weiterentwicklung in der Kulturkampfgesetzgebung erfolgte. —

Historiker und Publizisten. H. Heine (2110) berichtet von dem Leben und den zahlreichen historischen Schriften des Gröninger Pfarrers J. L. Lauckfeld (1668–1726). Das Hauptgebiet seiner Tätigkeit bildete die Klostergeschichte, daneben die mittelalterliche Numismatik (Brakteatenkunde). Da er sich grösstenteils an Abschriften halten musste und ihm bei der Verwertung von

Originalurkunden häufig Lesefehler mitunterlaufen, haben seine fleissigen Untersuchungen nur bedingten Wert. Er wurde im Jahre 1712 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Im Anhange der Heineschen Abhandlung werden Briefe Lauckfelds an König Friedrich Wilhelm I. von Preussen und an Leibniz mitgeteilt. In letzteren wird das carmen de fundatione Gandesiana der Hroswitha erwähnt; auch ein auf einem Briefe Lauckfelds befindliches Marginale von Leibniz bezieht sich auf die Hroswitha-Studien des Gröninger Gelehrten. — Die erspriessliche Tätigkeit, welche der „Churfürstlich Brandenburgische Rat" und Bibliothekar Christoph Hendrich an der Berliner Bibliothek entfaltete, beleuchtet eine mit Benützung der dortigen Archive und handschriftlichen Materialien gefertigte Arbeit G. Oppenheims **(2111)**. Hendrich — ursprünglich Extraordinarius für Geschichte an der Universität zu Frankfurt a. O. — ordnete die arg vernachlässigte kurfürstliche Bibliothek in Berlin und stattete sie in verhältnismässig kurzer Zeit mit den alphabetischen Stand- und nach Materialien geordneten Katalogen aus. Verdienstvoll waren auch seine Untersuchungen auf dem Gebiet der märkischen Landesgeschichte und der Genealogie der märkischen Adelsfamilien. Eine relativ kleine Zahl seiner mehr durch Sammelfleiss und Akkuratesse, als durch genialen Forscherblick ausgezeichneten Arbeiten ist zum Druck gelangt. — Ebenfalls auf umfassende archivalische Studien begründet ist die Biographie des dem Strassburger Gelehrtenkreise des Matthias Bernegger nahestehenden Publizisten Joh. Frischmann. Obwohl diese Schrift mehr in das Gebiet der eigentlichen Geschichtswissenschaft fällt und der behandelte Autor sich fast ausnahmslos der lateinischen Sprache bedient hat, verdient sie hier Erwähnung, weil in ihr ein wichtiger Kulturfaktor unseres Zeitraums: die Publizistik, auf deren Bedeutung im 17. Jahrhundert zuerst G. J. Droysen hingewiesen hat, ausführlich erörtert wird. P. Wentzke **(2112)**, der Verfasser dieser wertvollen Monographie, hat die Charakteranalyse Frischmanns, da Hilfsmittel andrer Art nicht vorlagen, ausschliesslich aus seinen Schriften aufbauen müssen. Im Dienste der Toleranzbewegung, die seit dem Prager Frieden auch das Arbeitsfeld des an der Westgrenze des Reiches tätigen Frischmann beherrschte, ist ein bedeutender Teil der Flugschriften Frischmanns entstanden. Er beharrte bei seinem protestantischen Bekenntnis, trotzdem er in späteren Lebensjahren, als er für den König von Frankreich arbeitete, durch einen Glaubenswechsel sich eine vorteilhafte Stellung hätte schaffen können. Dabei war er in dogmatischen Fragen von grosser Gleichgültigkeit, wie auch seine politischen Anschauungen einen durchaus kosmopolitischen Charakter tragen. Dieses auf beiden Gebieten zutage tretende Verhalten Frischmanns erklärt Wentzke aus dem Drange seiner Zeit nach einem Ausgleich der nationalen und konfessionellen Gegensätze. —

Ärzte und Wunderdoktoren. Mit J. Baldes medizinischen Satiren beschäftigt sich eine Abhandlung J. Kneppers **(2114)**. Er legt ihr die gelungene, aber sehr freie Übersetzung J. Neubigs (München 1833) zugrunde. Das 1651 erschienene, 22 Satiren umfassende Original ist vom kulturhistorischen Standpunkt aus wertvoller als die meisten gleichzeitigen Verspottungen der Ärzte in der deutschen Literatur, insofern es karikaturmässige Schilderungen möglichst vermeidet und in ernster Weise auch der Bedeutung des ärztlichen Standes gerecht wird. Die 17. Satire ist der Frau als Ärztin gewidmet. — Von dem bekannten abenteuerlichen Finanzpolitiker und Naturforscher Joh. Joachim Becher aus Speyer erzählt Th. Göpp **(2115)**. Aus seinem 1663 zu Ulm erschienenen — grossenteils in Versen abgefassten — Kräuterbuch druckt Göpp einige Arzneivorschriften ab, die Becher noch als einen Anhänger des wüstesten Aberglaubens zeigen. — Aus den Staatsarchiven zu Koburg, Magdeburg und Wetzlar, sowie mehreren Stadtarchiven Sachsens und Westdeutschlands gelang es P. Mitzschke **(2116)** die hauptsächlichsen Wanderfahrten des Dr. J. A. Eisenbart von dem Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit in Altenburg bis zu seinem Ende in Münden zu ermitteln. Die ziemlich umfangreiche Literatur über Eisenbart wurde bei der Abfassung der Biographie sorgfältig benutzt und verzeichnet. Auch nach M.s Quellenstudien erscheint die Figur des rührigen Wundarztes — abgesehen von einer starken Neigung zur Reklame — als die eines für seine Zeit tüchtigen und von seinen Kollegen sich nicht wesentlich unterscheidenden Mannes. Die Entstehungszeit des Eisenbart-Liedes wird wegen des auch hier vorhandenen falschen Reimes auf „Itzehoe" alsbald nach dem Erscheinen von Schillers Wallensteins Lager fallend angesetzt. — Das Medizinalwesen in Erfurt bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts behandelt in erschöpfender Weise R. Loth (JbbAkErfurt. S. 383—466). Im Anschluss daran gibt er eine Geschichte der medizinischen Fakultät an der Erfurter Universität, deren Lehrgebäude anfangs auf scholastischer Grundlage beruhte. —

Didaktische Dichtung: Satiriker. Von der Auslese aus den Werken Abrahams a Santa Clara, die im Auftrage des Wiener Stadtrats

durch H. Strigl (2117) besorgt wird, erschien im Berichtsjahr der erste Band, der vier Predigten Abrahams aus den Jahren 1673—80 enthält. An der uns nicht vorliegenden Ausgabe bemängelt A. E. Schönbach, dass der Herausgeber die Angabe der Vorlagen für seinen Neudruck verabsäumt habe, und abgesehen von der aus Popularitätsgründen vorgenommenen Modernisierung der Sprache, ganze Stellen im Druck geändert und fortgelassen habe; auch die dem Text beigegebenen Anmerkungen enthielten Missgriffe. Im nächsten Bericht soll auf die Wiener Ausgabe zurückgekommen werden. — Ein Gesamtbild der Wiener Kultur im 17. Jahrhundert versucht A. Denecke (2119) nach den Schilderungen Abrahams a Santa Clara zu zeichnen. Leichtsinn, Trägheit und Genusssucht hält er für die Grundzüge der damaligen Wiener Gesellschaft. Dagegen glaubt er weniger Tadelnswertes zu finden, soweit Fragen der Sittlichkeit von dem Bussprediger aufgeworfen werden. In der heiteren Sinnesart böte Abraham viel Gemeinsames mit seinen Wienern. — Die von Richard Zoozmann (2120) aus den Schriften Abrahams getroffene Auswahl wendet sich an einen Leserkreis, der keinerlei wissenschaftliche Zwecke verfolgt, und erfüllt ihre Aufgabe, in leicht lesbarer Gestalt; einen Begriff von seiner Eigenart zu geben. — Ernst A. Kock (2122) ist es gelungen, einige bisher unerklärt gebliebene Stellen in J. Laurembergs Satiren verständlich zu machen. So konnte er nachweisen, dass unter dem Studium von „Peter Mafferts Boeck“ das Kartenspielen gemeint ist. Pieter Mefferdt war ein wohlbekannter Spielkartenfabrikant in Amsterdam zu Lebzeiten Laurembergs. — Die satirischen Feldzüge Chr. L. Liscows gegen den Lübecker Magister Sivers und den Merseburger Advokaten und späteren Professor der Beredsamkeit in Halle Philippi schildert ein Aufsatz B. Wülckers (2123). Liscows einfacher Stil, seine Freiheit von der Pedanterie und Gespreiztheit seiner Zeit wird mit Lessings Schreibart verglichen. W. verteidigt ihn gegen Hettners Vorwurf, er hätte sich in seinen Briefen an den Minister Brühl in kriechender Niedrigkeit entwürdigt; auch aus diesen Briefen spräche die ehrenhafte Gesinnung Liscows und die paar höfischen Redensarten seien auf Rechnung des damaligen Geschmacks zu setzen. —

Epigrammatiker. In seiner Analyse der Arbeit R. Levys über Martial und die deutsche Epigrammatik des 17. Jahrhunderts (JBL. 1903 N. 7328) pflichtet Hermann Fischer (2125) den Ergebnissen dieser Untersuchung im wesentlichen bei; auch die an dieser Stelle erörterte Abhängigkeit Weckherlins von Opitz, die Fischer früher bestritt, hält er jetzt nach der von Levy nachgewiesenen übereinstimmenden Ausnutzung Martials durch beide Dichter nicht mehr für unwahrscheinlich. — Von den volkstümlich gehaltenen Aufsätzen anlässlich des 300. Geburtstages von F. von Logau sei ein anonymer aus der katholischen Zeitschrift Hochland erwähnt (2126). — Ein nur unvollkommenes Bild von dem Dichter Logau gewinnt man aus O. E. Hartlebens Logaubüchlein (2127). Die ausgewählten 150 Epigramme lassen manchen charakteristischen Zug seiner dichterischen Physiognomie vermissen. Das persönliche Gefallen des Herausgebers scheint für die Aufnahme ausschlaggebend gewesen zu sein. Dass auf diese Weise eine in ästhetischer Hinsicht erfreuliche Sammlung zustande kam, soll gern zugegeben werden. In der ziemlich belanglosen Vorrede verletzt die spöttische Art, in der Eitners gedacht wird. Das von Hartleben benutzte Exemplar (Lessing-Ramler) stammt aus dem Besitz Ludmilla Assings. — Kirchliche und städtiche Streitigkeiten, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Hamburger Bevölkerung erregten und dem dortigen Lizentiaten Barthold Feind Anlass zu bissigen Epigrammen boten, werden von Th. Schrader (2128) erörtert. Auch einige literarische Fehden werden in diesen zur Gattung der Schmähschriften zählenden Versen gestreift; sie sind in dem Feindschen Buche „Deutsche Gedichte“ Stade 1708 enthalten. —

Didaktische Dichtung der Aufklärungszeit. Zehn französische Briefe des Schweizer Mediziners J. G. Zimmermann an A. v. Haller aus den Jahren 1751—52 veröffentlicht R. Ischer (J. G. Zimmermanns Briefe an Haller 1737—52: Neues Berner TB. S. 1—57) aus der umfangreichen Korrespondenz des letzteren, die auf der Berner Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Obwohl auch literarische Dinge flüchtig gestreift werden und eine grössere Anzahl Schweizer Gelehrter und ihre Beziehungen zu Haller Erwähnung finden, bilden doch die Bemühungen Zimmermanns, der ältesten Tochter seines ehemaligen Lehrers Marianne Haller in Franz L. Jenner einen Ersatz für den untreu gewordenen früheren Bewerber zu verschaffen, den Hauptgegenstand der Briefe. Ein Anhang des Herausgebers enthält sachliche und biographische Anmerkungen. — Vor der ersten Buchausgabe seiner Fabeln und Erzählungen (1746) hatte Ch. F. Gellert neben dramatischen Versuchen und einigen prosaischen Beiträgen 34 Nummern der erstgenannten Gattung in der von J. Joach. Schwabe herausgegebenen Monatsschrift: Belustigung des Verstandes und Witzes (1741—45) erscheinen lassen. In umgearbeiteter Form nahm er

neunzehn hiervon in seine späteren Fabelsammlungen wieder auf. H. Handwerk **(2129)**, der bereits 1891 eine Arbeit über den Stil der Gellertschen Fabeln veröffentlicht hat, druckt im Berichtsjahre zunächst zwölf Fabeln in der ursprünglichen Fassung ab, denen er die spätere Form — nach der Kleeschen Ausgabe (1839) — vergleichsweise gegenüberstellt. In einem Vorbericht macht er auf die metrischen, stilistischen und inhaltlichen Abweichungen aufmerksam. Gellert selbst war der strengste Kritiker seiner ersten Versuche auf diesem Gebiet, die sich den innerlich belebten und natürlich vorgetragenen Fabeln der endgültigen Fassung gegenüber nur als dürftige Ansätze charakterisieren. —

Ernst Reichel **(2130—32)** ist auch im Berichtsjahre unablässig bemüht gewesen, seinen Anschauungen über die Bedeutung J. Chr. Gottscheds zum Siege zu verhelfen. In seiner Sammlung der Schriften Gottscheds — für die Mitglieder der von R. begründeten Gottsched-Gesellschaft bestimmt — hat er akademische und Gedächtnisreden zum Neudruck gebracht, die unseres Erachtens relativ am meisten geeignet sind, die Teilnahme des heutigen Lesers für Gottsched zu erwecken. Auf sein grosses Gottsched-Wörterbuch, von dem gleichzeitig die erste Lieferung erschienen ist, soll näher eingegangen werden, sobald ein Geleitwort des Herausgebers vorliegt, in dem die Gesichtspunkte entwickelt werden, von denen seine Publikation ausgeht. —

Verschiedenes. Ein kleines „Zuchtbüchlein für die Schultöchtern verordnet vnd in Reymen gefasset“ (Lindaw im Bodensee bei Hans Ludwig Brem 1616)“ bringt Th. Stettner **(2134)** mit Auslassung dreier Gebete wortgetreu zum Abdruck. Der Herausgeber macht darauf aufmerksam, dass im fünften Kapitel — der Tischzucht — sich Entlehnungen aus Hans Sachs finden. —

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Allgemeines.

Literaturgeschichte.

(IV, 1a = N. 2136–2278.)

Oskar F. Walzel.

Allgemeines: Gesamtdarstellungen: Deutsche Literatur. — Fremde Literaturen. — Essaysammlungen. — (Literaturgeschichte in Werken über Weltgeschichte, Kulturgeschichte und Philosophie.) — Einzelne Epochen: 18. Jahrhundert. — 19. Jahrhundert: Ältere Literatur. — Moderne Literatur: Allgemeines. — Gesamtdarstellungen. — (Sammelreferate.) — Konfessionelle Strömungen: Katholizismus. — (Judentum.) — Soziale Strömungen. — Einzelne Stoffe in der Literatur. — Lokale Literaturgeschichte. — Stammbücher. — Literarhistoriker. —

Allgemeines. Deutschlands Einfluss auf das heutige Frankreich möchte E. Engel (2138) erkunden. Nach dem LE. nimmt E. an, dass die deutsche Philosophie (Schopenhauer, Nietzsche) am stärksten wirke, die französische Philologie auf deutschen Schultern stehe, auf musikalischem Gebiete Wagner im Vordergrunde des Interesses sich befinde, während die französische Lyrik vielleicht formal, der Roman gar nicht von Deutschland angeregt sei. Der Schwerpunkt der Weltliteratur habe sich ferner von Paris nach Berlin verschoben, wo Ibsen, Björnson, Tolstoi, d'Annunzio ihren europäischen Ruhm gewonnen hätten. — Eine Umfrage über den französischen Einfluss auf die deutsche Literatur der Gegenwart liess O. J. Bierbaum (2140) ergehen. Antworten von K. Woermann, J. V. Widmann, H. Salus, J. J. David, Schönaich-Carolath, H. Bulthaupt, H. Thoma, J. Schlaf, A. Holz, Th. Mann u. a. liefen ein und wurden abgedruckt. W. Kirchbach äusserte sich nachträglich zu dem Problem. —

Gesamtdarstellungen: Deutsche Literatur. Die fünfte Auflage von Adolf Sterns (2141) „Deutscher Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" beschränkt sich nach dem ausdrücklichen Bekenntnis des Verfassers „auf einige notwendige Einschaltungen und die sorgsame Vervollständigung der Anmerkungen". Im Text sind einige Namen jüngster Dichter den bestehenden Rubriken eingefügt, ferner da und dort Werturteile, meist in epigrammatisch spitzer Form, hinzugetan. Auch wurden einige Umstellungen vorgenommen; so erscheint Gustav Falke nicht weiter in Kreis der „lyrischen Symbolisten". — K. Bruchmanns Sammelanzeigen (2142a) besprachen die Werke von P. J. Möbius und H. G. Graef über Goethe, F. Servaes' Kleist, Hans Hofmanns Hauff, L. Richters Briefe, H. Maynes Biographie und die Sammlung der Briefe Mörikes, P. Holzhausens Buch über Heine und Napoleon, den Briefwechsel der Fürstin Pauline von Lippe mit Herzog Friedrich Christian, L. Geigers Schrift „Aus A. Stahrs Nachlass". —

Fremde Literaturen. E. Sieper (2143) sucht die schöne Aufgabe zu lösen, die neuere englische Literartur denen bekannter zu machen, die im Dienste einer ethischen und ästhetischen Kultur ihre Kräfte regen, damit sie beobachten können, wie ähnliche Bewegungen in anderen Ländern unter ganz anderen Um-

ständen und Zeitläuften sich entfalteten. Nicht für Fachmänner ist sein Buch bestimmt, sondern für alle, denen die Schönheit in Literatur und Kunst eine treibende Kraft ihres Lebens ist. Die Vorträge, die in dem umfänglichen Bande abgedruckt sind, waren vor einem Damenpublikum gehalten worden und sind jetzt mit allem Beiwerk abgedruckt, das der Redende gebrauchen darf, das den Leser indes nur zwecklos aufhält. Überhaupt verschwendet S. einen ungemeinen Wortreichtum, ohne leicht das bezeichnende Wort zn finden, und hält — wohl im Bewusstsein seiner kulturellen Absichten — lange Reden über Tagesfragen zum Fenster hinaus, ohne irgendwie etwas Neues und Förderliches vorzubringen, so etwa S. 83 ff. und 94 ff. über die Folgen des wissenschaftlichen Materialismus. Den Kern seiner Darlegungen bilden Charakteristiken von Wordsworth, Coleridge, Shelley, Byron, Keats, Ruskin, William Morris. Der leitende Gedanke und das Resultat ist, dass in England „die auf eine ästhetische Kultur sich richtende Strömung getragen und begleitet wurde von dem Streben nach ethischer Kultur", „dass jene Männer, die für das Gute und Rechte kämpften, einen immer reinern Blick für die Schönheit gewannen, und dass andererseits die Schönheitsapostel in letzter Linie als Kämpen für ein reines, starkes Menschentum erfunden wurden". Dass S., um dieses Resultat zu erzielen, vielfach an den Dingen vorbeiredet, dass scharfe Erfassung und Umschreibung künstlerischer Leistung und ethischer oder ästhetischer Ideen sein Fall nicht ist, beweist die sehr unbestimmte und ungenaue Parallele von Schillers und Shelleys Weltanschauung (S. 90ff.). — F. A. Pughes (2144) Schriftchen charakterisiert die „führenden Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria" und nimmt dabei den Namen „Dichter" im englischen Sinne; daher werden nur Verspoeten genannt: Tennyson („der poetische Stimmführer des Zeitalters"), Robert Browning und seine Frau, Matthew Arnold, William Morris, Swinburne, Rossetti und seine Schwester Christina, dann einige andere, denen nur flüchtige Erwähnung zuteil wird. P. stellt die genannten „vorwiegend in englischer Beleuchtung" dar, nicht weil er den Wert und die Bedeutung der ausländischen Kritik und Geschichtschreibung verkennt, sondern weil der einheimische Kritiker manchmal in den Versen eines zeitgenössischen Dichters eine Stimme vernehme, die sonst selten, vielleicht gar niemals an das Ohr des Ausländers dringe. Leider ist der Verfasser nicht wesentlich über eine Sammlung von Werturteilen hinausgelangt; wo er charakterisieren sollte und möchte, muss ein Zitat aus einem seiner englischen und amerikanischen Gewährsmänner aushelfen. Max Meyerfeld (LE. Bd. 7, Sp. 1516/7) hat denn auch über das Büchlein den Stab gebrochen. —

Essaysammlungen. K. Bergers Referat über das achte Bändchen von A. Breitners „Randglossen" (2147) resümiert den Inhalt: ein überschwenglicher Aufsatz über M. E. delle Grazie, eine liebevolle Betrachtung von L. Jacobowskis Wesen, ein Lobeshymnus auf W. v. Scholz, eine Hanswurstiade gegen die „Moderne". — Löwenbergs „Deutsche Dichterabende" (2150) sind mit Ausnahme des Aufsatzes über Friedrich Wilhelm Weber als freie Vorträge in der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg gehalten worden. Sie wollen der Wissenschaft nichts Neues sagen, „nur anregen, tiefer einführen in das Verständnis der Dichter". Viel Inhaltsangaben, viel Zitate, viel Biographisches; eine immerhin lobenswerte Tendenz, den Künstlern gerecht zu werden. Von Weber weiss L. auch aus persönlicher Bekanntschaft einiges zu erzählen. — Von Müller-Guttenbrunns Sammlung „Im Jahrhundert Grillparzers" (2151) erschien eine neue Titelauflage. — Schon der Titel „Bibelots", unter dem F. Poppenberg (2152) eine Auswahl seiner kritischen Aufsätze vorlegt, weist auf die starke Neigung des Verfassers hin, französische Stilformen zu kopieren; noch mehr geschieht dies durch Überschriften der einzelnen Gruppen seiner Artikel: „Folies universelles", „Écho du temps passé". P. 's Fähigkeit, mit dem Auge des Franzosen künstlerische und menschliche Eindrücke zu erhaschen und zu ihrer Umschreibung der deutschen Sprache französische Form zu leihen, kommt besonders zur Geltung, wenn er, vielleicht mehr noch als Kulturhistoriker und Kulturbewerter denn als Kunstkritiker, vom Kunsthandwerk spricht, „etwas über Stühle" schreibt, „keramische Spaziergänge" macht, „von der gläsernen Kunst" erzählt oder „aus dem Porzellan-Säkulum" berichtet. Die literarhistorischen Studien entstammen meist den Berliner Blättern, deren Mitarbeiter P. seit Jahren ist, der „Vossischen Zeitung" und der „Nation", und sind in den JBL. zum überwiegenden Teil längst gewürdigt worden. Gehört Chodowiecki beinah schon in die Literaturgeschichte, so bieten Studien über Casanova, über Wieland und Sophie Laroche, über Elise von der Recke, über „christlichen Adel deutscher Nation" (s. auch 2226), über Jean Pauls Liebe und Ehestand, über Goethe und Frau v. Stein zunächst noch mehr kulturhistorische Betrachtung, während die in engerem Sinne literarhistorischen Aufsätze über Novalis, Grabbe, E. T. A. Hoffmann, Poe, über die Königsbriefe Bettinens, über Gentz, die Droste, Hebbel, über Grillparzers Tagebuch und Betsy Meyers

Erinnerungen an ihren Bruder Conrad Ferdinand durchaus nicht so sehr auf Würdigung künstlerischen Schaffens wie auf Ergründung des Menschen und seiner Seele gerichtet sind. Von dem psychologischen Spürsinn P. s, der mit Vorliebe und mit Verständnis das Ungewöhnliche, das Extreme und Ausserordentliche mehr oder minder psychopathischer Naturen herausfühlt, haben wir alle längst gelernt und freuen uns, Ergebnisse seiner Arbeit nunmehr näher zur Hand zu haben. — A. Schönbach (2153) hat die neue Auflage seines ausgezeichneten Buches „Über Lesen und Bildung" nicht durch einzelne Zusätze und Nachträge ergänzt, sondern vorgezogen, „in einem Überblick von einem möglichst hoch genommenen Punkte aus die Eindrücke zu sammeln, welche sich von der modernsten deutschen Literatur und ihrem Umgrunde, dem Leben der Gegenwart, ergeben hatten". Er selbst bekennt, dass diese „Ausblicke" etwas trüber gefärbt seien, als es sonst seiner Art entspreche. „Aber indem sich das Auge auch weit zurück in entlegene Jahrhunderte wendet und dort das Vergleichbare aufsucht, verliert die Gegenwart ihr Zufälliges, fügt sich in einen grösseren Zusammenhang der Dinge und erscheint als die einleitende Vorepoche einer gesunderen Zukunft, von der bei erhöhtem Pulse des Lebens Gutes und Befriedigendes erwartet werden darf." Der Historiker tritt mithin auch hier als nach rückwärts gekehrter Prophet auf. Wirklich entwickelt Sch. eine bestechende Parallele mittelalterlicher und neuester Dichtung, wobei denn freilich zugestanden wird, dass im 13.—15. Jahrhundert analoge Erscheinungen über einen weiteren Zusammenhang hin sich zerstreut finden und ein viel langsameres Vorschreiten sich zeige. Die Entwicklung der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts wird ferner von Sch. auf das Prinzip der Aktion und Reaktion zurückgeleitet. All diese Bemühungen wurzeln in dem Wunsche, trotz der Einwände, die Sch. gegen die neueste Literatur und vor allem gegen ihre kritische Überschätzung auf dem Herzen hat, die historische Notwendigkeit der im Flusse befindlichen literarischen Entwicklung darzutun. Er meint mit Recht, was ihn heute in Leben und Dichtung so erschreckend anmute, sei nur das Ergebnis eines Prozesses, eines gesetzlichen Steigens und Fallens, einer Ebbe und Flut im Ozean der Geschicke moderner Kulturnationen. Diesem Prozess nachzuspüren, stellt er jene Parallelen und Konstruktionen auf; er möchte sie indes nicht mit den geschichtsphilosophischen Konstruktionen Lamprechts verwechselt sehen, die ihm ebenso mechanisch erscheinen wie Scherers Versuch, sechs- und dreihundertjährige Abschnitte deutscher Geistesgeschichte zu statuieren, und wie Ottokar Lorenz' Generationshypothesen. Schönbach ist überzeugt, dass seine Aufstellungen dem wahren Tatbestand weniger Gewalt antun; es fragt sich nur, ob die Gesetzlichkeit des literhistorischen Prozesses der Gegenwart sich nicht noch tiefer erfassen lasse. Schon Sch.s unbestreitbare Behauptung, für den Literarhistoriker, der die Gegenwart erkennen und richtig begreifen will, genüge nur die Vergleichung des gesamten zugänglichen Materiales, weist auf die Grenzen der Richtigkeit seiner Parallelen. Vor allem scheinen einzelne Thesen, die er bei der Charakteristik der Gegenwart vorlegt, eben von diesem Standpunkte aus nicht einwandfrei. Dass die Literatur nur in unseren Tagen ein Geschäft geworden ist, das sich nach Gebot une Nachfrage regelt, ist ebenso nur zum Teil richtig wie die Behauptung, dass eben aus diesem Grunde der Schriftsteller von heute fruchtbarer sei als seine Vorgänger. Beachtenswerte Gesichtspunkte für die Ergründung der literarhistorischen Evolution der Gegenwart sind freilich auch in diesen nicht ganz stichhaltigen Behauptungen gegeben, ebenso wie in der Erwägung, welche Rolle heute die Frau in der Literatur spiele, und wie die Sucht nach „Übergenuss" auf unser geistiges und physisches Leben wirke. Rühmenswert ist durchaus der Versuch, historische Kriterien, Entwicklungsmotive, Kennzeichen einer notwendigen Evolution zu entdecken. Doch subjektiv bleibt noch vieles bei diesem Streben; so die Vermutung, dass einzelne Erzählungen in Rudyard Kiplings „Tagwerk" auf die Poesie der Zukunft weisen, dass der Reim seinem Tode entgegengehe, endlich die Annahme, Keller und Anzengruber seien die einzigen Begabungen ersten Ranges in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Tolstoi komme ihnen vielleicht am nächsten. Erscheinen so diese neuesten Ausführungen Schönbachs gerade vom literarhistorisch-wissenschaftlichen Standpunkte nicht ganz einwandfrei, so darf um so mehr dem verehrten Kenner Beifall ertönen, wenn er am Schlusse seines Essays zwei grosse Klassen von Menschen scheidet: solche, deren Woche am Sonntag beginnt, und andere, in deren Woche der Sonntag am Ende steht. Das Wort trifft eine Krankheit unserer Kultur so sicher, dass es verdient, von Mund zu Mund zu gehen. — Die einzelnen Aufsätze der neuen Folge von Adolf Sterns (2154) „Studien zur Literatur der Gegenwart" werden, soweit sie nicht ohnedies schon in den JBL. früher besprochen worden sind, unter den folgenden Rubriken besonders zu behandeln sein, da sie zumeist der Charakteristik eines einzelnen Dichters dienen. Das Gebiet der neueren Literatur umspannt in allgemeinerer Betrachtung allein die Studie

„Drei Revolutionen in der deutschen Literatur", die von dem Verfasser selbst JBL. 1899 IV, 1a: 9 ausführlich analysiert worden ist. Den Standpunkt, von dem aus St. die neueste Literatur betrachtet hat, skizziert die Vorrede: wichtiger sei es, „die Talente der Gegenwart auf den selbständigen Kern ihres Wesens zu untersuchen, den eigensten Zug zu ergründen, der sie über alle literarischen Einwirkungen hinweg ins Leben trieb und ihre besten Schöpfungen mit Leben erfüllte, als die Übereinstimmung schöpferischer Naturen mit ästhetischen Programmen und modischen Stileigentümlichkeiten zu prüfen". St. glaubt nicht, „dass Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit und Selbständigkeit jemals an die Übereinstimmung mit Tagesschlagworten gebunden sind". Eine subjektive Beimischung gesteht er seiner kritischen Methode ausdrücklich zu. — M. R. v. Sterns **(2155)** Machwerk „Typen und Gestalten der Belletristik und Philosophie" wurde von H. Maync gebührend abgelehnt. Die Oberflächlichkeit des anspruchsvollen Bandes und die Unfähigkeit des Verfassers zu literarhistorischer Charakteristik ward überzeugend dargetan. — M. v. Brandts **(2156)** vier Essays über Sienkiewicz, Lafcadio Hearn, Kipling, Gorki sind 1899 bis 1902 teils ganz, teils in kürzerem Umfange in der DRs. abgedruckt gewesen. Brandt hat das Verdienst, 1900 als einer der ersten auf Hearn hingewiesen zu haben. Diesmal hebt B. die negativeren Urteile hervor, die in Russland über Gorki gefällt werden, und warnt Deutschland vor allzu gefügiger Aufnahme von Gorkis Anschauungen. In Gorkis wie in Tolstois Lehren findet er eine Gefahr für die heranwachsende Generation Deutschlands. Frisches und lebendiges Empfinden ist der Vorzug seiner stark persönlich gefärbten Charakteristiken. — A. Eloesser **(2157)** sammelt in einem Bande feine und kluge Charakteristiken französischer Dramatiker und Romandichter unserer Zeit; nur mit einer Studie über Balzac greift er über den Rahmen der nächsten Gegenwart hinaus. Selbständiges Urteil, unverkennbares Bestreben, seinen Studienobjekten gerecht zu werden, und dabei ein gedämpfter, allen starken Lobesworten abgeneigter Grundton geben dem Buche einen dauernden Wert, wenngleich es durchaus nicht auf Vollständigkeit angelegt ist. Von Dramatikern sind berücksichtigt: Henri Becque, Paul Hervieu, Henri Lavedan, Maurice Donnay, Georges Courteline, François de Curel, Georges Porto-Riche, Edmond Rostand. Ihnen ist Francisque Sarcey angefügt. Hier sei nur auf die ebenso verständnisvolle wie vernünftige Kritik hingewiesen, die Rostand bei Eloesser findet. Die Romanschriftsteller werden im wesentlichen von einem Gesichtswinkel aus betrachtet: der infolge der Dreyfusaffäre entbrannte Kulturkampf bildet das verbindende Glied. Darum kommt Zola nur mit seinen allerletzten Romanen zur Besprechung; darum schliesst sich ihm Anatole France an. Es folgen Maurice Barrès, Joris Karl Huysmans, Léon Bloy. Nur gestreift, und meist mit ironischem Seitenblick, wird Paul Bourget. Ein Fazit des Standes der französischen Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts zieht die Skizze „Hellenen und Lateiner". Als charakteristischer Vertreter der jungen Generation und als Mann der Zukunft offenbart sich hier Hugues Rebell. —

Einzelne Epochen: 18. Jahrhundert. G. Wilhelm **(2166)** analysierte ausführlich F. Pomeznys treffliche Arbeit über Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, bot Nachträge, besonders aus Wielands zweiter Auflage des „Agathon" und aus seinem Briefwechsel, und wies auf Heinse hin. — Wie Friedrich Melchior Grimm in seiner „Correspondance littéraire" von 1753—1770 über Philosophen und Dichter seiner Zeit geurteilt hat, stellt K. A. Georges **(2168)** übersichtlich zusammen. Er begründet in der Einleitung, warum er nur bis zum Jahre 1770 vorschreitet. Über die Persönlichkeit Grimms, über seine Schicksale in Leipzig und in Paris, über seine Beziehungen zum Gothaer Hof, zu Rousseau und Diderot ist das Wissenswerte vorangestellt. Grimms Weltanschauung dient als Grundlage für die Darlegung seiner Urteile über die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts. Besonders erörtert ist Grimms scharfes Urteil über den Geschichtschreiber Voltaire. Die Vertreter der einzelnen Dichtungsgattungen werden dann mit guter Kenntnis literarhistorischer Zusammenhänge, aber völlig nach französischen Einteilungsprinzipien aneinandergereiht, innerhalb des „Theaters" geschieden zwischen Tragödie, Drama, Komödie; der Roman folgt und „die Dichtung im engeren Sinne" schliesst ab. Die Franzosen beherrschen das Feld; neben ihnen spielen englische Dichter, als Vorläufer französischer bürgerlicher Dramatik und französischen Romane, eine gewisse Rolle. Von Deutschen ist nur Salomon Gessner erwähnt. — Den Rezensionen, die H. W. von Gerstenberg für die Hamburgische Neue Zeitung um 1770 geschrieben hat, war O. Fischer **(2169)** schon im Euph. Bd. 10 S. 56—76 nachgegangen. Neben den „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur", denen A. v. Weilen 1890 einen Neudruck geschenkt hat, verdienen diese Kritiken bessere Beachtung, wenn sie auch nicht von der epochemachenden Bedeutung der „Briefe" sind. Leider ist der Umfang der Beiträge Gerstenbergs nur zum geringsten

Teil durch äussere Zeugnisse zu belegen. Fischer druckt 105 Rezensionen ab; von ihnen sind nur 23 urkundlich als Eigentum Gerstenbergs zu erweisen. Sieben stehen mit ihnen in zwingendem Zusammenhang; vollständige Übereinstimmung der Ansichten, der Kenntnisse, des Inhalts, des Stils veranlasst F., weitere 34 Artikel Gerstenberg zuzuschreiben. Weniger sicher fühlt er sich gegenüber dem Rest von 41 Rezensionen. Doch er ist der Ansicht, „die Rezensionen hätten wohl auch dann ihre Bedeutung, und ihre Neuausgabe wäre auch dann berechtigt, wenn ihr einziges Bindeglied die Hamburgische Zeitung als Ort der Veröffentlichung wäre"; denn sie seien „ein reiches Quellenwerk für die Literaturbetrachtung des 18. Jahrhunderts". In diesem Sinne darf man dem Herausgeber dankbar sein und auch den fortlaufenden Kommentar billigen, der F. zur Erläuterung der Einzelheiten auf 80 Seiten der Einleitung bietet. Auch Fernerliegendes ist da herangezogen und auf kenntnisreiche Weise eine Brücke von den Rezensionen zu den leitenden Ideen des 18. Jahrhunderts geschlagen. Soweit freilich dieser Kommentar durch sprachliche und stilistische Beobachtungen der Erkundung der Verfasserfrage dienen soll, kann ich nicht so leicht wie Ladendorf über die Bedenken hinwegkommen, die Consentius gegen das kritische Verfahren F.s erhoben hat. Ohne Zweifel sind viele Parallelen, die F. als Beweismittel anführt, Wendungen und Ausdrucksmittel der Zeit; und ganz sicher wird auf so schwieriger Fahrt scheitern, wer bloss dem Ideengang eines einzigen Mitarbeiters einer Zeitung nachgeht und die Fülle der Möglichkeiten ausser acht lässt, die sich bei näherer Beleuchtung des ganzen Mitarbeiterkreises ergeben. Setzt doch selbst Ladendorf zu einzelnen der Nummern, die von F. abgedruckt sind, ein Fragezeichen; und mit Recht findet Ladendorf die Form eines fortlaufenden Kommentars für F.s Zwecke nicht glücklich gewählt: die Fülle belangloser Wendungen, die mit unterlaufe, lasse die entscheidenden Belege zum Teil nicht mit gebührender Deutlichkeit hervortreten. Solche Beobachtungen sollten doch im Zusammenhang erscheinen und auf einmal zu überblicken sein. Sieht man von diesen methodischen Bedenken ab, so bleibt F. das Verdienst, interessante Dokumente der Kritik aus dem Zeitalter, in dem Lessings ästhetische Theorie ihren Abschluss erhält und Herders Analyse einsetzt, allgemein zugänglich gemacht zu haben. — Dankenswerte Mitteilungen über eine Zeitsatire von W. Ch. S. Mylius (1788), die sich an Holbergs „Niels Klimm" anlehnt und gegen Friedrich Wilhelm II. und seine Zeit, gegen Rosenkreuzerei, Theaterwesen usw. sich wendet, gab L. H. Fischer **(2223)**. —

19. Jahrhundert: Ältere Literatur. G. Goyau **(2172)** setzte seine Darstellung des katholischen Deutschland in der Zeit von 1800—1848 in drei Aufsätzen fort. Der erste gibt eine recht oberflächliche, einseitige, im einzelnen längst überholte Charakteristik der romantischen Dichtung; in pointierter Form wird alles übertrieben, alle Gegensätze sind überspannt, und wieder einmal scheint alles zwecklos gewesen zu sein, was in neuerer Zeit für verständnisvollere Auffassung der Romantik getan worden ist. Beachtenswerter ist die Besprechung der katholischen Publizisten und ihres Verhältnisses zur Heiligen Allianz, der zweite Teil der Arbeit. Görres, K. L. v. Haller, F. Schlegel in seinen späteren Wiener Vorlesungen, Adam Müller sind mehr oder minder ausführlich betrachtet. Auch hier hat sich Goyau von einseitiger Übertreibung nicht ferngehalten, aber ein wahrer Kern bleibt doch bestehen, wenn er behauptet: während in Frankreich die katholische Literatur mehrfach den Ultras diente und de Maistre sogar Theoretiker des Absolutismus war, verurteilte die romantische Staatslehre der deutschen Katholiken das politische System der Heiligen Allianz und warf ihr vor, dass sie den Gedanken des Katholizismus nicht begreife. So wurde Görres der Vorläufer einer freieren Bewegung; Schlegel, Haller, Müller sind mindestens nicht mitschuldig am Absolutismus gewesen. Der dritte Aufsatz geht ganz ins Gebiet der politischen Geschichte über, spricht von den Unionbestrebungen, die sich auch auf eine Vereinigung des Katholizismus mit der preussischen Landeskirche erstrecken wollten, vom Hermesianismus, der dieser Tendenz huldigte, von dem päpstlichen Widerstand und von dem Kölner Handel, der nach der Ernennung des Erzbischofs v. Droste-Vischering aus dessen Unionbestrebungen erwuchs und zu einer Niederlage des Staates führte. — F. Poppenberg **(2226)**, der virtuose Porträtist romantischer Eigenwilligkeit, versuchte in drei Essays leidenschaftloses, frommes, normal gleichmässiges Leben des romantischen Zeitalters zu schildern. Nicht Freigeisterei der Leidenschaft, sondern eine Welt, die mehr nach Sitte als nach Freiheit strebt, die das Exzentrische, den Überschwang flieht, zeigt sich ihm in dem Leben Gabriele von Bülows, der Gräfin Reden, der Gräfin Bernstorff. Verwehte Kulturatmosphären möchte er in lebendigem Wesen und gegenwärtigster Anschauung geniessen. Wirklich schreibt er beachtenswerte Blätter deutscher Kultur- und Sittengeschichte und gibt interessante Beiträge zur Geschichte der deutschen adeligen Familie und zur Darlegung des Liebe- und Eheproblems um 1800. Leider ist

der Abdruck der drei Feuilletons nicht sehr korrekt besorgt. Mehrfach heisst es Alexander statt Wilhelm von Humboldt. Und S. 172 erscheint genau dasselbe Zitat wie S. 186 als charakteristischer Beleg für die Brautwerbung und Liebeserklärung in den von P. hier beschauten Kreisen. — Löbichau, das Gut der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland, offenbart sich in R. Kaysers **(2243)** Darstellung als ein wichtiges Zentrum deutschen Kunst- und Geisteslebens am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Tochter der Herzogin, Elisa von der Recke, dann Tiedge und Theodor Körner erscheinen neben anderen als Gäste Löbichaus. — Zeitgenössische Stimmen über die Befreiungskriege lässt R. Böhme **(2172a)** ertönen; Kriegstagebücher und Briefe aus der Franzosenzeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts bieten ihm den Stoff, nämlich erstens das Tagebuch des Majors Doercks, herausgegeben von Hermann Granier in den Schriften des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, zweitens Familienbriefe August Burchardts, veröffentlicht von E. Bardey für den Verein für Geschichte der Neumark. Burchardts Berichte zeigen besonders gut, wie die grossen Ereignisse sich in den Augen eines Subalternen spiegeln, dessen Zweifel allmählich einer immer stärkeren Zuversicht und Hoffnung weichen· Burchardt, der als freiwilliger Jäger in das Heer eingetreten war, machte den Feldzug von 1813 und 1815 in vollem Umfange mit. — Th. Bitterauf **(2173)** sammelt die Stimmen deutscher Ideal- und Realpolitiker, die nach dem Luneviller Frieden erklangen: Schiller („Deutschlands Grösse"), Hegel („Kritik der Verfassung Deutschlands") und Joh. Gottfried Pahl, der schwäbische politische Publizist, erscheinen neben anderen. — Die Bibliographie des deutschen Philhellenismus, die Alfred Rosenbaum in Goedekes Grundriss (2. Auflage § 321) mit teilweiser Berichtigung und Ergänzung der Angaben Arnolds (Euph., Ergänzungsheft 2) geboten hat, wurde von R. F. Arnold **(2174)** selbst durch ein längeres Verzeichnis von Nachträgen überholt. — Anknüpfend an O. Webers Buch über das Jahr 1848, wies L. Fränkel **(2175)** auf Antiquariatskataloge, die reiches Material über die Zeit enthalten, und auf einen Artikel der Bremer Bürgerzeitung mit Angaben über lokale Literatur aus dem Jahre 1848. —

Moderne Literatur. Allgemeines. W. Lentrodt **(2177)** scheidet einen älteren Naturalismus der äusseren Realitäten und einen jüngeren psychischen Naturalismus. Während jener der Theorie entkeimt sei, werde dieser aus seelischen Nötigungen geboren. Nach allen Niederungen würden jetzt wieder die Gipfel der Kunst sichtbar. — In Gemeinplätzen über die „unsäglich zarte und trauliche Poesie" des deutschen Volkscharakters, über deutsche Verträumtheit usw. erging sich R. Jaffé **(2178)**. — Rudolf Huchs **(2179)** Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Literatur, „Eine Krisis" betitelt, gehören ganz sicher zu dem Geistreichsten, was über das Problem der Kunst unserer Tage geschrieben worden ist. Der Verfasser von „Mehr Goethe" — so nennt er sich ausdrücklich auf dem Titelblatt — misst die Dichtung der jüngsten Zeit mit dem Massstab der Klassiker und kommt auf solche Weise natürlich zu stark negativen Werturteilen. Wenn er der Gegenwart etwas mehr Beachtung Schillers empfiehlt, wenn er gegen Illusionsästhetik ficht, wenn er Materialismus und Skeptizismus bekämpft, offenbart sich der eifrige Verehrer der Klassiker; und ganz im Sinne der Klassiker fordert er von der kommenden Dichtergeneration ein grösseres metaphysisches Interesse, ja, er ist überzeugt, dass sich dieses Interesse, etwa in der Form eines stärkeren religiösen Bedürfnisses, bereits ankündige. Richtiges enthält auch der von Hebbel inspirierte Satz: „Das Sichdurchsetzen des Göttlichen, das sich in der Wirklichkeit allmählich, still, nur dem heimlich Lauschenden erkennbar vollzieht, das führt uns die echte Tragödie in einem grossen Bilde vor, rein von allem Erdenstaube, der in der Wirklichkeit fast immer als Hauptsache erscheint und die eigentliche, in der Tiefe liegende Wahrheit verhüllt" (S. 24). Allein die Anwendung all dieser Theorien auf die Praxis der einzelnen neueren Dichter ist nicht einwandfrei. Schon die Behauptung, Hebbel sei der letzte echte Dramatiker, weil er ein tiefes Gefühl für das Unergründliche hat, ist in dieser Form sicher falsch. Was dann ferner gegen Ibsen und für Shakespeare vorgebracht wird, stimmt weder mit H.s theoretischen Thesen noch auch unter sich. H. liebt es, die Maske eines geistsprühenden Gesellschaftscauseurs vorzunehmen und Schwächen anderer so witzig zu treffen, dass man meinen könnte, kein Mensch habe noch diese Schwächen gesehen. Tatsächlich sind viele seiner Einwände gegen Ibsen (aber auch gegen Hebbel) längst von Vorkämpfern äusserlicher Wahrscheinlichkeit und exakt nachgeahmter Wirklichkeit vorgebracht worden. Um so sonderbarer nehmen sie sich im Munde des Verfassers von „Mehr Goethe" aus; sonderbar aber ist es auch, dass dieselben Vorwürfe Shakespeare gegenüber nicht erhoben werden, auch wenn sie da mindestens ebenso berechtigt sind wie bei Ibsens „Volksfeind" oder bei seiner „Nora". Bewusst, auf der Höhe der geistigen und gesellschaftlichen Bildung seiner Zeit zu stehen, spottet H. mit

Recht über Klischeephrasen der Kritik und über blinde, urteilslose Verhimmelung; er versteht es ferner sehr gut, mit epigrammatischer Schärfe ein Zerrbild von den ihm unsympathischen Dichtungen zu geben (z. B. von Wassermanns „Renate Fuchs" S. 71 f.). Dennoch bleibt alles in den Grenzen von Aphorismen, die der Augenblick geboren hat und die er wieder verschlingen wird. Doch H. selber will keine „steinernen Tafeln" dem Volke geben. „Vielleicht werde ich nach vier Jahren einen Teil meiner Meinungen geändert haben." Im ganzen also: fermenta cognitionis, die anregen, aber nicht zu ernst genommen sein wollen! — O. v. Leixner **(2183)** exemplifiziert an Johannes Schlafs Roman „Der Kleine" die Sünden des überwundenen konsequenten Naturalismus. Eine Reihe von Dichtern wird angeführt, deren Werke „die papierene Seele überwunden" hätten und in Gegensatz zu den Vorkämpfern rein ästhetischer und künstlerischer Wirkung auch das Gemüt bereichern wollten. —

Gesamtdarstellungen. Die sechste Auflage von A. Bartels' **(2184)** „Deutscher Dichtung der Gegenwart" bringt lediglich eine „Reihe kleiner Erweiterungen und Verbesserungen". — H. Landsbergs Büchlein „Die moderne Literatur" **(2185)** orientiert geschickt und in knapper Form über die Hauptfragen des Augenblicks. Es vertritt das Urteil des Durchschnitts der Berliner Kritiker. L. meidet diesmal Extreme, die er selbst früher verfochten hat, und urteilt etwa über Hauptmann billiger und gerechter als zur Zeit, da er die Parole „Los von Hauptmann" ausgab. Immerhin hütet er sich auch diesmal mehr vor Bewunderung als vor Verurteilung. So fern er von Bartels sich bewegt, er stimmt doch mit ihm in der These überein, dass die älteren Generationen der Dichter des 19. Jahrhunderts mehr Geschlossenheit der Bildung, mehr Kraft und Ruhe des Charakters haben als die Vertreter der modernen Poesie. Er eifert gegen ästhetische Programme, literarische Brüderschaften und „ähnliche Auswüchse einer Pseudokultur". Wohl habe sich unser technisches Können unendlich gesteigert; unsere Dichtung zeige bereits die Züge des modernen Menschen. Aber sie lasse seinen innersten Gehalt vermissen. Eine Literatur für Leute vom Bau sei entstanden, die über eine psychologische Analyse, ein Stimmungsbild, kurz über etwas gut Gekonntes in Ekstase geraten, und dieser feinnervigen, stark stilisierten Elitekunst stehe eine masslos verlogene Geschäftsliteratur gegenüber, dann ein schreibseliger Dilettantismus, der die Schriftstellerei zu einer Nationalkrankheit der Deutschen gemacht habe. — Sucht L. auf dem Wege subjektiver Schätzung zu einem Gesamturteil zu kommen, und möchte er in den Worten „Natur und Persönlichkeit" ein Heilmittel und zugleich einen Wegweiser den Dichtern der Epoche geben, so gräbt S. Lublinski **(2186)** viel tiefer, fahndet zwar auch nach dem Wort, das die Gegenwart erlöse und ihr den rechten Weg zeige, liefert jedoch eben durch die unverkennbar geschickte und von wissenschaftlichem Spürsinn getragene Darlegung der Richtlinien neuester Kultur und Dichtung eine ausgezeichnete historische Ergründung des Geisteslebens und der Poesie unserer Zeit. Zwar ist L. ein viel zu temperamentvoller und kampflustiger Kritiker, als dass er auf subjektive Werturteile und scharfe Verdikte ganz verzichtete. Allein ihm eignet die Gabe des echten Historikers, die einzelnen Erscheinungen als Faktoren einer Entwicklung zu fassen und ihren positiven Wert ebenso zu ergründen wie ihre Bedeutung innerhalb einer historisch notwendigen Evolution. L. will nicht ästhetisch abschätzen, auch nicht bloss soziologische Triebfedern blosslegen, sondern ein unbewusst waltendes Grundgesetz aufzeigen. Wie weit er durch Aufdeckung dieses Grundgesetzes vom Historiker zum Propheten wird, der Moderne zur Selbstbesinnung verhilft und ihr Grundproblem ihr dartut, kommt für die Literarhistorik nicht in Betracht; wohl aber der energisch durchgeführte Versuch, das Band und den Zusammenhang der Einzelerscheinungen zu finden und so vom Einzelurteil zur historischen Konstruktion vorzudringen. Er selbst betont, dass das soziologische und sozialpsychische Element das Thema seiner Arbeit sei. Aber er ist ein viel zu feiner Kunstkenner, als dass dieses Thema ihm mehr böte als das Rückgrat seiner Auseinandersetzungen; die künstlerischen Entwicklungslinien kommen daneben nicht zu kurz. Dagegen fehlt dem Verfasser augenscheinlich poetisches Empfinden im höchsten Sinne des Wortes. Die ideellen Momente eines Kunstwerks und eines Künstlers, die formale Gestaltung, das Technische: all das erfasst er feinsinnig und vorurteilslos. Wo es sich jedoch um die rein ästhetischen Elemente, um die undefinierbare innere Poesie einer Dichtung handelt, greift er leicht fehl. Darum überschätzt er den Doktrinär Arno Holz und unterschätzt er Otto Erich Hartleben. Und diese Fehlgriffe sind gelegentlich stark genug, auch seine historischen Konstruktionen zu beeinträchtigen. L. geht von der sehr beachtenswerten, wenn auch nicht ganz einwandfreien Voraussetzung aus, dass eine grosse Dichtung nur dann erstehen könne, wenn sie mit der Weltanschauung der Zeit eins sei; diese Weltanschauung wiederum sei ein Ergebnis der sozialpsychischen Faktoren der Epoche. Nun aber glaubt er feststellen zu können,

dass die moderne Dichtung, zunächst der Naturalismus, die neue Weltanschauung mit Elementen verbunden habe, die ihr widersprechen, dass ferner auch nach der Überwindung dieses Widerspruchs die Dichter der Gegenwart gewisse Forderungen der Zeit unerfüllt gelassen haben. Gegen diese Behauptungen soll ein Einwand hier nicht erhoben werden; es fragt sich nur, ob die Gegensätzlichkeit des Naturalismus seinen ästhetischen Eigenheiten irgendwelchen Abbruch tue, und ob Wünsche, wie sie L. der jüngsten Dichtung gegenüber hegt, nicht in ähnlicher Weise gegenüber jeder, auch der klassischesten Phase der Weltliteratur geltend gemacht werden können. Die Zwiespältigkeit, die L. im Anfang der modernen Literaturbewegung gewiss richtig beobachtet, ist der Gegensatz des sozialen Radikalismus der jungen Dichtergeneration und ihrer Unfähigkeit, von bürgerlichen Anschauungen sich loszulösen. Tatsachensinn und Romantik, Nüchternheit und Rausch standen unverbunden nebeneinander. Eine grotesk-grossartige Symbolik nach Zolas Muster suchte den Gegensatz zu überbrücken; naturwissenschaftliche Kategorien, wie „Kampf ums Dasein", „Rasse", „Vererbung" wurden hier ebenso ins Mystische hinübergespielt, wie auf der anderen Seite von den konservativen Parteien durch Bismarck, Schopenhauer und Wagner die mystische Lehre vom Arier gezüchtet ward. Der Rembrandtdeutsche deutete zuerst auf den Widerspruch. Nietzsche trennte endlich Realismus und Romantik. Vorübergehend versöhnten dann die konsequenten Naturalisten Holz und Schlaf den Widerspruch. Aber der Naturalismus zeitigte eine derartige Ehrfurcht vor der Tatsache, dass die Persönlichkeit völlig von den Dingen überflutet ward. Als nächste Frage musste sich ergeben, wie die beinah ausgelöschte Individualität gegenüber dem Universum wieder zu ihrem Werte käme. Mit dem Versuche, die Individualität und das Universum, den Kosmos, in ein gerechteres Verhältnis zu setzen, war die Neuromantik geboren. Denn in dem Streben, ein Verhältnis von Individuum und Kosmos zu finden, gipfelt alle Romantik. Der alten Romantik war indes nach L. die neue von vornherein durch die grössere künstlerische Schärfe und technische Exaktheit überlegen, die sie vom Naturalismus übernahm; ihm dankt sie auch gegenüber der altromantischen Neigung, vom musikalischen Eindruck auszugehen, die malerische Weltbetrachtung des Impressionismus. In letzter Linie wurzelte nach L. freilich auch das Problem, Individuum und Universum in Einklang zu bringen, im Naturalismus Schlafs. Die Versuche, dieses Problem durch eine neue Religion zu lösen, führt L. vor. Das Ziel aber, nach dem alle diese Versuche weisen, das, was der Moderne noch immer fehlt, und wonach alles zu verlangen scheint, glaubt L. mit dem Worte „Gemütswucht" auszusprechen. Nähere Bestimmung findet der Begriff, wie O. Stössl (LE. Bd. 6, S. 1616) hervorhebt, in L.s Buche „Vom unbekannten Gott" (Dresden, C. Reissner). Hier darf von den programmatischen Forderungen L.s abgesehen werden. Das Hauptresultat seiner Untersuchung ist, die Entwicklung der Moderne zu zeigen, nachzuweisen, dass nicht ein wahlloser Wirrwarr, ein unfolgerichtiges Nacheinander, sondern eine streng-notwendige Evolution sich vollzogen hat, und es darf als hochbedeutsam bezeichnet werden. Und neben diesem Hauptresultat leihen ausgezeichnete Charakteristiken dem Buche seinen Wert, zunächst von Hauptmann, Scheerbart und von Hofmannsthal; dann ist bedeutungsvoll die mit historischem Scharfblick vollzogene Feststellung der Dichter und der Werke, die einen Wendepunkt oder eine vollständige und beste Lösung eines ästhetischen Problems der Moderne bezeichnen. Verwiesen sei hier auf die Erwägungen, durch die L. (S. 226) zu dem Resultate kommt, Thomas Manns „Buddenbrooks" seien der einzige echte naturalistische Roman, oder auf die Wertung, die Ostwald als Dichter des vierten Standes findet. Die Fähigkeit, solche entscheidende Faktoren der Entwicklung herauszufühlen, leiht den Werturteilen L.s auch dort grosse Sicherheit, wo er unverkennbar Partei nimmt, so bei Gelegenheit von Mombert oder Peter Hille oder Peter Altenberg einerseits und von Sudermann oder Wassermann andererseits. Dass seine entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise mit der ganz subjektiv-ästhetischen des Kunstwarts und von Bartels nicht stimmen kann, liegt auf der Hand, wird aber obendrein bezeugt durch eine schneidige Polemik, die das scharfe Wort von dem „schauervollen Unsinn der Heimatkunst" wagt. Die Besprechungen von L.s Buch sind, soweit sie dem Referenten bekannt wurden, sehr günstig gehalten. So die oben zitierte von Stoessl, die aber auch Mängel des Werkes, nicht verschweigt; sie werden auf „eine gewisse entnationalisierte, wissenschaftlich und literarisch isolierte Selbsterziehung" zurückgeführt. Eine ziemlich gute Analyse bot Emil Geyer (Freies Wort S. 635-40); dagegen lieferte Johannes Schlaf, der selbst in L.s Buche eine glänzende Rolle spielt (ML. S. 59-63), nur einen ganz allgemein gehaltenen Panegyrikus. — W. Kirchbachs **(2189)** pessimistischer Rückblick auf die letzten fünfundzwanzig Jahre deutscher Literatur stellt nach dem LE. die beachtenswerte These auf, Vischers „Auch Einer" sei Ausgangspunkt und erstes Werk des neuen Literaturgeistes, wirft ferner den Dichtern der Gegenwart in

Bausch und Bogen mangelnde Geistesbildung vor, gründet jedoch seltsamerweise diesen Vorwurf auf die unbewiesene Behauptung, dass der neuen Literatur keine „geflügelten Worte“ zu verdanken seien. —

Konfessionelle Strömungen: Katholizismus. Was von F. Clement (2196) als „Betrachtungen eines Katholiken über die Bedingungen einer gesunden Literaturentwicklung“ vorgelegt wird, ist überraschend freisinnig und tolerant gedacht. Schon C.s Äusserungen über „katholische“ Literaturhistorik (S. 143ff.) weisen auf seinen freien Standpunkt hin; ferner nennt er Brugiers Buch eine „Literaturgeschichte für katholische Kaffeedamen“ und weist Lindemanns Werk auch in seinen neueren Bearbeitungen ab, die für Konrad v. Bolanden zwei Seiten, für Otto Ludwig nur 15 Zeilen übrig haben. Die Liste empfehlenswerter Dichtungen (S. 183ff.) spricht für C.s Unbefangenheit. Erscheint doch neben G. Keller hier auch der von Katholiken strengerer Observanz verpönte C. F. Meyer. Nur dass C. nicht gerade Neues zu sagen hat; er hält sich eng an das Kredo von Avenarius und Bartels, kämpft für den Realismus des 19. Jahrhunderts und gegen die „Dekadenten“. Er weiss selbst, er stimme so sehr mit Avenarius und Bartels überein, dass ein Leichtfertiger ihn wohl als Plagiator bezeichnen könnte; aber er ist froh, mit diesen „berufensten Pflegern und Bewahrern“ der deutschen Nationalliteratur einer Ansicht zu sein. — Gegen H. Falkenbergs ultramontan-intolerante Angriffe auf deutsche Dichter (2200) wurde mehrfach Protest erhoben. —

Soziale Strömungen. Die statistische Studie, die Elisabeth Gnauck-Kühne (2206) der „Deutschen Frau um die Jahrhundertwende“ widmet, legt die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in ihren Schwierigkeiten und Übelständen dar. Auf dem festen Grunde statistischer Daten wird die materielle Stellung der Frau im Erwerb und im Wettbewerb mit dem Manne erörtert. Da der Verfasserin keine Daten über die Frauen vorlagen, die in „freien“ Berufen tätig sind, fällt für die Frage nach der geistigen Betätigung des Weibes nichts ab. —

Einzelne Stoffe in der Literatur: Über Mazeppa in der deutschen Literatur wurde von W. Lewickyj (2209) geschrieben. — Über den Vampirglauben und seine literarische Verwertung äusserte sich in ausführlicher Besprechung von Hocks Monographie (JBL. 1900 I 5:247) A. L. Jellinek (2210). — F. v. Zobeltitz (2212) scheidet verschiedene Phasen in der neueren dichterischen Verwertung des Offiziers: der alte Soldatenroman stelle den Offizier lustig und guter Dinge, oberflächlich und harmlos dar; Bleibtreu, Byr, Torresani, Stratz, Ompteda hätten solche Schablonenhaftigkeit überwunden. Mit Beyerleins „Jena oder Sedan“ setze eine Kritik ein, die schliesslich nur ein schiefes Bild gebe. Die Witzblätter, voran der „Simplicissimus“, machten vollends ohne jegliches Recht den deutschen Offizier zu einem aufgeblasenen Fant. Das Recht zu solcher Satire möchte E. Schlaikjer dem „Simplicissimus“ zuerkennen (Hilfe 9), während A. von Gleichen-Russwurm (LE. Bd. 6, S. 921/6) in einem Überblick, der die deutsche Soldatendichtung von Lessings „Minna“ bis zum „Zapfenstreich“ Beyerleins umfasst, von dem „tödlichen Bazillus einer satirischen Weltanschauung“ spricht, „die ein Ideal nach dem andern zu vernichten sucht“. Beyerleins Dichtungen werden wohl mit Recht von Gleichen-Russwurm mit Zolas „Débâcle“ und mit „Le désastre“ von den Brüdern Margueritte in Zusammenhang gebracht; warum aber nicht mit Descaves' „Sous-offs“? — Der „Oberlehrer“ und das „Gymnasium“ im „Spiegel der Dichtung“ waren der Gegenstand von Untersuchungen A. Rosikats (2213) und C. Benjamins (2214). —

Lokale Literaturgeschichte. Als Urkunden der Heimatkunst, der „holden, duftreichen Blüte, die in unseren Tagen die sorgfältigste Pflege und Förderung erfährt“, fasst Paul H. Hartwig (2215) das „Mecklenburgische Dichterbuch“, herausgegeben von Richard Dohse, Albert Geigers Sammlung „Badische Kunst“, dann Emil Ermatingers und Eduard Haugs „Schweizerisches Dichterbuch“. Die Beiträge zu diesen Auslesen werden von Hartwig kurz besprochen. — „Elsässische Literatursorgen“ nennt K. Gruber (2235) die Probleme, vor denen die deutsche Westmark literarisch augenblicklich steht. Emil Erckmanns Tod hat dem Elsass seinen intimsten Verkörperer heimischen Wesens geraubt. Deutschmittelalterliche, landfremde Gesinnung, am radikalsten vertreten von Fritz Lienhard, und eine nationalelsässische, deren jüngster Erfolg G. Stoskopfs Drama „D'r Herr Maire“ ist, ringen miteinander. Dort knüpft man an deutsche Kultur an und will sie dem Elsass aufpfropfen, hier strebt man, altelsässisches Wesen aus den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes herauszuholen. G. erwägt, wie beide Richtungen verknüpft werden könnten, und zeigt, wo sie sich schon jetzt berühren: „Nicht ein egoistisch-literarischer Ehrgeiz tut uns not, in Eilmärschen europäische Kultur zu erjagen; auch unsre Dichtung soll der geistigen Erneuerung unsres Volkes dienen; sie ist berufen, indem sie dem Volke seine Stammeskräfte und Stammestugenden veranschaulicht, das Selbstvertrauen ins Elsass zurückzuführen, das einst unsre mittelalterliche Grösse

trug". — Von mehr als lokalgeschichtlicher Bedeutung sind die Mitteilungen über die Erfurter Akademie, die abgedruckt sind im 30. Heft der neuen Folge der „Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt' (es wurde als „Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königlichen Akademie" herausgegeben). Richard Thiele erzählte „Die Gründung der Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften zu Erfurt und die Schicksale derselben bis zu ihrer Wiederbelebung durch Dalberg (1754—76)". D. Oergel berichtete über die Folgezeit bis zum Jahre 1816, d. h. bis zur endgültigen Anerkennung der Akademie durch Preussen. „Beiträge zur Geschichte und Statistik der Erfurter Akademie im 19. Jahrhundert" bot Wilh. Heinzelmann. Diese durchaus auf Urkunden gestützten Darlegungen rollen nicht nur ein interessantes Kulturbild auf. Durch die Fülle der Beziehungen zur deutschen Literatur und zu den Klassikern gewinnen sie ein allgemeiner literarhistorisches Interesse, das schon durch die Persönlichkeit Karl v. Dalbergs gesichert wird. Neben den zahlreichen, nicht immer ganz übersichtlichen Mitgliederverzeichnissen sind besonders wichtig die Mitteilungen über die Schriften der Akademie und über die von Erfurt ausgehenden Zeitschriften des 18. Jahrhunderts. — M. Kohn (2241) druckt — nach LE. — aus einer verschollenen Hamburger Zeitschrift Nachrichten über ein Lesekränzchen von 1841 ab, dessen Mittelpunkt Gutzkow und seine Gattin waren. Über verschiedene zugehörige Persönlichkeiten aus dem jungdeutschen Kreise wird an gleicher Stelle berichtet. — O. Geller (2247) spricht — nach LE. Bd. 6, S. 997, nicht 397 — von dem Bergabgehen Münchens und kann nur eine zunehmende Annäherung von Malerei und Poesie als positives Moment anerkennen. — Carl Schröders Arbeit über die neuniederdeutsche Dichtung in Mecklenburg (2245) ist eine fleissige Zusammenstellung, die aber weder Entwicklungslinien zu zeichnen noch über schablonenhafte Aneinanderreihung hinauszugehen vermag. Inhaltsangaben, biographischer Bericht, subjektive Werturteile, die zu begründen der Verfasser keinen Versuch macht, folgen aufeinander. Vom 16. Jahrhundert bis in unsre Tage geben nur Fritz Reuter (S. 11ff.) und John Brinckmann (S. 22ff.) dem Verfasser Anlass zu ausführlicherer Darstellung, ohne dass er zu selbständigen Gesichtspunkten und energischer Zusammenfassung vorwärtsschritte. Das kärgliche Resultat der ganzen Arbeit ist, dass Mecklenburg die führende Stellung, die es durch Fritz Reuter errungen hat, nicht behaupten könne. Die literarische Betriebsamkeit der Niederdeutschen sei zwar auch in Mecklenburg im Wachsen; die Tage des Plattdeutschen seien trotzdem in Deutschland gezählt. — Ludwig Schröders Überblick (2249) über neuere niederdeutsche Literatur versucht durch ein paar kräftig charakterisierende Striche über das Niveau einer stilisierten Verlagsanzeige sich zu erheben. Gelegentlich glückt Sch., die Züge der von ihm betrachteten Dichter lebendig dem Leser vors Auge zu bringen. — Chr. Meyers Studie über Österreich im Zeitalter der Aufklärung (2250) enthält wenig Literarisches und so gut wie nichts Neues. — Ohne Walzels Studie (JBL. 1901 IV 10 : 10) zu kennen, schreibt auch G. Liebe (2253) die ästhetische Entdeckung des Rheines dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu. Stolberg und Forster, aber auch schon Dürer und seine Zeitgenossen wissen von der Poesie des Rheins nichts zu berichten. Ihren Ausgang nimmt nach Liebe die Rheinpoesie von Brentano, Arndt, Schenkendorf; ihr Wirken spiegelt sich in den Schöpfungen der Düsseldorfer Maler. — Nach dem LE. Bd. 7, S. 347/8 charakterisierte A. Hackemann (Deutsche Welt 5, S. 6) — wie Walzel — die Rheinromantik als ein Produkt der Romantik. — Dass Bonn nur spät von den Dichtern des Rheins verwertet worden ist, beobachtet Windeck (2231). Was Goethe, Jacobi, Brentano, Heine versäumt haben, wurde von Kinkel und von seinem „Maikäferbund" nachgeholt. Simrock, Wolfgang Müller, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Geibel schlossen sich an; sie fanden in Carmen Sylva, Wilhelm Uhde u. a. ihre Nachfolger. — J. Kleinpaul (2233) schrieb über Dresdens Kunst- und Theaterleben und nannte Ompteda, Wolters, Königsbrunn-Schaup, K. Gjellerup. — J. C. Heer (2258) erörtert sachkundig die Lebensverhältnisse und die Stellung der neuesten Schweizer Schriftsteller und Dichter, hebt die didaktischen Absichten der Poeten seines Landes hervor und bekämpft die Idee einer „Deutsch-schweizerischen Nationalliteratur" mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit eines geistigen Güteraustausches mit Deutschland. — Die knappe Skizze, in der E. Platzhoff-Lejeune (2260) die „jungschweizerische Dichterschule" charakterisiert, beruht auf intimer Kenntnis und richtigem Urteil. Schade, dass sie nicht ausführlicher ist! Eine vertieftere Betrachtung wäre dann möglich gewesen. Der Verfasser betont den Gegensatz reichsdeutschen und schweizerischen Wesens, der seit G. Keller und C. F. Meyer immer stärker hervortrete. Beide Klassiker seien übrigens „keineswegs zwei einsame Inseln in einem Meere hausbackener Prosa und nüchternen Philistertums". Die lebenden Schweizer Dichter werden von Platzhoff-Lejeune in vier Gruppen geteilt:

1. J. V. Widmann, K. Spitteler, Arnold Ott: in Widmann findet er „eine höchst glückliche Mischung österreichischer Zartheit und schweizerischer Kraft"; Spitteler wird neben Nietzsche eine bedeutsame Stelle zugewiesen; Otts starke Kraft leide unter den ungünstigen Bühnenverhältnissen der Schweiz. 2. J. C. Heer, Ernst Zahn, Meinrad Lienert: Heers Schwächen sind glücklich herausgehoben, er konstruiere oder photographiere, es gelinge ihm aber selten, den Dingen ihre tieferen Geheimnisse abzulauschen, seine Klippe sei, der „Familienlektüre" zu verfallen; Zahn stehe ihm ferner, als man anzunehmen neigte, seine schönste Probe habe er in „Albin Indergand" geliefert; sehr richtig wird Lienert als der authentischste und lokalste der Schweizer Bauerndichter charakterisiert. 3. Kulturnovelle, ethischer Tendenzroman, psychologische Analyse: Vögtlins, „ernste und gedankenreiche Muse" entwickle sich schneller als W. Siegfrieds Schaffen, das bis zur „Fremden" seinen Höhepunkt noch nicht erreicht habe; strengste Selbstzucht übe Fritz Marti. 4. Anfänger, Eingewanderte, Ausgewanderte, mit raschen Strichen skizziert oder nur aufgezählt. Das Gesamturteil lautet: die jüngere Dichtergeneration der Schweiz arbeitet, lernt, schreitet fort. — Eine anonyme Besprechung des „Schweizerischen Dichterbuchs", dann von Dichtungen Adolf Vögtlins uud Zahns **(2261)** beschäftigte sich mit der Frage des Lebensberufes der lebenden Schweizer Dichter und übte an den genannten Schriften eine sehr scharfe Kritik, vor der fast nur Zahn Anerkennung findet. — Auf ein Reisebuch des Vielschreibers R. v. Schaden von 1822 und auf seine Mitteilungen über Wien wies G. Gugitz hin **(2267a)**. Zacharias Werner, Grillparzer, Raimund wurden von Schaden ausführlich besprochen. — Das umfassende, von Weitblick und intimer Sachkenntnis zeugende Programm des neubegründeten „Literarischen Vereins in Wien" wurde mehrfach abgedruckt **(2270)**. Es lässt ermessen, welche hohen Verdienste, nicht bloss um die Erforschung der heimischen Literatur, der Verein durch die allmähliche Ausführung seines Programms sich erwerben wird. — „Österreichische Dichter" **(2251)** haben sich in wirklich erstaunlicher Fülle und Vollständigkeit zusammengetan, um Detlev von Liliencrons 60. Geburtstag zu feiern. Mit Stolz darf Adolph Donath im Vorwort behaupten: „Nur sehr wenige fehlen"; Hofmannsthal freilich oder Beer-Hofmann sucht man vergebens. Dem künftigen Literarhistoriker wird die Sammlung ein hochbedeutsamer Gradmesser der dichterischen Tätigkeit Österreichs im Jahre 1904 sein. Haben sich doch hier Dramatiker, Erzähler und Lyriker, Alte wie Junge, zusammengefunden: die Ebner, Rosegger, Saar neben Altenberg, Bahr und Salten, J. J. David und die Marriot, M. E. delle Grazie und Dörmann, Schnitzler und Auernheimer, Salus und Stefan Zweig, endlich Mitarbeiter des Simplicissimus, wie Gustav Meyrink und Roda Roda. — Von deutscher Dichtung und deutschem Geistesleben in Siebenbürgen berichtete M. Arpad **(2262)**. — Über das Interesse, das auf tschechischem Boden für die neueste deutsche Dichtung sich kundgibt, brachte C. Hoffmann **(2229)** Beachtenswertes bei. —

Stammbücher. Ein anziehendes Bild der Gattin Ernst von Feuchterslebens entwirft mit feinen Strichen L. Speidel **(2272)** nach ihrem Stammbuch. Abgedruckt sind Huldigungsverse Grillparzers, die mit der Dialektik spanischer Dramatiker eine Liebeserklärung auf dem Umwege über den Gatten enthalten, dann ernste Strophen Bauernfelds, schlichte und klare Verse Uhlands. Die Beiträge bildender Künstler, vor allem Moritz v. Schwinds, stellt Speidels Schilderung dem Leser plastisch vors Auge. — In sorgloserer Form bringt A. Meinhardt **(2273)** Auszüge aus hamburgischen Familienbüchern, die zum Teil in der Hamburgischen Liebhaberbibliothek erschienen sind. Unter A. Lichtwarks Leitung von einer Gesellschaft von Kunstfreunden mit Ausschluss der Öffentlichkeit herausgegeben, bietet die Sammlung in den von Meinhardt verwerteten Bänden nicht nur hochinteressantes kulturhistorisches Material, sondern erweitert auch die deutsche Memoirenliteratur. Die vorgelegten Proben geben tiefe Einblicke in arbeitsames, dem Familiensinn und dem Wohl des Ganzen gewidmetes Leben, weisen über die Grenzen des alten Hamburg vielfach hinaus auf deutsche Kunst, Literatur und Politik. So erscheinen S. 187/8 hübsche Details aus dem Jugendleben von Johannes Brahms. Mannigfach spiegeln sich die Napoleonischen Kriege. Für die Kulturgeschichte des deutschen Kaufmanns fällt viel ab. —

Literarhistoriker. Brandes wurde von E. Goth **(2274)** interviewt. Einer Schilderung seines Arbeitszimmers folgten beachtenswerte Aussprüche über J. P. Jacobsens trauriges Ende und ein Wort der Verwunderung über Angriffe gegen Sudermann. — R. Genée **(2275)** gab ein Verzeichnis seiner Schriften heraus. — Hanstein **(2276/7)** und Alexander Meyer-Cohn wurden mehrfach nekrologisch gefeiert. Zobeltitz verbindet mit einem Nekrolog Meyer-Cohns interessante Bemerkungen über das Autographenwesen der Gegenwart. —

b) Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren.

(IV, 1 b = N. 2279—2426.)

Arthur Eloesser.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1904 wird im sechzehnten Bande nachgeliefert.]

Lyrik.

(IV, 2 = N. 2427—2848a.)

Ludwig Krähe.

Allgemeines: Ästhetik und Poetik. — Zur Stoff- und Motivgeschichte. — Übersetzungsliteratur. — Anthologien: Allgemeiner Art. — Musenalmanache. — 18. Jahrhundert: F. W. Zachariae. — F. G. Klopstock. — Anakreontiker: J. W. L. Gleim; J. B. Michaelis. — Göttinger Hain: Allgemeines; G. A. Bürger; Andere Dichter des Hain. — Sturm und Drang: Maler Müller; Ch. F. D. Schubart; Verschiedene. — 19. Jahrhundert: Zeitalter der Befreiungskriege: E. M. Arndt; Th. Körner; H. v. Kleist; M. v. Schenkendorf; Andere Dichter. — Schwäbischer Klassizismus und Romantik: F. Hölderlin; W. Waiblinger; E. Mörike; A. Graf v. Platen. — Andere Dichter desselben Zeitraums: F. Rückert; J. Mosen; Anette v. Droste-Hülshoff. — Politische Lyrik von 1840—50. — Religiöse Lyrik: Katholiken. — Lyriker einzelner Länder und Dialektdichter: Bayern und der Münchner Kreis: E. Geibel; F. v. Kobell. — Brandenburg. — Mecklenburg. Oldenburg. — Rheinland. — Schleswig-Holstein: Kl. Groth; F. Hebbel; Th. Mommsen. — Österreich: H. v. Gilm; F. Halm; N. Lenau. — Schweiz: C. F. Meyer. — Baltische Lande. — Moderne Lyrik: Allgemeines und Sammelreferate. — Einzelne Dichter: H. Benzmann; R. Dehmel; K. Henckell; P. Hille; A. Holz; D. v. Liliencron. — Liederkomponisten: Allgemeines. — Einzelne Komponisten. —

Der Bericht über die Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts muss dieses Mal lediglich auf die Inhaltsangabe des Hauptsächlichsten beschränkt werden, da er in letzter Stunde von mir übernommen wurde, und weniger als ein Drittel der sonst dem Bearbeiter zugemessenen Frist zur Verfügung stand. Leider konnte aus diesem Grunde auf manches Werk nicht in dem Umfange eingegangen werden, den es verdient, und oft musste nur ein Wegweiser aufgestellt werden, wo die Zeit, den Weg bis zum Ziele abzuschreiten, mangelte. Die Besprechung anderer Schriften unterblieb weiterhin allein deshalb, weil sie bei der Kürze des Zeitraumes nicht zur Stelle zu bringen waren. —

Allgemeines. Ästhetik und Poetik. Nur weil der erste Teil von E. v. Sallwürks Schrift im vorigen Berichtsjahre besprochen wurde, sei hier vom zweiten **(2427)** bemerkt, dass er die Frage aufwirft, wie der Schüler zum Ausdruck des künstlerischen Gehalts eines Gedichtes, zum künstlerischen Vortrag desselben angeleitet werden könne. Die schwierige Frage wird ohne eine Erörterung ihrer Diskussionsmöglichkeit, d. h. ungeachtet in Betracht zu ziehender Imponderabilien übereinfach mit der Forderung physischer und psychischer „Regulierung der Aussprache" beantwortet. — W. Peper **(2428)** macht zur Behandlung von Gedichten in der Schule Vorschläge, die von gutem Verständnis für die Kindesseele zeugen. — Von A. Schellenberg **(2429a)** wird das interessante, doch in der Art seiner Ansprüche und in seinem Stil verfehlte Buch von K. Zwymann — symbolisches Pseudonym für die zwei Verfasser (in der Bibliographie irrtümlich „Zoozmann") — mit Sympathie analysiert. — Anknüpfend an St. Georges „Jahr der Seele" spricht H. v. Hofmannsthal **(2429b)** aus produktivem Begreifen, mit der ganzen zaubervollen Fülle von Bildern, die ihm eignet, über Entstehen und Wesen des vollkommenen, modernen Gedichtes, das Grösseres als der geformte Gedanke, „der Hauch" ausmache. Schön sagt er: „Jedes vollkommene Gedicht ist Ahnung und Gegenwart, Sehnsucht und Erfüllung zugleich." — Wo H. Weltis treffliche „Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung" mit einem Ausblick abschliesst, setzt Th. Fröbergs Schrift **(2429)** ein, um ausführlichere Beiträge zur Entwicklung des deutschen Sonetts nach Platen zu geben. Diesem eigentlichen Kapitel seiner Arbeit schickt F. allgemeine Bemerkungen voran, „die hauptsächlich die technische Seite speziell des Sonetts seit Schlegel betreffen". Von diesem allgemeinen Teil liegen in der Dissertation nur Kapitel I und II (über den Vers und über den Reim) vor, während dem Ganzen, das in dem Petersburger Verlag Eggers & Co. erscheinen soll, vorbehalten sind Kapitel III, „Die Gliederung", sowie der 2. Teil, „Die Sonett-

dichter", der nach einem Rückblick auf das Sonett vor Platen gruppenweis betrachten will: „Die politische Lyrik der vierziger Jahre", „Den Münchner Dichterkreis", die Schwaben, Schweizer, Österreicher und „einige andere" (Hebbel, Matthäi, Hartleben und „die Gegensonettler"). F.s Betrachtungen knüpfen einmal an die von A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen vorgebrachten, bisweilen zu eng gezogenen Ausführungen an, dann an die feinfühligen R. Hildebrands über den Ein- und Zweiklang des Reims. Jenem, wie Welti gegenüber, wird die Forderung des weiblichen Reims für das deutsche Sonett theoretisch mit Recht abgewiesen, die dem Künstler so oft Künsteleien aufgezwungen hat; Hildebrands Forderung des Einschränkens der gleichen, reichen und rührenden Reime auf Ausnahmefälle durch Belege gestützt: „Sehen wir nun die Sonette seit Schlegel bis auf die Gegenwart durch, so nehmen wir einen grossen Fortschritt wahr: während Schlegel und Platen und, in geringerem Grade, Rückert und Goethe reichen und rührenden Reimen nicht aus dem Wege gehen, kommen solche bei den Neueren nur noch ganz vereinzelt vor" (S. 26). Zum Schluss werden noch die verschiedenen Anordnungen der Reime auf ihre ästhetische Wirkung hin kurz verglichen. —

Zur Stoff- und Motivgeschichte. E. Stemplinger **(2430)** zeigt an einer Anzahl von Beispielen, wie in der deutschen, romanischen, englischen Literatur seit der Renaissance Gedanken und Bilder aus der Lyrik des Horaz nachklingen, bisweilen christlich (so bei Weckherlin, Opitz, Triller, Gellert), sentimental oder erotisch gewandelt: im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahrhunderten, in denen jene Einwirkung hinter der der Sermone und Episteln zurückgetreten war. St. erhärtet so Herders am Ende zitiertes Wort von Horaz' Fortleben. — A. Langguth **(2438)** gibt den Inhalt des Kapitels „Der Scheffelsche Rodensteiner" aus Th. Lorentzens Schrift über die Sage vom Rodensteiner (JBL. 1903, S. 494) wieder, in dem die Entstehungsgeschichte der Scheffelschen Lieder geschildert wird. —

Übersetzungsliteratur. A. Stitz **(2441)** setzt an Stowassers „Griechischen Schnadahüpfln" einiges aus: der Verfasser entferne sich bisweilen derart vom Charakter des Originals, dass die Spuren griechischer Herkunft völlig verwischt seien und nur die Grundidee durchleuchte. Weiter macht St. auf den Unterschied zwischen griechischen und neuhochdeutschen Dialektverhältnissen aufmerksam. — Der Aufsatz des Forstmeisters A. Neidhardt **(2446)** ist nur ein Dithyrambus auf Byron, zu dessen Gefolgschaft er uneingeschränkt die deutschen Dichter einlädt. — F. Gundlachs für weiteste Kreise besorgte Auswahl von Übersetzungen aus der französischen Lyrik von der grossen Revolution an **(2444)** lässt beste Dolmetsche (so Stefan Zweig, Otto Hauser, Paul Wiegler) zu Worte kommen. Der Herausgeber selbst gewinnt einen Platz unter ihnen mit seiner Übertragung der Mussetschen Stanzen, in der er anerkennenswerte, im Vorwort dargelegte Grundsätze des Umdichtens befolgt. — Jugendversuche eines unserer Meisterübersetzer, Otto Gildemeisters, veröffentlicht mit der Ermächtigung von Frau Senator Felicie Gildemeister in Bremen A. K. Tielo **(2445)**. Sie entstammen der Zeit 1843—44, da der Student dem bekannten „Tunnel über der Spree" als Mitglied zugehörte. Unter fünf Volksmelodien interessiert die „Dänisch" überschriebene schon deshalb, weil Th. Fontane das gleiche Lied unter dem Titel „Die zwei Raben" übertrug. Von den übrigen drei Übersetzungen Victor Hugoscher Gedichte ist das „Piratenlied" in seinen kräftigen Tönen am besten geraten. — Reifster Zeit dagegen eines anderen hochverdienten Interpreten fremder Lyrik, P. Heyses, gehören die Übersetzungen italienischer Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts an, deren 5. Band jetzt vorliegt **(2449)**. Aus der langen Reihe der Umdichtungen, die von N. Macchiavelli bis Annie Vivanti reicht, sei auf die der prachtvoll-herben Dichtung Ada Negris — und hier wieder auf die „Kurze Geschichte" — wie auf die der Verse Annie Vivantis im besonderen hingewiesen. — Der berühmteste der modernen Lyriker italienischer Zunge, G. d'Annunzio, hat eine eigene Interpretin gefunden. Der Dichter Hermann Hesse ist es, der Else Schenkls Auswahl **(2450)** aus dem „Canto Nuovo. Intermezzo", „L'Isotteo. La Chimera", der „Elegie Romane" und dem „Poema Paridisiaco" (1881—93) das Lob „feinfühligen Nachdichtens", „einer hervorragend schönen Leistung" spendet, um die Herausgeberin anzueifern: „Einem so feinen Sprach- und Formgefühl möchte man gerne einmal in eigenen Dichtungen begegnen". Über die beiden Bände der neueren „laudi" d'Annunzios spricht A. Meinhardt in zwei Aufsätzen, in die einige übertragene Stellen eingestreut sind. — O. Hausers Übersetzungen von dänischer und japanischer Lyrik **(2451, 2454)** waren mir leider nicht zugänglich. Die zweite Auswahl dürfte S. Mehrings Wunsch **(2453)**, H. möchte die Übertragungen aus der japanischen Dichtung erweitern, erfüllt haben, zeigt doch der Abriss, den H. vor dem Erscheinen des Buches in der „Nation" gegeben hat **(2454)**, ihn auch auf dem Gebiete dieser östlichen Dichtung als den form- und empfindungs-

sicheren Vermittler, als der er vor allem auf romanischem geachtet ist. — Grosser Fleiss, ausserordentliche Reichhaltigkeit und eine Fülle von Übersetzungsbeispielen zeichnen die nach Verlauf von sieben Jahren neu ausgegebene umfangreiche Arbeit J. C. Poestions über isländische Dichter der Neuzeit **(2452)** aus. Drei Register — ein Sachregister, eins „der nicht literarischen isländischen und der literarischen sowie sonstigen fremden Personen" und eins „der isländischen Dichter und sonstigen literarischen Personen" — machen das Buch auch als Nachschlagewerk wertvoll. Eine Einleitung, die auf die merkwürdige allgemeine Fähigkeit des isländischen Volkes in der Versifizierung und auf seine Liebe zur Dichtung ausführlich eingeht, und eine weit (auf 156 Seiten) angelegte „Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation" geben der Abhandlung des eigentlichen Themas eine breite Basis. Zur Orientierung über die Beziehungen Islands zur deutschen Dichtung bahnt das zweite Register den Weg. Hat auch die englische und die skandinavische Literatur bedeutenderen Eingang gefunden, so bleiben hinter der deutschen doch wiederum alle anderen, mit denen man sich auf der Insel befasste, weit zurück. Die Summe zieht P. auf S. 441: „Ausser Gellerts Lehrgedicht ‚Der Christ' [Gellert wurde als erster übersetzt] und Klopstocks ‚Messias' [übersetzt durch Jón Þorláksson] ist den Isländern von grösseren deutschen Dichtungen nur noch de la Motte Fouqués Undine [„jedoch bedeutend gekürzt und in den allzu sentimentalen Stellen abgeschwächt" durch Steingrímur Bjarnason Thorsteinsson] bekannt geworden. Von anderen deutschen Poeten wurden auch weiterhin bloss einzelne . . . Gedichte übertragen, am meisten von Schiller, Goethe [beide hauptsächlich durch St. Bj. Thorsteinsson] und Heine [dieser vor allem durch Jónas Hallgrímsson]". Zu den anderen zählen mit Vers und Prosa, wie eine Interesse erregende Übersicht zeigt: Joh. Arndt mit dem „Paradiesgärtlein", Bürger (mit „Lenardo und Blandine" nach Baggesens dänischer Übersetzung), Geibel, P. Gerhardt, Gerok, Hagedorn, P. Heyse, Hölderlin, Th. Körner, A. Lobwasser, O. Schubin, Rosegger, Sacher-Masoch, Hermine C. Proschko, Salis-Seewis, Spielhagen, Tieck, Tiedge, Uhland, Uz, Wieland; vielleicht einige mehr noch, da der Verfasser „nicht in der Lage war, in alle isländischen Journale Einsicht zu nehmen" (S. 447). —

Anthologien. Allgemeiner Art. Mit Dingen, die abseits von den Aufgaben dieses Berichts liegen, aber doch auch hier von Interesse sind, beschäftigt man sich auf „sachkundiger Seite" **(2455)**: Tadel wird den Schullesebüchern zugemessen, deren Herausgeber „nicht selten an dem Sinn und Wortlaut der benutzten Dichtungen sich vergreifen", und mit Recht für die Forderung der Vereinigung lyrischer Autoren eingetreten, „dass bei einer Revision des Urhebergesetzes energisch darauf hingewirkt werden muss, die Nachdrucksbefugnis auch bei Unterrichtsbüchern — wenigstens in ideeller Hinsicht — von der Einwilligung der Autoren abhängig zu machen". — Zu J. H. Dillards Sammlung „Aus dem deutschen Dichterwald" **(2458)** ist aus O. Hellers Besprechung, in der das Buch der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen wird, zu bemerken, dass die moderne Dichtung streng ausgeschieden, Goethes „Heidenröslein" als Symbol spröder und anspruchsvoller Liebe ausgedeutet worden ist! — Als eine Fortsetzung zu Maximilian Berns „Deutscher Lyrik seit Goethes Tode" gibt sich des Dichters H. Benzmann Anthologie „moderner deutscher Lyrik" **(2459)**. Verdienstlich als Leistung an sich wie ob ihrer Wirkensbestrebung, die sie als ein Glied der Reclamschen Universal-Bibliothek auf weite Kreise richtet, mag man auch in einigen Punkten der ausführlichen Einleitung, „Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik", und der Auswahl abweichender Meinung sein. Hier ist es sicherlich leichter, subjektiv als objektiv zu sein, und desto mehr anzuerkennen, wie jeder Richtung das Wort gelassen worden ist; gleich, ob man den Unterschied typischer deutscher und individueller Kunst billigen, ob man den seltsam zugunsten des Österreichers gezogenen Vergleich zwischen dem zu kühl beurteilten Stefan George und H. v. Hofmannsthal (wobei doch die Frage der Selbständigkeit ausser acht gelassen wird) ablehnen möchte oder nicht. A. Geiger findet das Kredit hier, dort das Debet in der Bilanz zu gross. Wie er vermisst man G. Busse-Palma und J. V. Widmann, und beifällig wird man seinen Wunsch begrüssen, der Frauenlyrik mehr Raum zu geben. — W. v. Scholz, dessen Kunst von Benzmann mit einer dankenswerten Wärme ausführlich behandelt ist, hat selbst eine Sammlung der neueren deutschen Balladen veranstaltet **(2466/7)**, deren Gebiet — von Bürger bis Liliencron — in der Einleitung streng begrenzt wird. Das einige 600 Seiten starke Buch „enthält — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — weder Übersetzungen noch Balladen, die in ein fremdes Kostüm gekleidet sind. Es bringt deutsche Balladen, im engeren Sinne des Wortes; obschon alle die Balladen, die fremde Kulturerscheinungen in Berührung mit deutschem Leben zeigen . . . nicht ausgeschlossen worden sind" (S. XV f.). Von den Spätromantikern sind vor allem Chamisso und Eichendorff herangezogen. Weiterhin

erfährt Kopisch (auf 50 Seiten) eingehendste Berücksichtigung, der unter „den kleineren Talenten der Zeit als wundervoller heiterer Balladendichter hervorragt". Die Einleitung, von der Sch. in der „Zukunft" (s. o. N. 756) einen Teil abgedruckt hat, entwickelt, in die Konzeption der Dichtungsart eindringend, ausserordentlich anregend aus dem Satze: „Das Wesen der Ballade ist Vortrag" deren Charakter. Im einzelnen die Bedeutung des Kehrreims, „gewissermassen des Gradmessers für das innere Fortschreiten der Ballade", fein erhellend, überträgt Sch. geistreich den Entwicklungsgedanken auf die Dichtungsgattungen der Ballade und des Dramas. Beide sind anfänglich desselben Wegs gegangen, die Ballade aber ist schneller ans Ziel gelangt. Sie ist „deshalb heute in ihrer Entwicklung so abgeschlossen, wie es irgendeine höhere Tierart, die sich ihren besonderen Lebensbedingungen rasch und völlig anpasste und in dieser frühen Anpassung erstarrte, im Vergleich zum Menschen und seinen Entwicklungsmöglichkeiten ist". Lear und Macbeth auf der einen, die Ballade von Edward auf der andern Seite zeigen z. B. „ganz deutlich diese zurückliegende Artverwandtschaft" (S. XII). Einem Schaffenden, der selbst manch kräftiges Balladenstück geformt hat, verdanken wir diesen wertvollen Beitrag zur Poetik; das erhöht den Reiz und den Wert seines Zeugnisses. —

Musenalmanache. Unter den Musenalmanachen des Jahres, von denen der in München erschienene (2470) phrasenreich christlichen Rettungstendenzen huldigt, steht abseits der anderen und über ihnen der Göttinger (2468) mit Beiträgen von L. L. Schücking, Agnes Miegel, L. Finckh, Lulu v. Strauss und Torney, C. Bulcke, Börries v. Münchhausen, Helene Bulcke, H. Salus. Schade, dass der „Buchschmuck" — „Zierleisten" lässt sich wirklich nicht sagen — von Clementine v. Münchhausen so schülerhaft hölzern ausgefallen ist! —

18. Jahrhundert: F. W. Zachariae. P(aul) Z(immermann) teilt nach einem Drucke, der in den Akten des Braunschweigischen Herzoglichen Archivs sich vorgefunden hat, eine belanglose Kantate Zachariäs zur feierlichen Einführung der Prinzessin Friederike Albertine von Braunschweig-Lüneburg-Bevern als Äbtissin des adligen freiweltlichen Stifts Steterburg mit (2473). —

F. G. Klopstock. K. Kinzels Aufsatz (2474) ist ein verspäteter Jubiläumsartikel. — E. Uhde-Bernays (2475) bringt aus einer von Klopstock selbst herrührenden, im Archiv des Germanischen Museums zu Nürnberg unter K. A. Böttigers Papieren befindlichen Abschrift neue Varianten zu den Oden „An die rheinischen Republikaner" und „An die Dichter meiner Zeit". Einige von denen zur ersten decken sich mit denen, die Muncker und Pawel in ihrer Oden-Ausgabe nach der im Gleim-Archiv lagernden, von fremder Hand gefertigten Abschrift gebracht haben; so zweifellos auch jene zu Vers 5 — „dunstet Pest!" —, denn sie zeigt deutlich, dass Muncker und Pawel unrichtig gelesen haben müssen, wenn sie im Apparat (II S. 139) schreiben: „durstet". — Maria v. Bredow (2476) hebt im Anschluss an O. Rüdigers Buch über Karoline Rudolphi Modernes, mehr aber das überwundene Erziehungsideal dieser Freundin Klopstocks hervor. —

Anakreontiker: J. W. L. Gleim. F. v. Kozlowski, der verdienstliche Zutageförderer der Schätze des Gleim-Archivs, erweitert das Bild von Gleims Verhältnis zur französischen Revolution, das Körtes Biographie nur obenhin beleuchtet hat, in einer Studie, die durch die Mitteilung neuen Materials fruchtbar ist. Für Gleims Patriotismus wird der Einschlag eines aktiven Richtungselements in Anspruch genommen, und die Betrachtung seiner als eines passiven Gefühlsschwärmers berichtigt. Der Verfasser stützt sich dafür auf Stellen aus Briefen an Franz v. Kleist (vom 28. Juli 1792), an den Minister Wöllner (1788) und an den Berliner Prediger Riem (vom 22. Oktober 1788), wie — und das macht den Hauptinhalt der K.schen Arbeit aus — auf „den bisher ungedruckten und unbeachteten Briefwechsel Gleims mit Franz von Kleist, Johann Wilhelm von Archenholtz und Johann Gottfried Seume", Altersfreunden des Dichters. Handelt es sich doch um nicht weniger als 27 Briefe Kleists (abgesehen von einigen dem Alten von Halberstadt zum Geburtstage dargebrachten poetischen Angebinden), 26 Archenholtzens, 31 Seumes und um Gleims Briefe an diese Freunde, „wenigstens zum grösseren Teile in Abschriften meist von fremder Hand". In den vorliegenden Abschnitten wird der Briefaustausch mit den beiden Erstgenannten eingehend geschildert: interessant sticht Kleists Radikalismus von Archenholtzens vorsichtig-gemässigter „Urbanität" ab, und eigen ist die Rolle des alten Gleim, der hier schürt, dort zu dämpfen sucht. Erwähnt sei auch noch, dass K. (S. 468 Anm.) auf das von Körte ebenfalls unberücksichtigt gelassene Freundschaftsverhältnis des Halberstädter Poeten zum Fürstenhause Anhalt-Bernburg hinweist, das vor allem in einem regen Briefwechsel mit der begabten Prinzessin Pauline Ausdruck fand, sowie ferner eine interessante Mitteilung (ebenda) über eine Unterhaltung Gleims mit dem Prinzen Heinrich von Preussen in Quedlinburg, die ein Schlaglicht auf diesen fallen

lässt. — G. Koch (2478) sucht zunächst genauere Ergebnisse als Sauer und Muncker in ihren Uz-Ausgaben darüber zu gewinnen, welchen Anteil Götz und Uz im einzelnen an dem Anakreon von 1746 haben. „Der Hauptanteil gebührt entschieden Götz", der überdies auch noch die Beiträge des prüden Uz redigierte. An der Hand der beiden Bände der von Schüddekopf herausgegebenen Briefe von Götz, Uz und Gleim wird weiterhin gezeigt, wie für die beiden ersten die Grundsätze Baumgartens massgebend werden, wie aber Gleim im Gegensatz dazu immer willkürlicher im Fortlassen und Zusetzen wird, um endlich ein Nachahmer an Stelle eines Übersetzers zu werden. Beispiele aus Longepierre, de la Fosse, Gaçon machen deutlich, wie richtig Götzens wackere Kritik war, dass Gleim den Franzosen folge, die ihrem ungebundenen Sinn auch im Übertragen freien Lauf liessen. Götz selbst mit Uz zusammen bringt mehr Ehrfurcht dem Inhalt und der Form fremden Guts entgegen. Wieweit sie künstlerisch gefruchtet hat, will K. in der Einleitung eines Neudrucks des Anakreon darlegen. — A. Pick beendet in der Fortsetzung seines viel zu weit ausholenden und im Verhältnis zu dem nebensächlichen Werte seines Gegenstandes viel zu breit gesponnenen Aufsatzes über Ramler als lateinischen Übersetzer (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, 14. Band, 1901) den Abdruck von 25 Liedern, die dieser aus dem ersten Teile von Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern" im Mai und Juni 1745 in die altklassische Sprache übertragen hat (2479). Entnommen sind die „Odae translatae ex idiomate grammatico" einer Sammelhandschrift in der Gleimschen Familienstiftung. Unterstützt wurde Ramler in seiner Arbeit durch einen Baron von Bielefeld, Erzieher des Prinzen Ferdinand. Angeschlossen sind die Übersetzungen dreier Lieder aus dem zweiten Teile des „Versuchs", die in dem Briefwechsel Gleims und Ramlers sich eingefügt finden. —

J. B. Michaelis. Ernst Reclam schildert in einer fleissigen Seminararbeit, die an keiner Kleinigkeit vorübergeht, „Leben und Werke" des Frühverstorbenen, eines der besonderen Schützlinge Gleims, der hier seine Hoffnungen auf die Entwicklung eines deutschen Juvenals gesetzt hatte. (Johann Benjamin Michaelis, Leipzig, Voigtländers Verlag. Dritter Band der Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von A. Köster.) —

Göttinger Hain: Allgemeines. A. Langguths Buch über Chr. H. Esmarch (2481) wird von C. Enders unter kleinen Ausstellungen gelobt, während F. Lüdecke die Mikrologie, die in dem Ganzen herrscht, tadelt und richtig bemerkt: „man wird durch das ganze Buch das Gefühl nicht los, dass der Biograph seinen Helden überschätzt". Zu schätzen sei, was über die Teilnahme Dänemarks an der Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunders gesagt werde, sowie die Darstellung der Beziehungen Esmarchs zu Zoëga. Eine Seite lang gibt der zuständige Kritiker Bemerkungen und Berichtigungen zu einzelnen Stellen des Buches, denen noch die Notiz hinzuzufügen wäre, dass Langguth die Erwähnung Cramers auf S. 109 im Register unter „Cramer, C. F." hätte bringen müssen, und dass er J. A. Cramers zweite Frau nicht kennt, wenn er zu S. 349 auf Charlotte, geb. Radicke, verweist. — In den „Burschenschaftlichen Blättern" (2482, von Th. M.) werden A. Langguths Auslassungen (s. N. 2481) darüber wiederholt, dass der Göttinger Hain nicht als ein Vorläufer der Burschenschaften betrachtet werden könne. — F. Lüdecke (2483) veröffentlicht aus den handschriftlich auf der Bremer Stadtbibliothek vorliegenden Jugenderinnerungen eines Studiengenossen der Göttinger Bündler, Wilhelm Christian Müllers (1752—1831), einiges über den Hain, seine Mitglieder, wie den historischen Tannenhain von Kerstlingeröderfeld, den später abgeholzten „Helikon". Die Notizen müssen mit Vorsicht und Misstrauen aufgenommen werden — wie es übrigens von L. selbst getan wird —, schon deshalb, weil sie so spät, in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, niedergeschrieben sind. Was an persönlichen Zügen von Hölty (über die Vernachlässigung seines Äusseren) beigebracht wird, scheint am ehesten Tatsächlichem zu entsprechen und bietet allerdings Neues. Die von allen andern Schilderungen der Demonstration gegen Wieland abweichende hingegen wie die Zuerteilung einer Apollorolle an Boie sind das Unglaubwürdigste. —

G. A. Bürger. Nur lobend ist R. Riemanns innerhalb der Reclamschen „Dichter-Biographien" erschienene Schrift über Bürger zu erwähnen (2484). Eine erfrischende Lebhaftigkeit, ein freier Standpunkt, eine gute ästhetische Würdigung zeichnen die für weiteste Kreise bestimmte Arbeit aus und verleihen ihr einen persönlichen Reiz. Im Gegensetz zu allen andern Beurteilern sieht R. auch in „Lenardo und Blandine" dichterische Verdienste (S. 37 f.). — R. Sprenger (2486) erscheint es zweifellos, dass die Worte „Mich dünkt . . . ich witt're Morgenluft", unter denen in der „Lenore" das Ross zur Eile getrieben wird, in

einer Erinnerung an die gleichen des Geistes von Hamlets Vater niedergeschrieben worden sind, und A. W. v. Schlegel bei der Übertragung jener Shakespeare-Stelle wiederum die Bürgerschen Zeilen im Ohre geklungen hätten. — Die Notwendigkeit eines Neudrucks der traurigen, ergreifenden „Ehestands-Geschichte" (2487) vermag ich nicht einzusehen; für die Forscher nicht, für alle andern noch weniger. — E. Ebstein (2488) verzeichnet bekannte und unbekannte Stammbuchblätter und Briefe des Schwabenmädchens, die uns herzlich gleichgültig sein können. In das Bedauern E.s und Herrn Dr. Hammerans über die verlorene Möglichkeit einer Wiederherstellung von Elisens Grab kann ich nicht einstimmen; als literaturgeschichtlich können solche überflüssigen Untersuchungen nicht mehr gelten. —

Andere Dichter des Hain. Ein neuer Band „Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin" bringt nach der Inhaltsangabe im „Euphorion" (2489) aus K. Weinholds Nachlass 29 Briefe an H. Chr. Boie. Unter ihnen einen von Chr. D. Ebeling über Gerstenbergs „Ugolino", einen F. W. Gotters über eine Aufführung von Wielands „Alceste" und einen Herders über den zweiten Teil der „Volkslieder", in dem sich Herder auch über den „knickerigen Druck" erbost. Die Verfasser der übrigen Briefe sind L. Chr. Althoff, J. Ch. Blum, J. J. C. Bode, Claudius, Eschenburg, Gerstenberg, Gleim, Klopstock (von dem auch ein an Luise Mejer gerichteter vorliegt), Knebel, J. M. Miller und Ramler. — G. Jansen (2490) druckt einen undatierten Brief Herders an den Justizrat Georg in Eutin, einen einflusskräftigen Vertrauensmann Grossherzogs Friedrich August von Oldenburg, aus dem Jahre 1775 ab, in dem er mit grosser Wärme den brotlosen Claudius dem Adressaten „auf die Seele knüpft": „Vom Amtsverwalter bis zum Sekretär von Geschäften sind alle Stellen für ihn, und welche Reihe von Stellen, deren geringste er nicht ausschlägt." — Von L. Krähes Arbeit über Carl Friedrich Cramer (2491) liegen im Berichtsjahr nur die ersten Bogen, als Berliner Dissertation erschienen, vor. Unter Verwendung neuen, ungedruckten, bzw. zum ersten Male benutzten gedruckten Materials — auch von solchem über den Vater, Johann Andreas — schildert sie in der Hauptsache die erste Göttinger Zeit des jungen Stürmers, wo dieser aus Klopstocks Geleisen in die Bürgers gerät, dem er wie jenem eng freundschaftlich nahe kam. Seine Verse zeigen sich von beiden abhängig und bedeutungslos. Die Durchsicht der im Besitze von Frau Geheimrat Klussmann in Rudolstadt befindlichen Bundesbücher führte auch auf die erste Fassung einer Strophe von Bürgers Lied „An A. M. L. . . .", die S. 55 mitgeteilt wird.

Sturm und Drang. Maler Müller. Der bei der Versteigerung der J. Kürschnerschen literarischen Hinterlassenschaften vollständig in den Besitz des Freien Deutschen Hochstifts übergegangene Nachlass Maler Müllers wird von dem Leiter des Instituts, O. Heuer, auf seinen Inhalt hin gewürdigt (2492). H. ist der Ansicht, dass die Sammlungen Teile vom Inhalte jenes Koffers erhalten, dem Tieck für seine Ausgabe einiges entnahm, und der dem Dichter selbst als verloren galt; Teile, die erst, nachdem Müller gestorben, von seinem Freunde Götz in Mannheim mit den Römischen Papieren vereinigt wurden, die die andere Hälfte des Hochstiftsbesitzes ausmachen. Zu den ersten zählt H. die mythologische Idylle „Der Faun Molon", die den „Satyr Mopsus" wie „Bacchidon und Milon" an Reife und Tiefe übertreffe, und deren Schluss das bekannte Bruchstück „Der Faun" bilde. Unter den „Neuschöpfungen, d. h. Werken, die nach Anlage und Ausführung in die römische Zeit fallen", zieht natürlich die „Iphigenie" das Hauptinteresse auf sich, die in Tat und Leid lauteren Ausdruck als bei Goethe zeigt. Hinzukommen zwei satirische Stücke: „Das römische Kunstantiquariat" und „Die Winde". Unter den Neubearbeitungen von Jugendwerken liegen der „Riese Rodan", in neun Gesängen abgeschlossen, vor, ferner „Zehn Lieder von der Liebe Rhins und Luitbertas, König Geltars Tochter", „Golo und Genovefa" und der „Faust". Von dem Alterswerke „Harmonia" enthält der Nachlass Bruchstücke des zweiten Gesangs — den mit dem ersten zusammen Z. Werner pries — sowie den dritten vollständig. Für das „gross angelegte" Fragment hat H. nur Lobesworte. Beigegeben ist der Inventaraufnahme die Reproduktion einer gut gearbeiteten, aber lebendigen Ausdrucks ermangelnden Bleistiftzeichnung aus dem Frankfurter Goethemuseum, die den Dichtermaler im Sommer 1818 darstellt. —

Ch. F. D. Schubart. In die erste Zeit der Haft Schubarts, wo bedrohende Ungewissheit über seinem Leben lag, führt ein Brief J. M. Millers (2493), der wahrscheinlich die Antwort auf einen von Claudius bildet, in dem dieser von übertrieben-ängstlichen Gerüchten gesprochen hatte. Von Belang sind die Sätze: „Des Herrn (Herzogs) Laune ist mehr zu fürchten, als seine Strenge und schlimmer als ein Verhör, das noch nicht vorgenommen sein soll, wird man die Ungewissheit des Schicksals nennen müssen, in der er gehalten wird . . . Wenn Schubart nur verhört würde! Dass es noch nicht geschah, will mich bedenklich machen!" — A. Wohl-

will (2494) betrachtet Schubart als „Träger idealer Begeisterung in der deutschen Literatur- und Kulturentwicklung so recht in der Mitte zwischen Klopstock und Schiller". Beigegeben ist eine Abbildung Schubarts nach einem gut aufgefassten Ölgemälde im Marbacher Schillermuseum. — In Verfolg eines Hinweises M. Friedlaenders in dessen grundlegendem Werke über des deutsche Lied im 18. Jahrhundert ist, dieses ergänzend, E. Holzer (2495) auf der Stuttgarter Landesbibliothek der umfangreiche Fund von 68 handschriftlichen Kompositionen Schubarts geglückt, von denen 44 unbekannt sind (eine darunter von der Tochter, Regina Vossler). Sie verschieben Schubarts musikalisches Bild „um keinen wesentlichen Zug, im ganzen, allerdings kaum merklich, eher in peius". Von den Texten rühren 18 von Schubart selbst, 3 von Bürger her; 19 andere Verfasser werden genannt. Aus der Reihe der bisher ungedruckten Lieder werden 2, jugendlichen Charakters — „An Sie", „Liebesklage" — veröffentlicht. Zum Schluss weist H. darauf hin, dass Schubarts Komposition von Thümmels „Lied eines Vogelstellers" unverkennbare Ähnlichkeit mit Mozarts „Ein Mädchen oder Weibchen" zeige. Er nimmt für beide Komponisten die Benützung einer Melodie an, die älter als die von Friedländer für den letzten vermutete sei. Auch gegen die Friedlaendersche Behandlung des Gaudeamus-Textes polemisiert H. noch: sie sei durch A. Kopps (bei H. versehentlich: Köpp) Kritik völlig in die Irre geraten. — R. Krauss (2496) macht aus äusseren und inneren Gründen als Verfasser eines von drei im Stuttgarter Staatsarchive in Einzeldrucken vorhandenen Gedächtnisliedern auf den Befehlshaber des Hohenasperg Schubart sehr wahrscheinlich. —

Verschiedene. A. Frey (2497) urgiert die Einwirkung des „Alpenwanderers" und der „Alpenreise" Matthissons auf Schillers „Spaziergang" und „Berglied", was mehr für den Schiller-Artikel des vorliegenden Bandes von Belang ist. Ein Ölgemälde F. Hartmanns, das Matthisson die „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses dichtend" darstellt, wird zum ersten Male reproduziert. —

19. Jahrhundert. Zeitalter der Befreiungskriege: E. M. Arndt. R. Sprenger (2500) stellt alphabetisch geordnet „bemerkenswerte Worte und Redensarten" aus den „Erinnerungen aus dem äusseren Leben" und den „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Friedrich von Stein" zusammen, aus deren Zahl hier nur auf das sprachgeschichtlich interessante „verliden = vergangen" („nach sechzig verlidenen Jahren") hingewiesen sei. — F. Spitta (2501) beleuchtet die Schicksale, denen Arndts Lied „Der Fels des Heils" („Ich weiss, woran ich glaube") anheimgefallen ist. A. Knapp hat auch an ihm wie an vielen anderen seines „Evangelischen Liederschatzes" zum öfteren Willkür im Verändern, im Streichen alter und Hinzufügen neuer Verse, geübt, das eine Mal unter Benutzung von Korrekturen des Bischofs Ulmann. Diese Knapp-Ulmannsche Fassung fand Eingang in das von Ebrard herausgegebene Gesangbuch für die Pfalz (1858), die von Knapp allein vorgenommene in eine Menge Gesangbücher fast aller deutschen Gauen und des Auslands. Unberührt haben den Arndtschen Text nur die Schweizer Sammlungen gelassen. —

Th. Körner. Aus dem Besitz einer Berliner Autographensammlerin druckt Ph. Stein (2503) einen Brief Körners an einen Jugendfreund, den Medizinalrat Prof Lud. Leonh. Hegar in Giessen, ab. In dem hoffnungssicheren, aus Wien vom 23. Oktober 1812 datierten Schreiben spricht Körner kurz von seiner Braut, etwas mehr von „seiner Kunst"; über „Zriny" hätten Humboldts, Schlegels u. a. „auf das lieblichste geurteilt". —

H. von Kleist. R. Steig hatte in seinem Buche „Heinrichs von Kleist Berliner Kämpfe" die seit Köpke (1862) unter Kleists Namen laufenden Epigramme „Auf einen Denunzianten" und „An die Verfasser schlechter Epigramme" aus den „Abendblättern" dem Staatsrat Stägemann zugeschrieben. Jetzt kann St. (2504) auf ein direktes Zeugnis hinweisen, das die volle Richtigkeit seines Indizienbeweises für das zweite Epigramm zeigt: auf F. Rühls Schrift „Aus der Franzosenzeit" (1904). Damit ist aber auch die Vermutung für das erste bestätigt. —

M. von Schenkendorf. Aus dem Meusebachschen Nachlass in der Berliner Königlichen Bibliothek veröffentlicht L. Geiger (2505) mehrere Briefe Schenkendorfs an Frau Emma von Jasmund, die Gattin des Obersten Jasmund, eines Kameraden des Dichters, die Tochter des Göttinger Naturforschers Blumenbach, über deren Eheschicksale G. aus handschriftlichem Material der Therese Huber einiges beifügt. Die Briefe (aus dem Frühling 1816), die auch von „dem herrlichen General" (Gneisenau), Scharnhorst und K. v. d. Groeben, dem Herausgeber der Clausewitzschen Schriften berichten, verraten unter gedämpften Tönen eine starke Leidenschaft. „Ich hasse alles Überschwängliche," heisst es einmal bezeichnend, „was sich darstellt, wenn gleich mein Gemüth immerfort überfliesset, darum lasse ich fein still im Herzen ruhen, was doch nimmer ganz ausgesprochen werden kann, und

was — wenn Sie nur es kennen — ja auch weiter keiner zu wissen und zu hören braucht.“ Über die eigne Frau spricht er kühl. Varnhagen wird einmal der „ekelhafte“ genannt. — R. Sprenger (2506) gibt Textkritisches, Wort- und Sacherklärungen zu einzelnen Strophen der Gedichte. —

Andere Dichter. In einem grösseren Artikel über Christian Adolph Overbeck und seinen gefeierten Sohn Friedrich druckt K. Th. Gaedertz (2510) Briefe des Vaters ab, die der weniggekannten Persönlichkeit ein menschliches Interesse sichern. —

Schwäbischer Klassizismus und Romantik: F. Hölderlin. R. Vischer teilt aus seines Vaters, Fr. Th. Vischers, Vorträgen über neuere deutsche Poesie den Anfang des von Hölderlin handelnden mit, und auch ihn nur in Bruchstücken. Eine reine Wirkung übt er nicht aus. Dazu mischt sich zuviel Salopp-Dahingesprochenes, Pastoral-Vertrauliches unter feine Bemerkungen, das stellenweis (so S. 289, wo eine erschütternde Szene des aus seiner Umdüsterung Erwachenden geschildert wird) peinlich stört. — E. Spranger (2515) bemüht sich, in einem beachtenswerten Beitrag die verschiedenen psychischen Elemente in Hölderlin begreifend blosszulegen. — Th. Gesky (2514) trägt Altbekanntes trocken und anmassend-philiströs vor. — O. Henses Aufsatz (2515) ist die erweiterte Fassung eines 1902 gehaltenen Vortrags, der es sich im besonderen zur Aufgabe macht, das Verhältnis Hölderlins zur Literatur des Altertums im einzelnen darzustellen. —

W. Waiblinger. Der wilde Schössling der schwäbischen Romantik, mit dem sich bisher nur wenige kurze Artikel befasst haben, ist nun auch mit einer ausführlichen Monographie bedacht worden. K. Frey (2516) beschreibt sein Leben und seine Werke. Vor allem das erste, demgegenüber eine kritische Wertung der späteren vernachlässigt ist. Der pathetischen Betonung wissenschaftlicher Grundsätze in F.s Vorwort entspricht der farblose Eindruck, den die zerfliessende, unausgereifte Arbeit hinterlässt. Manches stört in ihr, so z. B. die Unart, mit der auf S. 109 von dem Erscheinen des kranken Hölderlin gesprochen wird, und die Zuversicht, mit der einer Vermutung (dass mitgeteilte „Wahnsinnsfragmente“ dem letzten angehören sollen) wissenschaftliche Bestimmtheit zugemessen wird. Über Hölderlin und Mörike wird übrigens aus der Menge handschriftlichen Materials (im Besitze des Oberamtmanns Waiblinger, der Stuttgarter und Strassburger Bibliothek) weniges Neue gebracht. Das Register ist unvollständig und lässt den Anhang unberücksichtigt. In einem zweiten angehängten, aus nicht recht ersichtlichen Gründen selbständig paginierten Teile, zu dem wieder eine Inhaltsübersicht vermisst wird, hat sich F. das Ziel gesetzt, aus Gedrucktem und Ungedrucktem „eine für alle Perioden Waiblingers charakteristische Auswahl seiner Werke“ zu bieten. O. F. Walzel lobt in seiner Besprechung des Buches die biographischen Kapitel. Dem Dichter stehe Frey zu negativ gegenüber, und die dem Lyriker gewidmeten Seiten (243/8) seien „herzlich wenig“. Den Standpunkt der ästhetischen Kritik erklärt W. als unrichtig, die literarhistorische Schulung als ungenügend. — R. Krauss veröffentlicht in der Beilage zur „Vossischen Zeitung“ (so zur Bibliographie zu ergänzen) (2518) unbekannte Briefe von, an und über Waiblinger: die ersten gehen an Eser, Schwab, Lehr, den Stuttgarter Intendanten (über sein ungedrucktes Stück „Liebe und Hass“ und über „Anna Bullen“) und an die Stuttgarter Tragödin Auguste Brede, ein anderer ist von K. Winkler (Th. Hell) an Waiblinger gerichtet, die dritten sind ein Empfehlungsschreiben für den Dichter vom Schauspieler Miedke an Esslair und drei „im Wortlaut noch nicht bekannt gewordene“ Briefe des jungen Philologen Wilhelm Schluttig über die Krankheit, den Tod und den Nachlass Waiblingers. —

E. Mörike. Die seit dem Erscheinen der beiden Mörike-Biographien von H. Maync und K. Fischer rasch angeschwollene Literatur über den Dichter erfreut durch ein angenehmes Verhältnis äusserer Fülle und inneren Gehalts. Das ist um so befriedigender, als es in Jubiläumsjahren — das Berichtsjahr steht im Zeichen der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Mörikes — zu oft nur die Menge tut. Aber hier ist ja auch das Feld noch nicht nach allen Seiten abgeschritten worden, und so hat manche Ähre geerntet werden können, zumal mit dem Tode der Schwester des Dichters die Schranke bestimmter, gebührender Zurückhaltung gefallen ist. Der zweite, von K. Fischer herausgegebene, mit kurzen Inhaltsangaben der einzelnen Zeitabschnitte versehene Band der Briefe (2543) ist mit Fug vornean zu stellen, führt doch der Dichter selbst hier das Wort. Und wie köstlich-lebendig tut er es! Wie entzückend nehmen sich hier und da wie mit Silberstift hingeworfene Idyllen aus! Immer weiter lässt man sich in diese Freude am Gegenständlichen, in diese Liebe zum einzelnen einspinnen, die sich fast fontanisch bisweilen ausplaudert, wenn sie auch Zuspitzungen im Stile dieses Briefmeisters nur zweimal gewinnt (S. 72, 252). Die Zeit von den letzten Jahren in Cleversulzbach an bis zum Tode (irrtümlich

in der Bibliographie „1871") zieht ohne Unterbrechungen vorüber. Unter den 37 Empfängern, die in der Übersicht mit insgesamt 244 Briefen verzeichnet sind, stehen allen andern voran Wilhelm und Konstanze Hartlaub (mit 176 Briefen), um deren Freundschaft Mörike immer von neuem wirbt, als es, Gretchens wegen, zu wiederholten Unstimmigkeiten kommt. Aus dem reichen Inhalt mag auf einiges Besondere hingewiesen sein: so, an G. Keller und auch an den einstigen Bildhauer G. Hauptmann erinnernd, darauf, dass Mörike lange mit dem Schicksal hadert, das keinen „Maler aus ihm machen wollte" (S. 147), dann auf einige Sätze über Lyrik gelegentlich der Mayerschen Gedichte (S. 48 f.); psychologisch interessieren seine Anschauungen von einer wissenden Traumseele (S. 293 f.), literarisch seine epischen Pläne, die einen Stoff aus dem nordischen Sagenkreise bedenken oder aus der Lektüre des Buches Nehemia angeregt werden. Als auf Vermittlung bedachter Beichtvater zeigt sich Mörike in der Eheangelegenheit Theobald Kerners; auf den Beginn und das rasche Ende von D. Fr. Strauss' Ehe fällt aus nächster Nähe klares Licht. Bei einer nächsten Auflage der zum grössten Teile aus der Stuttgarter Landesbibliothek und aus Privatbesitz stammenden Briefe wird hoffentlich der Korrektur mehr Sorgfalt zugewendet werden; auf S. 332 vermisst man eine Anmerkung. Dankenswert ist das Verzeichnis der besprochenen Gestalten und Werke des Dichters. In einer Besprechung der Sammlung möchte J. J. David „das Wort wagen: es scheint mir eine gewisse Armut der Erfindung in Mörike gewesen zu sein". — Unter den Rezensionen des 1. und 2. Bandes der Briefe (**2543**) bleibt die H. Maynes zu beachten, der zur Textverbesserung einiges sagt und mit Recht, wie auch O. F. Walzel, Anstoss daran nimmt, dass so viele Namen nur angedeutet seien, zumal dabei wieder nicht konsequent verfahren sei. Krauss wird gelobt, Fischer in einigem berichtigt. C. Busse (Deutsche Monatsschrift I S. 138 f.) wünscht, die Herausgeber wären „in der Beschränkung erheblich weiter gegangen". — Die schönste weitere Gabe ist die kleine Veröffentlichung des so verdienten Forschers R. Krauss im „Türmer" (Heft 12, S. 672—89): „Eduard Mörike und seine Braut Luise". K. gibt damit Ergänzungen zu dem erwähnten ersten, von ihm herausgegebenen Bande der Briefe, der von den ungefähr 70 handschriftlichen Stücken für Luise lediglich aus Raumrücksichten nur die Hälfte gebracht hatte. Dass die Papiere so zerteilt wurden, muss entschieden bedauert werden, und man fragt sich, ob nicht zugunsten der vorliegenden manch anderes Schreiben dort hätte fortbleiben können. Diese (aus der Zeit vom Februar 1831 bis zum 8. August 1833, an dem das letzte erhaltene Schreiben Mörikes an Luise Rau abgeht) fesseln fast noch mehr als jene durch ihre Frische. Sie sind unmittelbarer. Der Epiker ist dem Lyriker nicht so in das Konzept gefahren, das ja sonst immer sorgfältigst ausgearbeitet wird (vgl. dazu besonders die charakteristische Stelle an M. v. Schwind in N. 2544, S. 309). Niemand wird ohne Ergriffenheit den Brief vom 24. Januar 1833 (S. 687 f.) lesen, in dem der Verlobte mit wehem Herzen um Vertrauen bittet. Völlig klar tritt Luisens Bild freilich nicht hervor. Dazu fehlen vor allem ihre Briefe, von denen K. annimmt, Luise habe sie selbst vernichtet, und es fehlt somit auch Aufschluss der Frage, wie die Verlobte sich zum Schöpfer des „Maler Nolten", in den ja Züge ihrer eigenen Person eingingen, ausgesprochen haben mag. Die Ansicht, dass Luise nur ein törichtes Ding gewesen, erklärt K. als nichtig unter dem Hinweis auf die ihr gewidmeten Dichtungen, nachdem er für das Aufkommen jener Meinung Ilse Frapan verantwortlich gemacht hat, die „unvorsichtige Worte" Fr. Th. Vischers missverstanden haben müsse. — Als Nachlese zu den Briefbänden bringt weiterhin R. Krauss (**2545**): einen Brief an die Mutter vom 10. Febr. 1829, nachdem sich Mörike notgedrungen der Theologie zugewandt hat; drei Briefe an Luise aus dem Frühjahr und Herbst 1830, deren erster schön das Entstehen einer dichterischen Antwort zeigt; einen an J. Mährlen (2. Sept. 1832), den um „Maler Nolten" warm besorgten Freund, mit wichtigen Äusserungen zu „Orplid" und „Nolten"; drei an W. Hartlaub (Sept. 1837 bis Mai 1839), in denen manches Geschäftliche berührt wird, so über die Ausgaben der „Anthologie", der „Iris" und auch die der Schillerschen Familienbriefe, die der Dichter in Boas' Nachträgen veröffentlichte, eine Etymologie von „Wermutshausen" gibt er hinzu; vom 26. und 27. Juni 1853 ist ein Brief an Klärchen datiert, der hübsche Episoden von der Arbeit an „Mozarts Reise nach Prag" und weiter vom Münchner Plan erzählt, über den sich Mörike „für die nächste Zeit noch entfernt keinen Rat weiss", stilistisch mag man zu Goethes „vorhabender Reise" hier „die vorhabende Visite" vergleichen. Der letzte Brief (13. März 1874) ist eine liebenswürdige Antwort an den damaligen Obersekundaner Edward Schröder, der handschriftlich das Gedicht „Gefunden" beigelegt war. Die Briefe rühren aus dem Goethe-Schiller-Archiv, Privatbesitz, zumeist aus der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart her. — Der „Kunstwart" (**2546**) bringt lediglich Bekanntes in Auszügen unter Schlagworten. — Über Mörikes Frau spricht „noch einmal" E. Eggert (**2537**). Er tritt, wie mir scheint mit Recht, entschieden, doch ruhig F. Walther (**2538**) ent-

gegen, der, gestützt auf „genaue Mitteilungen" seiner Mutter Luise, geb. v. Breitschwert, wie auf eigene Erinnerungen (von 1871 ab), als die Hauptursache für den unglücklichen Ausgang der Ehe des Dichters Gretchens tyrannisierendes Wesen zur Rechenschaft zieht und ihr Missbrauch eines geheimen Tagebuchs vorwirft, das nach E.s Meinung aber nur mit dem bekannten Hausbuch verwechselt sein könne, da es eben nicht existiere. Zum Beweise des letzten werden Zeilen von Frau Mörike an Klara angeführt, aus denen jedenfalls ein wahrhaft vornehmes Verhalten der Bedrängten in ihren Schmerzen gelesen werden muss. Vor allem sollte in dieser traurigen Angelegenheit nicht die Objektivität dem Dichter gegenüber, und seiner ihm doch wesenhaften Schwäche der Scheu einen entscheidenden Schritt zu tun, seiner eben passiven Natur, ausser acht gelassen werden. Erst dann wäre, wenn überhaupt, ein Urteilsprechen möglich. — R. Krauss übt solche Objektivität in seinem Jubiläumsaufsatz **(2536)**, der von der „unglücklichen Frau" spricht und die Trennung aus der Verschiedenheit der Charaktere wie aus Klärchens Wesen erklärt, nachdem er vorher von den Beziehungen zu Klärchen Neuffer, Peregrina, Luise Rau und zwei anderen Heiratsplänen erzählt hat. — Dekan J. Schall **(2539)** „kombiniert mit den Jugendschicksalen Mörikes und Waiblingers Notizen aus den vergilbten Akten" des Tübinger Stifts, die ihm Prof. v. Buder zur Verfügung gestellt hat. Verschiedene Semesterzeugnisse werden mitgeteilt, von denen besonders die über die Predigten der beiden wie die ersten differenzierten über ihre Urteilskraft, Phantasie und Psychologie (1822/23) interessieren. — Zur Episode Mörike-Turgenjew erzählt L. Pietsch **(2540)**, ohne Mörikes Notiz vom 31. Januar 1865 (Briefe, 2. Band, S. 298) zu erwähnen, aus persönlicher Erinnerung an die Schilderungen von Frau Viardot-Garcia und Turgenjew, wie die Sängerin mit dem russischen Dichter zusammen im Frühjahr 1865 Mörike aufgesucht hätte, um ihm, nicht unter reinstem Beifall, ihre Kompositionen einiger seiner Lieder — „Auf ihrem Leibrösslein", „Rosenzeit wie schnell vorbei", „Früh eh' die Hähne krähn", „Und die mich trug in ihrem Leib" — vorzutragen. Zum Schluss bringt P. für Storms Liebe der Mörikeschen Werke persönliche Zeugnisse. — Unter den vier vorliegenden Charakteristiken **(2519—22)** betonen die von W. Eggert-Windegg und von Th. Ebner die Besonderheit ihrer Gesichtspunkte. Der erste will das Leben des Dichters mit der Absicht schreiben, „dass es seine Werke nicht nur ergänzt, sondern sich ihrer Art, ihrem Geiste, ihrem Inhalte gleichsetzt und sie damit erklärt". Der zweite will „erweisen, dass Mörike gerade der freilich durch die äusseren Verhältnisse begünstigte Zwang einseitig-schematischer Schulbildung besonders zum Unsegen geworden sei für sein ganzes Dasein". — In der Mörike-Nummer der „Jugend" **(2523)** teilt R. Krauss drei ungedruckte Gedichte mit: zwei Gelegenheitsprodukte, Schülerinnen ins Album, ein empfindungsstarkes „An Z.". Weiter steuert er eine Skizze über „Mörikes Träume" bei, Matthäi eine solche über den Pfarrer Mörike. — Aus dem Gedächtnishefte des „Kunstwarts" **(2524)** ist die Zusammenstellung der Bilder und Silhouetten, erläutert wieder von R. Krauss, erwähnenswert. Konewkas entzückender Schattenriss aus dem Jahre 1867 bleibt das Liebste, ein hier zum ersten Male reproduziertes langweiliges Aquarell, von Luise Walthers Hand Anfang 1874 geschaffen (in ihrem Besitze), um den Dichter über ihr Ölgemälde von ihm zu trösten, an dem er manches ausgesetzt hatte, sicherlich das Minderwertigste. Den Kopf bedeckt, nach Mörikes Wunsche, das ihm von seiner Tochter geschenkte Käppchen. Es ist kaum anzunehmen, dass sich der Abgebildete auf dem „verbesserten" Entwurf weniger „verdriesslich" vorgekommen ist. — Der „Zeitgeist" **(2525)** veröffentlicht drei ungedruckte Gedichte, frühe Jugendstücke: „Heimweh im April", „In ein Stammbuch", „Lisple, Laute!" — F. Lienhard und F. Avenarius **(2532)** führen einen wortreichen Streit über ästhetische Prinzipien in der Beurteilung von Lyrik, bei der für das Thema naturgemäss gar nichts herauskommt. — Mit Verwertung auch ungedruckter Briefe spricht R. Krauss **(2534)** über Mörike und die Musik, wo sich der Dichter, dem Neuen fremd gegenüberstehend, anderseits bei Haydn schon den Zopf spürend, nur auf ganz bestimmten Gebieten heimisch fühlte. — Ein anderes Mal **(2535)** zählt R. Krauss des Dichters Komponisten auf, ohne vollständig sein zu wollen. Die Mitteilung über Frau — Viardot Garcia ist nach dem bei N. 2540 Gesagten zu berichtigen. —

A. Graf von Platen. A. Fries, der die Stilbeobachtung zu seiner Domäne gemacht hat und darin Treffliches leistet, legt Forschungen zum Stil Platens vor, denen warme Anerkennung zu zollen ist. Was der Verfasser selbst über die Form seines Buches sagt, sei hier zur Charakteristik desselben wiederholt: es ist „mehr eine zum Teil etwas mosaikartige Sammlung von Material, als eine entwickelnde Darstellung". Teil I, 1 zeigt die Einwirkung Schillers und Goethes auf Platens dramatische Entwürfe, wobei die des ersten besonders in Sprache (in den älteren Fragmenten) und Stil, die des zweiten in den Motiven gefunden wird. I, 2 bringt Beiträge „zur Interpretation einzelner Entwürfe", den ausführlichsten

zur „Charlotte Corday". F. findet hier mehr Bezüge zu dem acht Jahre später geschaffenen Einakter „Marats Tod", als es E. Petzet getan hatte. Zur Entwicklung von Platens Stilgefühl wird bei der Berenice gut das Tilgen von gesuchten Vergleichen beobachtet (S. 35). Teil II spinnt die Fäden zwischen den Werken und den Tagebüchern. Dichtung und Erlebnis wird verglichen. F. ist es dabei gelungen, das letzte der Venetianischen Sonette zeitlich genauer als R. Schlösser zu fixieren: F. setzt es auf den 8. November 1824 an. Wichtig ist vor allem die neue Quelle, die F. für die späteren venetianischen Dichtungen, besonders die Epigramme aus dem August 1832, aufgespürt hat: es ist das fünfbändige Werk „Origine delle Feste Veneziane di R. Giustina Michiel", Venedig 1817, bzw. Mailand 1829, das in eben dem genannten Monat Platens Lektüre in der Markusbibliothek war. Der Vergleich mit der „Liga von Cambrai" zeitigt zum Teil überraschende Ergebnisse, so in der Belegung der Stelle von dem Gebiss der Markuspferde. Die unvollkommene Chronologie Redlichs verbessert F. für die Epigramme vom Juli und August 1829. Einleuchtend und interessant ist die Ausdeutung der verächtlichen Worte vom Bänkelsänger in der Hymne an die Brüder Fizzoni auf Heine. Das letzte Kapitel, „Zu Platens Stil und Eigenart", das in der Form zu pathetisch und in seltsamer Verknüpfung am Ende mehr Platen und weniger Sport fordert, betrachtet Wiederholungen, Lieblingsworte und -wendungen, Sprache und Metrik, Ästhetisches. Leider zeigt es überall die Eile, mit der es in den Druck gegeben worden ist, der denn überhaupt sehr viel zu wünschen übriglässt. Dem Äusseren gerade solcher Untersuchungen steht doch Sorgfalt an und das Vermeiden von Verzettelungen in Nachträge und Nachträge zu Nachträgen. -- Der umfangreiche Aufsatz R. Schlössers **(2549)**, von dem ein Buch über Platens geistige Entwicklung in Aussicht steht, ist eine lang entbehrte, äusserst mühsam und vortrefflich durchgeführte Arbeit. Sie soll „in erster Linie der neuen (von W. Koch und E. Petzet geplanten vollständigen) Platenausgabe zu gute kommen". „Anhaltspunkte" gab dem Verfasser für einiges ein vom Dichter angefertigtes (sehr ungleichartiges) „Verzeichnis meiner Sonette", das Schl. mit den Gedichtshandschriften der Münchner Staatsbibliothek (die nun neu numeriert werden sollen) zur Verfügung war; so gab die von Platen stillschweigend vorgenommene Dreiteilung den Anhalt für die Schlössersche in vorvenezianische, venezianische und nachvenezianische Sonette. Ferner konnte der Verfasser noch das abgeschlossene Manuskript Ls von Scheffler vor der Brandkatastrophe benutzen, das die gesamte Korrespondenz Platens enthielt. Für die erste Sonettengruppe setzt Schl. als Grenze die Jahre 1811/12 und 1814, für die zweite September und November 1824, für die dritte 1824 und „vor 1834". Bei jedem Sonett übt der Verfasser mit grosser Umsicht eine mehr oder minder ausführliche historische und stilistische Kritik; hier und da, wo äussere zwingende Kriterien mangeln, muss die subjektive Überzeugung des exakten Forschers an ihre Stelle treten. Die „Venezianischen" Sonette lagen Schl. in zwei von G. A. Wolff und A. Seidl besorgten, „bis auf winzige Kleinigkeiten übereinstimmenden" Kollationen des von der Familie Schelling gehüteten Manuskripts vor. -- R. Ungers Studien **(2550)** beschäftigen sich mit den in den Münchner Handschriften vorliegenden Grundlagen der Ghaselendichtung Platens. Auch sie stellen eine Vorarbeit zu der geplanten Gesamtausgabe dar. Im besonderen wollen sie „eine neue Probe auf die Bedeutung des handschriftlichen Materials zu den Lyricis" geben. Neben der Einsicht in die nur immer wachsende Kritik des Dichters seinen eigenen Produkten gegenüber werden neue chronologische Ergebnisse zu den Ghaselen und eine Statistik der „mehrfachen Fassungen" gewonnen, sowie drei bisher ungedruckte Liebesghaselen mitgeteilt. –

Andere Dichter desselben Zeitraums. F. Rückert. Eine „Korrespondenz aus Strassburg" über die feierliche Fällung der im Elsass weitbekannten grossen Tanne erschien 1816 im „Morgenblatt für gebildete Stände" (N. 148), als Rückert Mitglied der Redaktion dieses Organs war. Sie gab ihm die Anregung zu seinem Gedichte „Die Strassburger Tanne". P. Wirtz **(2551)** druckt den Bericht nach den Mitteilungen aus dem Vogesenklub, die eben auf das Quellenverhältnis hingewiesen haben, ab, wobei er, wohl richtig, geneigt ist, die schwungreiche Fassung einiger Sätze auf das Eingreifen des dichterlichen Redaktionsstiftes zurückzuführen. –

J. Mosen. Etwas dürftige „Beiträge zur Kenntnis von Julius Mosens Jugendentwicklung" liefert P. Henss (nicht: Heuss) in seiner unübersichtlich angelegten Dissertation **(2552)**. Über die Jugendjahre lag bereits ein Aufsatz von W. Zschommler vor, der aber seltsamerweise die Jugendgedichte vom Jahre 1822 ausser acht gelassen hat. Bevor H. diese bespricht, will er „ein übersichtliches Gesamtbild der wichtigsten Faktoren geben, welche . . . bis zu jener Frühzeit

ersten Keimens dichterischer Neigungen auf Mosen einwirkten". Es sind Gellert und Schiller, dann Voss, Matthisson, Hölty, Horaz, Bürger. Die Sammlung selbst wird „eher als ein Zeichen für die frühe Entwicklung von Mosens Selbstgefühl als Dichter, als ein Beweis für die Frühreife seines Talents" charakterisiert. Bei Betrachtung der Prosa werden in der Novelle „Der Gang zum Brunnen" mannigfache Einflüsse aufgezeigt, besonders solche, von Mosen selbst ja in einem Briefe an Tieck eingestandene, von Novalis (in asketisch-mystischen Liebestönen, in der durchgehenden Wehmutsstimmung, in Sprachlichem), von Wackenroder, Tieck wie dem „Werther". Romantiker „in gesunderem Sinne" sei Mosen „durch den innigen Anschluss an Volkspoesie auf seiner italienischen Reise geworden". So kommt H. zum letzten Teile seiner Untersuchung, der sich mit Mosens Studien der italienischen Lieder und Märchen beschäftigt und das unmittelbare bzw. mittelbare Verhältnis der im „Gesellschafter" erschienenen Märchen zum Pentamerone — die Verhältnisart kann nach H. nur einmal durch eine Einsicht in die Nachlasspapiere geklärt werden — nach Abweichungen und Übereinstimmungen darstellt. — In seiner vergleichenden Untersuchung über die Vaterländischen Lieder in der ersten und zweiten Auflage der Gedichte kommt H. Schuller **(2553)** zu dem Ergebnis, dass Mosen in der letzten „zwar als der alte, jungdeutsch als Gegenwartsdichter" erscheine, jedoch „mit deutlicherer Wendung zu der deutsch-klassischen Dichtung als vorher". Im einzelnen zeige sich „eine noch stärkere Beachtung des Vaterländischen, glatter Form, des Dichterberufes, der ausdrücklichen Beschäftigung mit Geschichte". —

Anette von Droste-Hülshoff. W. v. Scholz **(2555)**, der bereits in seiner Dissertation „Anette von Droste als westfälische Dichterin" behandelt hatte (1897), bringt in der Sammlung „Die Dichtung" ein feinspürendes Essay über sie, aus dem ein paar Sätze wiederholt sein mögen: „Ihre Heimat Westfalen, die Umgebung, in der sie aufwuchs, ergab bei ihr nicht, wie etwa das Nordische bei Hebbel, einen bleibenden Ton, ein Kennzeichnendes in ihrem Werk: sie war Anfang und Ende, Inhalt, Charakter, Stimmung und Farbe ihrer Dichtung. Sie ist über dies Haften im engen heimatlichen Milieu nie hinaus gekommen, weil kein Problem, kein menschliches und kein Formproblem, sie erfasste und führte." Über ihre von den verschiedenen Betrachtern umstrittene Weltanschauung fasst Sch. zusammen: „Noch weniger als zu Erkenntniszweifeln am Christentum wurde sie von ihrer Kunst . . zu einer Auflehnung gegen eine ethische Bevormundung, zu eigener, ganz persönlicher Lösung sittlicher Konflikte gedrängt. Die religiöse Moral ist von ihr sicherlich nie angezweifelt, nie als eine Fesselung tieferen sittlichen Bewusstseins empfunden worden." Unter den Abbildungen, die die kleine Schrift zieren, befinden sich mehrere stimmungsvolle Aufnahmen von den Meersburger Stätten, die Sch. selbst beigesteuert hat. — Helene Herrmann **(2557)** betrachtet im speziellen das Gefühlsverhalten Anettens der Natur gegenüber. Eine eigentümliche Begrenzung, durch die eben dieses Gefühl beschränkt erscheine, falle dabei auf. Im allgemeinen werde man sagen können: „Das Naturempfinden der Anette wird selten von starken bestimmten Gefühlen zum Tönen gebracht." —

Politische Lyrik von 1840—50. In seiner Besprechung des stoffreichen Buches Ch. Petzets über die Blütezeit der politischen Lyrik meint St. Hock **(2560)**, Vorzüge und Fehler des Werkes seien durch den apologetischen Standpunkt des Verfassers bedingt: so der warme persönliche Stil einerseits, das Verwischen der Unterschiede anderseits. Auf den letzten Mangel geht H. des näheren ein. Die Sammlerfreude habe vor allem Petzet gehindert, „über stoffliche und ästhetische Einzelbeobachtungen hinaus die behandelten Poeten zu literarhistorisch bestimmten Gruppen entschieden zusammenzufassen". Auch bei der Besprechung der einzelnen Dichtungen vermisse man ein energisches Zusammenraffen. Fasst immer trete ein blosses Nacheinander an die Stelle der entwickelnden Darstellung. Eine künftige Geschichte der politischen Lyrik werde provinziellen Verschiedenheiten, nach denen Petzet disponiert, nur untergeordnete Bedeutung zuerkennen; sie werde auch den Ausgangspunkt bis zum Jahre 1831 hinaufzurücken haben, da das Jahr 1841 das Auftreten lediglich der revolutionären Lyrik bezeichne. — Aus der ausserordentlich umfangreichen Sammlung der an Hoffmann von Fallersleben gerichteten Briefe (in der Königlichen Bibliothek zu Berlin) beginnt G. Manz **(2561)**, solche von „dichtenden und forschenden Berufsgenossen" zu veröffentlichen. Die vorliegenden ersten fünf rühren von G. Freytag aus der Zeit seiner Habilitation und aus späteren Jahren her (29. April 1838 bis 12. November 1858); unter ihnen ist auch der an Hoffmann nach seiner Enthebung aus der Professur gerichtete, der bisher nur aus Hoffmanns Selbstbiographie mit Auslassungen bekannt geworden war. Die tatsächlichen Ergebnisse erstrecken sich auf Breslauer Universitätspersonalien und auf bestimmte Bücherliebhabereien

Freytags, bei denen Hoffmann mit seiner Bibliothek gern den früheren Schüler unterstützte. —

Religiöse Lyrik: Katholiken. F. Binders Lebensbild der Luise Hensel (2571) liegt nach Verlauf von zwanzig Jahren in zweiter Auflage vor, die die inzwischen erschienene Literatur verwertet und „zu einigem Ausgleich" in Betracht des Umfangs des Buches verschiedentlich Kürzungen vorgenommen hat. — Als Ergänzung seines vorjährigen Hinweises (JBL. N. 9429), in der letzten Strophe von F. W. Webers Gedicht in „Dreizehnlinden" werde auf den Aberglauben von der zur Erde zurückkehrenden toten Mutter angespielt, gibt A. Andrae (2578) Belege aus einer altschwedischen und dänischen Volksballade, von denen wiederum Longfellow die letzte übersetzte und in die „Tayles of a Wayside Inn" aufnahm. Für das Motiv vom wiederkehrenden Kinde (in der dritten Strophe des Weberschen Liedes, verweist A. auf Chamissos Gedicht „Die Mutter und das Kind", J. Mosens „Sterbendes Kind", das Volkslied „Die Macht der Tränen" und eine französische Legende aus der Bretagne, „La fille trop pleurée". —

Lyriker einzelner Länder und Dialektdichter. Bayern und der Münchner Kreis: E. Geibel. In seiner nicht prägnanten Skizze des nicht prägnanten Dichters in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" betont M. Koch (2581) Geibels „einflussreiche historische Stellung in der Entwicklung unserer Lyrik im neunzehnten Jahrhundert", um ihm seinen Platz nicht, „trotz trefflicher Leistungen, in der ersten Reihe der Balladendichter" anzuweisen, „um so sicherer aber in der vordersten Linie der nachgoethischen Lyriker". „Den beliebten Tadel, der in Geibel wegen der Weichheit der Empfindung nur eine Art Lyriker für Backfische sehen will", findet K. ungerecht und angeführte Distichen Geibels für seine Dichtung — recht bestreitbar — vollkommen zutreffend. — M. D. Pradels' Dissertation (2583), die in einer gleichzeitig erscheinenden Broschüre um eine eingehendere Beleuchtung der französischen Lyrik wie der Geibelschen Übersetzung aus ihr erweitert sein soll, begründet Geibels Verhältnis zur französischen Dichtung in persönlicher Abstammung, Zeitverhältnissen und persönlichen literarischen Beziehungen. Die Einwirkungen des „bonhomme" Béranger werden übergangen, um in den zwei Hauptabschnitten die Lamartines und V. Hugos mit Beispielen zu belegen, wobei sich Lamartine als der Wirkungsreichere zeigt. —

F. von Kobell. E. Martin sagt von der Schrift A. Dreyers (2592): die Einzelheiten seien „in Fülle und durchaus mit Belegen gesammelt"; die besprochenen Texte hätten dagegen mehr herangezogen werden können. —

Brandenburg. In einem Jubiläumsartikel zum hundertsten Geburtstage O. F. Gruppes — dessen Gedichte im Berichtsjahre in einer vom Sohn des Dichters besorgten Auswahl neu ausgegeben worden sind (2597) — charakterisiert V. Blüthgen (2596) den Vergessenen als „phrasenlosen Dichter und hervorragend begabten Kopf" und hebt die näheren Beziehungen Gruppes zu dem Künstlerkreis um Cornelius hervor. —

Mecklenburg. Oldenburg. G. A. Müller (2605) berichtet hauptsächlich vom Sammler H. Allmers; u. a., nach persönlichen Mitteilungen des letzten, dass seine beste Ballade „Der Wildschütz und sein Lieb" durch einen Rüstungsfund angeregt worden sei. Erinnerungen an Erlebnisse mit Uhland und Scheffel, wie sie Allmers selbst mit anderen Begebenheiten aus seinem Leben zusammen schildern wollte, werden veröffentlicht, und daran einiges über das „Gastbuch" und eine charakteristische Widmung des „Marschenbuches" angereiht. —

Rheinland. J. Joesten (2614, wo es aber 29[4] heissen muss) legt nach den Kopien des Kommandanturschreibers Moog, der 1849 auf der Rastatter Kommandantur dem in Haft befindlichen Kinkel nähergekommen war, die kriegsgerichtlichen Erkenntnisse gegen den Dichter vor und beseitigt damit tatsächlich „das Märchen der Geschichtsschreiber von der Todesstrafe Kinkels". Kinkel war mit dem Verlust der Nationalkokarde und lebenswieriger Festungsstrafe „belegt" worden, die der König, wie Kinkel selbst in gerechtem Leid in einem Briefe an seine Frau sagt, „bitter" dahin modifizierte, dass sie „in einer Zivilstrafanstalt abgebüsst werden solle". Aus dem Briefwechsel Moogs mit Johanna Kinkel hat J. Trojan schon vor einigen Jahren in der „National-Zeitung" Auszüge veröffentlicht; J. bringt Ergänzungen dazu, einen Brief des Gefangenen an Johanna (vom 28. Sept. 1849), dessen Absendung der Kommandant untersagte („wegen der von mir unterstrichenen Stellen"), und mehrere ergreifende Anliegen von ihm an die Kommandantur. J.s Nachtrag (S. 357 ff.) beleuchtet die Vorgänge, die sich innerhalb des bestellten Kriegsgerichts abspielten, nach den Heidelberger Protokollen eines Vortrags des Justizrats Strahtmann, der als Auditeur bei der Verhandlung beteiligt gewesen war. Am Ende veröffentlicht J. einen tiefempfundenen Brief Kinkels an seine zweite Gattin, eine Liebesbeichte an eine Zweifelnde. Nicht

nur die Witwe darf dieses Schreiben ein kostbares Andenken an den Dichter nennen. —

Schleswig-Holstein. Kl. Groth. Fein misst A. Bartels in seinem durch Wärme und Klarheit ausgezeichneten Aufsatz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (2624a) Wesen und Wert Groths, des „Schöpfers der neueren plattdeutschen Prosa und Prosie" ab. Zwei Sätze zum Beispiel: „Betrachtet man seine Dichtung rein ästhetisch, so wird man sie am besten zu der Uhlands stellen; man kann geradezu sagen: Klaus Groth ist das als Norddeutscher, Niederdeutscher, was Uhland als Süddeutscher, Oberdeutscher ist." „Er ist durchaus Realist, er hat die Sachen, aber sie kommen nicht nackt und kalt empor, erhalten auch nicht Stimmung als Zutat, sondern sie werden mit ihr geboren, leben in ihr." —

F. Hebbel. Als Anregung zu der vernichteten ersten Fassung von Hebbels Gedicht „Liebeszauber" wie zu der späteren Ballade macht A. Neumann (2628) H. Kurz' gleichnamige Erzählung sehr wahrscheinlich. Sie erschien im Oktober 1837 im „Morgenblatt". Daher setzt N. jene erste Fassung (und das mit ihr verworfene Gedicht „Der junge König") gegen R. M. Werner, der als Entstehungszeit die Wesselburener Jahre angenommen hatte, in die Münchner Zeit, ohne hier bestimmter datieren zu können. Im Gegensatz zu Werner sieht N. auch in dem letzten, in den Tagebüchern (I, 352) überlieferten Verse des Gedichts „Liebeszauber" „nur ein Bruchstück von einem anderen, verlorenen Gedicht gleichen Titels", nicht eine Schlussstrophe jenes ursprünglichen Liedes. —

Th. Mommsen. In K. E. Franzos' Erinnerungen an Mommsen (2629) interessieren nächst Äusserungen über den ungeschriebenen Band der „Römischen Geschichte" vor allem Mommsens mündliche und schriftliche Äusserungen über Heine. In den Worten: „Welch ein Talent! Und welch ein Gassenjunge!" ist seine Stellung zum Dichter zusammengefasst. Den Ausdruck „Schuft" nahm er nach Aufklärung über Heines, französische Geldbezüge zurück. Ein Denkmal ihm zu setzen, lehnte er kurz und kräftig ab. — An der gleichen Stelle druckt K. E. Franzos (2631) einige Gedichte des Gelehrten aus dem „Liederbuche dreier Freunde" und einige seiner Übertragungen aus Carducci nach dem 1879 ausgegebenen, F. vom Übersetzer zugesandten (s. N. 2629, S. 175) Privatdrucke ab. —

Österreich: H. von Gilm. A. Sonntags sorgfältige, doch uninteressant geschriebene Monographie (2652) erstrebt eine Prüfung der chronologischen Ordnung der Gilmschen Werke, eine „Erklärung ihrer Entstehungsart und ihres Wesens, sowie ihrer Wertbestimmung". Der literarische Nachlass ist verarbeitet, wenig oder überhaupt nicht bekannte Dichtungen Gilms erscheinen in ersten Abdrücken. Im „Schluss" wird mit lobenswerter Besonnenheit die Summe gezogen, im Gegensatz zu A. Schlossar, der in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (2654) das „grosse, gewaltige Talent" „in die erste Reihe der deutschen Lyriker" stellt! Bezeichnend für den geschwellten, verfehlten Ton dieses Aufsatzes ist es, dass ein triviales Lied wie „Allerseelen", in dem die Zeile steht „Und lass uns wieder von der Liebe reden", unter „die so tief Herz und Sinn ergreifenden" Gedichte gezählt wird, „welche ganze Bände von Gedichten anderer Poeten aufwiegen". Die Erinnerung an die Möglichkeit der Existenz solcher Bände sollte in einem ernstgemeinten Artikel nicht geweckt werden! —

A. Grün. H. von Lessels (2659) Untersuchungen über den „Pfaff vom Kahlenberg" betrachten: „Entstehung und Widmung des Gedichts", „Die mittelhochdeutschen Quellen", die geschichtlichen und die kulturgeschichtlichen Grundlagen und die politischen Beziehungen. —

F. Halm. A. Schlossars Auswahl der Gedichte (2660) musste in ihrer Beschränkung auf den Abdruck des „Charfreitag" verzichten, bringt dafür aber bisher ungedruckte Gedichte aus früher und später Zeit, unter den letzten auch politische aus dem Revolutionsjahre. —

N. Lenau. In der „Deutschen Rundschau" (2668) werden dem bisher einzigen von Lenau selbst veröffentlichten, Emilie Reinbeck zugeeigneten Gedichte aus drei im Reinbeckschen Nachlass befindlichen zwei weitere zugefügt. Das letzte, mutmasslich im Frühjahr 1832 entstanden, trägt die Überschrift: „Mit Orangen". — W. Sukennikow, der durch Zufall einen Teil des H. Marggraffschen Nachlasses in die Hände bekommen hat, stellt den Brief Lenaus an H. Marggraff vom 1. November 1839 der „Vossischen Zeitung" zur Verfügung, wo ihn A(lfred) K(laar) mit einigen Erläuterungen abdruckt (2666). Die wichtigen Stellen (über die „Albigenser", „Savonarola", Mystizismus [„Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel."] und das Verhältnis zu W. Menzel) hatte Marggraff selbst bereits in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (vom 9. Febr. 1854) veröffentlicht. —

Schweiz: C. F. Meyer. A. Langmessers Buch (2696) wird unten gewürdigt (s. N. 2998). — Ein ausserordentlich feinsinniges, ausgezeichnet

geschriebenes Essay ist W. Holzamers Darstellung des Dichters **(2697)**. Sie gehört zu den besten der Monographien aus der Sammlung „Die Dichtung". — Die ungedruckten Gedichte, die A. Langmesser in der „Deutschen Rundschau" abdruckt **(2701)**, sind in seinem Buche wiederholt. —

Baltische Lande. Gedichte des Kurländers K. v. Fircks werden in zwei Auswahlen vorgelegt **(2705/6)**. J. v. Grotthuss hat den Landsmann in einem Kleide ausgestellt, das nur heimatliche Liebe verleihen konnte. Über die Lyrik ist wenig zu sagen. Begabung ist vorhanden. Hier und da ist ein Naturbild gelungen, ohne an Eichendorff und Heine, die sonst meist aufklingen, zu erinnern. Ob aber Fircks, der schon als Zweiundvierzigjähriger starb, entwicklungsfähig war, muss eine offene Frage bleiben. Zu ihrer Beantwortung wäre vor allem eine reinliche Vorlegung des Textes notwendig, an dem sich G. vergriffen hat: „Was sich an seinem äusserem Gewande zurechtzupfen und glätten liess, ohne ihm selbst zu nahezutreten [!], habe ich an meinem bescheidenen Teile versucht." —

Moderne Lyrik: Allgemeines und Sammelreferate. Für H. Benzmanns **(2713)** Empfinden sind der Ballade spezifisch norddeutsche, der Romanze spezifisch süddeutsche Elemente eigen. Die Ballade hebt sich durch ein ihr besonderes Stilgepräge von der Romanze ab. —

Einzelne Dichter. H. Benzmann. L. Schröder feiert H. Benzmann als einen Dichter der norddeutschen Heide („Hamburger Korrespondent", Beilage N. 15). — R. Dehmel **(2727)** und K. Henckell **(2741)** geben im „Literarischen Echo" kurze autobiographische Abrisse. —

Über P. Hille liegt, nach seinem unglücklichen, nicht ganz aufgeklärten Tode, eine Monographie H. Harts **(2742)**, eine Reihe von Gedenkblättern **(2743/6)**, ein gänzlich bedeutungsloses, widerwärtig-manieriertes „Peter Hille-Buch" von Else Lasker-Schüler (im Verlag von Axel Juncker, Stuttgart und Berlin), sowie Band I und II seiner „Gesammelten Werke" **(2747)** vor, deren Herausgeber (hauptsächlich die Brüder Hart) wegen Unvollständigkeit und Unordnung von E. Mühsam (2746) heftig angegriffen werden. —

A. Holz. „Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbstverfärtigte sämbtliche Fress- Sauff- & Venus-Lieder benebst angehänckten Auffrichtigen und Reuemüthigen Bussthränen", an deren Formung sich A. Holz **(2748)** mit staunenswerter Liebesmüh' begeben hat, haben lediglich artistischen Wert. —

D. von Liliencron. Der 60. Geburtstag unseres kräftigsten lebenden Lyrikers förderte naturgemäss allerorten Festartikel zutage. Er selbst, dem jede Befragerei nach Persönlichem zuwider ist, der auch dieses Mal solche an mehreren Stellen mit köstlicher Schroffheit abwehrt, und der nach dem Jubiläum mit seinen Äusserlichkeiten einen „geheimen Stossseufzer" in der Form eines lachend-ironischen Dankliedes verlautbaren lässt **(2769)**, hat in der Wiener Zeitschrift „Neue Bahnen" sich doch zu einer gedrungenen, spottfreien „Selbstbiographie" **(2573)** entschlossen. — F. Böckel **(2760)** teilt mit, was ihm Liliencron „augenscheinlich nach alten Tagebüchern" über seine Verwundung bei Skalitz geschrieben hat. — Die Festnummer des „Hamburgischen Korrespondenten" **(2764)** bringt u. a. eine Ballade Liliencrons: „Der purpurrote Rockzipfel. (Ein Hintertreppenroman mit Schicksalsglossen.)", kraftvolle Verse auf „Freiherr Detlev" von E. v. Schönaich-Carolath, einen Aufsatz G. Falkes, der erzählt, „wie Liliencron mein Meister wurde" (mit dem Abdruck drastischer Verbesserungsglossen Liliencrons zu Falkeschen Gedichten und dem eines famosen dichterischen Mahnbriefes an F.). H. Heiberg spricht über seine Freundschaftsbeziehungen zu dem Gefeierten, R. Dehmel und G. Falke geben Verse an diesen. — Die „Jugend" **(2765)** veröffentlicht ein vaterländisches Lied Liliencrons „Auf Deutschland", den „flüggen Schwan", sowie einen der für den Dichter so charakteristischen Briefe, den er an die Redaktion gerichtet hat, ein „Erinnerungsbild" an Menschliches aus seinem Leben. Versbeiträge liefern G. Hauptmann, H. Salus, A. Matthäi. —

Liederkomponisten. In einer Besprechung von M. Friedländers wichtigem Quellenwerke „Das deutsche Lied im achtzehnten Jahrhundert" gibt A. L. Jellinek (im „Literarischen Zentralblatt") eine Reihe kleinerer Nachträge und Zusätze. —

Allgemeines. In A. Königs im Rahmen des von E. Rabich herausgegebenen „Musikalischen Magazin" erschienenem Hefte über die „Ballade in der Musik" **(2836)** vermisst man eine Anführung (auf S. 9/10) F. B. Aem. Kunzens und seiner Komposition der Bürgerschen „Lenore", der besten, die so überraschend-plastisch einsetzt. Der „Berliner Bibliophilen-Abend" plant einen Neudruck derselben. —

Einzelne Komponisten. E. Rychnowsky veröffentlicht neue Kittl-Studien (Johann Friedrich Kittl. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Böhmens II. Prag 1904. Im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

72 S. N. IV der „Studien zur Geschichte der Musik in Böhmen“). Benutzt und zum Teil abgedruckt wurden die Akten im Archiv des Prager Konservatoriums, von denen freilich viel Wertvolles vernichtet ist. Im einzelnen wird Glasenapps Zweifel behoben, dass Kittl 1847 R. Wagner ein Darlehen gewährt habe (S. 56f.). — P. Müller (2845) charakterisiert gut in einem kurzen Abriss H. Wolfs Schaffen. — Eine Würdigung der wichtigen Werke von E. Decsey über H. Wolf (2844) und von C. M. Cornelius über P. Cornelius (2841), von denen besonders das letzte reichste Fülle neuen Materials bringt, muss dem nächsten Berichtsjahre vorbehalten bleiben, in dem die Schlussbände erscheinen sollen. —

Epos.

a) Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tode.

(IV, 3a = N. 2849—2928.)

Rudolf Fürst.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1904 wird im sechzehnten Bande nachgeliefert.]

b) Von Goethes Tod bis zur Gegenwart.

(IV, 3b = N. 2929—3239.)

Georg Pfeffer.

Allgemeines. Die Programmabhandlung von W. Knögel (2929) charakterisiert sich wesentlich als eine Schrift über H. Seidel und bringt selbständige Forschungen und Ergebnisse nur in ihrem zweiten Teil, der übrigens auch nur für diesen Bericht in Betracht kommt. Gegenüber J. H. Voss bedeutete erst Fr. Hebbels „Mutter und Kind“ inhaltlich einen grossen Fortschritt. Durch Hebbel ist die typische Idylle zu einer charakterisierenden, die objektive zu einer subjektiven geworden. Während aber Hebbel in der Form noch ganz auf Voss' Boden steht, vollzieht H. Seidel in seinem „Leberecht Hühnchen“ den vollständigen Bruch mit der Tradition, indem er sogar den Schauplatz ausschliesslich mitten in das Getriebe der Welt verlegt und statt des Hexameters die Prosa wählt. K. bringt nun die interessante Feststellung, dass Schiller die neuen Bahnen, die Seidel einschlägt, in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung prophetischen Geistes vorausgeschaut habe, indem er nämlich dort das idyllische Glück in die Brust des Menschen verlegt haben wollte und es inmitten des Lebens und Treibens der Welt postulierte. Auf diesen Grundgedanken baut sich nun Seidels Idylle auf, während bei Voss das Glück in äusseren Verhältnissen liegt. In einem „Ausblick“ kommt K. zu dem Ergebnis, dass die Vossische Richtung im Prinzip überwunden sei, wenn sie auch gewiss noch ihre Vertreter finden werde (man vergl. die 1902 erschienene Idylle „Hermann und Dorothea“ von F. von Saar). Seidel habe im allgemeinen die Aufgabe der neuen Idyllendichtung festgelegt, ihr weiterer Ausbau nach der inhaltlichen und formalen Seite sei der Zukunft vorbehalten. —

Älteres Epos. Von den Arbeiten, die den einst gefeierten Übersetzer des Ariost und Bojard J. D. Gries betrafen, ist diejenige von M. Hecker **(2932)** insofern wichtig, als sie die Beziehungen von Gries zu Goethe berührt. Auf Goethes Bitte hatte Gries ein Sonett von Lionardo da Vinci übersetzt und dem Dichter nach Weimar geschickt. H. teilt diese Übersetzung mit und gibt Auskunft über die Beziehungen dieser Übersetzung zu drei Versen Goethes, die er früher mitgeteilt hatte, ohne damals genauere Angaben über ihren Zusammenhang geben zu können. Allerdings vermag H. auch jetzt noch nicht festzustellen, ob die drei Verse von Goethes Hand eine Verbesserung der Griesschen sind, oder ob sie eine frühere Fassung der Übersetzung darstellen. —

In seiner Studie über W. Hertz betont Ad. Stern **(2945)** in einem feinsinnigen Vergleich mit Hartmann von Aue zunächst wiederum die Ähnlichkeit dieser beiden schwäbischen Dichter (vgl. JBL. 1902 N. 5371), die vor allem in dem glücklichen Gleichgewicht der Sinne und der Seele hervortrete. St. sieht in den Dichtungen von W. Hertz ein Zeugnis dafür, dass sich künstlerische Vollendung trotz aller Modernität nach wie vor am liebsten mit klarer Schlichtheit und voller Gesundheit paare, und in dieser Eigenschaft, so meint St., gingen die Dichter schwäbischen Ursprungs allen andern voran. Am klarsten und deutlichsten spiegeln die vier kleinen Epen „Lanzelot und Ginevra", „Hugdietrichs Brautfahrt", „Heinrich von Schwaben" und „Bruder Rausch" die individuelle Art dieses schwäbischen Dichters wieder, die er ebensowenig als Dichter wie als Persönlichkeit verleugnet habe. — Von den zahlreichen Nekrologen, die der Tod eines anderen gefeierten Epikers, W. Jordan **(2948)**, hervorrief, galten die meisten der Würdigung von Jordans Gesamtpersönlichkeit. Es mag hier nur K. von Thalers etwas eigenartige Äusserung hervorgehoben werden, dass nämlich seit Goethe die deutsche Literatur keinen Grösseren als Jordan gehabt habe. — Literarhistorisch mehr bot P. Wittko **(2950)** mit seiner Parallele Jordan-Herder. Er gründet sie auf eine Vergleichung der beiden als Dichter (— beide häufig nicht originell, aber beide gestalten alles Fremde nach eigenem Geiste —), als Denker (— beide sind im wesentlichen Eklektiker mit eigentümlicher Auffassung des Fremden —), als Christen (— beide kämpfen gegen die starre Dogmatik der Orthodoxie —) und endlich als Kritiker (— beide geistvoll, oft streng, selbst bitter —). — Die prinzipielle Zustimmung Jordans zum Kampfe gegen die naturalistischen Stürmer gibt ein Brief an M. Wundtke **(2948)** zu erkennen, den dieser im Jahre 1891 von Jordan als Antwort auf eine Aufforderung zur Mitarbeit in diesem Kampfe erhalten hat. —

Von den wenigen Artikeln, die des 70. Geburtstages von Julius Wolff **(2953)** gedachten, äussern sich die von F. Bley und K. Frenzel zustimmend und anerkennend über den volkstümlichen Dichter, während G. Hermann nach einem Berichte des „Literarischen Echo" in Wolffs Werken eine Romantik sieht, die die Gegenwart als unpoetisch verachtet und alle Dinge der deutschen Vergangenheit durch den Goldschein der Jahrhunderte im angenehmsten Lichte erschaut. Scheffel habe J. Wolff weitaus übertroffen, „nie habe dieser, typisch für seine Zeit, das glattgestrichene Mass der keuscheren Wallungen überschritten". —

Humoristisches Epos. Das an Allgemeinheiten und Abschweifungen überreiche Büchlein von R. Schaukal **(2962)** enthält feine Bemerkungen über Busch, „den Künstler in Wort und Bild", eine treffende Charakteristik seiner objektiven Mitleidlosigkeit, seiner Technik und namentlich seiner Sprachbehandlung, über deren innere Gründe Sch. zu folgendem Ergebnis kommt: „Busch macht sich eigentlich durchaus lustig über die Grammatik, indem er ihre umständliche Schwerfälligkeit unterstreicht, in weiterem Sinn über das Elend der Worte, dieser kläglichen Vorläufigkeiten, bei denen sich unsere Gottähnlichkeit so genügsam beruhigt hat". —

Modernes Epos. In einer tiefgehenden Arbeit, die nicht mit Unrecht den Untertitel „Ein künstlerisches Erlebnis" führt, teilt Felix Weingartner **(2964)** die Eindrücke mit, die er Carl Spitteler verdankt. Zufällig, durch einen Artikel des feinsinnigen Widmann über Carl Spitteler in der „Neuen Freien Presse" ist W. auf den Dichter und seinen „Olympischen Frühling" aufmerksam gemacht worden, und er erzählt nun, wie er dieses Werk las und was es ihm bot: „Bilder auf Bilder zauberte der Dichter vor mein geistiges Auge mit so handgreiflicher Deutlichkeit, dass ich meinte, sie malen zu müssen, und mit so überzeugender Kraft, dass ich sicher wusste, sie nie vergesssen zu können, obwohl ich nichts Ähnliches früher kennen gelernt hatte." Den Grundton der Dichtung charakterisiert W. als pessimistisch, weil Ananke alles Lebende beherrsche, und darin decke sich die Weltanschauung des Dichters mit der der Griechen. Die ausführliche Behandlung einiger bemerkenswerter Episoden und die kurze Inhaltsangabe des ganzen Werkes wird von W. so geschickt und mit so feinem Gefühl ausgeführt, dass sie auch dem Kenner die Freude am

Aufbau der Dichtung und an der bilderreichen Sprache nur erhöhen kann. W. führt so sicher durch die ganze Dichtung, dass man am Schlusse sein Urteil über Spitteler wohl begreift: „Spitteler ist weder ein historischer noch ein tendenziöser, weder ein archaistischer noch ein moderner, weder ein idealistischer noch ein realistischer, sondern ein naiver Dichter, der uns schlicht erzählt, was in seiner Phantasie lebt und webt." Als naiver Dichter scheue sich Spitteler auch nicht, vollkommen anachronistisch zn verfahren. Gerade die Naivität des sich um historische Einengung nicht kümmernden Stiles gebe der Darstellung reine menschliche Grösse und schliesse das bewusste Kunstschaffen nicht aus. W. kommt dann zu einem zusammenfassenden Überblick über Spittelers bisheriges Schaffen. In seinen jüngeren Jahren schrieb er unter den Namen „C. Felix Tandem", und zwar „Prometheus und Epimetheus" und „Extramundana", zwei Bücher, die W. „Geheimschriften für Auserwählte" nennt. Hier hören wir nun auch, dass Nietzsche den vor mehr als 30 Jahren erschienenen „Prometheus" Spittelers gekannt hat und in seinem „Also sprach Zarathustra" sichtlich von ihm beinflusst worden ist. W. fasst nach einer Vergleichung der beiden Dichter ihre Unterschiede in folgende prägnante Sätze: „Nietzsche ist scheinbarer, Spitteler wirklicher Dichter, Nietzsche vernichtet, Spitteler schafft, Nietzsche ist Experimentator, Spitteler Künstler." Den Literarhistoriker wird weiterhin das Urteil G. Kellers über den „Prometheus" (in einem Brief an Widmann) interessieren. Die Briefstelle ist bereits in der Beilage zu Allgemeinen Zeitung vom 12. April 1897 abgedruckt und wird hier von W. wiederholt. Danach war es „der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache, die selbständige Kraft und Schönheit der Darstellung der dunkeln Gebilde", die den grossen Landsmann so rührte und erstaunte. Nach einer kurzen Besprechung der kleineren Dichtwerke und der Essays, die den Menschen Spitteler uns offenbaren, erklärt W. den Grund, warum so bedeutenden Werken der Weltruhm bisher versagt geblieben sei, mit der Art Spittelers, die nicht nach Geschmack und Richtung frage. „Und die Welt wird Carl Spitteler finden", so schliesst die begeisterte Studie. Man möchte hinzufügen: nur dann, wenn sie fähig ist, den Dichter so zu erleben, wie es hier einem Künstler beschieden gewesen ist. — Von denen, die den 3. Teil des „Olympischen Frühlings" **(2965)** besprachen, feiert E. Holzner vor allem wieder die Meisterschaft, mit der Spitteler die Sprache handhabe, und zollt diesem 3. Teil vollen Beifall, um dann sein Urteil über das Gesamtwerk treffend so zu formulieren: „Erscheinungen wie der ‚Olympische Frühling' sind sozusagen ein Genre für sich und tragen den Schutz vor Nachahmung, ja auch nur vor Annäherung unzweideutig in sich". (Vgl. JBL. 1900 IV 3: 243; 1902 N. 5386). —

Roman und Novelle: Ästhetisches. Über die Neubearbeitung des Buches von H. Keiter **(2970)** über die Theorie des Romans, die mir selbst nicht vorlag, fällt ein Rezensent im Literarischen Centralblatt ein ziemlich absprechendes Urteil. Der Wissenschaft sage das Buch nichts Neues und über schwierige Probleme springe es hinweg. Ähnlich äussert sich auch A. Sonntag. Der Herausgeber der neuen Auflage habe unbedeutende Einschaltungen vorgenommen, ohne veraltete Urteile zu berichtigen oder auszuschalten. — Ebenso ist auch aus J. Wassermanns **(2971)** Dialog über Wesen und Gesetze der Erzählungskunst nicht allzuviel Neues und Greifbares zu holen. Dass der wahre Dichter nicht den Stoff wähle, sondern der Stoff ihn und dass die Aufgabe darin bestehe, innerhalb der Kunst ein Gebilde zu schaffen, das die Züge der Natur in sich trage, das sind allgemein bekannte Erklärungen. Anziehender ist schon das, was Wassermann über den Stil unserer guten Erzähler zu sagen weiss. —

Gesamtdarstellungen. H. Mielkes **(2975)** Geschichte des deutschen Romans, die sich im ganzen als eine klare und übersichtliche Arbeit darstellt, kommt im einzelnen nur in der Darstellung des 19. Jahrhunderts für diesen Bericht in Betracht, und hier kann ich auch nur wieder die grossen Entwicklungslinien, die M. meisterhaft getroffen hat, verfolgen, während die Einzelurteile und die Auswahl des Verfassers, die ohnehin durch den Umfang des Buches (137 Seiten!) in gewissem Sinne bedingt und begrenzt waren, hier nicht näher geprüft werden sollen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann der Roman als Wirklichkeitsbild durch Walter Scott die festen Grundlagen seiner epischen Gestaltung. Galt den Romantikern noch das Gesetz der Phantasie allein als das Massgebende, so wurde das Losungswort der Jungdeutschen, „die Poesie in den Dienst des Lebens zu stellen", und damit war auch die Tendenz des jungdeutschen Romans gegeben. Gutzkow bahnte mit seinen beiden Romanen „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" dem tendenziösen Zeitroman die Wege. Alle Kreise des sozialen und gesellschaftlichen Lebens treten im Lauf des Jahrhunderts in den Bereich des Romans. M. verfolgt nun die Wandlung der Dorfgeschichte und ihre Wirkung auf die Entwicklung des Romans, weiterhin die Entwicklung des kulturhistorischen

Genrebildes, das in seiner letzten Konsequenz zum Naturalismus hinführte. M. beurteilt den Naturalismus nur als ein Durchgangsstadium, denn der Roman der Gegenwart habe wieder an anderen Endpunkten früherer Entwicklung angeknüpft, „nicht jedoch, ohne auch von dem Naturalismus die schärfere Beobachtung der Wirklichkeit und eine Reihe neu gefundener Wirkungen sich anzueignen". So lenkte z. B. Sudermann gegenüber dem naturalistischen Roman der Grossstadt wieder in ältere Bahnen ein, vor allem in dem provinzialen Milieu des Landlebens. An dieser Stelle macht M. die sehr zutreffende Bemerkung, dass die „Heimatkunst" in Wahrheit schon seit Auerbach, Ludwig und den Novellisten der Dorfgeschichte jahrzehntelang geblüht habe. Die tiefste Einwirkung habe der Naturalismus allein auf den modernen Gesellschaftsroman ausgeübt. — Wenn das Büchlein von H. Mielke namentlich in seinem 5. Abschnitt („Im neuen Reich") viel Neues bringt, so verzichtet M. Schian **(2976)** in seinem Buche „Der deutsche Roman seit Goethe" von vornherein darauf, die Wissenschaft der Literaturgeschichte irgendwie zu bereichern, er will nur die Ergebnisse der Literaturwissenschaft für das Einzelgebiet des Romans einem grösseren Kreise vermitteln. Entsprechend dieser Absicht des Verfassers ist der historische Überblick am Anfang ziemlich kurz ausgefallen. Sch. stellt die These auf, dass Goethe der Schöpfer des modernen deutschen Romans geworden sei, und stellt sich dadurch in bewussten Gegensatz zu Max Koch, der den neueren deutschen Roman von Wieland ausgehen lässt. Goethe hat, so führt Sch. aus, in der Tiefe der psychologischen Einsicht, in der unbeirrten Wiedergabe des Zeitempfindens, in der Kunst, welche Handlung und Gedanken in eins schuf, alle Späteren tief und nachhaltig beeinflusst; Wieland verstand es nicht, volles Menschenleben zu greifen, er blieb in philosophischen Kategorien stecken. Allerdings ist der Einfluss des Goetheschen Romans mit seiner Wirklichkeitskraft auf die Romantik noch gering, denn hier regierte die Stimmung des Dichters. Ohne die historischen Zusammhänge klar zu entwickeln und ohne des Einflusses von W. Scott zu gedenken, behandelt der Verfasser ausführlicher folgende Kapitel: die Volkserzählung, den tendenziösen Zeitroman, den objektiveren Zeitroman, den historischen Roman, die Stimmungsdichtung, den naturalistischen Roman und endlich den Problem- und Gesellschaftsroman. Über die letzte Phase des Romans (Dekadenz, Symbolismus, Tendenzroman) geht Sch., was von seinem konservativen Standpunkt aus zu begreifen ist, ziemlich kurz hinweg. Von den modernsten Romandichtern stehen ihm G. Frenssen und Sudermann am höchsten. Mag man nun auch mit manchen Urteilen Sch.s nicht einverstanden sein oder mag man über manche Ungerechtigkeiten — ich rechne hierhin das völlige Übergehen des modernen Frauenromans — oder gar Unrichtigkeiten erstaunen, jedenfalls muss man den Ernst, mit dem er sein Thema behandelt, anerkennen und sein Endziel loben: „Es wird alles darauf ankommen, dass in der deutschen Lesewelt der Sinn für den wertvollen Roman geweckt und gepflegt werde. Seien wir anspruchsvoll! Lehnen wir alles ab, was uns nicht fördert, ohne Rücksicht auf Person und Tendenz!" —

Ausländische Romane in Deutschland. Ein Aufsatz im „Literarischen Echo" **(2986)** berichtet über die Artikel, die zu Sues 100. Geburtstag erschienen, und verweilt länger bei einer Skizze in der Vossischen Zeitung Nr. 579, die die erstaunliche Wirkung von Sues Hauptschriften in Deutschland verfolgt. Fast in jeder deutschen Zeitschrift der Jahre 1843—44 stosse man auf die „Geheimnisse" und ihre sensationellen Wirkungen. Ausser der Menge deutscher Buchausgaben erschien ferner eine Zahl von Nachdichtungen: es habe kaum eine grössere Stadt gegeben, deren angebliche „Geheimnisse" nicht aufgedeckt worden seien. Hand in Hand mit dieser literarischen Fruchtbarkeit sei eine künstlerische gegangen, die Stiche mit den Hauptfiguren und sogar Statuetten auf den Markt brachte. — Von einem andern nicht weniger in Deutschland bekannten Franzosen, G. de Maupassant, spricht K. H. Strobl **(2986d)**, und zwar gilt seine Würdigung mehr dem Romanschriftsteller als dem Novellisten. St. verweist Maupassant in die psychologische Schule und zählt zu seinen Ahnen vor allen andern Stendhal und Flaubert. Das Gebiet, auf dem sich der Romancier Maupassant bewegte, war eng beschränkt und doch wieder unendlich: die Frau und unsere Liebe. St. charakterisiert den Maupassant der Romane am Schluss also: „Keine tiefe, aber eine brauchbare Philosophie. Von einer Verachtung alles Transzcendentalen, aller Mystik erfüllt, aus einem überzeugten Materialismus hergeleitet. Und in allen Erscheinungen des Lebens mit dem Auge des Künstlers aufgesucht und gefunden, mit der Hand des Künstlers umgeschaffen zu neuen und prächtigen Formen." — Die Übersetzung Maupassants von Ompteda macht W. Küchler **(2986e)** zum Gegenstand einer längeren Besprechung, die von einer geistreichen Vergleichung Maupassants und Omptedas ausgeht. Es sei Ompteda gelungen, die grosse Persönlichkeit Maupassants in ihrer Gesamtheit wirken zu

lassen, doch habe er nicht die feinen und feinsten Blüten dieses einzigartigen Stiles wiedergegeben. Ompteda habe sich mehr an den Sinn als an die Nuance gehalten. — Die meisten andern Arbeiten aus diesem Kapitel waren mir nicht zugänglich; über J. Harts (2986m) Tolstoi-Büchlein lag mir eine Besprechung von A. Bonus in den Preussischen Jahrbüchern Bd. 118 vor. Sie rühmt vor allem, dass H.s Betrachtungen über die Art von Tolstois Weltgefühl, von seinem Natur- und Kunstgefühl, zu wirklicher Vertiefung führen. — A. Möller-Bruck (2986n) bespricht (Magazin für Literatur 73!) das Buch von Mereschkowski über Tolstoi und Dostojewski und nennt es „das Beste und Tiefste, was über Tolstoi und Dostojewski je geschrieben worden ist". Es nehme die beiden grossen russischen Erscheinungen ganz und gar von der Seite ihrer religiösen Elemente und gehe so ganz auf geistige Zusammenfassung aus. —

Historische und kulturhistorische Romane und Novellen. Über K. von Holteis Romane schrieb P. Landau (2987a) eine fleissige und übersichtliche Arbeit, die im ganzen und im einzelnen höchst beachtenswert ist. Nach einem kurzen einleitenden Abschnitt, der dankenswerte Bemerkungen über die Ästhetik der Unterhaltungsliteratur bringt, skizziert L. zunächst die Entwicklung Holteis bis zum Erscheinen der „Vagabunden" und legt dar, wie nach Vollendung der „Vierzig Jahre" im Leben und Schaffen Holteis eine Wandlung vor sich ging, die aus seiner Tätigkeit als Erzähler erwuchs und auf sie zurückwirkte. Aus dem umherziehenden Bühnenschriftsteller „war ein philisterhaft am Schreibtisch arbeitender fleissiger Roman- und Novellenverfasser" geworden. Nachdem L. nun Holteis eigne Anschauungen über den Roman, die überall eine starke Betonung des Wirklichen erkennen lassen, näher beleuchtet hat, prüft er die Form seiner Romane und kommt im einzelnen etwa zu folgenden Resultaten: die Kompositionsweise ist durchaus schlicht und entbehrt aller feineren Formen. Holtei besitzt in einem hohen Grade die Fähigkeit, den Leser in fortwährender Spannung zu halten; hinsichtlich der Motive hat Holtei jenen romanhaften unwahren Bestandteilen in allzu reichem Masse gefrönt; daher verfällt er auch in der Zeichnung der Charaktere oft ins Aussergewöhnliche und Übertriebene. Am Schlusse dieses Abschnitts wird das äussere Gewand der Form, Stil und Ausdruck, besprochen. Im folgenden Abschnitt prüft L. den Inhalt der Romane, und im Zusammenhang damit stellt er Holteis Persönlichkeit dar, und zwar nach der intimeren Seite, die seine Romane in eigentümlicher Beleuchtung widerspiegeln. Die ganze Darstellung L.s wird dadurch besonders so anziehend und wertvoll, dass er seinem Helden so gänzlich unbefangen gegenüber steht und dass er durch ungemein zahlreiche literarische Vergleiche das Eigentümliche Holteis so sehr hervortreten lässt. — Da mir der Briefwechsel zwischen G. Freytag und Herzog Ernst von Koburg nicht vorlag, so bleibt nur über einige kleinere Beiträge zur Freytag-Literatur zu berichten. Harden (2992) druckt aus dem genannten Briefwechsel drei Briefe ab und einen vierten, den Freytag an ihn selbst gerichtet hatte und der ein schönes Licht auf den Menschen Gustav Freytag wirft. H. hatte den Dichter nach dem Tode des Herzogs gefragt, ob er in der „Zukunft" etwas über seinen Freund sagen wolle, und ihm zugleich ein Heft der Wochenschrift mitgeschickt, in dem er über den Herzog nicht allzu Rühmliches gesagt hatte. Das hätte der Überlebende übelnehmen können; er tat es aber nicht, sondern lehnte nur aus Sentimentalität deshalb ab, weil es ihm „gegen den Strich gehe, über einen alten werten Bekannten so unmittelbar nach seinem Verlust ein Gutachten abzugeben". — G. Freytags „Vermischte Aufsätze" (2996) werden von L. Geiger, J. Gensel und A. Sauer freudig begrüsst. Letzterer vermisst schmerzlich ein Register. —

Einen grossen Kreis zum Teil sehr ernster Besprechungen rief das Buch von Betsy Meyer (2997) über ihren Bruder hervor. Die verständnisinnge Würdigung von O. v. Greyerz rühmt an dem Buche die Stilform der Darstellung, die künstlerisch geartete Charakteristik und die lyrische Melodie, „die mit eminent suggestiver Kraft das Geheimnisvolle und Unnennbare sich entschleiern oder doch aufhellen lassen". E. Ermatinger preist den ernsten Willen und das feine Verständnis, mit dem die Verfasserin ihre Absicht durchgeführt habe. Er meint, dass man künftig nur mit Betsys Darstellung des abnormen künstlerischen Bildungsganges C. F. Meyers zu rechnen habe. Nach H. Maync hat Betsy die Kenntnis des Dichters wesentlich bereichert, doch mit dem Menschen werde man auch durch ihre Schilderung nicht recht warm. In einen gewissen Gegensatz zu diesen Kritiken stellt sich Ad. Thimme, wenn er meint, dass man auch nach diesem Buche, „das Schwesterliebe empfangen und Schönheitssinn geboren hat", für ein wirkliches Verständnis der spröden Künstlernatur Meyers doch noch das meiste zu erwarten habe. — Gegenüber den Büchern von Betsy Meyer und Ad. Frey vermag das umfangreiche Werk von A Langmesser (2998) dem Lebensbilde und dichterischen Entwick-

lungsgang Meyers keine wesentlich neuen Züge hinzuzufügen. L.s Buch ist in einen biographischen und literarischen Teil geschieden. An den literarischen Teil schliesst sich die Mitteilung einer Auswahl aus des Dichters literarischem Nachlass, und hierin liegt der eigentliche Wert des Buches. L. veröffentlicht mehrere Novellenfragmente, das Anfangskapitel eines Romans „Der letzte Toggenburger" kritiklos und widmet nur den verschiedenen Versionen des Vinea-Stoffes eine längere Besprechung. Ausser den von F. Kögel und Ad. Frey mitgeteilten Entwürfen zitiert L. eine neue, dritte Version, von der er die Exposition und einzelne Fragmente aus dem Nachlass veröffentlichen kann. Die am Schlusse zum ersten Male abgedruckten Gedichte hat L. aus der grossen Zahl der nachgelassenen Gedichte kritisch ausgewählt und chronologisch geordnet. — Psychologisch tiefer als Langmesser hat W. Holzamer (2999) den Dichter in seiner liebevoll geschriebenen Monographie erfasst. H. dringt überall in das Einzelne, um das Ganze des Dichters begreiflich zu machen. Wie sich die Gewissheit des Dichterseins in Meyer immer stärker einprägte, wie sich sein Inneres in Kontrasten auslöste, wie er ein deutscher und kein französischer Dichter wurde — das alles entwickelt H. in einer sich immer steigernden Stufenfolge. Meyers Schaffen charakterisiert H. als eine dichterisch-psychologische Durchdringung; seine Gestalten sind gegeben, er greift sie auf, und sie werden unmittelbar sein Eigentum. Feinsinnig führt H. auch die Parallele mit Gottfried Keller durch. „Keller gibt uns ein Lebensganzes, das in uns einfliesst, in dem wir uns sogar mit ihm entwickeln, mit Meyer sollen wir betrachten, wie er selbst Betrachter ist". — Zur Meyer-Literatur im einzelnen lieferte Anna Lüderitz (3002) eine Quellenuntersuchung zum „Amulett". Aus Mérimées „Chronique du règne de Charles IX", einem 1829 erschienenen Roman, habe Meyer das Hauptmotiv und die begleitenden Nebenumstände genommen. Wie der Dichter im einzelnen verfuhr, vor allem wie er viele kleine Motive aus Mérimée erst zu rechter Wirkung brachte, führt L. etwas genauer aus. Im übrigen stellt sie die Frage, ob Meyer bei seiner Darstellung ein altes Bild von François Dubois (im Musée Arlaud in Lausanne) in Erinnerung oder vor Augen gehabt habe, weiterer Erwägung anheim. —

Volkstümliche Romane und Dorfgeschichten. Plattdeutsche Erzähler. Der bisher am wenigsten von den drei grossen plattdeutschen Dichtern gekannte John Brinckmann wird in den letzten Jahren immer mehr aus der Vergessenheit hervorgeholt. Der von A. Römer (3016) herausgegebene Nachlass bietet fünf humoristische Erzählungen, die der Herausgeber mit einem kurzen Wort über den Dichter und sein plattdeutsches Werk einleitet. Brinckmann war der erste von dem Dreigestirn, der das Niederdeutsche im schlichten Alltagsgewande der Prosa darbot, und wenn er es bisher zu einem verhältnismässig geringen äusseren Erfolg brachte, so weiss R. dafür verschiedene Gründe anzugeben. Doch verdiene Brinckmann nicht nur als Dichter, sondern auch als edler, durch und durch vornehmer Mensch unsere volle Sympathie, und von ihm gelten Hebbels Worte: „Die Poesie hat viele herrliche Seiten. Die herrlichste aber ist die, dass es keinen echten und grossen Dichter ohne Charakter geben kann." —

Der unermüdliche Reuterforscher und begeisterte Reuterverehrer K. Th. Gaedertz (3018) gedenkt in seinem Buche zunächst mit breiter Ausführlichkeit der Gedächtnisfeier und Ausstellung zum dreissigsten Todestage Reuters in Greifswald. Daran schliessen sich die Kapitel „Fritz Reuter in Pommern", „Dorchläuchting in Greifswald" und schliesslich „Von Ivenack nach Isenack", welch letzteres Kapitel neue Mitteilungen aus Reuters Leben und Schaffen bringt. Die neuen Beiträge beziehen sich auf die Schülerzeit und auf die Festungszeit. — Aus der Vorrede zur hochdeutschen Ausgabe von Reuters „Ut mine Stromtid" (3026) erfahren wir, dass Reuter selbst einmal die Absicht gehabt hat, die „Franzosentid" ins Hochdeutsche zu übertragen, dass er aber später auf den Rat gewichtiger Freundesstimmen den Plan vollständig aufgegeben habe. — Die vorliegende hochdeutsche Ausgabe der „Stromtid" wird von J. Riffert (3027) verteidigt und empfohlen, während eine Notiz im Kunstwart behauptet, dass der übersetzte Reuter kein Reuter mehr sei. —

Süddeutschland. Sulger-Gebing (3031) führt nach dem Bericht von R. Krauss im „Literarischen Echo" in kurzen Strichen das Leben von H. Kurz vor und schildert mit feinem Verständnis und grosser Wärme etwas ausführlicher sein poetisches Wirken, ohne auf Kritik zu verzichten. Im zweiten Teil wird eine Bibliographie der Schriften von H. Kurz gegeben, doch vermisst K. hier die Skizze „die Schwaben" in L. Bauers „Schwaben, wie es war und ist" (Karlsruhe 1842), ferner „Dora d'Istria" in der Stuttgarter Zeitschrift „Freya" 6. Jahrgang (1866). — Eine vollständige Ausgabe des schwäbischen Dichters veranstaltete zum ersten Male Hermann Fischer (3032); jedoch sind in der Ausgabe solche Werke nicht aufgenommen, welche nicht poetischen, sondern gelehrten oder publizistischen Charakter haben, und ebenso fehlen auch die Übersetzungen. Nur in die

Gedichte sind kürzere Übersetzungen aufgenommen worden. Die Biographie, die F. der Ausgabe vorausschickt, gibt manches genauer und richtiger, als es in früheren Darstellungen zu finden war, da F. aus dem Nachlasse des Dichters, der seine Korrespondenz sowie zahlreiche Aufzeichnungen poetischer und anderer Art enthält, schöpfen konnte. —

Österreich. Die Rosegger-Literatur ist um ein neues wertvolles Buch bereichert worden. Zwar wendet sich Th. Kappstein (3034) mit seinem Werke nicht an die zünftigen Literarhistoriker, auch bringt er zum Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters nicht eigentlich Neues, aber wie er den Leser in Roseggers Persönlichkeit und in den Organismus seiner Schriften einführt, das verleiht dem Buche einen unvergleichlichen Reiz. Man fühlt, dass K. mit einer warmen Liebe geschrieben hat, aber mit einer Liebe, die nicht blind ist. Seine Quellen sind Rosseggers Bücher und die einzelnen Hefte des „Heimgarten". Die einzelnen literarischen Abschnitte sind durch biographische Angaben miteinander verknüpft, sie stellen aber jeder für sich einen abgeschlossenen Zirkel dar. Sowohl die dichterische Persönlichkeit Roseggers wie die meisten seiner Werke werden mit grossem Verständnis charakterisiert und in einer geschickten Analyse uns näher und näher gerückt. K. stellt Rosegger am höchsten als Dichter der Naturbilder, hier habe er keine Grenzen, und hier herrsche er als unumschränkter König. Hoch stellt er ihn auch als Dialektdichter, und mit Recht betont er, dass der ihn gründlich verkannt habe, der in Rosegger nur den Spassmacher sehe. Vieles von dem, was Rosegger in den tausend kleinen Geschichten über den Alltag und über den Sonntag seiner Älpler geschrieben habe, gehöre der Kulturgeschichte. — Diesem Rosegger-Buche gegenüber kann ein Satz R. Latzkes (3035), dass nämlich die literarisch-ästhetische Betrachtungsweise Roseggers fast nirgends zu greifbaren Resultaten geführt habe, nicht mehr aufrechtgehalten werden. Allerdings lag Kappsteins Buch L. noch nicht vor. L. bringt eine Zusammenstellung von Besprechungen der dichterischen Persönlichkeit Roseggers, in die oft eignes auf gründlicher Kenntnis der Schriften Roseggers beruhendes Urteil einfliesst. Der erste Teil behandelt vorwiegend Zeitschriftenaufsätze, dann Pöllmanns Buch (vgl. JBL. 1903 Nr. 10937), Ad. Sterns Aufsatz über Rosegger in seinen Studien zur Literatur der Gegenwart und endlich A. Schönbachs Würdigung in seinem Buche über Lesen und Bildung. In diesem ersten Teil tritt L. mit eignem Urteil am stärksten und geschicktesten hervor, und hier wird der Literaturforscher manche Anregung finden. Der zweite Teil berichtet über die Art der Einreihung des Dichters in die Darstellungen der neueren Literaturgeschichte (Bartels, v. Gottschall, Heinze-Goette, R. M. Meyer, Ad. Stern, Koch). Der dritte beschäftigt sich mit den Arbeiten von Seillière (vgl. JBL. 1903 N. 10944) und dem Ehepaare Möbius (JBL. 1903 N. 10931). Den breitesten Raum nimmt hier ein sehr eingehendes und objektives Referat über Seillières Buch ein. Für den, der das französische Original nicht kennt, wird L.s Charakterisierung der Übersetzung von Wichtigkeit sein: es sei keine Übersetzung, sondern eine Bearbeitung, eine Bearbeitung von der Art, die aus einer immer geistreichen, immer offenen und ehrlichen, oft allerdings irregehenden Kritik einen gegenwärtig schon sehr überflüssigen Panegyrikus zuwege brachte. Für den Literarhistoriker ist also hier Vorsicht geboten, die ihm aber durch die von L. zusammengestellten Abweichungen erleichtert wird. An das Buch des Ehepaares Möbius hat L., der sich allzusehr auf den Philologenstandpunkt stellt — er fordert in der Einleitung eine Rosegger-Bibliographie und eine Vergleichung der verschiedenen Fassungen seiner Hauptwerke — zu hohe Anforderungen gestellt, und deshalb fällt er ein zu hartes Urteil. —

Ein aussergewöhnlich umfangreiches Buch über Stifter schrieb A. R. Hein (3039). Die Vorarbeiten für dieses Werk sind mehr als dreissig Jahre alt. Von vornherein erhielt H.s Arbeit eine schätzbare Förderung durch den Umstand, dass ihm die ganze ungeheure Fülle des damals in des Verlegers Heckenast Händen befindlichen handschriftlichen Materials Stifters zur Verfügung stand und dass er anderseits durch den Verkehr mit der damals noch lebenden Gattin des Dichters, sowie mit seinen Verwandten und Freunden manches festzuhalten vermochte, was sonst der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Und so wird man denn in dieser Biographie, die der Verfasser mit Recht „eine Frucht echtester Liebe" nennt, wohl schwerlich eine empfindliche Lücke nachweisen können. Der sehr willkommene, am Schlusse gebotene Literaturnachweis enthält alles, was H. an Abhandlungen über Stifter kennen gelernt und gelesen hat. Der reiche Bilderschmuck des Buches enthält Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen von Stifters Hand, ferner Bildnisse des Dichters aus verschiedenen Altersstufen und schliesslich eine grosse Zahl landschaftlicher Bilder, vorwiegend aus dem Böhmerwald. Die Darlegung der dichterischen Produktionen hat H. im engem Verbande mit der Behandlung der Lebensgeschichte vorgenommen, und es ist dies um so mehr zu loben, als das poetische

Schaffen bei Stifter oft genug die Folge und die Frucht jeweiliger Erlebnisse war. Was zunächst die Lebensgeschichte anbetrifft, so ist hier unter dem mannigfachen Neuen, das H. bietet, vor allem ein Fragment einer Selbstbiographie zu nennen, das in poetischer Weise die Kindeseindrücke des Dichters schildert. H. fand die alte Handschrift im Stifterhause zu Oberplan und teilt sie im Wortlaut mit. H. bespricht ferner sehr eingehend das bedeutsame Verhältnis Stifters zu Fanny Greipl, die entscheidende Bedeutung der Ereignisse des Sturmjahres 1848 für Stifters Leben und vielleicht etwas zu breit seine Anstellung im Staatsdienst. Zur Kenntnis des Verhältnisses zwischen den beiden Gatten Stifter kann H. aus der grossen Menge der leider jetzt in alle Winde zerstreuten Briefe vier von denen, die Stifter an seine Gattin gerichtet hat, mitteilen. Aus einer Begegnung mit dieser teilt H. einige Züge mit, die aber die über die Gattin des Dichters bisher gefällten harten Urteile nicht zu mildern vermögen. Für die literarische Kenntnis Stifters ist eine novellistische Skizze hochbedeutsam, die eine bisher noch vollständig unbekannte Erstlingsarbeit des Dichters darstellt. H. teilt sie bruchstückweise mit und würdigt sie in einigen kurzen Zügen. Die Skizze stammt aus dem Jahre 1827 und fällt allem Vermuten nach in eine Zeit noch unbeirrter literarischer Naivetät. Im weiteren Verlaufe des dichterischen Entwicklungsganges kommt H. auf das Verhältnis Stifters zu den Romantikern, vor allem zu Tieck und den Brüdern Schlegel, zu sprechen und beleuchtet näher Stifters Plan, ein Drama zu schreiben, wobei er zu dem Resultat kommt, dass Stifter das, was der Kern des Dramas nicht sei, „Charaktere, Sitten, Meinungen, Sentenzen", im hohen Grad besitze, dass ihm hingegen die Fähigkeit, Handlung zu gestalten, vollständig abgehe. Interessant ist weiterhin H.s Aufklärung über die Verkürzung des „Nachsommer" durch Heckenast und seine Stellung zu der Frage, ob Stifter befähigt gewesen wäre, im historischen Roman Bedeutendes zu leisten. H. glaubt, sie nach dem einzigen vorliegenden Versuche im „Witiko" mit Grund verneinen zu können. „Seinem beharrlich vom Selbsterlebten ausgehenden, in zarten Empfindungen schwelgenden Geiste lag das geschichtliche Gebiet ferne." Am Schlusse berührt H., ohne jedoch ins einzelne zu gehen, das Verhältnis Stifters zu andern Dichtern und erkennt am deutlichsten Stifters Einfluss in den stimmungsreichen Novellen Storms. Er erblickt weniger in der eigenartigen und reizvollen künstlerischen Form als in dem tiefen und edlen Gehalt der Werke Stifters hohe Bedeutung. Und doch hätte man gewünscht, dass H. tiefer auf die Form von Stifters Werken eingegangen wäre und dafür manche etwas zu lange Inhaltsangabe fortgelassen hätte. — Hier, in der Würdigung der Form, tritt A. Sauer (3042) in der Einleitung zum ersten Band der neuen kritischen Stifter-Ausgabe ergänzend ein, indem er das nicht nur in der Entwicklungszeit des Dichters hervortretende Bestreben, den Ausdruck immer mehr poetisch zu gestalten, betont. Im übrigen sucht S. ein klareres Bild von Stifters Charakter zu unterwerfen und seine literarhistorische Stellung schärfer zu bestimmen. Die Ausgabe selbst will die Werke in chronologischer Folge nach den letzten, von dem Dichter selbst besorgten oder bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben bringen und die Abweichungen aller früheren Fassungen nach den Handschriften und Drucken in den Lesarten, die ungefähr nach dem Muster der Weimarer Goethe-Ausgabe eingerichtet sind, verzeichnen. —

Jugendschriftsteller. Boelitz (3058) benutzt die Besprechung einiger Jugendschriften zu der Feststellung, dass von einem Fortschritt auf dem Gebiet der Jugendliteratur nur bedingt die Rede sein könne. Er wünscht neben dem guten Alten, dass ja erfreulicherweise durch billige Ausgaben auch den Unbemittelten zugänglich gemacht worden sei, auch Neueres für unser jüngstes Deutschland. —

Humoristen und Feuilletonisten. Dem langjährigen Leiter des „Kladderadatsch", E. Dohm, gilt die umfassende Studie von M. Osborn (3065). Wir gewinnen aus ihr das Bild von einem Manne, der reiche und tiefe Bildung besass, den eine reife und feine Weltanschauung auszeichnete, dessen satirische Scherze und lustige Gedichte doch von einem heiligen Ernst durchleuchtet waren und den ein vollendetes Taktgefühl zu einem sicheren politischen Urteil befähigte. In Breslau wurde Dohm 1819 geboren, in Halle studiert er Theologie und Philosophie und wird ein Lieblingsschüler Tholucks. Der Beruf des Pfarrers sagt ihm nicht zu. Als Hauslehrer in Berlin tut er die ersten Schritte ins publizistische Leben, und hier kommt er in Fühlung mit seinen späteren Mitarbeitern R. Loewenstein und W. Scholz. Im Jahre 1848 wird er von der zweiten Nummer an Redakteur des „Kladderadatsch", dessen Stütze und Seele er bis zu seinem Tode, 1883, blieb. Da Dohm seine ganze Kraft dem „Kladderadatsch" widmete, hat er ausserdem nicht viel veröffentlicht. Aus dem Jahre 1849 besitzen wir von ihm eine Reihe von Satiren, gesammelt unter dem Titel „Der Aufwiegler in der Westentasche", ferner schrieb er eine satirische Posse „Der trojanische Krieg"; ausserdem verdanken wir ihm eine aus-

gezeichnete Übersetzung der Fabeln Lafontaines und Übertragungen einiger Meilhac-Halévyschen Texte zu Offenbachschen Operetten. — Von einem weniger bekannten Humoristen, S. Haber, und seinem Witzblatt „Ulk" gibt L. Fränkel (3067) einige kurze Notizen. —

Verschiedene. Hier verdienen hervorgehoben zu werden F. Anders, E. Muellenbach und E. Zitelmann. Dem ersten widmet R. Weitbrecht (3069) einen kurzen Aufsatz. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der vortreffliche Verfasser der „Skizzen aus dem heutigen Volksleben" nicht gerade zum Verfasser eines Romans befähigt sei. Wohl trage sein Roman „Doktor Duttmüller und sein Freund" viele Züge freundlichen Humors und psychologischer Entwicklung in sich, aber das ausgedachte Schema blicke allzusehr durch die Ausführung hindurch, und nicht immer sei es dem Verfasser gelungen, das Gerippe mit Fleisch und Blut zu umkleiden und zu füllen. — Aus der zusammenfassenden Muellenbach-Monographie von C. Enders (3079) ist hervorzuheben, dass Muellenbach hier vor allem als glänzender Kulturhistoriker gepriesen wird, der keine ursprüngliche Begabung für den Roman besass. Er war zunächst Novellist, und als solcher hat er Kabinettstücke feinster Arbeit voll goldnen Humors geschrieben, anfangs in romantischer, sprudelnder Erfindung, später psychologisch vertieft und in der Handlung immer mehr vereinfacht. — Den Bonner Professor E. Zitelmann nimmt F. Stier-Somlo (3083) gegenüber dem Vorurteil gegen dichtende Professoren in Schutz. Er will aufs neue mit diesem „echten Dichter" bekannt machen, indem er über sein 1900 erschienenes Werk „Memento vivere" und des längeren über die 1904 erschienenen „Radierungen und Momentaufnahmen" spricht. —

Romanschriftsteller und Novellisten der Gegenwart: Allgemeines. Das Urteil von F. Servaes (3087) über den modernen Roman fällt nicht allzu günstig aus. Er meint, dass heute der Roman, wofern er nicht ein ins Kolossalische getriebenes Reporterkunststück sei, zumeist eine gewaltsam angeschwellte psychologische Novelle darstelle. Zola und Bourget gäben etwa die Typen, die jedoch nicht das Wesen des Romans träfen, der, wenn er eine wahrhafte und bedeutsame Kunstgattung sein solle, nach Cervantes und Goethes Vorbild das Ziel verfolge, „im Rahmen einer individuellen Lebensgeschichte ein typisches Zeitbild zu entrollen". —

Ältere Gruppe. Für das Fontane-Büchlein von F. Servaes (3090) kann auf JBL. 1900, IV 3: 425 verwiesen werden, da es im wesentlichen ein Abdruck des früheren Buches ist. — Die bisher etwas vernachlässigte literarische Vorgeschichte Fontanes behandelt R. M. Meyer (3091) in seinem Artikel ausführlicher. Er weist die Einflüsse des literarisch damals schon sehr angeregten Berlin auf Fontane nach. Dort lernte er auch durch den Verkehr mit märkischen Edelleuten das Problem kennen, das er später in einer Reihe von Romanen zum Hauptmotiv werden liess: wie stellen sich diese Edelleute zum modernen Leben? Fontanes Romane glaubt M. in zwei Gruppen teilen zu dürfen, die kleinere der Kriminalgeschichten und die grössere und bedeutendere der modernen Romane. Die allgemeine Entwicklung bedeute aber einen Sieg der Teilnahme am modernen Menschen über die an dem „interessanten Stoff". An eine kurze Analyse der Romane schliesst M. die Besprechung der Persönlichkeit, die er als nach jeder Richtung interessant und eigenartig bezeichnet. Das Beste in seinem Wesen, die reine Güte eines menschenfreundlichen und menschenfreudigen Herzens, habe der im Herzensgrund bescheidene Mann nicht hervortreten lassen. — Diese Offenbarung einer Persönlichkeit von reinster Herzensgüte wird uns nun in den Briefen Fontanes an seine Familie (3094) zuteil, denn hier kommt seine Eigenart am ursprünglichsten und einfachsten zum Ausdruck. Diese Briefe werden dem Biographen des Dichters eine unersetzliche Grundlage bleiben müssen. Für die Sammlung standen zur Verfügung Briefe Fontanes an seine Gattin, Briefe an seine Mutter und seine Schwester Elise Weber und endlich Briefe an seine Kinder Theodor, Martha und Friedrich. Aus diesen etwa tausend Briefen hat der Schwiegersohn Fontanes unter Mitwirkung seiner Gattin 376 ausgewählt; und diese Auswahl, die bedingt war durch die Bedeutung der einzelnen Briefe einerseits und durch die Rücksichtnahme auf die in den Briefen berührten intimeren Angelegenheiten der Familie und der Umgebung anderseits, bringt auch an Stellen, wo Äusserungen über minder wichtige Dinge sich finden, höchst charakteristische Beiträge zur Kenntnis der menschlichen Persönlichkeit Fontanes. Die Sammlung umfasst die Zeit von 1852—1898 und schliesst sich also ziemlich genau an die zwei autobiographischen Bücher Fontanes „Meine Kinderjahre" und „Von Zwanzig bis Dreissig" an. Die kurzen Vorbemerkungen, die jedem der zwölf Abschnitte vorangeschickt sind, geben Aufschluss über die jeweiligen Lebensumstände, ohne deren Kenntnis viele Briefe inhaltlich nicht verständlich sein würden. Den Inhalt der Briefe mit kurzen Worten zu umgrenzen, ist nicht möglich. Wer den

Menschen Fontane kennen lernen will, wird hier jedes Blatt mit Freude und Interesse geniessen. An literarhistorischen Aufschlüssen geben die Briefe allerdings nur wenig, weder über Entstehung und Konzeption der Dichtwerke noch über Fontanes Stellung zu andern Autoren. Ein Sach- und Personenregister fehlt leider. —

Aus der Reihe der Nachrufe für den im Berichtsjahre verstorbenen K. E. Franzos (3096) seien die von L. Geiger und R. M. Meyer hier erwähnt. G. schildert zunächst Franzos' Beziehungen zur Goethegesellschaft, der er durch seine Mitarbeit und durch seinen Goethesinn nahestand. Dann berichtet G. über seine Dichtung, die in mehr als einer Beziehung in Goethes Wegen gegangen sei. Franzos' Hauptstärke lag in der Prosaerzählung und in der Kulturschilderung. Aus seiner Liebe zum Deutschtum heraus förderte er die deutsche Dichtung in seiner gleichnamigen Zeitschrift, er nahm an der Erforschung der Literaturgeschichte tätigen Anteil durch Erstausgaben von G. Büchners Werken und Ernst Schulzes Briefen und Tagebüchern, durch seine ästhetische Studie über C. F. Meyer und durch seine Heine-Publikationen. Seine biographischen Angaben schliesst G. mit dem Satz: „Franzos war ein Mann, dem die Unabhängigkeit in amtlicher und beruflicher Beziehung einen grossen Teil seiner Bedeutung sicherte, der keiner Schule und keiner Partei angehörte und doch im Privatleben einem grösseren Freundeskreis verbunden war und im öffentlichen eine grosse Schar von Gesinnungs- und Fachgenossen anzog." — Auch Meyer berührt die literarhistorischen Interessen von Franzos und weist dann nach, inwiefern Heine und Goethe Einfluss auf seine Entwicklung gewonnen haben. M. preist Franzos als Meister in der ethnographischen Novelle. — Gegen den wissenschaftlichen Wert von Franzos' ethnographischen Novellen tritt in einer recht scharfen Polemik Kaindl (3097) auf. Da Franzos es verstanden habe, den Eindruck zu erwecken, als habe man in seinen ethnographischen Werken wissenschaftlich verwendbare Berichte vor sich, so habe er durch etwa drei Jahrzehnte die ethnographische Forschung irreführen können. An zwei bekannten Werken, „Ein Kampf ums Recht" und „Aus Halbasien", weist K. viele Unrichtigkeiten und Irrtümer nach, um dann schliesslich den Wert der Schriften von Franzos in ethnographischer und historischer Beziehung als recht fragwürdig zu bezeichnen. —

Der von A. Köster herausgegebene Briefwechsel Th. Storm-G. Keller (3109) (vgl. JBL. 1903 Nr. 11152) rief ein sehr lebhaftes Echo hervor. Alle Stimmen, die mir vorlagen, greifen die Herausgebermethode Kösters zum Teil sehr scharf an. Strecker füllt fast die Hälfte seiner ziemlich langen Studie mit solchen Angriffen aus. Er spricht Köster sogar das Verständnis für G. Keller ab, weil er ein Kellersches Gedicht, dessen reizendes poetisches Motiv St. aufweist, „plump und geschmacklos" genannt. Auch S. Schott hat an der Herausgebermethode manches auszusetzen. Köster sei z. B. in der Unterdrückung mancher Episoden nicht folgerichtig vorgegangen. S. beklagt, dass Köster das Wort Baechtolds von dem „Mangel an Wohlwollen" bei Keller nachgeredet habe, und er teilt eine Briefstelle von Marie Exner mit, worin sie erklärt, dass in den Werken Kellers der beste Beweis für die Haltlosigkeit jenes Vorwurfs zu sehen sei. — Am schärfsten spricht sich A. Bonus (3110) gegen Köster aus. Er macht ihm den Vorwurf, dass er als Herausgeber nicht genügend zurücktrete, äusserlich und innerlich, in Bemerkungen., Überleitungen und Beurteilungen. Auf der anderen Seite habe Köster Dinge stehen lassen, die die Briefschreiber eben nicht geschrieben hätten, wenn es für die Öffentlichkeit sein sollte. Ferner tadelt B., dass Köster eine Entwicklung zu statuieren gesucht und den Hauptgrund der Entfremdung in Kellers „Mangel an tiefem Wohlwollen" für seine Nebenmenschen gesehen habe. B. bemüht sich, die Zeugnisse Baechtolds sowohl wie Ad. Freys in Sachen des Wohlwollens Kellers zu entkräften, und möchte ebenso wie Marie Exner „den breiten und tiefen Strom Wohlwollens" aus dem Lebenswerk Kellers nachgewiesen sehen. Dieser tiefe Strom von Kellers Wohlwollen sei überraschend erfasst und uns nahegebracht von Ricarda Huch (Gottfried Keller von Ricarda Huch. Die Dichtung Bd. IX. Berlin 1904). In seiner Besprechung dieses Buches, das mir selbst nicht zugänglich war, meint B., Ricarda Huch habe uns den Geist Kellers deshalb so nahebringen können, weil sie zur Zeichnung dieses Charakters eine gewisse Kongenialität besitze. — Nussbergers (3115) Studie über den „Landvogt von Greifensee" errang sich die Anerkennung von Greyerz: des Verfassers Absicht sei mehr auf die Würdigung des dichterischen Schaffens als auf papierne Funde gerichtet, er wisse ferner über Kellers Individualität manche feine Bemerkung zu machen. — D. v. Liliencron (3119) will für Timm Kröger eine grössere Gemeinde werben. Kröger habe uns die Bauernnovelle gebracht, — M. Adler (3121) bemüht sich, W. Raabes „Else von der Tanne" als eine historische Novelle nachzuweisen und die Idee der Dichtung so zu fassen: die Milde des erlösenden

Todes, der Ausblick auf den Frieden sind nur versöhnende Momente, das Ganze ist die herbe Tragödie der Weltflucht. —

Moderne. Von dem Schriftstellertypus, den F. A. Beyerlein repräsentiert, gibt R. Pissin (3128) eine überaus scharfe Analyse. Seine Darstellung charakterisierten Drastik, Kontraste, Vorliebe für Effekte, für Sensationelles und für das, was rührt. Man dürfe ihn nicht Dichter, man könne ihn „Halbdichter" nennen. Die Erschütterung, die er in das Volk hineingebracht habe, sei heilsam, weil sie keine unsittlichen Beweggründe habe. —

Dem nunmehr verstorbenen J. J. David zollt E. Heilborn (3132a) vollen Beifall: „Als ein Menschengestalter mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe, mit erstaunlich fest zupackender Hand, mit klarem, vereinfachendem Geiste tritt einem J. J. David aus seinen neuen mährischen Erzählungen ‚Die Hanna' entgegen." —

Den Entwicklungsgang Paul Ernsts zeichnet F. Servaes (3134). Ernst begann als krassester Naturalist und lieferte in dieser Entwicklungsperiode zwei Einakter „Lumpenbagasch" und „Im chambre séparée". Dann riss er sich von Arno Holz los, und mit zwei weiteren Einaktern „Wenn die Blätter fallen" und „Der Tod" war der Bruch mit dem Naturalismus prinzipiell vollzogen. Nach einer Zeit des Suchens fand er im Anschluss an eine treffliche alte Tradition, die alte italienische Novellen des 14. und 15. Jahrhunderts ihm offenbarten, eine Grundlage für sein Dichten und künstlerisches Schaffen und lieferte als erste Frucht dieser neuen Erkenntnis den Novellenband „Die Prinzessin des Ostens", worin die Einwirkung der altitalienischen Novellen, zumal im Stil, mit Händen zu greifen sei. Weisheitsvoll sei Ernsts Roman „Der schmale Weg zum Glück", der innerlich und äusserlich an den „Grünen Heinrich" erinnere. — An dem eben genannten Roman von Paul Ernst (3136) rühmen fast alle Rezensenten die schöne Form und den inneren Reichtum. —

Die Frage nach der Ursache des ungeheuren Erfolges von G. Frenssens Roman „Jörn Uhl" beschäftigte noch immer die Geister. F. Avenarius (3140) leugnet die „Frenssen-Mode" nicht, doch hält er sie für kein Unglück, weil so Hunderttausende die Sprache wirklicher Poesie einmal hörten. — O. Wilda (3139) widerspricht der Anschauung, dass der Erfolg des „Jörn Uhl" der Modesucht zuzuschreiben sei. Der begründete Ruf dichterischer Stärke und Ursprünglichkeit habe dem Buch die Gunst Hunderttausender zugewendet. In der Besprechung des ganzen Schaffens von Frenssen hebt W. einen bisher noch nicht beachteten Punkt hervor: „Es ist beachtenswert, dass in allen drei Werken das Wetterleuchten der zur Einigung des Vaterlandes führenden Kriege hineinzuckt in die Geschicke seiner holsteinischen Gestalten." — Auch Biese und Lemmermayer (3142) wollen von einer „Mode" nichts wissen und suchen das Rätsel des Erfolgs durch den innern Wert des Romans zu lösen. —

Sehr verschieden wurde H. Hesses „Peter Camenzmind" (3149) beurteilt. Während F. Marti von dem Buche sagt, es sei tiefempfunden und von poetischem Glanze durchleuchtet, nennt es R. Schaukal „arg missraten". Doch sieht auch er in dem Buche einen allerdings nur kleinen Beweis des ungeheuren Talentes, dem er selbst schon Grosses vorausgesagt habe. —

Der schon bekanntere Thomas Mann (3158) wird von H. Meyer-Benfey als ein „ganzer und echter Dichter" gepriesen. M.-B. setzt ebenso wie O. Wilda auf Grund der „Buddenbrooks" noch grosse Hoffnungen auf den Dichter. — Mit Manns „Tristan" (3160) stimmt E. Kalkschmidt nicht überein, weil hier der Dichter pessimistisch karikiere. —

Dem früh verstorbenen W. von Polenz wurde H. Ilgenstein (3165) in einer höchst bemerkenswerten Studie gerecht. Sein Büchlein bringt eine kurze und klare Lebensskizze, eine übersichtliche und objektive literarische Würdigung, geschickte Analysen mit bedeutsamen literarischen Ausblicken. W. von Polenz, dessen grosse Wertschätzung von seiten Tolstois hier I. auf Grund einiger Briefe des grossen Russen mitteilt, verdiente allerdings mehr gekannt zu sein. Seine erste literarische Betätigung zeigen Dramenentwürfe. Der Knabe fand vor allem Verständnis für seine Eigenart bei seiner Schwester. Vorbildlich wurde für den jungen Polenz während seines Freiwilligenjahres und später in Berlin M. v. Egidy durch seine edle Männlichkeit und wunderbare Selbstzucht, doch fand er für seine literarischen Neigungen bei ihm kein Verständnis. Ohne Neigung zum Rechtsstudium wählte er es doch dem Vater zuliebe, aber er hörte auch theologische und philosophische Vorlesungen. Bald kam eine zerrissene Seelenstimmung über ihn, weil er in seinen Kreisen kein Verständnis, oft sogar Feindschaft fand. Der Referendar beschloss den Staatsdienst, und Polenz ging nun nach Berlin, wo er in Fühlung mit den wichtigsten Vertretern des Naturalismus kam. Doch blieb er, der ausgesprochene Aristokrat, unter ihnen eine fremde Erscheinung. Angewidert vom Gross-



stadtleben kehrt er nach Ober-Cunewalde zurück, und dort bleibt er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode. I. sagt, dass Polenz einer der innerlich Treusten unserer Literaten sei, nie habe er mit Bewusstsein den Instinkten der Menge geschmeichelt und nie sei er zum literarischen Poseur geworden. Hier sei der Zusammenhang mit dem realen Leben dem Künstler zugute gekommen. Den ersten grösseren literarischen Erfolg errang Polenz 1893 mit seinem Roman „Der Pfarrer von Breitenfeld", der den Zyklus der ländlichen Romane eröffnet. I. rühmt als das künstlerisch Wertvollste das reiche warme Innenleben, während die Schilderung zarter Empfindungen einen auch bei den Gedichten bemerkbaren Mangel an lyrischer Weichheit verrate. „Der Büttnerbauer", der zweite im Zyklus, gehört nach I. „zu den wenigen Büchern aus unserer literarisch so fruchtbaren Zeit, die den Adel der Klassizität an der Stirne tragen". Dieses Urteil ist nicht übertrieben, wenn man, wie I. sehr richtig hervorhebt, das sich mit zwingender Notwendigkeit entwickelnde Schicksal des Büttnerbauern verfolgt, das etwas Typisches bekommt. „Der Büttnerbauer" ist nicht nur die Tragödie des Bauern, sondern die Tragödie des Naturmenschen überhaupt. Diese Wertschätzung des Romans wird durch die von I. mitgeteilten Urteile Th. Fontanes und Tolstois bestätigt. Im „Grabenhäger" habe, so führt I. weiter aus, das tief ausgearbeitete soziale Problem von dem Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einen fast wissenschaftlichen Wert, wie denn überhaupt die drei ländlichen Romane eine eminente kulturhistorische Bedeutung haben. I. hält es für ein Glück, dass Polenz, der nicht zum Dramatiker geboren war, sich nicht vom Theater und seinem schimmernden Glanz habe reizen lassen. Er ist der Ansicht, dass Polenz den Höhepunkt seines Schaffens überschritten hatte, und er glaubt, die Frage, ob Polenz bei längerer Lebensdauer noch Grosses geleistet hätte, nach seinen letzten Romanen „Thekla Lüdekind" und „Wurzellocker" verneinen zu dürfen. — Ad. Stern (3166) gesellt Polenz demjenigen Geschlecht deutscher moderner Lebensdarsteller zu, das kraft naiver Freude und Teilnahme an den Erscheinungen des Lebens die künstliche Kluft zwischen alter und neuer Dichtung beinahe völlig geschlossen habe. Polenz konnte im Berliner Kreise nicht warm werden, weil er zu denjenigen naturalistischen Talenten gehörte, die am entschlossensten aus dem Leben der Heimat schöpften und so am raschesten die bedenklichen Einflüsse der pessimistischen Weltzersetzung überwanden. — Ad. Bartels (3167) teilt ein ungedrucktes Gedicht von Polenz mit, das ergreifend in sein persönliches Wesen einführt, ausserdem druckt er charakteristische Stellen aus dem „Büttnerbauer" und aus „Wurzellocker" ab. —

Eine weniger erfreuliche Erscheinung in der neueren deutschen Literatur, E. Stilgebauer (3174), mag deshalb hier Erwähnung finden, weil sein Roman „Götz Krafft" mit seiner unwürdigen Reklame den einmütigen Protest der einsichtigen Kritiker hervorrief. — J. Ettlinger (3176) geisselt im Anschluss an eine scharfe Kritik K. Arams den bekannten Geschäftstrick der Herren Stilgebauer und Bong, die briefliche Äusserungen bekannter Persönlichkeiten für eine unanständige Reklame ausbeuteten. —

Frauenroman. Moderne Dichtung. Den bedeutendsten Vertreterinnen des modernen Frauenromans, Marie von Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch und Klara Viebig, brachte das Berichtsjahr einige interessante Würdigungen. Nach dem Referat von R. M. Meyer (Literarisches Echo Bd. 7, S. 1185) zeugt allerdings das Buch von Gabriele Reuter (3196) über die Ebner von geringer Versenkung in die Individualität der Dichterin, nur als Typus sei sie für die Verfasserin interessant. Das Buch bringe allgemeine Betrachtungen über die Schriftstellerei beiderlei Geschlechts, die zwischen den Zeilen eine Bevorzugung des Typus Reuter vor dem Typus Ebner verrieten. — Eine ästhetisch sehr feine Studie schrieb E. A. Regener (3202) über das Wirken Ricarda Huchs. R. will nicht ihre Stellung in der modernen Literatur und die einzelnen Stadien ihrer Entwicklung untersuchen, sondern die Kunstanschauungen der Dichterin von den verschiedensten Seiten aus betrachten. Dabei setzt er mit einer gewissen Absichtlichkeit ihre künstlerische Art in Parallele zu den betreffenden Äusserungen der romantischen Schule. Gerade dadurch gewinnt R.s Schrift einen bestimmten wissenschaftlichen Wert. — Ricarda Huchs Buch „Von den Königen und der Krone" (3204) war für J. J. David eine arge Enttäuschung, während Gabriele Reuter das Werk lobt und dann weiter sagt: „Niemals noch war die Sprache Ricarda Huchs so gesättigt von Farbe und Klang wie in diesen symbolisch-lebensvollen Gesängen von den Königen und der Krone." — Clara Viebigs (3214) Roman „Das schlafende Heer" wurde fast durchweg günstig besprochen, doch waren die Beurteilungen fast immer durch die Frage nach der politischen Tendenz des Werkes bestimmt. H. Maync leugnet die Tendenz, er schreibt die starke Wirkung des Buches vor allem der darstellenden starken Persönlichkeit zu, die ihre Begabung

in so verschiedenen Stilen zu bewähren wisse. G. Herzberg benutzt die Besprechung des Romans zu dem Versuch, aus der Komposition des „Schlafenden Heeres" einige Grundsätze für die Technik des modernen Romans überhaupt zu gewinnen. —

Sammelreferate. Aus diesem Kapitel ist auch aus dem Berichtsjahre 1904 nichts Besonderes hervorzuheben. —

Drama und Theatergeschichte.

(IV, 4 = N. 3240—3857.)

Jonas Fränkel.

Allgemeines — Stoffgeschichte. — Geschichte des Dramas. — Gesamtdarstellungen. — Drama des 18. Jahrhunderts. — J. B. Michaelis, Chr. F. Weisse. — Sturm und Drang. — Drama des 19. Jahrhunderts. — Kleist. — Platen. — Grabbe. – Hebbel. — Griepenkerl, Freytag und Andere. – Österreich. — Bauernfeld. — Grillparzer. — Halm. — Wiener Volksdrama. — Das neuere Drama. — R. Wagner. — Heyse. – Blumenthal. — Das moderne Drama. — G. Hauptmann. — W. Schmidt-Bonn. — Hofmannsthal. — Schnitzler. — Ausländische Dramatiker in Deutschland. — Das englische Drama (Shakespeare, Wilde, Shaw). — Das spanische Drama (Calderon). — Das französische Drama (Molière, Marivaux, Maeterlinck). — Das nordische Drama (Ibsen, Strindberg). — Theater. — Theaterkritik. – Geschichte des Theaters. — Gesamtdarstellung. — Lokale Theatergeschichte (Berlin, Wien, Dresden, Meiningen). — Theaterleute. — 18. Jahrhundert. — 19. Jahrhundert. —

Allgemeines. R. Petsch (3253) hat in einer umsichtigen Studie die Wandlungen des antiken Chors im modernen Drama untersucht. Im deutschen Drama hat nach vorausgegangenen schwachen Versuchen im 16. Jahrhundert und nach Shakespeares Beispiel Christian Weise zuerst mit der Vorführung eines Chors gebrochen und in seinem „Masaniello" es unternommen, das Volk handelnd auf die Bühne zu bringen. Die Fortführung dieser Tendenz finden wir beim jungen Goethe und bei Schiller. Schillers Versuch der Erneuerung des griechischen Chors in der „Braut von Messina" bedeutet in Wirklichkeit keine Abwendung davon, denn sein Chor bleibt als „Volk" charakterisiert. Von einer wirklichen Erneuerung des antiken Chors durch Goethe (Helena-Akt) oder Schiller könne nicht die Rede sein. — Die Idee im Drama definiert M. Lex (3240) als die durch Anschauung dargestellte Wahrheit menschlicher Schicksale und prüft auf die so begriffene Idee hin Dramen von Goethe, Schiller, Grillparzer und Kleist. Mit Recht findet aber R. M. Werner bei dieser Methode die unbewusste Zeugung, die innere Nötigung des Dramatikers, nicht genügend berücksichtigt. — Feinsinnige, aus der Erfahrung des Dichters herausgewachsene Untersuchungen über das Drama, sein Wesen und seinen Bau, legt in aphoristischer Form W. v. Scholz (3279) in einer Essaysammlung vor. — Zum Wichtigsten und Lichtvollsten, was je über dramatische Technik geschrieben worden, gehört Kerrs Studie über die „Technik des realistischen Dramas", die, bereits 1891 in der „Vossischen Zeitung" erschienen, nun erst eigentlich, als Anhang zum „Neuen Drama" (3284), ans Licht tritt. Im einzelnen studiert Kerr das Wesen des Monologs und der direkten Charakteristik, die Behandlung der Vorgeschichte und der Sprache im realistischen Drama, stellt schliesslich aber auch die Grenzen fest, die dem Realismus in der dramatischen Technik gesetzt sind.

Die diesmalige Literatur zur Stoffgeschichte war nicht sehr ergiebig. Die Wandlungen eines altindischen Motivs, von der Frau, die ihre eigene Nebenbuhlerin spielt, hat durch das europäische Drama bis zu Fuldas „Zwillingsschwester" M. Landau (3285) verfolgt. — Während A. Kippenberg (69) die Sage von Robert dem Teufel als solche untersuchte, hat H. Tardel (3291) seine Schrift von den Bearbeitungen der Sage (JBL. 1900, IV 10:106) durch eine nachträgliche Analyse von Wilbrandts in der „Deutschen Dichtung" Bd. 29 verstecktem Drama „Der Herzog" ergänzt. — E. Horners Bericht über die Spuren eines Robert-Dramas der Birch-Pfeiffer (JBL. 1903, S. 687) vervollständigt T. durch die Mitteilung, dass die von Adolf Müller zu dem Stücke geschriebene Partitur sich auf der Stadtbibliothek in Wien erhalten habe. — Eine Reihe von Soldatendramen, insbesondere solche, die sich die Kritik der Soldateska zur Aufgabe stellen, mustert, bei „Minna von Barnhelm" anknüpfend, A. v. Gleichen-Russwurm (3294). — Zu Gundelfingers Zusammenstellung von Cäsar-Dramen trägt K. Kipka (3288) das von F. v. Hindersin (1890) und die folgenden anonymen nach: „Julius Cäsar", Trauerspiel, Leipzig 1763; „Cäsar oder die Verschwörung des Brutus", Trauerspiel, Mannheim 1785; die Oper „Cäsar

auf Pharmakusa", Wien 1804; und verweist schliesslich auf Hebbels verloren gegangene Bearbeitung des Shakespeareschen Dramas (Tagebücher, her. v. Werner, Bd. III, Nr. 4774, 21).

Geschichte des Dramas. Gesamtdarstellungen. G. Witkowski (3274) hat auf knappem Raum die Entwicklung des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert gezeichnet. Im Mittelpunkte steht Hebbel, ausführlich werden aber auch Ludwig, Anzengruber, Rich. Wagner, Sudermann und Hauptmann behandelt. Die Entwicklung der Schauspielkunst, des Theaters und der Oper ist berücksichtigt. Der Tiefstand der deutschen Bühne nach dem französischen Krieg wird S. 79f. durch ein Verzeichnis der Novitäten charakterisiert, die das Königliche Schauspielhaus in Berlin und das Wiener Burgtheater im Jahre 1875 brachten. Verdienstlich ist auch die Zusammenstellung jener Dramen und Opern aus dem Zeitraum 1800 bis 1880, die in den Spieljahren 1889 bis 1903 es mindestens zu zehn Aufführungen jährlich auf den deutschen Bühnen gebracht haben. — Der Wert von R. Lothars (3276) Buch besteht in erster Reihe in der Fülle des sorgfältig ausgewählten Illustrationsmaterials. Die Darstellung selbst ist sehr ungleichmässig und sinkt nur zu oft in die Niederungen der Tagesliteratur herab. Für die Befangenheit des Verfassers sei nur die eine Tatsache herausgegriffen, dass in dem Abschnitt, der der Theaterkritik gewidmet ist, Kritiker von der Bedeutung Hermann Bahrs und Alfred Kerrs nicht genannt werden, ja letzterer wird überhaupt in dem Buche totgeschwiegen, während etwa — Paul Goldmanns Kritiken als „Merk- und Marksteine der Zeit" bezeichnet werden! Sonst aber passieren die aufgeführten Dramatiker der letzten Zeit so ziemlich vollständig Revue. Und das fünfte Kapitel, das die Technik des Dramas behandelt, bietet, trotzdem es ein Ragout aus Weitbrecht, Konrad Lange, Bulthaupt, Gottschall, Freytag und Harlan darstellt, doch einige interessante Einblicke, wenn es auch an Kerrs oben erwähnte fruchtbare Abhandlung nicht heranreicht.

Drama des 18. Jahrhunderts. Die Monographie von E. Reclam (3297) über J. B. Michaelis behandelt Seite 45—51 die kurze Episode der Tätigkeit an der Seylerschen Truppe und bietet (S. 95—134) eine vollständige Michaelis-Bibliographie, in die auch der handschriftliche Nachlass in der Gleimschen Familienstiftung miteinbezogen wurde. — Aus Christ. Felix Weisses Briefen an Ludwig v. Hagedorn, die noch Minor als verschollen galten (Schnorrs Archiv, Bd. 8, S. 543, Anm. 3), publiziert C. Kirchner (3300) Auszüge, die Weisses Urteile über Literaturpersönlichkeiten enthalten; er teilt auch einiges über den ganzen Komplex von Briefen, der sich in seinen Händen befindet, mit: die nicht lückenlose Korrespondenz weist immerhin 76 Nummern aus den Jahren 1759 bis 1779 auf. — Einen Neudruck von Weisses „Richard III." haben D. Jacoby und A. Sauer (3301) veranstaltet. Der Neudruck bietet die zweite Auflage vom Jahr 1765, weil sie der Zeit der Hamburgischen Dramaturgie am nächsten liegt. Jacobys Einleitung berichtet u. a. über die Änderungen, die das Stück gegenüber der ursprünglichen Gestalt (die Minors Neudruck in DNL. Bd. 72 wiedergibt) sowohl in dieser zweiten als in den späteren Auflagen erfahren hat; auch ein sprachlicher Exkurs wird gegeben. —

Sturm und Drang. Ein wichtiges Dokument zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit liegt jetzt in der Sammlung von Gerstenbergs Rezensionen für die „Hamburgische Neue Zeitung" vor. Von den durchweg anonym erschienenen Rezensionen hat der Herausgeber O. Fischer (3302) nicht weniger als 105 Nummern Gerstenberg zugewiesen. Davon lässt sich für mehr als ein Viertel Gerstenbergs Autorschaft direkt nachweisen; das übrige bildet vorderhand hypothetisches Gut. Ein minutiöser Kommentar begründet bei jeder einzelnen Nummer die erfolgte Inanspruchnahme für Gerstenberg und deckt die literarischen Beziehungen scharfsinnig auf. Im Anhang wird eine handschriftlich erhaltene Skizze zum „Hypochondristen" veröffentlicht, die sich zum Teil mit einem der Aufsätze von Gerstenberg in der „Hamburgischen Neuen Zeitung" deckt, und aus der bereits Weilen Bruchstücke abgedruckt hat. — Dem Neudruck hat O. Fischer im „Euphorion" eine Studie über Gerstenberg als Rezensenten vorausgeschickt (JBL. 1903 N. 11762). Die Aufsätze folgen sich in den Jahren 1768—70 in ziemlich regelmässigen Intervallen, aber schon 1771 scheidet Gerstenberg aus dem Verbande der Zeitung. Fischer untersucht die Prinzipien der Gerstenbergschen Kritik, die der Spekulation abhold war, und betrachtet insbesondere sein Verhältnis zu Lessing, seine Klopstock-Rezensionen, die wegen der persönlichen Beziehungen des Rezensenten zum Dichter des „Messias" wichtig sind, seine Stellungnahme zu Herder und seine Fehde mit Wieland und Georg Jacobi. Die Theorie der Schleswigschen Briefe erscheine in den hamburgischen Rezensionen in die Praxis umgesetzt; die Rezensionen bilden aber auch eine Brücke zur zweiten Auflage des „Hypochondristen". — H. Funck (3305) publiziert einen biographisch wertvollen Brief von Lenz an Joh. Kaspar Hirzel, geschrieben während Lenzens Aufenthalt in der Schweiz. Datiert ist der Brief aus Schloss Hegi vom 26. November 1777. —

Drama des 19. Jahrhunderts. Auf die wichtigste Erscheinung zur Kleist-Literatur dieses Jahres, die beiden ersten Bände der Ausgabe von Erich Schmidt (3330), werde ich im nächsten Bericht, der die vollständige Ausgabe behandeln soll, zurückkommen. Der kritischen Gesamtausgabe vorauseilend, hat S. Rahmer (3328) Kleists Briefe an Ulrike mit Benutzung der Handschriften neu herausgegeben. Gegenüber der Kobersteinschen Ausgabe bedeutet die Rahmersche einen Fortschritt, und R. selbst hat auf den Gewinn, der sich ihm aus dem Studium der Handschriften ergab, hingewiesen (3329); dennoch musste Minde-Pouet sie als unkritisch und fehlerhaft bezeichnen In einem Anhang publiziert Rahmer Ulrikes Brief an den Berliner Kommandanten Clarke (in Sachen der Gefangenschaft Kleists) und dessen Antwort, ferner Aufzeichnungen von Ludwig v. Brockes, meist Reflexionen ethischen Inhalts. — G. Weisstein (3345) hat die jetzt in Schmidts Ausgabe als Nummern 141—143 abgedruckten Briefe Kleists an Wilhelm Reuter publiziert und Nummer 178 nach dem Original verglichen. Er hat ferner aus Paul Lindaus Besitz das Epigramm „Die tiefste Erniedrigung“ (E. Schmidts Ausgabe IV, S. 38), das, von einer kleinen Änderung abgesehen, mit dem Motto zur „Hermannsschlacht“ übereinstimmt, und ein zweites Epigramm „Rettung der Deutschen“ (a. a O. 37) mit Äusserungen Erich Schmidts, Steigs und P. Hoffmanns veröffentlicht. Mit der richtigen Erklärung hat sich nachträglich O. F. Gensichen (NatZg^B. N. 20: siehe 3325) eingestellt: das Epigramm beziehe sich auf die Schlacht bei Aspern, in der die Österreicher nur dank dem plötzlichen Steigen der Donau Sieger geworden seien. — G. Weisstein (3325) hat ausserdem einen Brief E. T. A. Hoffmanns an Hitzig (vom 28. April 1802) publiziert, der von Hoffmanns grosser Verehrung für Kleist zeugt. — S. Rahmer (3323) hat über Kleists Freundschaft mit v. Schlotheim gehandelt, die aus Kleists Potsdamer Leutnantszeit datiert und bis zu seinem Tode gedauert hat. Er berichtet über einen Selbstmordversuch Schlotheims und Kleists Teilnahme und Verteidigung des Freundes in der Gesellschaft Schlotheim hat dann Kleist auf dem Transporte nach der französischen Gefangenschaft begleitet. — M. Ortner (3326) macht auf einen Bericht über Kleists Tod aufmerksam, der sich in den von Varnhagen 1830 in Stuttgart herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard“ findet, aber nichts Neues bietet. — Minuziöse Studien zu Kleists Stil legt A. Fries (3320 u. 3344) vor. Fruchtbarer als seine Nachweise von Beeinflussungen sind die eigentlichen stilistischen Untersuchungen über: Wiederholungen einzelner Motive und Wendungen, Voranstellung und Isolierung eines wichtigen Wortes, über allerlei Formen von Einschüben, über die appositionelle Anordnung des Adjektivs nach betontem Substantiv und besonders instruktiv der Abschnitt über die Absatzschlüsse. — Von den fünf Aufsätzen, die das Buch von Sp. Wukadinović (3314) vereinigt, waren der über die beiden Lustspiele, die Wolff Kleist zuschieben wollte, sowie der über das Käthchen bereits früher bekannt. Neu sind zwei Untersuchungen über den Guiskard und ein Aufsatz über den Prinzen von Homburg. W. spürt zuerst dem Werden Guiskards nach und vermutet, Kleist sei auf Guiskard unter dem Eindrucke der Gestalt Gottfrieds von Bouillon gekommen, wie er sie aus Tassos Befreitem Jerusalem kannte. Als den Zeitpunkt, in dem der Stoff des Dramas in Kleist dichterische Gestalt gewonnen, nimmt W. das Frühjahr des Jahres 1801 an. In der zweiten Studie versucht W. den Schluss des Guiskard zu rekonstruieren, und zwar durch Rückschlüsse von Penthesilea, in der er Niederschläge von Kleists Ringen um den Guiskard-Stoff bemerkt. Er betont die Stilverwandtschaft mit der Penthesilea und zeigt, wie die Ansicht, Kleist habe im Guiskard Shakespeare und die Antike vereinigen wollen, erst durch Wilbrandt, ohne Berechtigung, aus dem bekannten Ausspruch Wielands kombiniert worden ist. Kleist habe vielmehr im Guiskard ein bewusst antikisierendes Drama schaffen wollen. In der Liebesszene zwischen Penthesilea und Achilles glaubt er die Umrisse der Schlusszene aus dem Guiskard zu erkennen: Guiskard würde in einem Augenblicke zusammenbrechen, wo er vom Wahn des Siegers beherrscht wäre. In dem Schlussaufsatz über den „Prinzen von Homburg“ macht W. auf Reils Buch „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen“ (1803) aufmerksam, aus dem er sich Verschiedenes zur Motivierung des Charakters des Prinzen holen konnte. Auch hier vermutet übrigens W. Übernahme von Motiven und Zügen aus dem Guiskard. — R. Fürsts (3333) Aufsatz über die Fortsetzung des Guiskard baut sich auf Wukadinović auf, während die Penthesilea-Studie von Erich Schmidt (3336) mit der Einleitung vor dem zweiten Bande der Ausgabe identisch ist. — Der Text des „Zerbrochenen Krugs“ in O. F. Walzels (3341) Ausgabe schliesst sich, unter selbständiger Nachprüfung, der bereits von Eugen Wolff mitgeteilten handschriftlichen Fassung an. In der lichtvollen Einleitung von Walzel ist besonders wichtig der Hinweis auf Stradas Geschichte des Abfalls der Niederlande, die wohl Kleist für die Darstellung auf dem Kruge als Quelle gedient hat. — Preussische Quellen für den „Krug“ glaubt Wolff (3342) entdeckt

zu haben: für die Verse 890ff. und 939ff. (seiner und Walzels Ausgabe; bei Schmidt V. 875 u. 924) verweist er auf Rabeners „Satirische Briefe", während ihm bei der Gestalt des Dorfrichters Adam Züge und Motive aus den „Musen und Grazien in der Mark" verwertet erscheinen.

E. Petzets (3349) Ausgabe des dramatischen Nachlasses von Platen ist von J. Minor besprochen worden, der feststellt, dass die Veröffentlichung der Fragmente für den Dramatiker Platen geradezu vernichtend sei. Nirgends finde sich auch nur die Spur eines Dramatikers darin. M. analysiert das Jugendstück „Die Tochter Kadmus" und tut dar, wie aus der von Platen beabsichtigten Schicksalstragödie ein Intrigenstück geworden ist. Die einzige schöne Stelle finde sich am Schlusse der Dichtung, in den Chören der Nereiden — also Lyrik! Von Platen eine Brücke zu Richard Wagners Bestrebung zu schlagen, findet auch M. ungerechtfertigt. In der Idee der Verbindung zwischen Musik und Dichtung sei Platen nicht weiter gekommen als andere vor ihm. — W. Deetjen (3347) analysiert die in dem Nachlassband publizierten Entwürfe zu einem Konradin-Drama. Er zählt den Konradin zu der Gruppe der aus der Stimmung der Freiheitskriege heraus entstandenen franzosenfeindlichen Hohenstaufendramen und erinnert an das Konradin-Drama von Alexander v. Blomberg und an Theodor Körners Plan. Die Wandlungen des Stoffes und der einzelnen Motive hat schon Petzet in seiner Einleitung verfolgt. — Zur „Verhängnisvollen Gabel" macht Rich. M. Meyer (3348) die Bemerkung, dass die Gestalt des Schmuhl als Chorus auf Ludwig Roberts 1825 erschienene Literaturkomödie „Kassius und Phantasus" zurückzuführen sei, wo ein namenloser Jude mehrere Verwandlungen durchmache und schliesslich auch den Chorus spiele. —

Die Grisebachsche Grabbe-Ausgabe (3361) ist im Berichtsjahre von O. F. Walzel ausführlich besprochen worden, der reichlichere Erläuterungen, namentlich für den Kommentar, gewünscht hätte. Die mancherlei Berichtigungen, die die Biographie bietet, werden hervorgehoben, allein die Neigung des Biographen, die Ecken und Kanten seines Helden abzuschleifen, gerügt. — Aus dem Jahrgang 1842 der Mainzer Zeitschrift „Das Rheinland" druckt W. Deetjen (3358) drei Briefe Immermanns an Grabbe aus der Zeit ab, da Grabbe sich in Düsseldorf aufhielt (vom 18. Februar, 15. März und 1. Mai 1835); im letzteren Briefe kommt jene Stelle vor, aus der Immermann der Vorwurf erwuchs, er hätte Grabbe als Kopisten beschäftigt. Die Deutung, die schon Schnaase gleich nach der Erstveröffentlichung jenes Briefes im „Rheinland" gegeben, leuchtet im Zusammenhang der Briefe vollständig ein. Sie bewegen sich alle um Grabbes Schrift über das Düsseldorfer Theater. Dieser sollte Immermanns Festspiel „Kurfürst Wilhelm" beigegeben werden, und Grabbe wollte zu diesem Zwecke das Manuskript abschreiben. Immermann aber antwortet: „Kurfürst Wilhelm brauchen Sie nicht abzuschreiben, sondern nur das erhaltene Exemplar der Abhandlung beizufügen." Natürlich darf daraus nicht geschlossen werden, Grabbe sei von Immermann als Kopist verwendet worden. Ferner teilt Deetjen einen bei Grisebach fehlenden Brief Grabbes an den Schriftsteller Theodor von Kobbe vom 10. Februar 1832 mit und druckt aus Kobbes 1841 erschienenen „Humoresken aus dem Philisterleben" dessen Bericht über ein persönliches Zusammentreffen mit Grabbe im Jahre 1835 ab, ferner — ebenfalls über ein Zusammentreffen mit Grabbe in Düsseldorf — eine Schilderung des mit Immermann befreundeten Improvisators und Schriftstellers O. L. B. Wolff aus dessen „Briefen, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein durch Belgien nach Paris" (Leipzig 1836). — Die Arbeit von A. Ploch (3355) gehört dem nächsten Berichtsjahre an. —

In Verbindung mit W. Bloch hat R. M. Werner den Versuch eines Hebbel-Kalenders (3412) unternommen, der aber nicht wiederholt wurde. Das Büchlein bringt ausser einem unbekannten Stammbuchblatt nichts Neues von Hebbel, erschliesst aber dafür dem Hebbel-Forscher manches Unbekannte oder Versteckte. Eröffnet wird es durch ein interessantes Hebbel-Porträt von C. Geyser aus den reifen Jahren, unter das Hebbel die Distichen „Unfehlbar" geschrieben hat. Ein Kalendarium und ein biographischer Abriss von Werner leiten zu den eigentlichen Beiträgen über. Es werden abgedruckt: zwei Erzählungen aus dem „Ditmarser und Eiderstedter Boten" 1829 und 1834, für deren eine Werner die Autorschaft Hebbels als möglich annimmt, deren andere sich mit „Holion" berührt; eine Erzählung von Emil Rousseau aus den „Neuen Pariser Modeblättern" 1838; eine Auswahl aus J. Meyers „Dithmarscher Gedichten"; ferner aus Dingelstedts, Karl Gottfried von Leitners und Feuchterslebens Gedichten jene, die Hebbel in seinen Besprechungen hervorhebt; das Gedicht „Schöpfungsstunde" von Emil Kuh, von dem die Tagebuchstelle 4909 in Werners Ausgabe handelt. Es folgen Hebbel-Anekdoten aus E. Kulkes und aus Hermann Josef Landaus Erinnerungen und R. Kolbenheiers Erzählung von einer Begegnung mit Hebbel in Rom. Zum erstenmal wird

des Kirchspielvogts Mohr Zeugnis bei Hebbels Abgang aus Wesselburen abgedruckt und Sigm. Engländers Hebbel-Artikel aus dem „Österreichischen Morgenblatt" wiederholt. Auch Rousseaus Thesen, gegen die Hebbel bei der Promotion zu opponieren hatte, und die Einleitung aus der Dissertation werden mitgeteilt. Besonders wertvoll sind Stellen aus Kuhs Briefen an Hebbel, die bei Bamberg fehlen. Den Abschluss bilden gleichzeitige Stimmen über die „Judith" (darunter der Brief der Crelinger an Auguste Schoppe mit Änderungsvorschlägen für die Berliner Aufführung und Gutzkows Kritik im „Telegraphen") und eine Zusammenstellung der Aufführungen von Hebbels Dramen in der Theatersaison 1902/3. — Als eine Krönung der Verdienste R. M. Werners um Hebbel dürfen wir seine Biographie des Dichters (3373) betrachten. Sie entrollt in chronologischer Folge in vier Büchern: „Werdezeit, Eintritt in die Literatur, Reise nach dem Glück und Mannesjahre" das Leben Hebbels. Auf das Biographische wird das Hauptgewicht gelegt. Ein zusammenfassendes Bild der geistigen Entwicklung des Dichters wird nicht geboten. Die einzelnen Dichtungen werden an Stellen besprochen, denen sie ihrem Erscheinen nach zeitlich angehören; hier bildet das Buch zuweilen, wie bei der Analyse des „Diamanten", eine Fortsetzung der Einleitungen der Wernerschen Ausgabe, an die es sich sonst eng anschliesst. — Hebbels Beziehungen zu Goethe in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung schildert R. M. Werner (3380) in einer besonderen Studie. Er erweist u. a. die Nachwirkung der „Natürlichen Tochter" in Hebbels Dichtung und zeigt, wie Hebbel selbst dort, wo er sich direkt an Goethe angeschlossen, in „Mutter und Kind", seine dichterischen Eigenschaften wahrt und nach seiner eigenen Formel die Schönheit nach der Dissonanz gebe, im Gegenteil zu Goethe, der die Schönheit vor der Dissonanz darstelle. — Mehrere Arbeiten, die sich mit Hebbels Welt- und Kunstanschauung befassen, sind diesmal zu verzeichnen. W. Waetzoldts Berliner Dissertation „Hebbel und die Philosophie seiner Zeit" — sie ist bereits 1903 erschienen, aber mir leider nicht zugegangen — sucht die Einflüsse von Schelling, Solger und Hegel auf Hebbels Denken nachzuweisen, handelt auch von den verwandten Zügen zwischen Hebbel und Schopenhauer und kommt zu dem Ergebnis, Hebbel habe die Resultate eigenen Nachdenkens durch Ideen der absoluten Philosophie ergänzt, indem er diese den Bedürfnissen einer Ästhetik des Dramas anpasste, wie sie ihm aus der Eigenart seines Talentes erwuchs. — F. Zinkernagels (3375) Untersuchung hat das Verdienst, dass sie keine ausserhebbelschen Massstäbe anwendet. Im Vorwort gibt der Verfasser eine kritische Übersicht der Hebbel-Literatur, insofern sie sich mit Hebbels Ästhetik befasst, wird aber dabei Kuh nicht ganz gerecht. Hebbels Fingerzeigen im Vorwort zu „Maria Magdalene" folgend, skizziert Z. in einem einleitenden Kapitel die „Hauptentwicklungsphasen der vorhebbelschen Tragödie", entwirft hierauf in besonderen Kapiteln ein Bild von Hebbels Persönlichkeit, von Hebbels Weltanschauung und seiner dramatischen Theorie, immer auf des Dichters eigenen Standpunkt sich stellend, und betrachtet endlich in dem umfangreichsten Abschnitt seiner Arbeit Hebbels Dramen einzeln als Verwirklichungen der Theorie. In vollkommenster Reinheit hätte wahrscheinlich der „Demetrius" den Hebbelschen Dramencharakter verkörpert. — Eine sehr gehaltvolle Studie über das Verhältnis von Drama und Geschichte bei Hebbel bietet die Dissertation von Herbert Koch (3377). Das Verhältnis bildet für Hebbel eine Grundfrage in der Theorie des Dramas. Von einer anfänglichen Neigung zu Lessings in der Hamburgischen Dramaturgie ausgesprochenen Theorie von einem „Utilitätsverhältnis" (wie es Hebbel nennt) zwischen dem Dichter und der Geschichte schreitet Hebbel bald fort zur unbedingten Ablehnung der Gebundenheit des Dramatikers an die materielle Geschichte. Der materiellen stellt er eine ideelle, selbständig erlebte Geschichte gegenüber, deren Gestaltung und Darstellung vom Dichter verlangt wird. Nun wird ihm die Geschichte ein Mittel zur Motivierung. Er stellt das Prinzip der kulturgeschichtlichen Individualisierung sowohl der Charaktere als des Geschehens auf. Von hier aus erfolgt dann Hebbels Verurteilung des „Ludovico" vom Massinger. Und von hier aus wird auch Hebbels Kritik der „Emilia Galotti" und sein Gegensatz zu Schiller und zu Otto Ludwig beleuchtet. Der zweite Teil der Arbeit ist der Betrachtung der Formen des historischen Dramas gewidmet, die sich für Hebbel aus jener Theorie ergeben. Drei Arten werden unterschieden: das nach Hebbels Ausdruck sogenannte „partiell-nationale" Schauspiel gestaltet historische Stoffe um ihres nationalen Gehaltes willen (die Dithmarschen-Szenen), das psychologisch-historische Drama steigt durch den geschichtlichen Stoff hindurch zum Allgemein-Menschlichen empor, während das welthistorisch-symbolische Drama sich über den historischen Gegenstand erhebt und nur die letzten Ideen und Resultate der Weltgeschichte symbolisiert. — Dem Buche von A. Scheunert (3391) hat Th. A. Meyer eine ausführliche Besprechung gewidmet. Er wendet sich gegen die Annahme eines einheitlichen Systems bei Hebbel mit

durchgängiger Herrschaft eines metaphysischen Grundgedankens. Die Wurzeln aller theoretischen Äusserungen Hebbels liegen in empirischen Erlebnissen, die zu deuten er sich der philosophischen Termini und Ideen bedient, die ihm von der Zeit zugetragen wurden; demgemäss wolle Hebbel psychologisch, nicht metaphysisch verstanden sein. Nur so lassen sich die Widersprüche in dem durch Sch. konstruierten System erklären, vor allem der wichtigste, der in dem Gedanken einer endlichen Entindividualisierung der Welt und Aufhebung des Dualismus: Individuum und Idee als eines letzten Ziels der Entwicklung liegt. Die Bedeutung der Tendenz nach Individualisierung überschätze Sch. sowohl in Hebbels Ethik als in der Ästhetik. Hebbels Ästhetik ist weit entfernt davon, pantragisch zu sein: Sch. dehne mit Unrecht die Idee der Tragödie auf die Kunst als solche und ihre Gattungen aus. Von der Tragödie abgesehen, ist für Hebbel die Kunst, wie Rezensent nachweist, Darstellung des Typisch-Bedeutsamen. Für falsch hält er auch die von Sch. konstruierte Definition der Form als Bewegung des Inhalts zum sittlichen Ideal der Entindividualisierung: Hebbels Praxis als Kritiker spreche dagegen. — Bei Besprechung des E. A. Georgyschen Buches (3374) bemängelt R. M. Werner die deduktive Methode, deren sich der Verfasser bei seiner Untersuchung bedient, und die bei „Maria Magdalene" vollständig versage. O. E. Lessings Kritik prüft die Berechtigung der von G. aufgestellten Formeln für die einzelnen Dramen. A. Scheunert endlich weist glücklich auf den Grundfehler des Buches hin. Der Verfasser trete mit einer fertigen Metaphysik vor Hebbels Dramen hin und lese aus ihnen nur das heraus, was ihm seine Metaphysik erlaube. Seine „Ideen" seien mit denen Hebbels nicht identisch. Er begehe aber den Fehler, das Ziel individuellen Strebens, das er gutheissen könne, als absolutes Ideal zu setzen und vom Standpunkte desselben Hebbels Gestalten zu beurteilen. — Die Bände III bis VII der R. M. Wernerschen Ausgabe der Werke (3399) sind von H. Krumm ausführlich angezeigt worden, der zahlreiche Berichtigungen des Textes, zum grossen Teil Druckfehler, und eine Fülle von Nachträgen zu den Lesarten und Anmerkungen liefert. A. v. Weilen spricht Hebbel die Autorschaft der Verse „Überschrift auf den Park zu W." (Bd. VII, S. 239) ab; schon Gutzkow zitierte sie 1832 als landläufigen Spruch in „Der jüngste Anacharsis". Bei den in Bd. VIII vereinigten epischen Plänen vermutet Weilen, manches darunter sei blosse Anekdote, wie sie sich Hebbel im Tagebuch einzuzeichnen pflegte. Er macht schliesslich auf einen zum Teil abweichenden Druck des Aufsatzes „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zueinander" (XI, 77 ff.) in Saphirs „Humoristen" (1847, N. 279) aufmerksam. — In seiner Besprechung der Tagebücher in der Wernerschen Ausgabe (3398) zählt A. v. Weilen eine Reihe wichtiger Verbesserungen des Bambergschen Textes auf, führt dann aber auch mehrere Stellen an, deren Besserung ihm zweifelhaft erscheint. Da Weilen die Handschriften nicht vorlagen, so besitzen seine Aussetzungen natürlich keinen kritischen Wert. Endlich weist aber Weilen auch auf einige Stellen bei Bamberg (Bd. I, S. 217 ff.) hin, die bei Werner fehlen. Werner hat sich hierzu, soviel ich weiss, nicht geäussert. — Auf F. Poppenbergs (3398) feinsinnige Studie, die sich auf den Tagebüchern aufbaut und in die Tiefen der Hebbelschen Natur dringt, sei auch hier hingewiesen. — H. Krumms (3397) Ausgabe der Tagebücher gibt nicht den vollständigen Text, beruht aber auf selbständiger Nachprüfung der Handschriften und bietet reichlichere Anmerkungen als die Wernersche. Anhangsweise druckt Krumm aus Klaus Groths Nachlass die beiden Briefe des Kirchspielvogts Mohr an Kuh ab, die Hebbels dem Tagebuch einverleibte Abrechnung mit Mohr (IV, 5300) veranlasst haben. — Von den Briefen (3393), die sich der Wernerschen Ausgabe als III. Abteilung anreihen, ist im Berichtsjahre der erste Band erschienen, der bis März 1839 reicht. — Der Brief an M. P. Hansen, den C. Müller-Rastatt (3396) publiziert hat, ist jetzt als N. 905 im Nachtragband der Wernerschen Ausgabe abgedruckt. — Die beiden Bittgesuche an Christian VIII. von Dänemark, die K. Behrens (3395) aus dem Kopenhagener Staatsarchiv bekannt gemacht, sind im Hebbel-Kalender (3412 s. o.) wiederholt und hierauf dem Briefkorpus als N. 144a und 201 eingereiht worden. —

Andere Dichter. Robert Griepenkerls „Maximilian Robespierre" ist eine Dissertation von W. Pietscher (3421) gewidmet. In ihrem Hauptteil erweist sie die Beziehungen des Dramas zu dessen Quelle, Lamartines Histoire des Girondins (besonders der achte Band und der Ausgang kommen in Betracht); in einer beigegebenen Tabelle wird eine einzelne Szene (Akt I, Szene 3) darauf hin geprüft. Der zweite Teil bietet stilistische Untersuchungen. — G. Weisstein (3424) berichtet über einen verschollenen Berliner Humoristen Silvius Landsberger, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin unter dem Pseudonym Louis Weyl eine Puppenkomödie aufführen liess: „Don Carlos, der Infanterist von Spanien, oder das kommt eben davon, wenn man seine Stiefmutter liebt", und dann 1853 eine dramatische Dichtung in fünf Auf-

zügen „Juden" veröffentlichte, die sich in ihrem Vorwurf mit dem Drama des Polen Kozlowski „Esther" (in Hendels Gesamtliteratur N. 1789) berührt; er ist dann in Amerika im Elend gestorben. — Gustav Freytag (3369) und Albert Dulk (3417) haben in A. Dove und Ludwig Fränkel gewissenhafte Biographen gefunden, während F. Brümmers Skizze über Leopold Feldmann (3418) recht knapp ausgefallen ist. —

Österreich. Bauernfelds Briefe an Schwind, die E. Horner (3538) publiziert hat, waren mir leider nicht erreichbar.

Unter der Literatur über Grillparzer, die diesmal zu verzeichnen ist, gebührt dem Buche von O. E. Lessing (3543) schon seiner Bedeutung nach die erste Stelle. Der Verfasser stellt Grillparzers Schaffen in jene grosse Entwicklungsbahn des Dramas ein, wie sie Hebbel im Vorwort zu „Maria Magdalene" skizziert hat. Er gibt — nur die Ahnfrau und den Traum ausscheidend und die beiden grösseren Studien über Sappho und den Treuen Diener, die bereits bekannt waren (s. JBL. 1901, IV, 4: 316 und JBL. 1903, N. 11933), in seine Darstellung aufnehmend — Analysen von Grillparzers Dramen, auf die Darstellung des Tragischen das Augenmerk lenkend, um zu beweisen, dass Grillparzer dieselbe Entwicklung wie Hebbel durchlaufen habe: von der tragischen „Schuld" über die dem Individuum immanente Tragik zu der neuen Tragödie, wie sie Hebbel verlangt und in der Bernauer, im Gyges und dem Moloch auch verwirklicht hat. Noch im Banne der traditionellen Auffassung von der tragischen Schuld stehen, abgesehen von der Ahnfrau, auch Sappho, das Goldene Vlies und Ottokar. Der Treue Diener und Des Meeres und der Liebe Wellen bauen sich bereits auf der immanenten Tragik des Individuums auf und bilden das Durchgangsstadium zu dem „neuen Drama", das Grillparzer, schon beim „Bruderzwist" ansetzend, nachher in Libussa und der Jüdin geschaffen hat. In diesen beiden Dramen wird die Fortentwicklung der Idee über dem Schicksal des einzelnen dargetan. Im Schlusskapitel seines fruchtbaren Buches mustert L. die Dramen der vorklassischen, der klassischen und der romantischen Literaturperiode auf ihre Beziehungen zu dem „neuen Drama" hin und nennt als Vorläufer, vom Faust abgesehen, den ja schon Hebbel an den Anfang der neuen Entwicklung gestellt hat: den Prinzen von Homburg, Grabbes Napoleon, Hannibal und die Hermannsschlacht und die Hebbelschen Dramen, mit Herodes und Mariamne einsetzend. Dass Richard Wagners Tondrama in diese Entwicklungsreihe nicht gehöre, hat fast gleichzeitig auch Kerr (Das neue Drama, S. 59 ff.) betont. Nachfolger haben Grillparzer und Hebbel bisher nur in Ibsen und Björnson („Über unsere Kraft") gefunden; schwache Versuche hat auf deutschem Boden Hans v. Gumppenberg unternommen. — Drei Beiträge aus dem XIV. Band des Grillparzer-Jahrbuchs (3539), die im bibliographischen Teil nicht verzeichnet sind, berühren sich mit Grillparzers Biographie: Marie v. Najmájer (S. 141—8) berichtet über ihren Verkehr bei den Schwestern Fröhlich zu Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre, besonders anmutig Kathi zeichnend, und schildert einen Besuch, den sie einmal bei Grillparzer gemacht. Karl Glossy (S. 149—169) publiziert über die Reise des Kaisers Franz nach Italien im Jahre 1819 Aufzeichnungen eines Mannes aus dem Gefolge des Kaisers, die Grillparzers Mitteilungen in der Selbstbiographie hie und da berichtigen. Glossy druckt ferner am gleichen Ort (S. 224—248) eine kulturhistorisch wichtige Denkschrift ab, die die Wiener Buchhändler im Anschluss an die von Grillparzer in den „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" erwähnte Petition der Wiener Schriftsteller dem Kaiser im Jahre 1845 überreichten. — Urkundliche Mitteilungen über Emil Wickerhauser und dessen Beziehungen zu Grillparzer, meist eigene Aufzeichnungen von Wickerhauser, legt A. Sauer (3552) vor; er druckt u. a. mehrere Briefe von Wickerhauser und zwei bisher unbekannte Briefe von Grillparzer: vom 13. Januar 1866 und vom 13. Januar 1870 ab. — K. Glossy (3553) mustert kundig die Stätten, die Grillparzer nacheinander in Wien bewohnt hat. — Von den Besprechungen, die der Glossy-Sauerschen (3554) Ausgabe der Briefe Grillparzers im Berichtsjahre zuteil wurden, sei der von A. Daubrawa gedacht, die eine Menge textkritischer Nachträge bringt. Die Datierung einer Anzahl von Briefen wird beanstandet, der Brief N. 17 (an Müllner) nach Jahrbuch I, 400 auf den 21. Januar 1818 angesetzt. Unter den Anmerkungen wäre die Nennung aller erhaltenen Briefe an Grillparzer erwünscht gewesen. Eine Reihe von Fundorten für Grillparzer-Briefe, die von den Herausgebern übersehen worden sind, wird genannt, zwei undatierte Briefe werden abgedruckt: der eine, ein kurzes Billett, aus dem Besitze der Wiener Hofbibliothek, der andere aus dem Wiener Fremdenblatt 1900, N. 256. Das letztere Schreiben — es dürfte nicht vor 1870 entstanden sein — ist an den Baron Anselm Rothschild in Wien gerichtet und befürwortet das Gesuch eines Schwiegersohnes von Grillparzers Bruder Max. Auf Erstdrucke, die im Apparat nicht berücksichtigt worden sind, wird hingewiesen und ein Verzeichnis von Grillparzer-Briefen in übersehenen Autographenkatalogen vorgelegt.

— An Sauers Kritik von Kohms Buch über die „Ahnfrau" (JBL. 1903, S. 689) hat sich eine Polemik angeschlossen, für die bloss auf die Nn. **3561** und **3560** der Bibliographie verwiesen sei. — Für die „Ahnfrau" machte L. Wyplel **(3547)** in einer längeren Studie den Einfluss von Byron wahrscheinlich: er zieht nacheinander die „Braut von Abydos", den „Korsaren" und „Lara", und speziell für das Gespenstische ausserdem noch den „Giaur" und die „Belagerung von Korinth" heran und tut dar, wie Grillparzer Motive aus Byrons Gedichten gerade dort zustatten kamen, wo ihn die unmittelbaren Quellen im Stiche liessen. — Die andere Arbeit von L. Wyplel **(3562)** war mir leider nicht zugänglich. — J. Schwerings und August Sauers (ADA. 19, 329) Mitteilungen über Grillparzers Studien zum Goldenen Vlies hat J. Kohm **(3563)** aus den Handschriften des Grillparzer-Archivs ergänzt. — Eine nach allen Seiten abschliessende Monographie über „Der Traum ein Leben" liegt in Stefan Hocks **(3564a)** Buch vor. Das erste Kapitel behandelt die Quellengeschichte: ausser den bereits von Sauer aufgezeigten Vorlagen zieht H. noch die Satire von Falk „Die Gräber von Kom" und zum Vergleich auch Raupachs „Märchen im Traume" heran; daran schliesst sich eine etwas lose Zusammenstellung von Parallelen aus Goethe, Schiller, Lessing, den Romantikern, den Schicksalsdichtern und dem Wiener Volksstück, ferner aus Gozzi, Lope und Calderon. Das zweite Kapitel ist das ergebnisreichste. H. ist in der Lage, die Handschriften, die sich im Grillparzer-Archiv befinden, abzudrucken und an Hand der verschiedenen Fassungen das Entstehen und Reifen der Dichtung vom ersten Plane an, der noch in die Zeit vor 1817 fällt, bis zu jener Fassung zu verfolgen, in der Grillparzer sein Werk Schreyvogel vorlegte. Auf die Änderungen, die Grillparzer hierauf noch für die Aufführung vorgenommen, geht H. nicht mehr ein. Das nächste Kapitel ist der Analyse der Dichtung und Charakteristik der Personen gewidmet. Das vierte Kapitel behandelt die Technik. Lehrreich ist die Untersuchung über die verschiedenen technischen Formen einer Traumhandlung auf der Bühne, die sich im Prinzip mit der Shakespeareschen Technik des Stücks im Stück (nicht aber der romantischen!) decken. Neben Calderon und Lessings „Faust" wird auch die Traumbehandlung bei Raupach, bei K. Ph. Moritz („Blunt") und im Wiener Volksstück betrachtet. Einige Seiten sind dem Kostüm gewidmet; mit eindringender Schärfe wird hierauf die Behandlung des Verses untersucht: in diesem Abschnitt wird Minors Anteil ausdrücklich genannt. Das Schlusskapitel handelt von der Aufführung und von der Wirkung der Dichtung auf die Wiener Volksbühne und entwirft eine Charakteristik der lokalen Tendenzen, die in „Der Traum ein Leben" ihren Ausdruck gefunden. — Allerlei Beobachtungen über den Stil in Grillparzers Dramen (über Fortlassung des Artikels, der Hilfsverba und der Konjunktionen, über den Gebrauch des absoluten Partizips und der Apposition) legt Hugo Herzog **(3565)** in seiner Programmabhandlung vor.

Halms Werke hat A. Schlossar **(3566)** in einer Auswahl trefflich neu herausgegeben. Sie bringt eine Auslese aus Halms Lyrik, um eine ganze Reihe ungedruckter Gedichte vermehrt; ferner die „Griseldis", „König und Bauer", den „Sohn der Wildnis", das Lustspiel „Verbot und Befehl", den „Fechter von Ravenna", „Wildfeuer" und „Begum Somru" und drei Erzählungen: „Die Marzipanliese", „Die Freundinnen" und „Das Haus an der Veronabrücke". Jedem Stück ist eine knappe, literarhistorisch orientierende Einleitung vorausgeschickt. Einen Gewinn für die Forschung bedeutet die umfangreiche Biographie, die Sch. seiner Ausgabe vorangestellt hat, und die aus liebevoller Beschäftigung mit dem Dichter und aus der Vertrautheit mit der ganzen Epoche, in die Halms Schaffen fällt, erwachsen ist. Sch. konnte in der Biographie viel ungedrucktes Material heben, so: mehrere Gedichte, abgesehen von den im ersten Bande abgedruckten, darunter vier Sonette an Lenau, ferner eine ganze Reihe von Briefen: an den Romanisten Ferdinand Wolf, an Faust Pachler (der später zusammen mit Kuh Halms Nachlass herausgegeben), besonders aber an Julie Rettich. (Ob die letzteren mit den in **3567** abgedruckten identisch sind, konnte ich nicht feststellen.) Ein besonderes Kapitel ist der Plagiataffäre des „Fechter von Ravenna" gewidmet: man findet hier Halms öffentliche Erklärung über das Entstehen des Stückes und seine Quellen abgedruckt. Das Schlusskapitel gibt eine Übersicht über das gesamte dichterische Schaffen Halms und eine Zusammenstellung der Literatur. —

Mit einem Zeitgenossen Grillparzers, der zwar in den dreissiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zweimal auf der Bühne erschien, sonst aber sein poetisches Schaffen ängstlich vor der Öffentlichkeit verschloss, mit August Gottlieb Hornbostel (1786—1838), beschäftigt sich E. v. Komorzynski **(3573)** und berichtet ausführlich über dessen jetzt auf der Wiener Stadtbibliothek verwahrten Nachlass, in dem sich unter anderm zwei Märchenspiele („Die schönste Stätte", „Das stille Volk"), ein romantisches Schauspiel („Manneswort"), drei Trauerspiele („Die Heimberufenen", „Maria oder die Pest in Leon", beide im Burgtheater auf-

geführt, und „Die Normannen") und zwei weniger bedeutende Lustspiele („Der Neider" und „Die Zweifel") befinden. —

Die Ausgabe der Werke von Fercher v. Steinwand (3569) kann ich nur erwähnen. —

Die diesmalige Literatur über das Wiener Volksdrama ist arm. Einzig eine ausführliche, zum Teil auf handschriftlichen Quellen beruhende biographische Studie von G. Gugitz (3586) über Perinet, den Dichter und Schauspieler der Leopoldstädter Bühne und des Theaters auf der Wieden, wäre hervorzuheben. — Auf die Anzengruber-Essays von J. Bab (3580) und J. J. David (3581) sei nur kurz hingewiesen, ebenso auf die biographischen Artikel über Foglár, Johannes Friedel, Eberl, O. F. Berg und Goldhann in der ADB. —

Das neuere Drama. Auf das Erscheinen zweier neuen, von einem Musiker und einem Musikgelehrten verfassten Wagner-Biographien (3440 und 3441) kann ich nur verweisen, da mir zu kritischer Beurteilung in rebus musicis leider jede Kompetenz abgeht. — Eine wichtige Quelle zu Wagners Leben und Schaffen, vorzüglich in der Tristanzeit, ist durch W. Golthers (3456) Publikation der Briefe und Tagebücher an Mathilde Wesendonck erschlossen worden. — Eine unbefangene Würdigung des Tristantextes, seiner sprachlichen Beschaffenheit und seines Verhältnisses zu Gottfrieds Epos, gibt die Schrift von R. Weltrich (3469).

Über Paul Heyses Dramen hat E. Petzet (3431) ein Büchlein geschrieben. Eine zusammenfassende Charakteristik des Dramatikers Heyse zu geben, ist ihm nicht gelungen. Er nimmt aber alle Dramen des Dichters vor und versucht redlich sie einzeln zu charakterisieren. Immerhin gewinnt man aus der Schrift einen Überblick über das dramatische oeuvre Heyses. Beigegeben ist ein chronologisches Verzeichnis von Heyses Dramen. —

Über seinen „Toten Löwen" hat sich O. Blumenthal (3426) selbst geäussert und bekannt, die Anregung zu dem Drama aus Heinrich Pertz' Lebensgeschichte des Freiherrn v. Stein erhalten zu haben. —

Das moderne Drama. Von allen Kritikern, die sich über Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd" (3509) noch in diesem Jahre geäussert haben, scheint mir M. Harden den richtigsten Massstab an das Stück anzulegen, indem er dessen Voraussetzungen und Geschehnisse an Hand der Paragraphen des Strafgesetzbuches prüft und zu dem Schlusse gelangt, Hauptmann sei mit dem Strafrecht und der Strafprozessordnung nicht genügend vertraut. Das Stück ist eben, wie Harden betont, nur ein gewöhnliches Melodrama aus den Niederungen des täglichen Geschehens ohne den Kitt der durchgeführten Kausalität. Auch über das Unsinnige im Gebrauch eines Provinzdialekts da, wo dieser kein Wesensmerkmal bedeutet, sagt Harden ein gutes Wort. — Die Dissertation von A. Stoeckius (3494) wird von O. Pniower als vollständig unfruchtbar für die Erkenntnis Hauptmanns bezeichnet. —

Bei Besprechung von W. Schmidt-Bonns „Mutter Landstrasse" (3521) erinnert F. Poppenberg an Gorkijs „Foma Gordjejew", während Harden eine Parallele zwischen Lukas und dem Räuber Moor zieht — dasselbe Motiv: der verlorene Sohn, aber Karl Moor unterwirft sich schliesslich den Gesetzen, während Lukas keine Christendemut gelernt hat. F. Mauthner macht auf einen technischen Fehler aufmerksam, der darin besteht, dass dem Zuschauer sich zu spät der wahre Charakter des alten Bauers enthüllt. —

H. v. Hofmannsthal. Von den „Elektra"-Besprechungen (3593) sei noch die von M. Harden nachgetragen, der für das Hysterische auf Bahrs „Dialog vom Tragischen" (JBL. 1903, N. 11563) verweist. — Bei Gelegenheit des „Geretteten Venedig" hat man sich verschiedentlich mit Otway befasst (3595). —

„Der einsame Weg" von Schnitzler (3601) wird von F. Poppenberg als ein Stück charakterisiert, das weniger in Gestalten gesehen, als aus Reflexionen geboren sei. A. Kerr (jetzt in: „Das neue Drama", S. 83—89), der es neben der Beatrice als das beste von Schnitzler bezeichnet, tadelt die Architektonik. Schnitzler gebe hier schief gruppierte Verhältnisse; er gebe „nicht die Darstellung des Wirrsals, sondern das Wirrsal in der Darstellung". —

Ausländische Dramatiker in Deutschland. Über Shakespeares „Mass für Mass" auf der deutschen Bühne handelt E. Kilian (3623). Als eines der ersten Shakespeareschen Stücke ist es 1777 von Schröder in Hamburg aufgeführt worden. Schröders Bearbeitung ist in ihrer Pietät den andern weit überlegen, nicht nur der des Wiener Schriftstellers Brömel, der in seinem Schauspiel „Gerechtigkeit und Rache" (1783) die Handlung der Shakespeareschen Dichtung entlehnte, sondern auch den Bearbeitungen von Richard Weiland (1864) und Gisbert v. Vincke (1871). Weniger willkürlich ist die Bearbeitung von Josef Altmann für das Wiener Burgtheater (1902). Ausführlich berichtet K. zum Schluss über seine eigene Einrichtung

in Karlsruhe, die ja jetzt auch im Druck vorliegt (UB. 4523) und sich besonders durch strenges Anschliessen an das Original auszeichnet. — Die Dissertation von J. N. Beam (**3633a**; in der Bibliographie in **3233a** verdruckt) untersucht die neun Lustspielübersetzungen aus dem Englischen, die auf Gottscheds Anregung zurückgehen und bei Goedeke § 200, 46—51 und 56 aufgeführt sind.

C. Hagemann (**3680**) gibt in seinem Buche über Oscar Wilde auf Seite 53—84 eine allgemeine Charakteristik der Wildeschen Komödien und kommt zu dem Ergebnis: sie bieten nur Unterhaltungsstoff. Wildes Kunst wird mit der von Wedekind und von Shaw verglichen. S. 85—100 folgt eine Analyse der „Salome". — „In memoriam Oscar Wilde" hat F. Blei (**3682**) einen Band herausgegeben, in dem er neben einem Aufsatz von sich und einem von Ernest la Jeunesse Erinnerungen von André Gide über dessen Begegnungen mit Wilde (aus Gides Essaybuch „Pretèches" übersetzt = **3683**) bietet; einige Gedichte in Prosa von Wilde und dessen „Lehren und Sprüche für die reifere Jugend" sind in Übersetzung beigegeben. Eine zweite, 1905 erschienene Ausgabe ist durch einen Aufsatz von Arthur Symons vermehrt. — Shaw's (**9686**) „Candida" gibt Harden Veranlassung, eine anziehende Charakteristik des Iren zu entwerfen und seine Kritik des Heldentums zu beleuchten. Kerr (jetzt: „Das neue Drama" S. 242 ff.) charakterisiert den Dramatiker Shaw als einen Glossierer von Augenblicken. Seine Kraft liege in der scharf gebannten Minute. Er hole das technische Mittel aus Regiebemerkungen, das sei zwar Epik, aber doch eine Hilfe zur Verfeinerung der dramatischen Psychologie. —

Franz Lorinsers Übersetzung der religiösen Dramen von Calderon (nicht der Autor!) ist nach dreissig Jahren in einer von E. Günthner revidierten Ausgabe (**3628**) neu herausgekommen. Die Revision bezog sich nicht bloss auf den Text, sondern auch auf die Einleitungen und Anmerkungen, in denen die Resultate der neueren Forschung berücksichtigt worden sind.

Die deutschen Molière-Übersetzungen mustert eine Arbeit von P. Wohlfeil (**3632**). Die früheste Übersetzung einzelner Stücke findet sich im ersten und dritten Band der „Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten" Frankfurt 1670. Die erste richtige deutsche Molière-Ausgabe erschien in Nürnberg 1694: sie brachte in drei Bänden nur die Prosastücke und verfolgte sprachlich-pädagogische Zwecke. In verbesserter Gestalt kamen die drei Bände beim gleichen Verleger ein Jahr später heraus. 1696 folgte dann noch ein vierter Band, der auch die Versdramen, jedoch in Prosaübersetzung, enthielt. Beide Ausgaben sind später vom Verleger wiederholt worden. Eine tabellarische Gegenüberstellung der drei ältesten Übersetzungen macht die ersten Fortschritte ersichtlich. 1752 erschien in Hamburg die Bierlingsche Übersetzung, gleich ihren Vorgängerinnen durchweg in Prosa und wie jene unvollständig; sie ist 1883 von Paul Lindau erneuert worden. 1780 folgt der erste und einzige Band von Meissner nnd Mylius' „Molière für Deutsche". Die sechsbändige Zschokkesche Ausgabe (Zürich 1805—1810) ist weniger eine Übersetzung als eine Umarbeitung für die deutsche Bühne, bei der der Übersetzer so weit geht, dass er z. B. aus den „Précieuses ridicules" eine Satire auf die Romantik macht. W. Schlegels Voreingenommenheit gegen Molière hat wohl mit dazu beigetragen, dass erst 1837 wieder der Versuch einer vollständigen Ausgabe unternommen wurde, und zwar von Louis Lax in Verbindung mit anderen, darunter Viehoff. Im gleichen Jahre erschien eine einbändige Ausgabe der „Meisterwerke" von L. v. Alvensleben. A. Laun hat in seiner Übersetzung für das Bibliographische Institut (1865 f.), der Laxschen Sammlung folgend, die Versstücke in Alexandrinern wiedergegeben, nach Erscheinen der Baudissinschen Übersetzung aber eine neue Ausgabe in fünffüssigen gereimten Jambenversen veranstaltet. Durch die Wahl des Blankverses hat dann Baudissin (1865 ff.) grössere Treue gegenüber dem Original erreicht und zuerst eine Übertragung von literarischem Wert geliefert. Ihr folgte die minderwertige von Emilie Schröder bei Reclam (1871). Die Meisterübersetzung hat erst Fulda geschaffen, der die Behauptung Baudissins, dass die Beibehaltung des Reims eine getreue Übersetzung ausschliesse, durch die Tat widerlegt hat. Eine Zusammenstellung von Übertragungen einzelner Stücke schliesst das Heft ab. — Die Arbeit über deutsche Marivaux-Übersetzungen (**3633**) war mir nicht zugänglich.*) —

In W. Miessners Studie über Maeterlinck (**3675**) fällt für das Drama wenig ab. — Auf die Besprechungen anlässlich der Berliner Aufführungen der „Schwester Beatrix" und des „Wunders des heiligen Antonius" sei nur kurz verwiesen (**3677** und **3679**). —

*) „War mir nicht zugänglich": bedeutet nicht bloss, dass der Redaktion ein Exemplar nicht zugegangen ist, sondern in der Regel auch, dass das Buch, wie im vorliegenden Falle, auf der Königl. Bibliothek in Berlin nicht zu haben war.

Von der grossen deutschen Ibsen-Ausgabe ist im Berichtsjahre der zehnte Band herausgekommen, der die Briefe enthält und von J. Elias und H. Koht **(3645)** bearbeitet wurde. Die 238 chronologisch geordneten Nummern umschliessen den Zeitraum 1849 bis 1900 und bilden die wichtigste biographische Quelle für den Dichter. Leider enthält der Band nur die Briefe von Ibsen; als Ersatz dafür bietet die umfangreiche Einleitung ein ziemlich vollständiges Bild der Beziehungen Ibsens zu den Adressaten: am eingehendsten wird natürlich das Verhältnis zu Björnson dargestellt (S. XXX—XLI). In den sorgfältigen Anmerkungen, mehr als 100 Seiten füllend, ist reiches, kaum übersehbares Material niedergelegt und eine feste Grundlage für die Ibsen-Forschung geschaffen. Vielfach sind da auch Auszüge aus ausgeschiedenen Briefmassen und sonstige biographische Dokumente eingestreut. Ein Namenverzeichnis, sowohl für die Briefe als für die Anmerkungen, erleichtert die Benutzung des stattlichen Bandes, der die deutsche Ibsen-Standardausgabe krönt. — Eingehend ist die Ausgabe der Werke (Bd. I—IX) von M. Osborn **(3648)** besprochen worden, der insbesondere den Anteil Christian Morgensterns als Übersetzers trefflich würdigt. — Von der sonstigen deutschen Ibsen-Literatur sei des Heftes von H Landsberg **(3635)** gedacht, das gute Analysen der Dramen enthält. — Adolf Sterns **(3659)** Strindberg-Essay geht über die Gesellschaftsdramen rasch hinweg und verweilt etwas länger bei den historischen Dramen. —

Theaterkritik. P. Schlenther hat Fontanes **(3280)** Theaterkritiken aus der „Vossischen Zeitung" in einer Auswahl herausgegeben, die ungefähr ein Drittel der Gesamtheit bietet. Den Hauptteil der Sammlung (S. 1—316) nehmen Kritiken dramatischer Werke in Anspruch (S. 300ff. die historisch gewordene Besprechung der Aufführung von „Vor Sonnenaufgang" in der Freien Bühne), einen geringeren die kritischen Äusserungen über besondere Schauspielerleistungen; den Beschluss machen aphoristische Auszüge aus fortgelassenen Besprechungen. Die Theaterkritiken umfassen einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten (1870—1890). Der Abdruck ist kein philologisch exakter. Die meisten Kritiken sind gekürzt, ohne dass der Herausgeber es angemerkt hätte, manche sind auch redigiert worden. „Fast immer mussten die meist sehr ausführlichen, oft dichterisch reizvollen Inhaltsangaben geopfert werden." In der Einleitung charakterisiert Schlenther den Theaterkritiker Fontane. – Die Sammlungen von Theaterkritiken lebender Autoren sind im bibliographischen Teil verzeichnet **(3281—3)** und inzwischen von A. v. Weilen im Literarischen Echo, Bd. 7, Sp. 1680/9 in einer längeren Besprechung gewertet worden, auf die ich verweise. Ausdrücklich sei hier nur der anregende Band von A. Kerr **(3284**, s. o.) genannt.

Theater. Geschichte des Theaters. Gesamtdarstellung. M. Martersteigs **(3753)** Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert ist ein Werk von epochaler Bedeutung, das alle bisherige Geschichtsschreibung des Theaters weit hinter sich lässt. Auf einer breiten kulturgeschichtlichen Grundlage baut M. seine Darstellung auf. Das Theater ist ihm durchaus ein soziales Produkt, und so erweitert sich seine Darstellung des Theaters zu einer sozialen Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte: denn tief ins achtzehnte, ja noch weiter hinab dringt die Schilderung in ihren ersten Kapiteln, um ein abgeschlossenes Entwicklungsbild zu geben. M.s Urteile über die einzelnen Phasen der Entwicklung sind streng, aber seine Massstäbe entnimmt er nie einseitig der Vergangenheit, verfällt also nie in den Fehler jener pseudowissenschaftlichen Dramaturgie, die das Gewesene oder bereits Erreichte als Muster und Mass für die Beurteilung des Gegenwärtigen betrachtet. M. misst die Leistungen des Theaters immer an den jeweiligen Bedingungen und dem jeweiligen Zustand des gesamten sozialen Organismus und entgeht dadurch der Gefahr einer rein artistischen Betrachtung sei es des Dramas selbst, sei es der Leistungen der Bühnenkunst. Den reichen Stoff verteilt M. auf vier Bücher, von denen das erste das Werden des deutschen Theaters von seinen frühesten Anfängen bis zum Entstehen der „Nationaltheater" skizziert und hierauf die einzelnen Bühnen (Hamburg, Wien, Mannheim, Berlin) eingehend behandelt, Goethes Theaterleitung ein besonderes Kapitel widmend. Die Bühnenkunst der Nationaltheater: Dekoration, Kostüm, Mimik, aber auch die soziale Stellung der Schauspieler, die Stellung der Frauen usw. werden untersucht. Das zweite Buch ist betitelt: „Theaterkultur der Romantik". Das deutsche Leben nach den Befreiungskriegen, das Entstehen neuer Typen der Gesellschaft wird vorgeführt, die dramatische Produktion der romantischen Dichter wird gemustert und hierauf die Fortentwicklung der Nationalbühnen zu Hofbühnen dargestellt, deren Organisation das wirtschaftliche System der Stadttheater entgegengestellt wird. Auch in diesem Buche wird der Bühnenkunst gedacht, des Theaterbaus, der Theatermalerei usw. Das dritte Buch behandelt den Zeitraum von 1830 bis 1870. Die philosophischen, naturwissenschaftlichen und sozialen Tendenzen werden skizziert, der politische Liberalismus und das Aufkommen des vierten Standes als Haupttendenzen der Zeit hervorgehoben

und ihre Wirkung auf die Ideen des Jungen Deutschlands dargelegt. Nun wird, nachdem die Immermann-Episode vorgeführt worden, die Entwicklung des modernen Theaterbetriebs geschildert: die neue Institution des Dramaturgen in der Theaterleitung, das merkantile System auf den Privatbühnen, das Entstehen des Deutschen Bühnenvereins, die Änderungen im geschäftlichen Verhältnis der Schauspieler zum Theater, das Aufkommen von Theateragenten, die Autorenschutz-Gesetzgebung und Tantiemenordnung usw. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Organisation auf den deutschen Bühnen wird mit der gleichzeitigen an auswärtigen Theatern verglichen, die bereits — das wird aus einer Tabelle der Eintrittspreise ersichtlich — jenen plutokratischen Charakter angenommen haben, der sich in Deutschland um diese Zeit erst vorbereitet. Die folgenden Kapitel des Buches sind dem Schaffen der Dichter jener Dezennien gewidmet (Grabbe, Büchner, Gutzkow, Laube, Griepenkerl, Hebbel, Ludwig, Halm, Bauernfeld, Grillparzer, Freytag: um nur die wichtigsten Namen zu nennen), dem Wirken Laubes und Dingelstedts in Wien und endlich der Betrachtung der Schauspielkunst und der Charakteristik der hervorragendsten Schauspielererscheinungen des Zeitraums. „Das Theater der Neuzeit 1870—1900“ ist das letzte und umfangreichste Buch überschrieben. Wiederum wird das Buch durch eine Charakteristik der politischen, philosophischen, wirtschaftlichen und sozialen Strömungen eingeleitet. Im Mittelpunkt aber steht eine Geschichte der Oper und ihrer Entwicklung auf deutschem Boden und eine eingehende Würdigung von Richard Wagners reformatorischer Tätigkeit; auch das Volksschauspiel wird hier herangezogen. Es folgt ein längeres Kapitel über das moderne Drama, dessen verhältnismässig strenge, aber — wie man merkt — durch keine Parteilichkeit getrübte Beurteilung in vielen Punkten klärend wirkt, und als Schlusskapitel eine Betrachtung der neuen Bühne. Ich setze einige Überschriften her: Wirkungen der Gewerbefreiheit, Spielplan und künstlerischer Betrieb, Hasardbetrieb der Bühnen, Grossstadtpraxis und Provinzbühnen. Die Meininger, ihre Inszenierung der Klassiker und ihr Ensemblestil, werden gewürdigt, die Fortschritte in der Bühnenmaschinerie, das Asphaleiasystem, die Mysterienbühne Otto Devrients, die Münchner Shakespeare-Bühne und die Drehbühne werden erklärt. Grösseren Raum nimmt die Charakteristik des impressionistischen Stils in der Schauspielkunst; Ernesto Rossi, Salvini und die Schauspieler des Deutschen Theaters in Berlin: Kainz, Rittner, Agnes Sorma, Else Lehmann usw. werden vorgeführt. Berlin als theatralische Zentrale wird gewürdigt und die Entwicklung des Wiener Burgtheaters seit Wilbrandts Direktion geschildert. Mit einem liebevoll entworfenen Porträt Mitterwurzers und einem zusammenfassenden Rückblick auf die mancherlei Versprechungen der letzten Jahre schliesst das gehaltvollste und fruchtbarste Werk, das wir auf dem Gebiete der Dramaturgie besitzen.

Lokale Theatergeschichte. Das Intermezzo der Aufführung des Wernerschen Lutherdramas auf der Berliner Hofbühne im Jahre 1807 ist jetzt in meiner Monographie (**3346**) ausführlich dargestellt. – Mit den Theaterskandalen, die sich im November 1810 auf derselben Bühne aus Anlass der Aufführung der „Schweizerfamilie“ ereigneten, beschäftigt sich L. Geiger (**3760**). Er sucht gegen Steigs Darstellung in „Kleists Kämpfen“ (JBL. XII, IV,4:53) zu erweisen, dass die Vorgänge mit der Opposition der Patriotenpartei wider Iffland nichts zu tun hatten, und bezweifelt Achim Arnims Teilnahme an den Skandalen. Wichtig ist ein durch G. aus dem Charlottenburger Hausarchiv mitgeteiltes Entlassungsgesuch Ifflands, unmittelbar nach dem entscheidenden Abend eingereicht, mit ausführlicher Schilderung der Vorgänge. — Ein anderes Schriftstück von Iffland, von W. Altmann (**3798**) aus den Akten der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele publiziert, enthält eine scharfe Rechtfertigung seiner Theaterleitung, sowohl nach der künstlerischen als nach der ökonomischen Seite hin. Gerichtet ist das Schriftstück an den damals mit der Regelung der preussischen Finanzen betrauten Staatsrat v. Oelssin; Iffland wittert, dass das Vertrauen zu ihm wanke, und fordert eine kommissarische Untersuchung seiner Theaterführung. „Ein geschonter Diener,“ erklärt er, „verlange ich nicht zu sein, da ich auf Anerkennung gerechte Ansprüche fühle.“ — Eine anregende, rasch über die Ereignisse dahineilende Geschichte der Theaterstadt Berlin seit 1870 hat S. Jacobsohn (**3762**) geschrieben. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht das Deutsche Theater, dessen vollständigen Spielplan von 1883–1904 der Anhang bringt. — Erinnerungen an die Zeit seiner Direktion am Wiener Burgtheater hat A. Wilbrandt (**3769**) zu veröffentlichen begonnen; sie waren mir aber nicht zugänglich. — Aus den Akten des Theaters in Baden bei Wien druckt F. A. Meyer **3772**) ein stattliches Verzeichnis von 250 Stücken, die von der Wiener Zensur in den Jahren 1830 bis Mitte 1838 verboten worden sind. — Wichtiges Material zur Geschichte des Dresdner Theaters enthält die durch Rudolf Göhler (**3364**) veröffentlichte Korrespondenz Gutzkows mit der Intendantur der Hofbühne. Der vorliegende Teil umfasst die Zeit bis zur Anstellung Gutzkows

als Dramaturgen. — K. Weiser (3782) beginnt die Erfahrungen, die er während seiner Zugehörigkeit zur Meininger Truppe gesammelt, zu veröffentlichen. —

Theaterleute. 18. Jahrhundert. Aus dem Nachlasse Josef Kürschners hat L. Geiger (3799) Ifflands Briefe an Verwandte, vorzüglich an die Schwester Luise in Auswahl publiziert: sie reichen von den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bis zu Ifflands Tod. Von den 164 Nummern sind 98 zur Veröffentlichung ausgewählt worden, zwei davon aber beim Druck durch Versehen des Herausgebers aus der Reihe verschwunden. Einen stattlichen Nachschub bringt ein folgender Band, der dem nächsten Berichtsjahre angehört. Für die Einleitung und die Anmerkungen ist der Gottersche Nachlass ausgiebig verwertet worden. — Die Publikation über Löwen (3800) war mir nicht zugänglich. — C. Glossy (3840) publiziert eine Reihe von Briefen, die Schreyvogel während seines Aufenthaltes in Jena nach Wien geschrieben (1794—1796), die aber keine neuen Aufschlüsse über Schreyvogels Tätigkeit in Jena geben. — Zu der Publikation der Tagebücher von Schreyvogel durch Glossy (3838) trägt Weilens Anzeige reiches Material aus den Archivakten des Burgtheaters und der Autographensammlung der Wiener Hofbibliothek nach. — In H. Stümckes (3802) Darstellung von Corona Schröters Leben ist das gesamte Material gewissenhaft verarbeitet und zum erstenmal der Briefwechsel zwischen Corona und Einsiedel, aus Coronas späterer Zeit, verwertet worden. — Das Leben Karl David Stegmanns schildert Elisabeth Mentzel (3804). Er sowohl wie seine Frau spielen bis 1783 in Hamburg und werden dann von Grossmann für die Mainz-Frankfurter Bühne engagiert. Er ist daselbst tätig als Schauspieler und Sänger, vorzüglich aber als Opernregisseur und Komponist. Zusammen mit Unzelmann und Grossmann gehört er dem nächsten Freundeskreise von Goethes Mutter an. Ende 1792, nach der Besetzung von Mainz und Schliessung des dortigen Theaters, geht das Ehepaar wieder nach Hamburg, von seinen Kindern begleitet, die fortan ebenda beschäftigt werden. Nach Schröders Abgang gehört Stegmann dem Ausschusse von fünf Mitgliedern an, der die Theaterleitung übernimmt, zieht sich jedoch 1811, als Schröder abermals an die Spitze des Unternehmens tritt, ganz zurück; die Spuren seines Lebens verlieren sich von da an vollständig. Mitgeteilt werden fünf Briefe Stegmanns an Grossmann, darunter ein ausführliches Schreiben, das eine Vorstellung von der ökonomischen Misere des Schauspielerstandes in jener Zeit gibt; die andern Briefe gehören sämtlich in die Zeit nach Grossmanns Abgang von Frankfurt. Zu berichtigen ist das Datum des Briefes auf S. 153 unten, das zu lesen ist: 31. Juli 1792. —

19. Jahrhundert. E. Genasts (3793) Erinnerungen „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ sind in einer gekürzten, von R. Kohlrausch besorgten Ausgabe neu herausgekommen, aus der besonders der Ballast des Persönlichen ausgeschieden worden ist. — Hans Devrient (3422) ergänzt die Publikation von A. von Hanstein (JBL. 1902, N. 6489 und S. 504) durch Lindners Briefe und Auszüge aus Ed. Devrients Tagebüchern und skizziert an Hand des Materials noch einmal die Verbindung des Dichters mit dem Theaterdirektor. — Auf das von R. Genée (3818a) publizierte bibliographische Verzeichnis seiner Schriften, in das auch eine ganze Reihe von Abhandlungen und Zeitschriften-Aufsätze aufgenommen wurde, sei hingewiesen. — Die Nekrologe für Emil Thomas sind im bibliographischen Teil verzeichnet (3851). — Die Memoiren von L. Barnay (3805) und von R. Tyrolt (3853) sind von Minor besprochen worden, der den vollständigen Mangel an Auslassungen über die Technik der Schauspielerkunst, dagegen das Überwuchern des Anekdotenhaften als charakteristisch hervorhebt. —

Didaktik.

(IV, 5 = N. 3858—4019.)

Eduard Spranger.

Didaktische Literatur und Popularphilosophie: Allgemeines. — Einzelne Persönlichkeiten: 18. Jahrhundert: G. Chr. Lichtenberg; J. C. Lavater; Verschiedene (H. P. Sturz, Johann Jacob Moser u. Frhr. Friedrich Carl von Moser). — 19. Jahrhundert: W. von Humboldt; B. Goltz; H. von Stein. — Essaysammlungen. — Aphorismen. — Volkserzieher: F. L. Jahn, M. von Egidy; F. Naumann. — Philosophen: I. Kant. — L. Feuerbach. — F. Nietzsche (Gesamtdarstellungen, Einzelstudien, Philosophie, Briefe, Werke). — Naturforscher. —

Didaktische Literatur und Popularphilosophie: Allgemeines. Die schärfere Umgrenzung des Begriffs Didaktik, die für die Einleitung dieses Abschnittes willkommen wäre, wird man in der an erster Stelle genannten Abhandlung von O. Willmann **(3858)** vergeblich suchen; die vier Stichworte der Überschrift bezeichnen die Hauptphasen ihrer Entwicklung von Ratichius und Comenius an. Bezüglich des systematischen Standpunktes findet man sich ganz auf des Verfassers grösseres Werk „Didaktik als Bildungslehre" verwiesen, das jedoch stark von katholischen Voraussetzungen beeinflusst ist und überdies mit unserem Begriff der Didaktik nur sehr entfernt übereinstimmt. Wir haben es hier mit Popularphilosophie und derjenigen Literaturgattung zu tun, die auf die allgemeine Geisteskultur bildend einzuwirken bestrebt ist. Neben dem allgemeinen, mit dem 18. Jahrhundert beginnenden Teil treten diesmal Kant (aus Anlass seines 100. Todestages 1904) und Nietzsche besonders in den Vordergrund. —

Unter den einzelnen Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts erfreut sich zunächst G. Chr. Lichtenberg einer eingehenden Behandlung seitens der Philologen. Die Sammlung seiner Briefe, herausgegeben von A. Leitzmann und C. Schüddekopf, liegt nunmehr vollendet vor. Der dritte und letzte Band **(3860d)** bringt ausser zahlreichen bisher gar nicht oder unvollständig gedruckten Briefen Lichtenbergs aus den Jahren 1790—99 noch fast 100 Nummern „Nachträge und Undatiertes", ferner ein umfangreiches und sorgfältiges Register. Eine Fülle minutiöser Gelehrsamkeit ist in den Erläuterungen aufgespeichert, denen das Briefregister aus Lichtenbergs Tagebüchern beigegeben ist. Gleichwohl scheint die literarhistorische Ausbeute dieser Briefe nicht allzu bedeutend. Um so dankenswerter aber ist die grosse Arbeit und der eindringende Fleiss, den A. Leitzmann auf die Wiedergabe und eingehende Kommentierung der Lichtenbergschen Aphorismen nach den Handschriften verwandt hat. Das 2. Heft (1772—75) bringt die Aphorismenbücher C und D **(3860e)**. Das Wunderbarste steht hier änigmatisch beisammen, und nur ein so allseitig kundiger Führer wie Leitzmann vermag uns sicher durch die oft mehr als zufälligen Ergiessungen dieses geistvollen und formlosen Zeitgenossen von „Sturm und Drang" zu leiten, bei dem die Sentimentalität sich die Form des satirischen Aphorismus gewählt hat; denn nichts liegt näher beieinander als das Sentimentale und das Satirische.

Bei J. C. Lavater ist an die Tätigkeit des rührigen Lavaterforschers H. Funck zu erinnern, der schon in der vorjährigen Bibliographie mit mehreren Quellenpublikationen aus Lavaters brieflichem Nachlass in Zürich (namentlich den Briefen an Wieland) vertreten war, dies Jahr aber mit seinem Aufsatz „Henriette Karoline vom Stein und Lavater" in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" N. 123 leider übergangen worden ist. Die hier mitgeteilten Briefe der Mutter des Freiherrn Karl vom Stein an den schwärmerischen Propheten, der 1774 bei ihr in Nassau zum Besuch weilte, bilden einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik dieser entschiedenen, tief und selbständig veranlagten Frau, aber auch zu Lavaters eigner innerer und äusserer Geschichte. —

Unter der Rubrik „Verschiedene" finden wir zwei Erweckungsversuche. Im ersten Falle **(3864)** handelt es sich um eine eigentliche Ausgrabung, nämlich um den dänischen Legationsrat und Gelegenheitsschriftsteller Helferich Peter Sturz (1736—79), dessen Schriften in 2 Bänden 1779—82 in Leipzig herauskamen. Es ist kein Zweifel, dass hier eine Leiche zutage gefördert worden ist, keiner, der der Gegenwart lebendige Worte zu sagen hätte. Dem Historiker freilich wird Sturz mancherlei Interessantes bieten, besonders in seinen Reisebriefen aus London und Paris, wozu aber natürlich die vorliegende populäre Auswahl unzulänglich ist. — Anders steht es mit dem Calwer Volksbuch über Johann Jacob und Freiherrn Friedrich Carl von Moser **(3865)**. Durch die quellenmässige Illustration wirkt es sehr lebendig; auch verdienen die beiden echt patriotischen Politiker wohl, aus der

völligen Vergessenheit auferweckt zu werden, vor der sie bisher eigentlich nur Hettners verständnisvolle Darstellung bewahrt hat. Der eigentliche Historiker wird allerdings auch gegen die hier befolgte volkstümliche Art der Stoffverarbeitung gegründete Bedenken haben. —

19. Jahrhundert. Ein starkes Anwachsen ist für die letzten Jahre in der W. von Humboldt betreffenden Literatur zu konstatieren; fast jedes Jahr bringt neues unveröffentlichtes Material, das freilich bisher noch keine zusammenfassende Behandlung gefunden hat. Die an erster Stelle genannte Abhandlung von G. Jansen (3867) ist in ihrem ersten Teile ein blosser Auszug aus dem 1894 von A. Leitzmann veröffentlichten Reisetagebuch Humboldts von 1796, in ihrem zweiten Teile eine kurze Skizze seiner Besuche bei Alexander von Rennenkampff in Oldenburg, dem intimen Freunde Caroline von Humboldts. Albrecht Stauffer hat im Berichtsjahre ihre Briefe an Rennenkampff mit einer ausführlichen Charakteristik beider herausgegeben (2380). Die Einleitung ist freilich zu subjektiv-gefühlvoll gehalten, um wissenschaftlich-historischen Ansprüchen zu genügen. Die Briefe selbst aber, die mannigfache Ergänzungen zu dem bekannten Buche „Gabriele von Bülow" enthalten, bieten wertvolle Beiträge zur Kenntnis der „Li", die man durchaus mit dem Herausgeber zu den hervorragendsten Frauengestalten der Zeit rechnen muss. — In der „Deutschen Monatsschrift" berichtet B. Gebhardt (3868) über seine Ausgabe der politischen Denkschriften W. von Humboldts (Vgl. JBL. 1903 N. 14074)), zunächst Band X, wobei er den von ihm 1896 in seinem Buche „W. von Humboldt als Staatsmann" noch nicht benutzten „Bericht der Sektion des Kultus und des Unterrichts" an den König (N. XL) besonders hervorhebt. Es sei hier auf die grossartigen Ausführungen über die Organisation der allgemeinen Bildung (Bd. X, S. 205f) ausdrücklich verwiesen: „Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen, und noch mehr eine gewisse Bildung der Gesinnungen und des Charakters, die keinem fehlen darf." Von hier aus wird der Plan der gelehrten und Elementarschulen mit besonderer Berücksichtigung des von Zeller nach Pestalozzischen Grundsätzen geleiteten Normalinstituts in Königsberg entwickelt. — Bei weitem das Wichtigste aber bringen natürlich die zwei weiter erschienenen Bände (II. und III.) der preussischen Akademieausgabe (3869) (Vgl. JBL. 1903 N. 13454). Der zweite Band enthält die psychologische und die ästhetische Hauptschrift des jungen W. von Humboldt, nämlich die Abhandlungen: „Das achtzehnte Jahrhundert" und „Über Goethes Hermann und Dorothea", ausserdem zwei bisher ungedruckte Skizzen („Der Geist der Menschheit" und „Rezension der Agnes von Lilien") und die beiden für Goethe bestimmten Studien zur Physiognomik („Musée des petits Augustins") und Mimik („Über die gegenwärtige französische tragische Bühne"), von denen die letztere deutliche Nachwirkungen Engels spüren lässt. Besonderes Interesse erweckt das hier zum ersten Male mitgeteilte Fragment über das 18. Jahrhundert. Es ist weder eine historische noch — abgesehen von den Schlussbemerkungen — eine eigentliche geschichtsphilosophische Schrift, sondern eine Charakterologie, ein neuer Schritt in den Versuchen Humboldts, in das Geheimnis des Charakters und der Individualität einzudringen. Abgesehen von den Anmerkungen Schillers, die ein bezeichnendes Licht auf seine Stellung zu Kants und Fichtes Ethik werfen, sei hier auf die eigenartige Ausprägung der psychologischen Methode Humboldts verwiesen. Sogleich im Anfang formuliert er es als seine Aufgabe, Kants kritische Methode auch auf das Gebiet der geistigen Vorgänge zu übertragen, wie er es schon in der Abhandlung zur vergleichenden Anthropologie (Bd. I) angedeutet hatte. In der Durchführung zeigt sich allenthalben die vorherrschende Bedeutung der Humanitätsidee, die zu einer eigenartigen Verschmelzung von Psychologie, Ethik und Ästhetik führt: Individualität und Idealität des Charakters hängen so eng zusammen, dass beide nur in Beziehung aufeinander betrachtet werden können. In unsrer Sprache: der Forscher misst jede geistige Erscheinung an dem Ideal höchster menschlicher Weite (Latitüde), universalster Menschlichkeit, das er in Gedanken hat; nur von hier aus versteht er die Bedeutung der konkreten einseitigen Bildungen. Was den Inhalt dieses Humanitätsideales ausmacht, wird am deutlichsten in dem Fragment entwickelt, dem Leitzmann den Titel: „Der Geist der Menschheit" gegeben hat. — Der 3. Band umfasst die Jahre 1799—1818. Zum erstenmal gedruckt erscheinen hier: „Essai sur les langues du nouveau continent" (1812), „Über die Bedingungen, unter denen Wissenschaft und Kunst in einem Volke gedeihen" (1814) und „Betrachtungen über die bewegenden Ursachen der Weltgeschichte" (1818). Dazu kommen die vier letzten der von A. Leitzmann schon 1896 unter dem Titel: „Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum" veröffentlichten Aufsätze, von denen die beiden römischen „Latium und Hellas" und die „Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten" besonders wertvoll sind, weil sie am nächsten der amtlichen Zeit entstammen und gleichsam die theoretischen Grundlagen seiner Wirksamkeit 1809—10 enthalten. Die

„Betrachtungen über die Weltgeschichte" hatte Leitzmann 1896 noch auf Grund innerer und äusserer Kriterien in die Zeit zwischen 1793 und 1797 datiert und mit dem (inzwischen aufgefundenen und in Bd. I abgedruckten) Aufsatz über die Theorie der Bildung in Zusammenhang gebracht. Jetzt entscheidet er sich nach dem Wasserzeichen für 1812/14. Und in der Tat kann er nur diesen Jahren eingereiht werden, weil er den Gedanken von der Naturbedingtheit (Pflanzenähnlichkeit) der Völker, merkliche Einflüsse der Identitätsphilosophie und vor allem Schellings zeigt, eine Wendung, die erst in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts deutlicher bei ihm hervortritt. Das sonst verdienstliche Buch von O. Kittel: „W. von Humboldts geschichtliche Weltanschauung im Lichte des klassischen Subjektivismus" (JBL. 1901 IV 5a: 19) aus der Schule Lamprechts ignoriert dieses Entwicklungsmoment ganz und ist daher mit Vorsicht zu benutzen. Zu bewundern bleibt auch hier, wie R. Haym trotz seines unzulänglichen Materiales überall mit sicherem Blick die entscheidenden Motive herausgefühlt hat, was ja auch die neueste Hegelforschung wiederum bewiesen hat. Der Band zeigt ferner, wie seit dem Jahre 1806 Humboldts sprachphilosophische Interessen mächtig in den Vordergrund treten. — Es sei noch erwähnt, dass die „Reiseskizzen aus Biskaya" diesem Bande unter dem Titel „Cantabrica" eingereiht sind. Wie die jetzt veröffentlichten Briefe zwischen Wilhelm und Caroline von Humboldt (Bd. II S. 86) zeigen, sind sie erst nach der zweiten Reise entstanden. Die genannte Publikation bietet überhaupt manche ergänzende Aufschlüsse über die Werke dieser Periode, worüber man die beiden ausführlichen Besprechungen von Leitzmann im Euphorion Bd. 14 vergleiche. —

Eine lebhafte Bewegung zugunsten von Bogumil Goltz hat eingesetzt, die wohl auch mit der 100. Wiederkehr seines Geburtstages 1901 in Zusammenhang steht. Etwas Lebenskräftiges kommt auch hier nicht zutage. Davon ist ganz überzeugt R. M. Meyer **(3873)**, der ihn als einen „kleinen, sehr kleinen Carlyle" und als Vertreter alter echter und gesunder Grobheit charakterisiert, halb aber auch F. Lienhardt **(3874)**, der ihn jedoch um seiner „Stimmungskraft" und seines „Gemütsreichtums" willen wenigstens in der Auswahl erhalten möchte, während der alte Originalverlag Janke seinen einst so beliebten Autor gar unverkürzt und ganz in der alten Ausstattung darbietet **(3875**; daselbst ist 1905 auch das „Buch der Kindheit" neu erschienen). Mir scheint nicht, dass er die alte Kraft noch einmal entfalten wird: er ist ganz und gar Zeiterscheinung, zwar das Kind einer gemütvollen, behaglichen und anspruchslosen Zeit, aber einer Zeit, die nicht wiederkehrt, weil eine tiefere und intensivere sie verdrängt hat. Auch Jean Paul ist dahingegangen, „und war mehr als du!" —

Mit Freude verweise ich auf die zweite Auflage der beiden Essays von H. St. Chamberlain und F. Poske **(3879)** über Heinrich von Stein, deren Wert ich schon im vorigen Jahre hervorgehoben habe (vgl. JBL. 1903 N. 13475). — Einen wichtigen Beitrag zu seiner Charakteristik und Lebensgeschichte enthält der dritte Band der Nietzsche-Briefe **(3999)**, nämlich seinen von Elisabeth Förster-Nietzsche herausgegebenen und erläuterten Briefwechsel mit Nietzsche aus den Jahren 1882/85. Nietzsche setzte ernste, grosse Hoffnungen auf Steins Geist und Gemüt; er erwartete wohl nach einer tiefgehenden Aussprache mit ihm in Sils-Maria, dass Stein seine eigenen Arbeiten beiseite legen würde, um sich ihm anzuschliessen. Dass dieser trotzdem seine eigenen, näher bei Wagner bleibenden Wege ging, wird von seiten der Geschwister in der bekannten, nachsichtig strafenden Weise beurteilt, die von fern ein wenig an Gewohnheiten der alten päpstlichen Kirchenzucht erinnert. —

In den Essaysammlungen finden wir vorwiegend die ästhetischen Erlebnisse unserer Zeit niedergelegt. A. von Gleichen-Russwurm, ein Nachkomme Schillers, macht es sich zur Lebensaufgabe, ein Apostel für die Idee der ästhetischen Erziehung und Kultur in dem idealistischen Sinne seines grossen Ahnen zu werden. Ohne die edle Absicht dieses Bestrebens zu verkennen, müssen wir seinen „Betrachtungen" **(3889)** gewisse ästhetische Einseitigkeiten und Übertreibungen vorwerfen, deren Schiller selbst sich schwerlich schuldig gemacht hätte. Statt vieler Beispiele nur eines aus dem Aufsatze: „Die Pflicht zur Schönheit": „Der Mann, der uns um eine Blume bereichert, verdient grössere Bewunderung, als der Erfinder eines neuen Geschützes." Wenn man in einem Geschütz nicht gerade nur ein Werkzeug zur Zerstörung sieht, so sind derartige Forderungen geeignet, eine Kultur, die mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde steht, durch lauter schönen Schein zu zersetzen. — Weit zerflossener noch ist der Ästhetizismus Julius Harts **(3890)**. Nicht nur monistisch, sondern mystisch schwimmen hier alle Dinge nach der bekannten coincidentia oppositorum ineinander. Dies ist der Inhalt der grossen H.'schen Taolehre, dass wir nicht unterscheiden sollen zwischen Sein und Nichtsein, Gut und Böse, Gross und Klein. Der Satz vom Wider-

spruch ist ein falscher Grundsatz. Ich verkenne nicht die tiefen Motive, die das moderne Bewusstsein zum Irrationalismus hindrängen; ich weiss auch, dass in allen Widersprüchen logischer und überlogischer Art die Ahnung und der Trieb zu einer überwindenden Einheit liegt. Aber wenn man deshalb den Widerspruch als solchen in kontemplativer Denkfurcht vergöttert, wenn man zu sagen wagt: „Erst wenn wir in Widersprüchen reden, erst dann reden wir klar, deutlich und mit höchster Vernunft", so heisst das einfach, den Unsinn vergöttern und an Stelle des Anreizes zu aktiver Arbeit, der für uns in der Qual des Widerspruchs liegt, einen entnervenden Quietismus predigen. Es muss mit Energie dagegen protestiert werden, dass man mit solchen Opiaten „Kultur zu machen" beansprucht — eine überhaupt bei modernen Schriftstellern in lächerlicher Weise grassierende Wahnidee, die nur als „Versuch mit untauglichen Mitteln" auf mildernde Umstände rechnen darf. Übrigens liegen in derartigen Gemütsverfassungen auch die Wurzeln, aus denen die kritiklose Hegel-Erweckung in unserer Zeit hervorgeht (S. 50). Wie im vorigen Jahre (JBL. 1903 S. 714f.) halte ich es für die Pflicht meines Berichtes, diese Kurslinien eindringlich mit dem Zeichen „Gefahr!" zu versehen. —

Die Form des Aphorismus ist geeignet, solche Gefahren für den Denker zu vermehren. H. Marcus (**3892**) schickt seinen Meditationen die Bemerkung voran, dass er sich dieser Tatsache und des Bedenklichen von Aphorismen-publikationen insbesondere wohlbewusst gewesen sei. Soweit nun durch derartige Mosaikscheiben hindurch überhaupt in die Einheit des sie erzeugenden Geistes geblickt werden kann, bietet sich hier das Bild eines intensiv reflektierenden, wenn schon nicht immer tiefen Erlebens, das von einer schwermütig-sensiblen und wohl auch ein wenig krankhaften Seele getragen wird. Weiteres bleibt abzuwarten. — Unter den Aphorismen stehen zu Unrecht Carmen Sylvas Meditationen: „Geflüsterte Worte" (**3895b**). Es sind Worte der Seelentherapie, hervorgegangen aus den fein abgetönten Schwingungen einer edlen Frauenseele und bestimmt, den zarten Rhythmus dieser Schwingungen auf andere Seelen zu übertragen. —

Von den Volkserziehern hat F. L. Jahn durch Wolfgang Meyer (**3900**) in der von W. Capelle und H. Vollmer herausgegebenen „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend" eine zweckentsprechende Darstellung erfahren. Das Buch empfiehlt sich auch durch seine geschmackvolle Ausstattung bei sehr niedrigem Preis. — Eine der sympathischsten Gestalten unter den Volkserziehern der Gegenwart war Moritz von Egidy, der seinen politisch-erziehlichen Beruf bewusst auch auf die Jugend ausdehnte. Die „Jugendblätter", die er seiner Zeitschrift „Versöhnung" (Juli 1896 bis Dezember 1898) beigab, erscheinen hier zum ersten Male in Buchform gesammelt mit einer sehr hübsch geschriebenen einleitenden Charakteristik ihres Verfassers von C. L. A. Pretzel (**3908**). Ihren Inhalt kennzeichnet das Motto: „Lerne mit dem Herzen denken". Ich zweifle nicht, dass die Lebenslehren, die hier in freier, vornehmer Form und in Anknüpfung an die Interessen des heranreifenden Alters gegeben werden, auch heute noch ihre erziehliche Wirkung üben können — falls nämlich diejenigen sie lesen, an die sie gerichtet sind. Nun wirkt zwar die anspruchsloseste konkrete Erzählung weit intensiver auf Wollen und Denken der Jugend, als die feinste Allgemeinbetrachtung. Da es sich aber hier um eine wirklich wertvolle, ideale Erscheinung handelt, so ist es zu wünschen, dass Lehrer Veranlassung nehmen, das Buch zu verbreiten und selbst aus ihm zu schöpfen. — Der neue Jahrgang der Zeitschrift „Ethische Kultur" (**3906**), der durch einen an die Herderfeier anknüpfenden Aufsatz des Referenten über „Humanität" als die „Kunstform des geistigen Daseins" eröffnet wird und aus Anlass der Kantfeier einen lesenswerten Aufsatz von K. Oesterreich über „Kant und die Frauen" bringt, ist um eine pädagogische Monatsbeilage vermehrt, die als Organ für die Gedankenkreise des jüngeren Förster Beachtung verdient. —

Der Charakteristik F. Naumanns, auf dessen Bedeutung als Volkserzieher im weitesten Sinne ich im vorigen Jahre wiederholt einzugehen Anlass hatte, hat der Herausgeber des Naumannbuches H. Meyer-Benfey (vgl. JBL. 1903 N. 13520) eine Monographie (**3911**) gewidmet, die als ergänzende Rechtfertigung dieser Publikation gedacht ist. Die gute Absicht und manches Gelungene im einzelnen soll nicht verkannt werden. Als Ganzes befriedigt diese Leistung nicht. Sie stützt sich nicht nur auf ein biographisch unzulängliches Material und wirkt deshalb reizlos, sondern ist auch infolge der unorganischen Stoffverteilung, die alles Wesentliche auseinanderreisst, verfehlt. Der psychologische Wesenskern Naumanns ist in keiner Weise herausgearbeitet; ihn hätte wohl auch nur jemand finden können, der mit ihm die ganze religiöse und politische Glut geteilt hätte. So sehr der Verfasser seine Subjektivität in den Hintergrund zu drängen strebt, unterschätzt er doch die bleibende tief christliche Wurzel von Naumanns Lebenswerk; statt dessen möchte er ihm nach dem Vorgang des modernen theoretischen Sozialismus Kantische Ethik

imputieren, von der nicht die Rede sein kann. Damit aber hängt zusammen, dass der einheitliche Grundtrieb, aus dem bei Naumann Politik, Religion und Ästhetik entspringen, nicht in seinem lebendigen Zusammenhang erfasst wird. Nur der wird Naumann richtig darstellen, der sein Festhalten an Christus im Sinne Ritschlscher Deutung als den organischen Bildungstrieb ansieht, der in all den neuen Formen, die er mit innerer Konsequenz aus sich herausgestaltet, das identische Grundgesetz bedeutet Man darf sagen, dass er zuerst das Problem gesehen hat, das über die bloss immanent-dogmatische Blickrichtung der modernen Theologie in die eigentliche christliche Lebensfrage hineinführt: Wie muss sich das Unverlierbare der Ethik Jesu gestalten, wenn wir sie auf unseren völlig veränderten Staat und unsere ganz anders konstruierte Wirtschaft innerlich folgerichtig übertragen? —

Philosophen. Aus der unübersehbaren Literatur über Immanuel Kant, die aus Anlass seines 100. Todestages im Berichtjahre erschienen ist, nennt unsere Bibliographie nur die wesentlichen und allgemein interessierenden Schriften. In der Auffassung Kants hat sich insofern eine merkliche Wandlung vollzogen, als man neben seiner positivistischen Leistung, der Analyse der Erfahrungserkenntnis und ihrer kritischen Sonderung von aller transszendenten Metaphysik, jetzt auch auf seine Weltanschauung, sein Lebensgefühl und sein sittliches Bewusstsein wieder entschiedenen Wert legt. Diese Wendung von der Erkenntniskritik zur Weltanschauung trat am schärfsten zutage in F. Paulsens „Kant" **(3927)**, der 1898 zum ersten Mal erschien nnd nunmehr in 4. Auflage vorliegt. Das Vorwort zur letzteren, das auch in das Festheft der Kantstudien **(3949)** aufgenommen worden ist, fasst noch einmal die wesentlichen Punkte der neuen, d. h. eigentlich der historisch unbefangensten Auffassung zusammen: Der Idealismus macht Kants beherrschende Grösse aus, aber nicht nur der praktische und der erkenntnistheoretische, sondern auch der metaphysische. Kant hat eine immanente Metaphysik, insofern die Grundstruktur unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes für den mundus sensibilis massgebend ist; und er hat eine transszendente Metaphysik, insofern die Grundstruktur unserer Vernunft den mundus intelligibilis, wennschon nicht in wissenschaftlicher Form, so doch durch praktische Ideen bestimmt. Während man also bisher den Bereich des Bewusstseins, der durch das anschauliche Denken nicht konstruiert werden kann, bei K. als ein Leeres ansah, das allenfalls durch ein ganz irrationales Erleben ausgefüllt würde, hebt P. die beiden bei K. vorgezeichneten Wege hervor, die in dieses Land hinüberführen: das reine (spekulative) Denken und die symbolische Ideenerkenntnis. „Kant gestattet sich, manches zu denken, was ihm von den Kantianern zu denken nicht erlaubt wird." — Von den Neuerscheinungen haben nur zwei Werke einen über die festliche Gelegenheit hinausgehenden bleibenden Wert, die deshalb hier vorangestellt werden mögen: Simmels Berliner Kantvorlesungen und das Festheft der Kantstudien. G. Simmels Werk **(3928)** gilt nicht dem historischen Kant, noch viel weniger seiner Person, die in einem fast zufälligen Verhältnis zu ihm gedacht wird, sondern seiner überzeitlich-systematischen Leistung. Nun ist sich ja gerade S. auf Grund seiner geschichtstheoretischen Anschauungen bewusst, wie subjektiv eine solche Deutung stets bleiben muss. Es wird viel in Kant hineingelegt, was er bei allem Tiefsinn und Scharfsinn im Zusammenhang seiner Problemlage unmöglich gehabt haben kann, und das hellste Licht fällt schliesslich doch auf sein Denken aus der letzten glänzenden Vorlesung, die ihn rein historisch wieder in seine Zeit versetzt und aus ihr heraus interpretiert. Aber der Versuch ist insofern zu rechtfertigen, als das Nebeneinander moderner und Kantischer Fragestellungen sowohl auf sein Suchen wie auf seine Lösung ein seltsam helles Schlaglicht wirft, so dass nun beide tatsächlich in den fortlaufenden Gang einer geistigen Bohrarbeit hineingerückt werden. Empfängt doch alles Historische erst dadurch sein eigentümliches Licht, dass es von seinen Folgen und Resultaten aus beurteilt wird. Die Auffassung S.s, deren Ausschliesslichkeit er jedoch selbst nicht zur rigorosen Forderung erhebt (S. 180), gipfelt darin: Kant ist im Grunde seiner Seele und auf allen Lebensgebieten völliger Intellektualist. Die Bedeutung des Primates der praktischen Vernunft bei ihm ist in unzulässiger Weise übertrieben worden: „Auch die unnachlässliche Strenge seiner Moral stammt aus seinem logischen Fanatismus, der dem gesamten Leben die Form mathematischer Exaktheit aufdrängen möchte." Überall sucht er den Bewusstseinstatsachen die eben noch rationale Seite abzugewinnen. Dies wird in den ersten sieben Vorlesungen für die theoretische Philosophie nachgewiesen. In der Mittellage zwischen Sensualismus und Rationalismus entsteht die Erkenntnistheorie des Apriori, die sich übrigens, wie ich dem Verfasser durchaus beipflichten muss, für die Praxis des Erkennens vom Empirismus nicht so erheblich entfernt (S.29, 33). Im einzelnen wendet sich S. gegen die illusionistische Deutung Kants, die man irrig aus seiner Raumlehre gefolgert hat, und weist darauf hin, dass äussere und innere Erfahrung hinsichtlich ihres Realitätswertes bei ihm völlig gleichstehen; er betont ferner das positivistische Moment und den

wichtigen funktionellen Gegensatz von Stoff und Form. Die Gesamtauffassung der Erkenntnistheorie aber heftet sich an den übergreifenden, subjektiv-objektiven Charakter des Erkennens. „Das Absolute des Subjekts und das Absolute des Objektes sind ineinandergewachsen" (S. 45). Noch origineller und wichtiger ist die Darstellung und Kritik der praktischen Philosophie. S. geht hier dem Kantischen Gedankengange zunächst verstehend und vertiefend nach; er entwickelt das Recht der Anschauung, dass nur die Handlung sittlich ist, die geschieht, weil sie sittlich ist. Er rechtfertigt die andere, dass unabhängig von allem Inhalt der Pflicht der blosse Formalcharakter der Pflicht zum Motiv werden soll, ja schliesslich auch die, dass das Kriterium dieses Charakters in der Möglichkeit liegt, sie als allgemeines Gesetz zu wollen. Mit der letzten Bestimmung hält er die Berücksichtigung der individuellen Umstände durchaus für vereinbar. Lückenhaft scheint mir die Angabe der Gesichtspunkte, nach denen Kant diese Möglichkeit, Allgemeingesetz zu werden, bemessen hat (S. 97 ff.). Nicht nur der Egoismus und die an Clarke erinnernde innerlich-logische Einheitlichkeit unseres Handelns kommen hier in Betracht, sondern auch die Idee vom Selbstwert und Selbstzweck des Menschen, die an die aristotelische Vollkommenheitsidee bedenklich nahe heranstreift. Im ferneren aber weist S. die Undurchführbarkeit dieser Ethik nach, die bei allem Verstehenwollen unleugbar bleibt: gerade die Aufnahme des individuellen Falles in das allgemeine Gesetz und umgekehrt ist unvollziehbar, Kants Glaube daran nur verständlich aus dem sozialen Optimismus des 18. Jahrhunderts. Im Anschluss hieran verwirft er die engherzige Alternative zwischen Glück und Sittlichkeit, zwischen die er eine dritte objektive Wertkategorie einschiebt, streift die Religionsphilosophie und gibt schliesslich im Zusammenhang mit dem (bloss funktionellen) Begriff des Dinges an sich eine ungemein scharfsinnige Kritik der Kantischen Freiheitsidee, die er als eine im Unendlichen liegende Aufgabe, nicht als ein ruhendes Sein deutet. Die vorletzte Vorlesung gibt einen Umriss der Ästhetik, während die letzte der ganzen vorangegangenen Kritik dadurch eine weitere Perspektive verleiht, dass sie die Kantische Philosophie als einen Ausdruck und Ausfluss der zeitgenössischen Aufklärungsidee von „Freiheit und Gleichheit" hinstellt. Für diesen individualistischen Liberalismus ist der Wesenskern in allen Menschen gleichgeartet: er ist das Abstraktum Mensch. Wenn nun auch das 19. Jahrhundert die Befreiung des Individuums aus einem solchen gesellschaftlichen Atomkomplex fortgesetzt und den Typus einer höher differenzierten, subjektivistischen Persönlichkeit geschaffen hat, so ist S doch der Überzeugung, dass neben diesem der alte individualistische Typus fortexistieren wird. — Aus dem Festheft der Kantstudien **(3949)** erwähne ich die Beiträge von **A. Riehl** („Hermann von Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant"; auch als **Sonderdruck**: 48 S. M. 0,80) und E. Troeltsch. Auf den Angaben der Helmholtz-Biographie von Königsberger fussend, gibt Riehl eine kritische Darstellung der verschiedenen Phasen, die in der Helmholtzschen Kantauffassung zu unterscheiden sind. Helmholtz hat bei allem Verdienst um die Wiedererweckung Kants die kritische Lehre eigentlich beständig mit der Sinnesphysiologie verwechselt und mit der in die Psychologie gehörigen nativistischen Theorie identifiziert. Er unterscheidet nicht zwischen dem Ursprung und der Gültigkeit der Erkenntnisse, dem Subjektiv-Apriorischen und dem Transszendentalen, während es Kant doch gar nicht auf den Nachweis der Subjektivität, sondern auf den der objektiven Gültigkeit des Subjektiven ankommt. Von hier aus werden die Missverständnisse in der Kausalitätstheorie und der berühmten Riemann-Helmholtzschen Raumtheorie aufgedeckt. Eine „physische Geometrie" kann es deshalb nicht geben, weil die geometrischen Sätze, deren Richtigkeit wir prüfen wollen, selbst die Voraussetzung für die Möglichkeit dieser Prüfung sind. In einer zweiten Phase („Die Tatsachen in der Wahrnehmung") bleibt trotz des rein empiristischen Standpunktes die Gesetzlichkeit des Geschehens für Helmholtz der beherrschende apriorische Begriff. In der letzten, die durch ein Nachlassblatt repräsentiert ist, ist auch diese zur blossen Hypothese herabgewürdigt. Diesen Standpunkt hält Riehl für unzulänglich, nicht um eine Hypothese, sondern um eine Bedingung der Erfahrung handle es sich. Es war schon oben darauf hingewiesen, dass für die Praxis des Erkennens diese beiden heterogenen Standpunkte gleiches leisten: Der Kritizismus fixiert nur, was für den Empirismus noch im Flusse und deshalb in der Umbildungsfähigkeit (Korrekturmöglichkeit vgl. Simmel N. 3928, S. 20 ff.) begriffen ist. — Die Wissenschaftsgeschichte zeigt, wie konstitutive und regulative Prinzipien ineinander übergehen. — Der sehr bedeutsame Aufsatz von E. Troeltsch **(3949)** („Das Historische in Kants Religionsphilosophie. Zugleich ein Beitrag zu den Untersuchungen über Kants Philosophie der Geschichte"; auch als Sonderdruck erschienen: 134 S., M. 3,00) bedeutet zunächst eine Fortsetzung früherer Versuche des gleichen Verfassers in der Protestantischen Realenzyklopädie, nachzuweisen, dass die Aufklärung, also auch Kant, nicht so ungeschichtlich und unpsychologisch gedacht hat, wie die landläufige Auffassung behauptet.

Ich bin auch durch diese neueste Darstellung nicht überzeugt worden: sie leistet Verdienstliches, insofern sie die geschichtlichen und psychologischen Momente bei Kant einmal sorgfältiger sammelt und energischer betont, als es sonst der Fall ist. Auch muss man zugeben, dass das Zurücktreten jener Momente zum Teil durch die andere methodische Aufgabe bedingt war, die Kant sich gestellt hatte: „Sein Denken steht durchaus in der Richtung auf das Normative.“ Endlich wird niemand bestreiten, dass im Anschluss an die vorwiegend ästhetische Fortbildung der Leibnizschen Monadenlehre und die englische Analyse der inneren Erfahrung von der Aufklärung eine fein differenzierte Psychologie entwickelt worden ist. Aber ebenso deutlich muss man empfinden, dass das historische Bewusstsein eines Herder und seiner Nachfolger, die damit gegebene organische Auffassung des Psychologischen, der feine Sinn für Umbildung, Wachstum, Anpassung, Relationen seelischer Art, diese ganze Errungenschaft der Romantik, der Identitätsphilosophie und ihres Entwicklungsgedankens im Bewusstsein Kants noch nicht emporgedämmert war. Und gerade weil er diese sinnberückende Fülle der Formen und Möglichkeiten weder nachleben konnte noch musste, vermochte er mit einer Zuversichtlichkeit auf die normative Frage vorzugehen, die wir eben wegen jener Kenntnisse und Erlebnisse noch nicht wiedergewonnen haben. Hiervon abgesehen aber bleibt der Studie das Verdienst einer tief eindringenden Würdigung der Kantischen Religionsphilosophie. Der Hauptschrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ schreibt T. nur Kompromisscharakter zu: sie ist ein zeitgeschichtlich bedingter Koalitionsversuch des Positiven mit dem Rationalen. Die eigentliche Lehre Kants aber behandelt er 1. unter dem psychologischen, 2. dem geschichtstheoretischen, 3. dem metaphysischen Gesichtspunkt. Der dritte bezeichnet die verborgene Wurzel, in der das Empirische und Rationale ihren letzten Einheitspunkt haben. Kants religionsphilosophisches Denken schliesst in einer ausgesprochen teleologisch-evolutionistischen Metaphysik ab. Die Stellung von T. deckt sich in wesentlichen Punkten mit der von Paulsen, dessen Kantauffassung gerade aus diesem Gedankenbereich wiederholte Bestätigungen findet (Sonderdruck S. 57,129). Es kann jedoch nicht verschwiegen werden, dass die ganze Abhandlung stark durch T.s eigene systematische Fragestellung beeinflusst ist, zu deren Kritik man meinen Aufsatz „Ernst Troeltsch als Religionsphilosoph“: Philosophische Wochenschrift 1906, II, Heft 2—4 vergleichen wolle. —

Eine Fülle kleiner Reden und Aufsätze über Kant reiht sich an diese beiden umfassenden Publikationen. Es sind Gelegenheitsschriften, die zum grossen Teil das Zeichen der Eile tragen, indessen zur Charakteristik der verschiedenen gegenwärtigen Auffassungen kurz erwähnt werden mögen. Benno Erdmann **(3929a)**, der ebenso wie Paulsen den für Kants System grundlegenden Unterschied von Denken und Erkennen hervorhebt, sieht die bleibende Leistung Kants in drei Punkten: 1. in der Begründung einer vom Subjekt ausgehenden Erkenntnistheorie, deren Problemstellung unverlierbar ist; 2. in dem inhaltlichen Grundgedanken seiner Ethik (sittliche Autonomie und Selbstzweck) und 3. in der definitiven Sonderung des Glaubens vom Wissen als des nur Erlebbaren vom Lehrbaren. Die Rede spielt vielfach auf moderne konfessionelle Schwierigkeiten an. — E. Kühnemann **(3930)** erblickt die Tat Kants in der Verlegung des Ideals aus dem Erkennen in das Tun. „In seiner sittlichen Arbeit (allein) ist dem Menschen das Reich des Unendlichen aufgetan“. — Th. Lipps **(3931)** dagegen verlegt die originale Leistung in die Entdeckung des Apriori auf den verschiedenen Gebieten des Geisteslebens, d. h. in die Hervorhebung der Autonomie des denkenden Geistes, der aus sich das Gesetz des Wahren, Guten, Schönen erzeugt und an die Objekte heranbringt. Wenn er den kategorischen Imperativ geistvoll so deutet, dass das Sittengesetz eine abgeschlossene Erfahrung aller menschlichen Zwecke, Motive, Umstände usw. voraussetze und auf solcher Grundlage ein prüfendes Nachdenken über den Rechtsgrund der einzelnen Maximen fordere, so liegt diese humanistische und lebensvolle Fassung des Sittlichen wohl mehr in seiner eigenen Fortbildung der Kantischen Ethik, als in ihrem ursprünglich formalen Rationalismus. L. hat den in ihr liegenden, tiefen, aber einseitigen Gedanken einer (fast juristisch) gesetzlichen Konstitution der sittlichen Welt dahin ausgeweitet, dass das volle denkende Erleben des Weltzusammenhanges allein die Basis einer vollendeten Sittlichkeit sein kann. Der sehr klar geschriebene Aufsatz schliesst mit der Mahnung, Kant als Vorbild in der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu bewahren. — Der Paulsenschen Auffassung am nächsten steht E. Adickes **(3932)** in seinem feinsinnigen Aufsatz „Kant als Denker“. Auch ihm ist es um den historischen Kant, ja, im Gegensatz zu Simmel, um das Verständnis seiner eigensten Persönlichkeit zu tun, nicht um einen der modernen Problemlage angeglichenen Kant. Ebenso sieht er in ihm einen aufbauenden, keinen zerstörenden Geist, einen „Metaphysikfreund“, keinen „Metaphysikfeind“. Freilich wird die immanente Metaphysik zu einer neuen Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis

(Wissensseite), die transszendente zu einer praktischen Glaubensmetaphysik (Glaubensseite). Kants eigentliche Neigung gehört nach A's Auffassung der letzteren. Zum Schluss wendet er sich gegen die Übertreibung der Frage: „Was Kant uns sein kann?“. „In den Regionen, wo freies Denken herrscht, werden Siege nicht mit Autoritäten früherer Jahrhunderte errungen, sondern allein mit den Waffen der Persönlichkeit und eigenster ihr entquellender Überzeugung.“ Kant ist für uns als historische Erscheinung in ihrem Eigenwert zu fassen; was wir von ihm lernen können, ist nicht die Philosophie, sondern Philosophieren. Dieser Mahnruf möge nicht ungehört verhallen! — W. Windelband (3941) streift in seiner Festrede weder die Erkenntnistheorie noch die Theorie der allgemeinen Werte, worin er sonst Kants Bahnen folgte, sondern legt diesmal den Akzent auf seine Weltanschauung, auf den in sittlichen Erfahrungen wurzelnden energischen Dualismus und seine neue Stellung zu dem fundamentalen Gegensatz der sinnlichen und übersinnlichen Welt. — Ganz ebenso bestreitet R. Eucken („Der Türmer“, Heft 5, S. 513–520), dass es sich bei Kant nur um ein kritisches System handle: „Jeder grosse Geist ist auch ein schöpferischer Geist, sein Wesen enthält innere Notwendigkeiten, die als Axiome der eigenen geistigen Existenz aller bewussten Arbeit vorangehen und ihr allererst eine bestimmte Richtung geben.“ Zwei Forderungen waren es, die Kant erhob und erfüllte: die einer strengen Wissenschaft und die einer kräftigen Moral. Auf beiden Gebieten führte er das Subjekt in sich selbst hinein, „aber er hat zugleich das Subjekt wesentlich vertieft und von aller blossen Punktualität befreit, indem er in ihm beim Denken eine intellektuelle Struktur, beim Handeln eine ganze Welt erkannte.“ — Mit gemischten Gefühlen im eigentlichen Wortsinne begrüsst C. Baeumker (Hochland I, 5, S. 576–592), der Strassburger katholische Philosophieprofessor, Kants Gedenktag; er möchte ihn feiern, ohne zu kritisieren, findet sich aber doch allenthalben gezwungen, auf seinen Gegensatz zu Kant hinzuweisen und sich gegen seine Resultate zu verwahren. So will er z B. die transszendente Kausalität und damit die aposteriorischen Gottesbeweise aufrechterhalten. Das Zentrum des kritischen Systems ist ihm die Moralphilosophie, Kants Bedeutung überhaupt findet er in seiner Fragestellung. Das System selbst will er nur als einen Typus des Denkens beleuchten, und die bleibende Bedeutung, die er ihm zuschreibt, vergleicht er mit der eines Kunstwerkes, an dem man lernt, auch wenn man es nicht nachahmt. — Paulsenschen Anregungen folgend, behandelt J. Kaftan das Thema: „Kant, der Philosoph des Protestantismus“ (Berlin, Reuther & Reichard, 34 S. M. 0,60). Philosophieren heisst ihm nach Gott fragen. Drei Wege zeigen sich: Der Weg durch die Welterkenntnis: ihn geht Aristoteles, der Philosoph der römischen Kirche; der Weg durch die Selbstbesinnung des Geistes: diesen lehrt Plato, der Gewährsmann der griechischen Kirche; endlich der Weg durch die sittliche Erfahrung: dass Kant diesen unter Negation der anderen wählt, macht ihn zum Philosophen des protestantischen Kultursystems. Man sieht: das Ganze ist der Weg einer gefälligen Konstruktion. — Endlich sei noch auf die allgemein gehaltenen Charakteristiken von A. Lasson (in **3948a**) und J. Walter (in **3950**) verwiesen. — Für den Germanisten von Interesse ist der Aufsatz von W. Uhl (in **3950**) „Wortschatz und Sprachgebrauch bei Kant“. U. gibt hier Direktiven für die Methode einer künftigen wissenschaftlichen Untersuchung von Kants Sprache, die sich zum Teil auch auf die neue Akademieausgabe seiner Werke beziehen, von der übrigens im Berichtsjahre Band IX (**3954**) erschien. Als Grenze der beiden von ihm angenommenen Stilperioden setzt U. das Jahr 1770. Es sei erwähnt, dass soeben (1907) als Ergänzungsheft der „Kantstudien“ eine Arbeit von H. E. Fischer, „Kants Stil in der Kritik der reinen Vernunft“ (Berlin, Reuther und Reichard, 136 S., M. 4,00) erschienen ist. — Sammler von Kantianis werden den Katalog der Gräfe & Unzerschen Buchhandlung in Königsberg (**3952**) zu Rate ziehen, in dem Porträts, Münzen, Originalausgaben usw. verzeichnet und zum Teil beschrieben sind. — Ich schliesse diese Kantübersicht mit dem Hinweis auf die vom katholischen Standpunkt geschriebene Abhandlung von K. Weiss (**3941a**) über Kant und das Christentum. Der erste, über Kants Religionsphilosophie referierende Teil enthält nichts Neues. Der zweite (Kants Einfluss auf die religiösen Strömungen) will beweisen, dass Kant nicht, wie Paulsen behauptet, als Philosoph des Protestantismus gelten kann. Er entwickelt die nach seiner Auffassung zwischen Kants antimetaphysischem und Luthers positivem Standpunkt bestehenden Unterschiede. Demgemäss deutet er die an Schleiermacher und Ritschl anknüpfende, von Kants Erkenntnistheorie beeinflusste und die Unerkennbarkeit Gottes lehrende moderne Theologie als einen Abfall vom echten Luthertum. Als Beispiele werden Weinel, Hermann, Harnack, Siebeck behandelt. Auch die Einflüsse Kants auf die katholische Theologie (Hermes und andere) werden erörtert, und schliesslich seine ausserdeutsche Wirkung, wobei auf Sabatier besonders ausführlich eingegangen wird. Derartige Streiflichter auf die protestantische Geisteswelt von katholischer Seite aus

sind für unsere Selbstbeurteilung immer von hohem Wert. Die vorliegende Schrift verdient ausserdem wegen der ausgebreiteten wissenschaftlichen Orientiertheit des Verfassers volle Beachtung. —

Die Feuerbachmonographie von F. Jodl (3955), der sich viel mit Feuerbach beschäftigt hat, wird dazu beitragen, die Verdienste dieses Philosophen, der nur noch unter dem konventionellen Stempel des Materialisten bekannt ist, um die Psychologie, speziell um die Religionspsychologie, wieder ins Gedächtnis zu rufen; natürlich auch ihre Grenzen. —

Das ganze letzte Drittel unserer Bibliographie gilt Friedrich Nietzsche, dem Vielumstrittenen. Sofern es sich nicht um eine persönlich-ethische Stellungnahme, sondern um ein würdigendes Verständnis seiner Gesamterscheinung, um Gesamtdarstellungen handelt, müssen wir vorweg bekennen, dass der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen ist. Noch ist alles in Gärung, teils geblendet, teils empört: nur eins ist mit Händen zu greifen: die tiefgehende Wirkung dieses Geistes auf die Gegenwart. Zarathustra liegt uns allen irgendwie in den Gliedern, aber wir haben weder für noch wider ihn die geeigneten Waffen, falls nicht blosser Widerwille oder blosse Begeisterung als solche gelten sollen. Nietzsche ist ein Lebensferment, keine Lebensform, möglicherweise ein Ziel, sicherlich kein Weg. Bei aller Macht der Phantasie besass er nicht die geistige Produktivität, um ein zusammenhängendes neues Bild vom Leben zu entwerfen, das irgendwie an die Realitäten und ihre Bewegungsgesetze anknüpfte. Wegen dieser (absichtlichen oder unabsichtlichen) Menschenunkenntnis ist er trotz allem ein „Neinsager"; ein „Jasager" aber ist er nicht im Sinne des Reformators, sondern im Sinne der Masslosen, der Phantasten, im Sinne derer, die keine Geduld haben, den wirklichen Menschen zu fördern, zu verstehen, Ehrfurcht zu üben und das grosse Ganze in seinen Zusammenhängen durch stetige Denkarbeit zu erfassen. Die Theorien des 18. Jahrhunderts banden sogar ihre Gottheit an das Gesetz kompossibler Realität. Nietzsche ist auch darüber hinaus: er wirft alle Fesseln ab, vor allem die intellektuellen: pereat mundus! Sein Ideal ist nicht aus der Wirklichkeit eines stetigen Erlebens heraus geboren, sondern hingeworfen mit der Willkür eines Traumbildes. Deshalb wird es mit diesem das Schicksal teilen, an der Wirklichkeit zu scheitern, statt sie zu überwinden. Nietzsche ist ein Trost für die Einsamen, die mit dem Leben nicht zurechtkommen, wie ihm selbst zuletzt ja alle Menschen unerträglich geworden wären. Er ist aber nicht für die, deren Schaffen von den drei Sternen geleitet wird: Abhängigkeit und Ehrfurcht gegenüber dem, was über uns ist, Verständnis für das, was vor uns Recht und Wert des Lebens besass, Tausch von Empfangen und Geben mit denen, die um uns sind. Auflösung dieser Zusammenhänge ist Entwurzelung des Daseins. — Nach achtjähriger Pause ist nun im Berichtsjahre endlich die zweite Hälfte des 2. Bandes der Nietzschebiographie, besser -apologie seiner Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche (3958) erschienen. Man muss für dies mühevolle Werk dankbar sein, und doch wird es einem schwer. Immer wieder regt sich der Wunsch, dass es wenigstens ein Bruder gewesen wäre, der dem Philosophen dies Denkmal liebevoller Pietät gesetzt hätte. Die Unfähigkeit der Frau, zwischen Liebe und Hass einen Mittelweg zu finden, tritt hier mit erschreckender Deutlichkeit zutage und entwertet das Buch als historisches Dokument für den Forscher, sofern Geschichte mehr als blosse Fakten bedeutet. Die Hauptperson trägt durchweg den Heiligenschein. Die übrigen schillern in tausend Farben, je nachdem der Moment sie mit Nietzsche in Einklang oder Missstimmung zeigt; keine Natur wird in ihrem eigentlichen Wesen aufgefasst, kein Vorgang in seiner psychologischen und chronologischen Folgerichtigkeit entwickelt. Paul Rée, der im Verein mit Frau Lou Andreas-Salomé (S. 403ff.) dem einsamen Denker eine besonders schwere Wunde geschlagen haben soll — nur ein hochgradig Nervenkranker ist so verwundbar — ist der „liebe und jahrelange Freund" (S. 416), der aber stets nur die gründlichste Verachtung erfährt. Ich will damit Rée und seine Äusserungen (vgl. dessen „Philosophie. Nachgelassenes Werk". Berlin. 363 S. 1903. Anhang. Herausgeber, nach der Vermutung der Frau Förster-Nietzsche S. 414, ist Lou Andreas-Salomé) keineswegs verteidigen. Aber die schiefe und schillernde Darstellung seitens der Biographin ist ein Beispiel, wie sehr es ihr an objektivem Eingehen auf Personen und Dinge fehlt. — Frau F.-N. hat sich veranlasst gesehen, diesem von 1880—1900 reichenden Schlussbande der Biographie eine zusammenfassende Darstellung der Anschauungen ihres Bruders (S. 696-759 und 767-815) einzufügen. Die Hauptveranlassung dazu bildet die Tatsache, dass die Verwaltung des Nietzsche-Archivs heute bereits eine tiefgreifende Umgestaltung des 15. Bandes der Werke, der den aus dem Nachlass rekonstruierten „Willen zur Macht" 1901 zum ersten Male brachte, für notwendig befindet. In späteren Auflagen soll er neu geordnet und um das doppelte Material vermehrt erscheinen (S. 767). Die Umrisse des Inhalts nach der Neuordnung gibt nun die

Verfasserin im Auszuge mit Nietzsches eigenen Worten an. Dabei wird an dem Plane vom 17. März 1887 (vgl. das Vorwort zum 15. Bande) festgehalten, der bekanntlich von Nietzsche selbst später aufgegeben und durch eine neue Stoffverteilung ersetzt wurde, deren erster Abschnitt sogar im „Antichrist" seine tatsächliche Ausführung erfahren hat. Soweit sich über die künftige Gestalt des 15. Bandes nach den jetzt gegebenen Auszügen urteilen lässt, wird es auch in ihm bei den disiecti membra poëtae bleiben, die an unsere Empfänglichkeit für widersprechende Urteile die bekannten Anforderungen stellen. (Man vergleiche z. B. S. 769 mit 784.) Die Biographie umhüllt das Ganze wiederum mit der üblichen Weihrauchwolke, die das Urteil der Nachwelt antizipiert; wennschon dies nicht ganz so vergötternd ausfallen wird, wie es weiblicher Anbetungsgabe erscheint, wollen wir doch der Hoffnung Ausdruck geben, dass es für die Goldkörner in diesem trotz aller Selbstquälerei nirgends zu Ende gedachten Dionysus-Dithyrambus nicht blind sein möge. Es erfordert z. B. eine eigene Gabe, um in der schillernden biologischen Erkenntnistheorie des 3. Buches die wahrhaft feinen Perspektiven aus der Fülle dessen, was das Versagen des Verfassers diesem Stoffe gegenüber beweist, herauszusondern. Wie seine Skepsis der Moral gegenüber schliesslich zur Begründung einer neuen Moral führt, verneint er hier den Wahrheitsbegriff, um ihn in neuer, freilich nicht ausgeführter Form wieder aufzurichten. „Wahrheit ist die Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Wert für das Leben entscheidet zuletzt" (S. 774 und 756). Welche Perspektive, und doch welches Versanden im flachsten Utilitarismus und in einer grobspekulativen Naturphilosophie! (S. 784f.) Höher steht das 4. Buch mit seinem feurigen Rufe nach Kraft und Selbstgenügsamkeit, nach g e s u n d e r Asketik. „Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerter." (Die Glanzstelle S. 800ff.) Dazwischen hindurch wandelt in neuer Gestalt das uralte, antik-griechische Ideal (S. 806, 750), ein grandioser Erziehungsgedanke (S. 806), und bei aller Sprunghaftigkeit fühlt man die innere Kontinuität in der Entwicklung des Denkers von der ersten Schrift bis zu dieser letzten (S. 811), die beiden Pole, mit denen sein Ringen nicht fertig geworden ist: nämlich einerseits das Apollinische (Fülle der Macht u n d Mässigung) und andrerseits das religiöse Moment des Abhängigkeitsgefühles und schonender Ehrfurcht, die ihm Decadenz-Erscheinung sind und bleiben. („Die Religion ist ein Fall der ‚altération de la personnalité'." Man erinnere sich aber seines blutigen Kampfes um Parsifal und vergleiche seinen S. 761 abgedruckten Brief an Gersdorff und das folgende.) „Diese Welt ist der Wille zur Macht — und nichts ausserdem! Und auch ihr selber seid dieser Wille zur Macht — und nichts ausserdem!" Die beiden ersten Bücher („Der europäische Nihilismus" und „Kritik der höchsten Werte") enthalten die rein negative Seite, darunter vor allem die Kritik des Christentums. Wenn er von den christlichen „Transzendentalisten" sagt: „‚Wahr', das heisst für sie: was dem Wunsche unseres Herzens entspricht" (724, 718), so bemerkt er gar nicht, dass er dasselbe erkenntnistheoretische Prinzip nach seiner Weise proklamiert hat. Unterscheidet doch auch er bei der „unendlichen Ausdeutbarkeit der Welt" solche Deutungen, die Symptome des Wachstums, und solche, die Symptome des Niedergangs sind, führt also den Wahrheitsbegriff zuletzt auf eine Kraftbewährung zurück. Aber man vermisst bei ihm eine allseitige Besinnung darüber, was denn für die menschliche Natur Macht bedeuten kann, an welchen Realitäten der Mensch wächst und ob nicht gerade in der christlichen Lösung das höchste Machtbewusstsein angedeutet ist, dessen der Mensch fähig ist. (Vgl. gelegentliche Zugeständnisse, wie S. 719.) Seine neue Moral freilich, die von „physiologischen" Grundlagen der Werte, und seine Erkenntnistheorie, die von der Leiblichkeit als der höchsten Gewissheit ausgeht, beweisen, wie tief er aus Zeiten materialistischer Denkweise hervorgegangen ist. In seine Bewunderung für die urwüchsige Kraft eines Luther mischt sich sogleich ein Bedauern, dass er sie auf so „abgeschmackte Hinterwäldlerprobleme" verwandte, während zu gleicher Zeit in Montaigne schon eine so „tapfere und frohmütige Skepsis" möglich war. Sollte dieses Ausfallen deutsch-religiösen Sinnes auch physiologisch zu deuten sein? Und seinem früheren Heros Schopenhauer soll es an historischem Instinkt fehlen, während Nietzsche doch selbst den historisch-sozialen Instinkt, aus dem er die Moral utilitarisch erklärt (S. 742), völlig entwertet und Lügen straft! Dann wieder ordnet er sich selbst halbsatirisch dieser Moral ein, indem er sich zum Erfüller ihres Wahrhaftigkeitsgebotes aufwirft! Aber es ist fraglich, ob man einen Philosophen mit Gründen kritisieren darf, der selbst bei allem Ruf nach Kraft sich in blosser Reflexion verpufft und doch zugleich erklärt, dass alles Bewusstwerden einen „Niedergang der Instinkte", „ein Unbehagen des Organismus" ausdrückt. Rousseau kam über die Philosophie der Tiervergötterung schliesslich hinaus; hier aber haben wir das Schauspiel eines krankhaften, von allen Hemmungen befreiten Geistes, dessen Philosophie sich am Zer-

stören erfreut, statt ihr Ideal zu einer universalen Lebensmacht auszuweiten. Denn wer sind die wenigen, für die die ganze Menschheit Mittel ist (S. 789; sehr charakteristisch über die Frauenfrage: S. 799), wer darf diesen Ruf als an sich ergangen betrachten? Wer ist sicher davor, dass er nicht bloss seine „wilden Hunde“ loszulassen strebt? Wirklich, eine Philosophie für „Ausnahmemenschen“, und ein so „hochstehender Philosoph“, dass man gar nicht den Versuch machen sollte, ihn mit den „ordinären“ Massstäben zu kritisieren, die der Realität und uralten Menschheitserfahrungen entnommen sind! Eine Philosophie des Gründertums nach Stimmung und Schicksal! — Unter den biographischen Tatsachen der hier behandelten Zeit interessiert natürlich am meisten die Krankheitsgeschichte. Bekanntlich zeigt sich nun in der Darstellung der Schwester die Tendenz, die Zeit bis 1882 als die eigentlich kranke, die Zeit während der Abfassung der Hauptwerke aber als eine völlig gesunde, nur von seelischen Leiden getrübte darzustellen. (Vgl. Kapitel 36.: Rückblick auf Gesundheit und Krankheit.) Dass dieser Versuch völlig misslungen ist, kann niemand bezweifeln. — Man muss daher P. J. Möbius **(3961)** gegen die hasserfüllten Vorwürfe in Schutz nehmen, dessen Buch als ein „jämmerlicher, wahrhaft dilettantischer Versuch“ hingestellt wird; es gründe sich auf unbewiesene Hypothesen und auf Nachrichten, „die aus einem wahren Morast von Neid, Bosheit und Unwissenheit zu stammen scheinen“. Die gründliche, geschickte und überzeugende Arbeitsweise des jüngst verewigten M., was die Heranziehung und Verwertung des literarischen Materiales für die Diagnose betrifft, hat sich mir gelegentlich eines Rousseaustudiums an allen Einzelheiten bestätigt; absolut exakte Beweise gibt es auf solchen Gebieten natürlich nicht. Seine Schrift über Nietzsche ist nicht von der Sympathie getragen, die er Rousseau entgegenbringt. Doch drängt sich die Abneigung keineswegs hervor, und die ganze Darstellung macht den Eindruck eines wohlgefügten Gebäudes. Er behält dabei schonend im Hintergrund, was Frau Förster-Nietzsche dennoch besonders gegen ihn aufbringt, dass nämlich angeblich bei Nietzsche in Leipzig eine luetische Ansteckung vorangegangen sei, ohne die die Paralyse nicht aufzutreten scheint. Die Gründe dafür wie dagegen entziehen sich in gleicher Weise der Kritik; es soll ferner hinzugenommen werden, dass der Verlauf dieser Paralyse durchaus atypisch war, so bliebe nur die Frage zu erörtern, ob die in ihrem Wesen unerkannte und vielleicht durch das unbekannte javanische Schlafmittel mitbestimmte Geisteskrankheit mit ihrer Inkubationszeit bis in das Jahr 1882 zurückreicht. Die Bedeutung dieser Frage wird aber von Frau Förster-Nietzsche in ihrer Ängstlichkeit völlig schief aufgefasst. Denn das an sich Vernünftige und Wertvolle kann nicht dadurch entwertet werden, dass ein teilweise Geisteskranker es geschaffen hat: der Gedanke gilt um seiner objektiven Bedeutung willen, nicht seinem Urheber zuliebe. Erst wenn ein Gedanke so beschaffen ist, dass er weder logisch, noch psychologisch-teleologisch restlos verständlich wird, ist der Übergang zum Verfahren der Psychopathologie gerechtfertigt, besonders wenn sie so überzeugende Analogien beizubringen vermag, wie in diesem Falle. Sollte es sich auch nicht um eigentliche Paralyse handeln, so würde das, was Frau Förster-Nietzsche über die Wirkung des Chlorals berichtet, genügen, um psychopathische Zustände zu beweisen. Ihre tendenziöse Behandlung der Frage aber ist geeignet, gegen ihre Objektivität noch stärkere Bedenken zu erregen. — Dass es sich in erster Linie um die Frage handelt, ob Nietzsche wirkliche Lebenswerte gelehrt habe, wird auch von dem Schweden P. Bjerre **(3963)** völlig verkannt. Da er dies unbewiesen voraussetzt, ist es natürlich sekundär, ob ein Geisteskranker dahintersteht; solange es aber bestritten wird, hat die Frage ein Recht, ob nicht manches Unerklärliche bei Nietzsche auf Rechnung einer krankhaften Euphorie kommt. B. geht aus von der Polemik gegen Möbius (der übrigens B.s ganze Ansicht S. 108, 111, 193 ebenfalls ausspricht), ist aber als Laie in medizinischer Hinsicht völlig von ihm abhängig. In immer neuen Wendungen stellt er die These auf: „Wenn uns Worte des Lebens von einem Mann gekommen sind, der an einer tödlichen Geisteskrankheit litt, so ist es bedeutungslos, ob sie Früchte seiner Krankheit sind oder nicht.“ In diesem Falle hat sogar die Krankheit die Befreiung des innersten Kernes der genialen Persönlichkeit, wie anderwärts der Alkohol, befördert, denn sie zersprengte die seit Jahrtausenden im Leben der Menschheit festgewordenen Ideenverbindungen und schuf Raum für eine neue, schöpferische Lebensauffassung. (Man sollte meinen, zu allererst müsste bewiesen werden, dass dabei nicht eine Zerstörung, sondern ein Lebenswert herausgekommen ist; seltsame Logik!) Der zweite Teil richtet sich gegen den Spencerschen Entwickelungsbegriff, der sehr oberflächlich gefasst und nach seiner zweiten, wichtigeren Seite, der Seite der Integration, gar nicht untersucht wird. Der richtigen Auffassung zufolge soll das Leben die durchgängige Tendenz zur Auflösung zeigen. „Etwas ist aufgelöst, damit etwas anderes frei werden

könnte." Auch dies wird bis zur Ermüdung wiederholt; nirgends ein Kriterium zwischen dem Sinnlosen und dem Wertvollen, nirgends eine Andeutung, worin denn nun die Tiefe des Neuen liegt, das hier geschaffen. Blosses Freiwerden ist noch keine Entwickelung. In solchen unklaren, nur halb zu Ende gedachten Ideen steckt die grosse Gefahr der Nachfolge Nietzsches, die das Quantum von Grossem und Wahrem in ihm allmählich ganz verschleiern wird. Andererseits muss es, wie ich zum Schluss dieser Ausführungen betonen möchte, als Grundsatz aufgestellt werden, dass die medizinischen Resultate niemals gegen, sondern immer nur für Nietzsche verwandt werden dürfen, d. h. zur Ausscheidung des absolut Sinnlosen, Widerwärtigen, Krankhaften. Das übrige gehört vor das Forum einer anderen Kritik. —

Einzelstudien. Eine psychologische Porträtschilderung Nietzsches beabsichtigt R. Willy (3861a). Von der Benutzung der Nietzscheliteratur hat er dabei abgesehen. Der Verfasser besitzt, wenn ich nach einigen Proben urteilen darf, einen glücklichen psychologischen Blick. — In R. M. Meyers (3968) „Gestalten" ist auch sein Aufsatz über Nietzsche aufgenommen, der einen Überblick über Leben und Schaffen des Forschers, des Künstlers und des Ethikers gibt. Den „Zarathustra" erklärt M. für das tiefste Buch, das ein Mensch schrieb. Das Vorbild Nietzsches für die Kunstform des Aphorismus findet er mehr in dem Spanier B. Gracian (übersetzt von Schopenhauer), als in Schopenhauer selbst und La Rochefoucauld. Wenn er bezüglich der Entstehung des Wortes „Übermensch" an Goethe erinnert, so sei erlaubt, hier auf die häufige Verwendung dieses Wortes im lehnsrechtlichen Sinne bei Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, Teil III. 1794 zu verweisen. (vgl. auch R. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe, 2. Auflage). — In der Absicht, Nietzsches Sympathie für F. Hölderlin psychologisch zu begründen, hat der Referent in einem im Berichtsjahre erschienenen Essay (Ed. Spranger, Friedrich Hölderlin. Ein Beitrag zur Psychologie: Gegenwart 65, S. 340—344) die modernen Züge in der Seele des Griechenschwärmers aufgesucht: die Einsamkeit des ästhetischen Selbstgenusses, die damit endet, dass man nur noch sich selbst erlebt, die Positivität des Leidens, in dem sich das Lebensgefühl zu einer ungeahnten Höhe steigert, und die Schicksale, in denen eine solche, zwischen zarter Verletzlichkeit und höchster Innenkraft schwebende Seele sich endlich verzehrt. —

Unter den Schriften, die Nietzsches Philosophie behandeln, stellt sich H. Bélart (3975) ein dankbares Thema: „Nietzsches Metaphysik". Die Durchführung ist unzulänglich. Es wird keine zusammenhängende Entwickelung der zum Teil unausgesprochenen metaphysischen Voraussetzungen des Nietzscheschen Denkens gegeben, nicht einmal eine ausreichende Darstellung seiner wichtigen Beziehungen zum Darwinismus, sondern eine schwerfällige Aneinanderreihung und Vergleichung von Stellen aus Kant, Schopenhauer, Darwin, Häckel und Nietzsche. — Predigten in einer christlichen Kirche über die sittliche Lebensanschauung F. Nietzsches zu halten — ein romantischer Gedanke! Gleichwohl halte ich es durchaus für möglich, dass der Ruf dieses Antichristen nach Kraft, Selbständigkeit und Vertiefung als ein Ferment der Gegenwart auch in die christlichen Gedankenkreise aufgenommen wird. Nur die Art, wie A. Kalthoff dies in seinen „Zarathustrapredigten" (3977) durchführt, scheint mir ein Irrweg. Wie ich schon im vorigen Jahre (JBL. 1903, S. 722f.) hervorhob, zeichnet den Verfasser eine gewisse Leichtigkeit im Argumentieren aus. Unter der Fülle schöner, klangvoll und reich gefügter Worte merkt der Leser gar nicht, wie wenig die eigentliche Sache durchdrungen wird. Die Ausgleichung des christlichen und des Nietzscheschen Prinzips, sei sie als Verschmelzung oder als Neugründung gedacht, ist eine Frage, die zu den tiefsten Problemen unseres geistigen Daseins gehört. Die Antwort K.'s ist nichts als leichtsinniges ästhetisches Blendwerk, das selten in die Sache, nirgends in die Tiefe dringt. Von christlichen Gedanken ist recht wenig übriggeblieben (vgl. jedoch S. 106): vielmehr liegt dahinter ein monistischer Pantheismus. Zur Preisgabe alter Werte ist K. übrigens mehr als bereitwillig, was ja verständlich ist, da „der hässlichste Mensch" für ihn wie für Nietzsche der Historiker ist: Nietzsche ist sein Prophet, „dieser Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, gegen den gehalten selbst ein Goethe wie ein Plebejer erscheint" (S. 109). Vermutlich ist es der Wille zur Arbeit, der Goethe und andere zum Plebejer stempelt. In der Tat muss sein Bemühen um Selbsterziehung, Selbstbildung und Selbstüberwindung sehr philisterhaft neben dem erscheinen, der von sich sagte: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!" und: „Wenn ich alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewusstsein sterben, dass künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihr Gelübde tun." (So zweimal im Mai 1884. Vgl. N. 3999, S. 231 und 613.) K., der so wenig Verständnis für einen historischen Gott und die geschichtliche Seite der Religion besitzt, hat den Ruhm, der erste Kleriker zu sein, der auf das neue Papsttum schwört. Unduldsamer als Nietzsche ist nie ein Mensch gewesen. Aber wollte man selbst die historische

Wurzelung als etwas für den Menschen Zufälliges ansehen, so erscheint nun der alte herrliche Gedanke von dem unendlichen Wert jeder Menschenseele, gleichviel, auf welcher Stufe sie bereits stehe, verwandelt in das Evangelium der Herrenmenschen, die, ohne Blick für das metaphysische Geheimnis, unsern Beherrscher, nur ihre eigene Kraft, Freiheit und Vollkommenheit geniessen. Es sei hier erinnert an die Frage, die Edm. Burke der äusseren Revolution 1794 entgegenhielt: „Wozu soll der Mensch die Freiheit verwenden, die man ihm gibt?" —

Von Nietzsches Briefen, der zurzeit wichtigsten Quellenpublikation, ist der dritte Band erschienen (3999). Obwohl die zweite Hälfte (B., Schuster & Loeffler, 652 S.) erst die Jahreszahl 1905 trägt, referiere ich hier über beide zugleich. Als Herausgeber der zweiten Hälfte zeichnet neben der Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche noch Peter Gast. Die erste Abteilung umfasst die Korrespondenz mit Friedrich Ritschl (1866—76), Jacob Burckhardt (1874—88), Hippolyte Taine 1886—88), Gottfried Keller (1882—86), Heinrich von Stein (1882—85; oben bereits besprochen), Georg Brandes (1887—88); die zweite Abteilung die mit Hans von Bülow (1872—87), Hugo von Senger (1872—73) und Malwida von Meysenbug (1872—88). Die Erläuterungen der Schwester sind im Stile der Biographie gehalten. An Umfang und Bedeutung nimmt der letztgenannte Briefwechsel die erste Stelle ein; er ist nächst dem mit Erwin Rohde der ertragreichste für die Kenntnis Nietzsches. Sein inneres Verhältnis zu Wagner — durchaus der Exponent seiner Grundnatur — spiegelt sich in diesen Äusserungen zu der begeisterten Wagnerfreundin und harmonisch gereiften, tief angelegten Frau, die dem jungen Genius eine Zeitlang bewusst, wennschon wider seinen Willen, zur Seelenführerin wurde, nach allen seinen Phasen mit grosser Treue. Und noch ein anderes tritt selbst dem Laien, wenn er diese Briefe im Zusammenhang liest, mit zwingender Deutlichkeit ins Bewusstsein, dass nämlich mit dem Jahre 1883 spätestens die Zeit der beginnenden Krankheit einsetzt. Die auch hier eingestreute entgegengesetzte Behauptung der Schwester wird fast durch jedes Blatt widerlegt. Vorher spricht eine feurige, geniale, sonnige Natur; nach diesem Zeitpunkt der Grössenwahn und ein sprunghaftes Denken, Masslosigkeit und Menschenverachtung. Dabei ist es besonders merkwürdig, dass diesem Propheten des Übermenschen gerade alle wahrhaft schöpferischen Naturen ein Greuel wurden: Jesus, Kant, Schopenhauer, Wagner. Der Eindruck dieser Wendung stand mir fest, ehe ich bei Moebius die gleiche Zeitbestimmung fand, die übrigens schon früher Th. Ziegler aus stilkritischen Gründen gegeben hatte. Ich erwähne, dass Moebius einen Teil dieser Briefe bereits aus Malwida von Meysenbugs Buch „Individualitäten" (1901), jedoch ohne genaues Datum, gekannt hat. —

Über den neu erschienenen 14. Band der Werke (4002), den 6. der 2. Abteilung (Nachlass), die damit vollständig wird, da Band 15 schon früher erschienen ist, kann ich kurz sein, denn die Bedeutung des neuerschlossenen Materiales für das Gesamtwerk Nietzsches kann an dieser Stelle doch nicht erörtert werden. Die Aphorismen sind wie im 13. Bande nach den Gesichtspunkten: 1. Erkenntnistheorie, 2. Rangordnung, 3. Kultur und Kunst, 4. Weib, Liebe, Ehe (enthält Beachtenswertes, harte Urteile über Hölderlin!) geordnet. Der zweite Teil enthält Nachträge aus der Zeit der Entstehung des Zarathustra (1882—85), Pläne und Gedanken aus der Zeit der Entstehung von „Jenseits von Gut und Böse" und der „Genealogie der Moral" (1883—87), endlich Ungedrucktes aus dem Vorredenmaterial (1885—88). —

Unser Abschnitt schliesst mit einigen Essays über hervorragende Naturforscher, unter denen der Erforscher der Pflanzenzelle J. M. Schleiden (4010—10b) an erster Stelle steht, weil sein 100. Geburtstag in das Berichtsjahr fiel. —

Lessing.

(IV, 6 = N. 4020—4048b.)

Erich Schmidt.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1905 wird im sechszehnten Bande nachgeliefert.]

Herder.

(IV, 7 = N. 4049–4090.)

Ernst Naumann.

Biographien und Charakteristiken. — Gesamtdarstellungen. — Biographische Einzelheiten. — Persönliche und literarische Beziehungen. — Geistesleben: Philosophie. — Ethische Anschauungen. — Religiöse Anschauungen. — Pädagogik. — Kunstanschauung. — Bedeutung für die Gegenwart. — Briefe. — Werke.

Biographien und Charakteristiken. Gesamtdarstellungen. In einer Einleitung fasst H. Kühnemann **(4049a)** Herders Leben in lichtvoller Übersicht zusammen. — In dem Berichtsjahr ist noch eine Reihe von Festartikeln, Reden und Berichten aus Anlass der Herderfeier im Jahre 1903 erschienen **(4051, 4052)**, ebenso von H. Stephan **(4050)** ein zusammenfassender Bericht über Jubiläumsschriften theologischer Richtung. — Vom englischen Gesichtspunkte aus würdigt H. Breul **(4052)** Herder, insbesondere als Vermittler zwischen den Nationen mit Hinweis auf seine Studien der englischen Literatur, Percys, Ossians, Shakespeares. Er bezeichnet ihn als den ersten deutschen Schriftsteller, der die Dinge geschichtlich betrachtete, als einen Kritiker, der von allen Gegenständen seines Studiums die Entwicklung zu zeigen versuchte, und dessen Endziel die Geschichte des menschlichen Geistes in allen seinen Betätigungen gewesen ist. — Ein Schattenbild des Oberberghauptmanns August von Herder, des zweiten Sohnes des Dichters (JBL. 1904, 14837), ist, wie Wappler (FreibergAV. 40, S. 93 f.) berichtet, dem Bergmännischen Museum in Freiberg einverleibt worden. —

Biographische Einzelheiten. In Herders Familienleben eröffnet K. Muthesius **(4053)** einen innigen Blick. Das traute Verhältnis zwischen Herder und seiner Gattin, sowie zwischen Vater und Kindern tritt in einer Reihe neu mitgeteilter Zeugnisse, meist Briefen der Kinder, freundlich hervor. —

Persönliche und literarische Beziehungen. Für die Vermutung, dass Goethes Satyros sich auf Herder beziehe, bringt H. Funck **(4056)** eine Äusserung Zimmermanns vom 23. Juni 1774 bei, nach welcher Goethe „gegen Herder und die Madame Herder eine Farce mit nächstem werde drucken lassen, in welcher beide aufs äusserste durchgezogen seien". — Für den Diakonus S. F. Trescho, der als Peiniger Herders gilt, verlangt Joh. Sembritzki **(4062)** eine mildere Beurteilung. Herder sei nicht mit Schreibarbeiten überlastet, auch nicht von Treschos Schwester zu wirtschaftlichen Verrichtungen gebraucht worden; er fand aber in dessen Hause nicht bloss Kost und Schlafstätte, sondern vor allem Ruhe und Stille und eine reiche Bibliothek; der von der Mutter verzogene, in der Schule eingeschüchterte Knabe blieb dem ernsten Manne gegenüber verschlossen. Trescho suchte dem jungen Herder zu helfen, war aber selbst arm. Eine Untersuchung der Quellen erschüttert die Glaubwürdigkeit Puttlichs und Blankes und führt Herders gereizte Urteile auf das rechte Mass zurück; Trescho hat zu den Ausfällen in Herders Schriften geschwiegen und gegen Herder keine Verstimmung gezeigt, als dieser die Verbindung wieder anknüpfte. Sie haben sich beide wieder die Hand gereicht. Literarische Anregungen Treschos lassen sich in einigen Gedichten, aber auch in den Theologischen Briefen und in der Adrastea nachweisen. —

Geistesleben. Philosophie. Das Kennzeichnende in Herders Geschichtsbehandlung erblickt J. Goebel **(4064)** darin, dass dieser den in umfassendster Weise beherrschten naturwissenschaftlichen und weltgeschichtlichen Stoff lebendig machte, um der Menschheit ein Ziel zu zeigen in der Humanität, die wiederum einen wesentlich deutschen Inhalt erhielt. Er hat die Weltansicht vorbereitet, der wir heutzutage folgen. — Geringer schätzt A. Stark **(4052)** den Geschichtsphilophen Herder ein, auch wird er dessen Auffassung des Christentums nicht gerecht; er erkennt jedoch den vorbildlichen Wert Herders als „Erziehers" an. —

Ethische Anschauungen (Freimaurerei). In Herders Lebensweg nimmt L. Keller **(4066)** einen weitreichenden Einfluss der deutschen Sozietäten und der in ihnen vertretenen Logenkreise an, denen Herder besonders sein Fortkommen in Königsberg, sowie schnelle äussere Umformung und gesellschaftliche Entwicklung in Riga zu danken habe. Durch seinen Eintritt in die Loge daselbst sei seiner Denkweise und seinen Studien eine bestimmte Richtung gegeben, besonders auch für sein Bildungsideal die beiden Gesichtspunkte: Herausarbeitung der Persönlichkeit und Bildung zur Humanität. Auch in den Beziehungen Herders zu dem Hofe von Schleswig-Holstein, zu den Hamburgern, sogar in seinem Anteil an der Tischgesellschaft in Strassburg glaubt K. den Einfluss und die Vermittlung der

Sozietäten zu erkennen. Auch in Weimar fand Herder zahlreiche Vertreter derselben; sein Fernbleiben von der Loge wurde durch die Rücksicht bedingt, die er als Generalsuperintendent auf die Geistlichkeit zu nehmen hatte. Aber Teilnahme an maurerischer Versammlungen in Gotha lässt sich nachweisen, ebenso Verkehr mit den führenden Männern der maurerischen Kreise. Die Anregung, welche ihm Lessings Freimaurergespräche gaben, ist bekannt. In dem Verhältnis zu Goethe bildet die Zugehörigkeit zur Loge das vermittelnde Band, das auch der gemeinsamen Weltauffassung zugrunde lag; Herders Hauptwerke aus der Weimarer Zeit entsprechen demselben Geiste. Die wachsende Entfremdung, in die Herder gegen Ende seines Lebens mit aller Welt geriet, erstreckte sich nicht auf den Maurerbund; in jene Zeit fällt vielmehr der enge Verkehr mit F. L. Schröder in Hamburg und der Anteil an dessen freimaurerischen Forschungen und Bearbeitung der Logenrituale. — O. Baumgarten (Monatsschrift f. die kirchl. Praxis 1904 Heft 4) bezeichnet jedoch die Behauptung, Herder habe sich um die Reinigung des britischen Systems der Freimaurerei besondere Verdienste erworben und habe seinerseits durch Mitglieder der Loge nachdrückliche Förderung und Unterstützung erfahren, als einseitig. — Dass Herders Anteil an Schröders Arbeiten von sehr geringem Umfang war, zeigt das bei F. W. Rademacher (**4066d**) veröffentlichte Material. Herder machte Vorschläge und Bemerkungen, er wollte „Stunden erhaschen, um das reine Gebäude nach seiner Idee hinzustellen, sein Name sollte ewig verschwiegen bleiben", aber seines Augenleidens wegen hat er von dieser Bearbeitung Abstand genommen. — Nach O. Meixner (**4066c**) lässt sich nicht feststellen, welche Einzelheiten Schröder nach des Freundes Rat gestaltet hat, von einem wirklichen Einfluss sind nur Spuren erkennbar. — Der Anrede „Bruder" bedient sich, wie W. (Wald) (**4066**) nachweist, Herder in dem Briefwechsel mit Schröder nur ausnahmsweise. — W. Begemann (**4066a**) schlägt die geistige Einwirkung der Loge auf Herder weit geringer an als L. Keller und stellt die bisher bekannten Tatsachen über Herders Beziehungen zur Loge klar zusammen; seine Kenntniss darüber habe Herder aus gedrukten Büchern geschöpft. — Unter dem Namen Damasus Pontifex gehörte Herder nach L. Keller (**4066**) dem Illuminatenorden an; über sein inneres Verhältnis zu diesem ist nichts bekannt. — Reden, zu Herders Hundertjahrfeier gehalten, bezeugen das lebhafte Interesse der Logen an seiner Persönlichkeit und Lebensarbeit. So feiert ihn L. Keller (**4066b**) als den umfassenden Geist, der alles, was die grossen Denker vor ihm gefunden hatten, in sich aufnahm und zum Bau der Humanität verwandte, aus dem Altertum besonders den Platonismus. — In der Entwicklung des Begriffs der Herderschen Humanität bleibt L. Klapp (**4066e**) auf halbem Wege stehen, er weist die grundlegenden Ideen, die der Entwicklung aller menschlichen Kräfte und Fähigkeiten und die Idee der Religion bis zu dem Herderschen Urteil nach: je reiner der Gottesglaube, um so mehr fördere er die Humanität. Aber Herder ging weiter. — B. A. Wagner (**4066b**) spricht es aus, dass Herder als den Höhepunkt der Entwicklung zur Humanität die reine Christusreligion bezeichnet. — W. Begemann (**4066a**) führt aus Herders Schriften den übrigens längst erbrachten Beweis, dass nach Herder die Humanität sich am reinsten im Christentum zeige, welches nach der menschenfreundlichen Denkart seines Stifters der höchste Bund der Freundschaft und Bruderliebe sein sollte. — Auch L. Keller (**4066**) weist auf Herders Verehrung für die Person Christi hin, als des geistigen Erretters, der echte und wahre Menschen und Kinder Gottes bilden wollte, und erinnert daran, dass für Herder zum Unterschiede von der christlichen Religion die Religion Christi die echteste Humanität ist. — Herders Humanität beleuchtet in Goethescher Auffassung und mit dem Nachweise, dass sie dem Nationalgefühl keinen Eintrag getan hat, B. Suphan (**4052**). — Zur Erforschung des Ursprungs der Freimaurerei hat Herder, wie L. Keller (Die Sozietät der Maurer und die älteren Sozietäten. JBL. 1903. 14907) ausführt, in den Gesprächen über Freimaurerei den richtigen Weg eingeschlagen, nämlich an die Kultgebäude der Gesellschaft anzuknüpfen, aber er wäre weitergedrungen, wenn er auch die Kultgebräuche und Kulthandlungen zum Gegenstand der Untersuchung gemacht hätte. So bleiben Herders Hindeutungen auf den Ursprung der Gesellschaft teils unzutreffend, teils unklar, wenngleich das Eingehen auf das Konstitutionenbuch ein richtiger Gedanke war und zwischen diesem und Herder in einem wesentlichen Punkte, dem Zusammenhang mit den Akademien, eine überraschende Übereinstimmung vorhanden ist, während Herder auf den in derselben Quelle behaupteten Zusammenhang der italienischen mit den älteren Akademien nicht eingeht. Der Name Sozietät wurde neben anderen Bezeichnungen von Logen oft geführt und auch von den im Jahre 1717 vereinigten vier Londoner Logen angenommen. Mit dem Durchsetzen des überwiegenden geistigen und politischen Einflusses der germanischen Rasse begann ein germanisches Zeitalter des Menschheitsbundes. —

Religiöse Anschauungen. Mit Beziehung auf die religiöse Frage der Gegenwart erblickt O. Baumgarten (4070) die eigenste Berufsaufgabe Herders darin, dass er von dem Bildungsideal der Humanisten zu den Lebensideal des Christentums eine Brücke zu schlagen hatte, d. h. die geistig hochstehenden und literarisch gebildeten Kreise für die christliche Humanität zu gewinnen suchte. Aber jene Brücke reichte nicht hinüber zu einem festen Ufer eines gewissen Glaubens; es blieb in Herder bei einem wogenden Kampfe verschiedener Sphären. Sein Glaube ruht sicher am Busen der Natur; er kennt keinen Zwiespalt zwischen Herz und Geist; er vermochte nie die religiöse Wahrheit von der poetischen klar zu unterscheiden; Herders Gott ist seine eigene Seele, die ihre reiche Welt durchdringt und geniesst und in ihr ruht. Dieser Gott ist aber auch seine Schwäche, er entscheidet nicht seine Gewissensfragen und entzieht ihn nicht seinen Zweifeln. So habe er das religiöse Problem der Gegenwart nicht gelöst. — K. Sell (4068) schildert Herders religiöse Entwicklung historisch nach der Reihenfolge der Schriften, er bezeichnet seine kirchengeschichtliche Stellung als die des ersten Vermittlungstheologen lange vor Schleiermacher; der Überlieferung gegenüber hat er seinen Platz neben dem Philologen F. A. Wolf. Ihm bleibt der Ruhm, als einer der ersten Begründer der modernen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts festgehalten zu haben an deren Vereinbarkeit mit den Bedürfnissen der Religion und eines liberal gehaltenen Christentums. Ein Zug spinozistischer Mystik kennzeichnet seine religiösen Überzeugungen. — Theologischen Forschern, Kanzelrednern und Jugendbildnern ruft H. Dechent (4071) zu: „mehr Herder"; die ästhetische Betrachtung der heiligen Schrift, wie sie Herder gelehrt hat, ist von höchster Bedeutung für das Verständnis der Bibel, wie für die Predigt und den Religionsunterricht, selbstverständlich ist sie nicht der einzige Gesichtspunkt oder das letzte Ziel. —

Pädagogik. Über Herders Verhältnis zur Schule berichtet Jaro Pawel (4073a), Herders Entwicklungsgang zusammenfassend und auf die Schulreden, sowie auf die Weimarer Wirksamkeit als Ephorus des Gymnasiums und auf seine Fürsorge für die Volksschulen näher hinweisend. — E. Naumann (4073b) sieht die organisatorischen Gedanken, die Herder in seinem Reisejournal entwickelte und in Weimar nur in geringem Umfange in die Tat umsetzen konnte, in den Reformanstalten der Gegenwart zum Teil verwirklicht. Die auf diesen neugeordnete Folge der Sprachen, der Unterbau in einer „Realschule nützlicher Kenntnisse und Wissenschaften" nähern sich Herders Schulplan in hohem Masse. —

Kunstanschauung. Hogarths Lehre von der Schönheitslinie verwirft Herder, aber er erkennt in Hogarth den Beweis, dass Malerei von Körpern und lebendigem Leben abhänge. Somit trat er nach R. Riethmüller (4057) ein für eine wissenschaftliche Ästhetik „von unten" auf. —

Bedeutung für die Gegenwart. Herders Einwirkung auf die Nachwelt und grösstenteils auch auf die Zeitgenossen bezeichnet O. Baumgarten (4083) als eine wesentlich mittelbare, seine Ideen sind so schnell in die Bildung des deutschen Volkes übergegangen, dass man den Urheber darüber vergass. Nur auf Goethe und die Romantiker hat er unmittelbar gewirkt. Der Gegenwart ist er der Vater des neudeutschen Humanismus, der eine Brücke sucht zwischen der Geistesbildung und einer von jeder kirchlichen Verengung befreiten christlichen Religion. —

Briefe. Den einzigen erhaltenen Brief Herders an die Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe druckt Th. Gaedertz (4059) vollständig ab, ebenso eine von Herder aus Tauler für die Gräfin abgeschriebene Erzählung von dem Manne, der einem andern den Weg zur Seligkeit wies. Weitere Mitteilungen aus Handschriften umfassen Bemerkungen eines Amtsbruders in Bückeburg über Herders Konfirmationsunterricht, sowie Gedichte und Aufzeichnungen von Herders Weimarer Freundin Sophie von Schardt, in denen ihre religiöse Unruhe sich ausspricht. —

Werke. „Ideen" aus Herder stellt Fr. von der Leyen (4087) zusammen, um das, was an Herder unsterblich ist, den weitesten Kreisen nahe zu bringen. Die Sammlung umfasst grosse Teile des Reisejournals, den Redner Gottes, das Denkmal Johann Winckelmannes fast vollständig, Bemerkungen über Lessing, Ausschnitte aus den Fragmenten, den Kritischen Wäldern, aus den Abhandlungen: Über den Ursprung der Sprache, Auch eine Philosophie, Shakespeare, Über Ossian, und umfangreiche Partien aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und führt somit zu den Schätzen von Herders Gedankenwelt, die in der Stille noch auf die Gegenwart wirken, selbst wo man ihren Urheber nicht kennt. — Eine treffliche Auswahl veröffentlicht E. Kühnemann (4049a), um Herder im edelsten Sinne als Lehrer zu zeigen und in reicher Fülle das zu bieten, was für die heutige Bildung noch unmittelbar lebenweckend sein kann. — Aus den Ideen teilt B. Suphan (4088) Stellen über das Papsttum mit — F. Lienhard (4089) druckt den Aufsatz „Iduna" ab. — Ein Gedicht „Für Dich", das zuerst in

der Zeitschrift: „Der Ziegeldecker im Osten von Altenburg" 1847 Nr. 11 und 12 erschienen, dann aber der Vergessenheit anheimgefallen und auch in die Suphansche Ausgabe nicht aufgenommen ist, wurde in zwei Veröffentlichungen wieder bekannt gemacht (**4066b** und **4090**); K. A. Böttiger hat es gekannt und mit Bemerkungen versehen. Zwei andere Gedichte „Die Gewalten" und „Die Schiffahrt des Lebens" werden in derselben Quelle 1848 S. 97 und 1851 S. 62 nachgewiesen. — Erneute Nachforschungen nach dem Text der Herderschen Trauerrede auf den Hofrat Dr. G. Chr. Handtwig, gestorben zu Riga 1767, die von J. B. Fischer, Geschichte der Loge zum Schwert in Riga, Riga 1789, S. 4 bezeugt, bei Kloss, Bibliographie der Freimaurerei S. 91 Nr. 1311 aufgeführt und deren Drucklegung auch von B. Suphan Bd. 4 S. 501 behauptet wird, haben zu keinem Ergebnis geführt, so dass die von W. Begemann (**4066a**) wieder aufgenommene ältere Vermutung, die Trauerrede beruhe nur auf einem Druckfehler für Trauerode, noch immer nicht ausgeschlossen bleibt. —

Goethe.

Allgemeines.

(IV, 8a = N. 4091—4170.)

Max Morris.

Zusammenfassende Darstellungen. — Einzelstudien. — Goethe und das Ausland. — Weltanschauung und Philosophie. — Religion. — Naturforschung. — Ästhetik. — Stellung zur bildenden Kunst. — Verhältnis zur Schauspielkunst. — Verschiedenes. — Werke (Weimarische Ausgabe, Jubiläums-Ausgabe, Ausgabe des Bibliographischen Instituts, andere Ausgaben). — Sprache. — Jahrbücher und Zeitschriften. —

Zusammenfassende Darstellungen. Chr. Schrempf (**4108**) bietet den ersten Band eines Werkes, das ohne pragmatische Erzählung den Gehalt an Gesinnung und Gedanken aus Goethes Leben und Schriften herausheben will. Er unterscheidet den sinnlichen, ästhetischen und menschlichen Leser und wendet sich an den letzteren, dem er das Werden von Goethes Persönlichkeit so zeigen will, dass er „eine fruchtbare Verschmelzung der Erfahrung des Dichters mit dem Ertrag des eigenen Lebens vollziehen kann". Sch. schildert also zunächst die wesentlichen Erlebnisse des Knaben Goethe: die Gesamtkultur, in die er hineingeboren wurde, das Bild seiner Vaterstadt, die Charaktere der Eltern und, so fährt er fort, nicht Goethes Leben, sondern sein Erleben zu begleiten und seine Persönlichkeit in ihrem Werden nachzuschaffen. Die klar und warm geschriebene Darstellung führt einstweilen bis zum Übertritt nach Weimar. Bestimmte neue Resultate wird man hier nicht erwarten, aber das Buch gibt ein eindringliches und alle guten Kräfte in des Lesers Seele wachrufendes Gesamtbild des Menschen Goethe. — Eine ähnliche Aufgabe hat sich M. Diez (**4091**) gestellt. In drei Kapiteln — Leben, Dichtung, Weltanschauung — versucht er ein Gesamtbild von Goethe zu entwerfen, und soweit das Missverhältnis des ungeheuren Stoffes zu dem beschränkten Raum es gestattet, ist der Versuch wohlgelungen. D. hat eine lebhafte Empfindung für geistige Grösse und findet für das, was er zu sagen hat, frische selbstgeprägte Worte, so dass man nicht, wie so oft bei allgemeinen Betrachtungen über Goethe, das alles schon bis zum Überdruss gehört zu haben glaubt. Etwas wissenschaftlich Neues wüsste der Referent nicht herauszuheben. —

Einzelstudien. Die Schrift von B. Münz (**4095**) über Goethe als Erzieher besteht im wesentlichen aus Goethezitaten, die aber grossenteils nicht als solche kenntlich gemacht, sondern zu einem fortlaufenden, unklar disponierten Vortrage vereinigt sind. Der fortwährende, für das Auge nicht kenntliche Wechsel von inhaltschweren herrlichen Worten Goethes und dürftigen Verbindungssätzen von Bernhard Münz erzeugt ein unbehagliches Schwindelgefühl. Kundige können allenfalls eine unterhaltende Aufgabe darin finden, sich der ursprünglichen Stelle und des eigentlichen Zusammenhangs zu erinnern. In einem bei Gelegenheit dieser Schrift verfassten Feuilleton überblickt A. Langguth (Nat.Zg. N. 723) seine eigenen Bemühungen, Goethes Erziehungsgrundsätze für die gegenwärtige Schule fruchtbar zu machen, und stellt fest, dass das nicht gelungen ist. Es bleibt also immer nur übrig, Goethe für die stillere Betrachtung und Arbeit in Studier-

stube, Haus und Familie zu verwerten. — Den Erneuerer Goethe preist R. Wustmann (4096) und zeigt an gutgewählten Beispielen, wie er an dem überlieferten Gut aller Kulturkreise, an der Bibel, der Antike, der deutsch-romantischen und der orientalischen Literatur seine Gabe der vertiefenden und umbildenden Erneuerung bewährt hat. Es ist kein Zufall, dass er Titel wie der neue Amadis, Paris, Pausias, Kopernikus liebte. Herrlich hat er verblichenes Sprachgut, Sprichwörter und ältere deutsche Bildersprache erneut. Vor allem aber war er sein eigener unermüdlicher Erneuerer. — E. Wolff (4097) stellt im Anschluss an Hehn den Süddeutschen, den Franken Goethe dar, der die Rhein- und Mainlandschaft als das ihm gemässe Lebenselement empfindet, und dessen Dichtung und Naturforschung aus unmittelbarem Anschauen quillt gegenüber der norddeutschen Welterfassung durch Reflexion. Bezeichnend ist es, wie Goethe 1795 wiederholte Einladungen nach Holstein ablehnt in der Befürchtung, dass man seine „menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte". Seine Natur- und Weltbetrachtung stellt auf wissenschaftlichem wie künstlerischem Boden den Charakter seines Stammes in genialer Steigerung dar. Er hat in Leipzig und Weimar mitteldeutsche Einflüsse empfangen und verarbeitet, aber der Kern seines Wesens bleibt von dieser an sich heilsamen Kultivierung unberührt, bleibt naturelementar süddeutsch. — R. Jaffé (Geg. N. 38) klagt mit Recht, dass die gegenwärtigen Liberalen einseitig Goethe für sich in Anspruch nehmen, und nimmt ihn darauf ebenso einseitig für die gegenwärtigen Konservativen in Anspruch. —

Goethe und das Ausland. In einem solid gearbeiteten und gut geschriebenen Buche stellt F. Baldensperger (4104) die Wirkung Goethes auf Frankreich dar. Wir können an dieser Stelle das Werk nur kurz behandeln, da es ja weniger Goetheforschung, als ein Kapitel der französischen Geistes- und Kulturgeschichte bietet. B. führt uns von den Anfängen der Goethekunde in Frankreich — einem ungünstigen Artikel über Clavigo im Journal encyclopédique vom Dezember 1774 und den ersten Werther-Übersetzungen von 1776 und 1777 — bis zu den Goethestudien von Lichtenberger und Chuquet, den Gedanken von Anatole France über Faust, den geistvoll fingierten Nouveaux Entretiens avec Eckermann von Léon Blum und einem dramatisierten Werther von P. Decourcelles (1903). Ein halbes Jahrhundert lang ist Goethe für Frankreich der Dichter des Werther. Bei ungünstiger Beurteilung durch die Kritik hat der Roman einen gewaltigen Erfolg beim breiten Publikum. Von 1776—97 erschienen 15 Übersetzungen beziehungsweise Neuauflagen, und Sénan-Cours Oberman, Frau von Krüdeners Valérie, Frau von Staëls Delphine, B. Constants Adolphe, Chateaubriands René stehen unter dem Einfluss des Werther. Um 1830 führt der Sieg des romantischen über das klassische Theater zu einem Erfolge des „Faust", der sich aber mehr in populären Bearbeitungen, Umbildungen, Illustrationen äussert, als in ernstlicher Erfassung von Goethes Drama. Überhaupt ist eine wirkliche Einbürgerung Goethes in Frankreich bis heute nicht erfolgt, aber die jeweilig führende Richtung befruchtet sich auch an Goethe. Der Durchbruch einer individualistischen Literatur am Schlusse des 18. Jahrhunderts wurde durch Werther gefördert, Frau von Staël und die Romantiker stützen sich auf ihn in ihrem Kampfe gegen den Klassizismus, Faust und die Balladen werden zu Hilfe gerufen gegen einen beschränkten Rationalismus, Geoffroy de Saint-Hilaire kann sich in seinem Kampfe gegen Cuviers starre Katastrophentheorie auf Goethes Zustimmung berufen, und die Reaktion gegen die Romantik in den 50er Jahren sieht in Hermann und Dorothea ein Muster derjenigen Poesie, die bürgerliche Tüchtigkeit darstellt und preist. So wirkt Goethes Einfluss immer im Sinne des jeweiligen Fortschritts, nach dem Reichtum seiner Natur, die für jeden ehrlich Strebenden fruchtbare Impulse birgt. Goethe hat nicht, wie E. T. A. Hoffmann, eine unmittelbare Wirkung auf breite französische Massen ausgeübt, aber alle Phasen der französischen Entwicklung im 19. Jahrhundert haben sich an ihm befruchtet, mit Ausnahme des Impressionismus und des Naturalismus. Die Goncourt haben ebensowenig wie Zola ein Verhältnis zu ihm. Die Universitäten und Akademien bleiben ihm gegenüber kühl, Rom und Genf, der katholische und der kalvinistische Kreis, verhalten sich feindlich zu ihm. Das Schlusskapitel mündet in eine Vergleichung Goethes mit Victor Hugo als dem grössten Franzosen des 19. Jahrhunderts. Victor Hugo kämpft für äussere Freiheit, gegen gouvernementalen, kirchlichen, hierarchischen, konventionellen Zwang, Goethe für Befreiung von den Feinden in unserem Busen: Unwissenheit, Gewöhnung, Furcht und Vorurteil. Goethes Werk wird lange Zeiten überdauern, weil er zwischen der starren klassischen Regel und der schrankenlosen Willkür der romantischen Subjektivität das sachliche Verfahren übt, dem einzelnen Kunstwerk die in seinem Stoff und seiner Sonderart liegenden Möglichkeiten und Formen zu finden. — Einen kleinen Einzelbeitrag zu Baldenspergers Thema bietet W. Martinsen (4101): er berichtet über den Enthusiasmus Flauberts bei der

ersten Lektüre des Faust und zeigt, wie dieser Eindruck dann auf Flauberts „Tentation de Saint-Antoine" gewirkt hat. —

Weltanschauung und Philosophie. Wie in den vorangehenden Jahren versucht man, Goethes Weltanschauung durch Vergleichung und Kontrastierung mit den Gedanken der grossen Philosophen von verschiedenen Seiten her zu beleuchten. B. Bauch (4109) legt Goethes Verhältnis zu Spinoza, Giordano Bruno, Aristoteles und Kant dar. In der Grundüberzeugung von der All-Einheit des Seins, in der Formel Deus sive natura ist Goethe mit Spinoza einig, aber diese Überzeugung wurzelt bei ihm nicht im rationalen Denken, sondern im Gefühl, und auch ihren Inhalt erfasst er anders. Ihm ist das All-Seiende ein ewig Wirksames, Individualitäten Zeugendes, während es für Spinoza kein eigentliches Geschehen gibt, sondern nur ein zeitlos mathematisches Folgen. Goethe sucht aus der Substanz das Individuelle herauszuholen, Spinoza nimmt es in die Substanz zurück. Näher steht Goethe dem Giordano Bruno, für den das All-Eine selbst voll ewigen Lebens und Wirksamkeit ist und sich in seinen besonderen Gestaltungen lebendig und wirksam darstellt. Neben dem mathematischen und dem physikalischen Minimum, dem Punkt und dem Atom, hat Bruno das metaphysische Minimum, die Monade, d. h. die konkrete Individualität. Eben dieser Begriff der Monade ist es, der in Goethes weiterer Entwicklung immer klarer und schärfer aus der Idee der all-einen Gott-Natur herauskristallisiert. Damit nähert er sich aber nicht Leibniz, mit dessen spiritualistischer Metaphysik er nur das Wort „Monade" gemein hat, sondern vielmehr dem Aristoteles. Er selbst sagt übrigens einmal von Leibniz: „Was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden." Aber Goethes Gegensatz zur teleologischen Naturbetrachtung trennt ihn auch wieder von Aristoteles. Er vollzieht eine Synthese zwischen absoluter Kausalität und Zweckmässigkeit, für ihn ist wie für Giordano Bruno die Natur zugleich Künstlerin und Kunstwerk, der Zweck ist selbst Natur, und sie erreicht ihn in ihren individuellen Gestaltungen. Dadurch erlangt nun Goethe eine objektive Norm für die Wertung einer jeden solchen Entelechie: Wie eine jede zweckvoll wirkt, danach bestimmt sich ihre Bedeutung. Die höchsten erreichen einen solchen Wert, dass „die Natur ihrer nicht mehr entbehren kann". Hier entspringt sein Glaube an eine graduelle Unsterblichkeit, in dem er sich nahe mit Kant berührt. Goethes Weltanschauung ist keine wissenschaftlich-philosophische, sondern eine philosophisch-künstlerische. In der Harmonie seines Wesens finden alle Gegensätze ihre Versöhnung, in ihm verstehen sich Aristoteles und Bruno, verbinden sich Spinoza und Kant. — Auch nach der wenig übersichtlichen Darstellung von A. Prack (4116) hat Goethe aus Leibnitz und Spinoza sich das ihm Gemässe angeeignet, und zwar nach dem Vorgange Herders, der in seinem Buche „Gott" die Durchkreuzung des Spinozismus mit der Monadenlehre schon vollzogen hatte. — Die Parallele von Goethe und Bruno führt G. Schneiderreit (4115) näher aus. Dabei legt er weniger Wert auf Goethes vorübergehende Beschäftigung mit Bruno 1770 und dann wieder 1812, als auf ihre gleichartige Geistesrichtung: sie sind Denker und Dichter zugleich, ihnen ist alle Materie beseelt, die Welt von Gott erfüllt, das Böse keine selbständige Macht, sondern ein unseren kurzsichtigen Augen als störend erscheinender Teil des harmonischen Ganzen, der menschliche Wille relativ frei, das Individuelle kein blosser Schein, die menschliche Erkenntnis im Wesentlichen nicht trügerisch, das ideale Sein im Raum und Zeit erscheinend und wirksam. Die Verwandtschaft ihrer Welterfassung ist grösser als die zwischen Spinoza und Goethe. — Um verwandte Gedanken handelt es sich in der gross angelegten, aber etwas künstlichen Parallele zwischen Hegel und Goethe, die M. Dressler (4118) durchführt. Die Vereinigung von Pantheismus und Individualismus, die Bauch (s. o. N. 4109) als eine Synthese von Spinoza und Aristoteles auffasst, ist für D. eine solche von Spinoza und Leibniz; dass aber der Kern von Goethes Weltanschauung eben in dieser Synthese zu finden ist, betonen beide Autoren übereinstimmend. Hegel findet sich nun nach D. mit Goethe in dieser Weltanschauung zusammen, soweit der Denker mit dem Künstler, der Wissende mit dem Schauenden übereinkommen kann. Was sie trennt, ist der Gegensatz der Methode, in der Goethe vielmehr mit Schellings Verfahren der intellektuellen Anschauung übertrifft. Dagegen besteht zwischen Schelling und Goethe ein Unterschied der Sache nach. Denn am Ende kommt Schelling wieder beim Dualismus an: das individuelle Sein, die Dinge, die Welt sind ausserhalb der absoluten Totalität oder Identität, der Indifferenz zwischen Objekt und Subjekt. Ganz im Sinne Goethes unterscheidet dagegen Hegel von der abstrakten oder formellen Identität, dem Monismus, der von den lebendigen Unterschieden abstrahiert, die konkrete Identität, welche die Unterschiede wesentlich in sich schliesst. Für Hegel wie für Goethe ist das Wesen der Welt Gott, so dass das Wesen von der Erscheinung nicht zu trennen ist und sich ganz darin offenbart und durch Entwicklung verwirklicht. Der dunklen, schmerzlichen Seiten der Entwicklung waren sich der Philosoph wie der Dichter

bewusst, sie ist das Thema der Phänomenologie und des Faust. Im Eingang beider Werke steht das Individuum, das stürmisch für sich alle Lust, Macht und Wahrheit fordert, und beide schliessen mit dem Tode des tatenmüden, schuldbeladenen Individuums, aber zugleich mit seiner Erhöhung ins Ganze, Allgemeine. Die Übereinstimmung Goethes und Hegels auf der letzten Höhe des Gedankens zeigt sich darin, wie sie beide unabhängig voneinander die Gesamtnatur in ihrem Verhältnis zum Individuum fast mit denselben Worten schildern. — Bei ihren Parallelen stellen Bauch und Dressler ausdrücklich den tiefinnerlichen Gegensatz zu Kant fest, der die Natur als Produkt des menschlichen Bewusstseins erfasst, während Goethe im Ganzen der Natur die Einheit sieht, aus der sich der Inhalt der Erfahrungswelt dem Subjekt anschaulich erschliesst. Aber dieser Gegensatz wird nach K. Lasswitz („Kant und Goethe": Zeitgeist N. 6) nur durch den verschiedenen Gebrauch der Worte „Natur" und „Bewusstsein" bei Kant und Goethe vorgetäuscht. Sie sind darin einig, „dass aus dem unbekannten und unerschöpflichen Quell alles Daseins sich durch die Arbeit der Erkenntnis das aussondert, was wir als die gesetzmässige lebendige Wirklichkeit des Naturgeschehens um uns und in uns wahrnehmen, und damit zugleich auch unser eigenes psychologisches Bewusstsein in Raum und Zeit". In der Art des Ausdrucks beider liegen merkbare Gegensätze, aber diese ergänzen sich wie Theorie und Praxis. Wo sich beide auf ihrem Wege treffen und verstehen, wie in der Kritik der Urteilskraft, da finden wir den Ansatz kostbarster Früchte, die in der Zukunft reifen sollen. Dass Kant und Goethe im Grunde übereinkommen, zeigt sich an Schiller, der ihre Anschauungen in seiner eigenen Natur verband und die Verschiedenheit ihrer Wege, sowie die Einheit ihres Ausgangspunkts und Zieles überschaute. — Rob. Neumanns Abhandlung „Goethe und Fichte" **(4117)** behandelt überwiegend die Lebensbeziehungen der beiden. Für unser Kapitel kommt hier hauptsächlich der Anhang in Betracht, worin N. die in Goethes Bibliothek enthaltenen Werke Fichtes aufzählt. Sie sind zu einem beträchtlichen Teil nicht aufgeschnitten. Spuren ernstlicher Benutzung zeigt das Exemplar der „Grundlagen der Wissenschaftslehre", dem eine schriftliche Disposition mit Benutzung von Fichtes Einteilung und Überschriften beigeheftet ist, und „Über den Begriff der Wissenschaftslehre". Hier hat Goethe eine Anzahl von Stellen, besonders im ersten Abschnitt, angestrichen und einige Randnotizen gemacht, die N. mitteilt. — Goethe und Nietzsche vergleicht A. Lang **(4119)** vom katholischen Standpunkt aus. Sie haben beide — der eine im Faust, der andere im Zarathustra — den vergeblichen Versuch gemacht, das Problem des Lebens abseits von der christlichen Weltanschauung oder gar wider sie lösen zu wollen. — Als ein Satyrspiel zu diesen Untersuchungen über Goethes philosophische Gedanken mag hier noch die Schrift von M. Seiling **(4112)** genannt werden. S. zeigt darin von neuem (vgl. JBL. 1901, IV, 8a²:21), dass Goethe ein Okkultist war, also ein Gesinnungsgenosse von S., rechnet dann gründlich mit den bösen Zeitungsredaktionen ab, die seine Artikel über dieses Thema nicht aufnehmen wollen, und krebst schliesslich mit Erich Schmidts und des Referenten Nachweis von der Verwendung Swedenborgischer Vorstellungen im Urfaust. — Die Dissertation von Helene Herrmann **(4110)** bringt das erste Kapitel einer umfassend angelegten Untersuchung über die psychologischen Anschauungen des jungen Goethe. Die Einleitung schildert den Stand der theoretischen und künstlerischen Psychologie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die intellektualistische Psychologie von Leibniz beherrscht in der ihr durch Wolff gegebenen schulmeisterlichen Form jahrzehntelang die Anschauungen der Deutschen. In den 50er Jahren wandelt sie sich zum populären Eklektizismus: Einflüsse von Locke, dem französischen Sensualismus, selbst vom Materialismus her kreuzen und schwächen Leibniz' hohe Konzeption einer einheitlichen, lebendigen, im kontinuierlichen Werden von Vorstellungen sich betätigenden Seelenenergie. Mit dem theoretischen verbindet sich das praktische und künstlerische Interesse an der Seelenkunde, genährt durch die Psychognosis der englischen moralischen Wochenschriften, durch Molières typische Charakterologie und durch Richardsons beschreibende Darstellung feststehender Charaktere. Klopstocks Dichtungen bergen keine Menschenkunde, aber einen unerschöpflichen Tönereichtum unbewusster Gefühlspsychologie. In die Tiefen des Willenlebens werden die Deutschen durch die neuentdeckte Dichtung Shakespeares eingeführt. Wieviel von diesen mannigfach verzweigten und gekreuzten Richtungen auf den Knaben Goethe gewirkt hat, bleibt ungewiss. Die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" von dem Trost, den ihm die Lehre der Stoa in seinem ersten Liebesschmerz bot, ist wohl künstlerisch komponiert. Rabener und Gellert werden ihm Elemente der Psychognosis, Molière und andere französische Dramatiker die typische Charaktererfassung vermittelt haben. Für die weiteren Kapitel gliedert sich die Darstellung von Helene H. nach dem Schema: Anregung zum psychologischen Nachdenken durch Lehre und Lektüre,

theoretische psychologische Äusserungen in den Briefen und in der Poesie, Selbstbeobachtung und Menschenbeobachtung, ebenfalls auf Grund der Briefe und der Dichtung. Durchgeführt ist dieses Schema hier für die Leipziger Zeit. Das zweite, die Frankfurter Zwischenzeit vor Strassburg behandelnde Kapitel ist nach demselben Schema behandelt, aber hier nicht abgedruckt, die weiteren Kapitel sind noch unvollendet. Die Verfasserin mustert also zunächst die durch Gellert im Kolleg vermittelte und die durch Lektüre von Lessing und Mendelssohn aufgenommene Theorie, die psychologische Einwirknng des durch Oeser vermittelten Ideals der edlen Einfalt und stillen Grösse, die halbwissenschaftliche Anregung zur Psychognosis durch die Wochenschriftliteratur, und wendet sich dann zu der wirksameren psychologischen Anregung, die dem jungen Goethe aus der Poesie seiner Zeit zufloss. Die Lebensweisheit der epikuräisch-horazisch-französischen Grazienpoesie und die Psychologie in Wielands Erzählungen werden in feiner Gesamtcharakteristik dargestellt. Das Resultat aller dieser Einwirkungen verfolgt die Verfasserin nun in den Leipziger Briefen, der gleichzeitigen Lyrik und der Laune des Verliebten, um dann in ihrem einstweilen letzten Abschnitt darzulegen, was die Leipziger Briefe an Elementen der Selbstbeobachtung und Menschenbeobachtung aufweisen. Die anfangs im Sinne der gleichzeitigen Charakterologie auf Erfassung eines festen Wesenskerns gerichtete Selbstbeobachtung des jungen Studenten wendet sich weiterhin mehr dem Verlauf seiner Gefühle, seiner Laune und Stimmung zu, wie sich das besonders in dem bekannten Brief an Behrisch zeigt, worin Goethe den Ablauf seiner Eifersuchtsqualen von Stunde zu Stunde beschreibt. Die sorgfältige und gelehrte Untersuchung der Verfasserin bringt in dem einstweilen vorliegenden Teil vielleicht mehr Belehrung über die Psychologie des 18. Jahrhunderts als Ergebnisse für die Goetheforschung, aber das liegt in der Natur des Materials und wird sich im weiteren Verlauf der Arbeit ändern. —

Religion. In einem Buche über die Religion unserer Klassiker (**4120**), mit dem K. Sell sich an einen weiteren Kreis von Gebildeten wendet, nimmt Goethe fast die Hälfte des Raums ein. S. hat Goethes Verhältnis zur Religion schon früher in einer eigenen Schrift (JBL. 1899, IV 8a: 75a) behandelt, und wir weisen auf die damit übereinstimmende erneute Darstellung nur kurz hin. Kundig und ohne das mindeste theologische Vorurteil legt S. die Wandlungen in Goethes Verhalten zur Religion dar und hebt zugleich den bleibenden Kern hervor. Goethe war „ein an die Bibel in freier Weise sich anschliessender Autodidakt, ein nur dem Zeugnisse des eigenen Gewissens folgender Gläubiger". Seine Religion ruht im Gegensatz zum Rationalismus auf dem Grunde einer neuen Weltanschauung, auf naturwissenschaftlichen und philosophischen Voraussetzungen, wie sie sich erst heute allgemein durchgesetzt haben, während die Aufklärung ganz und gar sich auf die vorkritischen Philosophen stützt. Eine als Anhang gebotene brevierartige Sammlung aus Goethes Gedankendichtung und Spruchweisheit soll zeigen, „dass der tiefste Trieb seines Wesens der war, in allen seinen Studien sich mit Gott und Welt ins Gleichgewicht zu setzen". Aus S.s Ausführungen heben wir als besonders wertvoll die meisterhafte Charakteristik des Mephistopheles S. 172 heraus. — Eine leichthin zusammengetragene Blumenlese von Aussprüchen Goethes über religiöse Fragen bietet Th. Achelis (**4121**). —

Naturforschung. Der Aufsatz von F. Gräntz (**4123**) bringt die bekannten Tatsachen und geläufigen Urteile. — W. May (**4124**) bietet in einem Sammelbande vier Aufsätze, deren jeder eine Parallele zwischen zwei Naturforschern durchführt: Goethe und Humboldt, Goethe und Darwin, Humboldt und Darwin, Darwin und Häckel. Die beiden unter unseren Bericht fallenden Vergleichungen sind ohne Zwang behandelt. M. vergleicht Humboldts Verhältnis zum jüngeren Forster mit dem Goethes zu Herder, stellt Goethes und Humboldts bergbauliche Tätigkeit, sowie Goethes italienische und Humboldts Tropen-Reise in Parallele, kontrastiert Goethes reiches und Humboldts armes Liebesleben, vergleicht dann wieder die beiden als ästhetische Naturbeobachter und als Historiker ihrer Wissenschaft und lässt seine Darstellung in eine Übersicht über die Lebensbeziehungen zwischen dem naturforschenden Poeten und dem poetischen Naturforscher münden. Bei dem Vergleich von Goethe und Darwin hebt M. die Gabe des fruchtbaren Aperçu hervor, vermöge deren sie im einzelnen und Kleinen das gesetzmässige Grosse sehen. Beiden ist die Naturwissenschaft Naturphilosophie, und die Häufung von Tatsachen ohne leitende Idee erscheint ihnen wertlos. Als Gegner der teleologischen Naturbetrachtung sehen beide im Menschen ein Naturwesen, aber Goethe geht von der Einheit der Natur aus und schöpft diese Idee in der Tiefe seines Wesens, während Darwin zu ihr als dem Endresultat seiner Einzelforschung gelangt. Der Aufsatz mündet in eine umsichtige Untersuchung der alten Frage, wie weit Goethe den Deszendenzgedanken erfasst hat. Bei der Unbestimmtheit vieler hierher gehöriger Sätze kann man ja seine zweifellos vorhandenen Vorahnungen höher oder geringer einschätzen. M. entscheidet sich im wesentlichen

zutreffend dahin: „Goethe war wohl, wie von dem Flusse aller Dinge, so auch von dem Flusse der Arten, nicht aber mit gleicher Sicherheit und Entschiedenheit von ihrem kontinuierlichen Zusammenhang, von ihrer Blutsverwandschaft überzeugt. Wir dürfen ihn daher wohl, und besonders auch mit Rücksicht auf seine allgemeine naturwissenschaftliche Methodik, als einen Geistesverwandten und in einem gewissen umfassenderen Sinne des Wortes auch als einen Vorläufer Darwins, nicht aber als einen Begründer der Deszendenztheorie bezeichnen." — A. Hansen (**4128**) untersucht das Anrecht Linnés auf den Gedanken der Metamorphose der Pflanzen. Ein solches Anrecht haben Celakowsky 1885 und Wille in Christiania 1903 verfochten, der letztere mit der Tendenz nationaler Eifersucht. Ihnen gegenüber weist H. überzeugend nach, dass Goethe nur die Formel „Metamorphose der Pflanzen" von Linné übernommen hat, und dass seine auf Anschauung ruhende Lehre nichts mit der scholastischen Theorie Linnés zu tun hat, der übrigens seinerseits von Cäsalpinus abhängig ist. Linnés Satz „principium florum et foliorum idem est" klingt allerdings zunächst verführerisch, aber im Lichte seiner eigenen Darlegung bedeutet er: Blumen und Blätter entstehen aus demselben Teile des Stengels, nämlich der Rinde — was ganz falsch ist. Linnés klassifikatorische Tätigkeit ist der von Goethe vertretenen morphologischen Anschauung entgegengesetzt, auf der die heutige Botanik ruht. Goethes Vorgänger ist nicht Linné, sondern Caspar Friedrich Wolff. — Dass vor Newtons Auftreten die Meinungen über die Farbe der späteren Lehre Goethes oft recht nahekommen, hat Goethe selbst bei seinen Studien bemerkt („die uralte, nur von mir aufs neue vorgetragene Farbenlehre"). So ist es denn nicht wunderbar, dass E. von Lippmann (**4129**) in Giordano Brunos Dialog „De gl' heroici furori (ed. Lagarde, S. 671) eine mit Goethes Farbenlehre gut übereinstimmende Stelle nachweisen kann. — Eine Studiennotiz zur Geschichte der Farbenlehre teilt L. Geiger (GJb. 25, S. 240) mit. — Goethes Ansichten über die elektrischen Erscheinungen stellt Kareis (**4129a**) nicht gerade übersichtlich dar. — Von seiner Arbeit über Goethe als Geograph (JBL. 1894, IV 8a: 57; 1898, IV 8a: 141) liefert H. Becker (**4134**) den Schluss. Die beiden ersten Teile behandelten Deutschland, die Schweiz, Österreich und Italien. In derselben Weise stellt nun B. hier Goethes Äusserungen über die anderen Länder Europas und über die anderen Weltteile zusammen. Die eigentlich geographischen Meinungen sind natürlich weniger zahlreich als die kulturellen und völkerpsychologischen Urteile, an denen die Abschnitte über Frankreich, England und Nordamerika sehr ergiebig sind. Den Engländern hat Goethe den Besitz des Suezkanals, den Amerikanern den des Panamakanals prophezeit, als nur ganz wenige Menschen die Möglichkeit solcher Unternehmungen ins Auge zu fassen wagten. Dagegen fürchtete er von der Aufhebung des Sklavenhandels die „Zusammenfassung der afrikanischen Völker und Vertreibung der Europäer von Afrikas Küsten". Es ist reizvoll, an der Hand von B. auf diesen noch nicht so abgewandelten Pfaden eine Promenade durch Goethes Geistesleben zu machen. Sein „gegenständliches Denken" bewährt sich auch hier. —

Ästhetik. E. Heyfelder (**4130**; Referat darüber **4131**) versucht in einer grösseren Studie zu erweisen, dass seine eigene auf Aristoteles gegründete Illusionstheorie sich auch in Goethes ästhetischen Anschauungen nachweisen lässt. Auf S. 110 erscheint auch Plotin trotz der tiefen Kluft, die nach H.s eigener Darlegung Plotins ästhetische Anschauungen von denen Goethes scheidet, als ein Vorbote von H.s Theorie, und S. 159 legt H. den von ihm bekämpften Vertretern einer medizinischen Auffassung der Katharsis nahe, wie sie auch von ihrem Standpunkt aus sich mit seiner Illusionstheorie befreunden können, die er in einem Einleitungskapitel näher ausführt und „in einem kürzesten Resultat" so zusammenfasst: „Das Wesen der Kunst liegt in der Illusion, die sie uns von der Natur geben will. Was aber Natur ist, beantwortet jeder Künstler und Laie in seiner eigenen Weise; nicht willkürlich, sondern als Ergebnis seiner ganzen Lebenserfahrung. Illusionisten sind alle, insofern sie Künstler sind, aber nach dem Inhalt ihrer Kunst, ihres Interesses, nach ihrer ganzen Weltanschauung trennen sie sich ebenso, wie alle Menschen, in zwei einander entgegengesetzte, ja feindliche Heerlager" — nämlich Hellenisten und Naturalisten. Die letzteren „verrinnen gleich Wasserbächen im Mittagslande". Diese Verurteilung schränkt H. indessen auf S. 198 erheblich ein: „Nur ganz Grossen, wie Shakespeare und Rembrandt, mag es gegeben sein, sich der ganzen Welt aus eigener Kraft und nach eigener ästhetischer Verteilung in ihrer Kunst stilvoll zu bemächtigen." Ob das nun wirklich so wertvolle Gedanken sind, dass sie sich als „Illusionstheorie" darstellen dürfen, haben wir hier nicht zu entscheiden. Das nächste Kapitel will Goethes Übereinstimmung mit dieser Lehre zeigen. Es beginnt mit einer breiten Analyse von Goethes Urteil über Manzonis Promessi sposi, zum Erweis, dass Goethe ebenso wie Aristoteles und H. in der Peripetie vom Unglück zum Glück eine Hauptquelle der stofflichen Rührung gesehen hat. Die ästhetische Wirkung erfährt aber nach Goethe und nach H.s Illusionstheorie nur der Kenner, der die aufgewendeten künst-

lerischen Mittel zu würdigen weiss. Seine, wie er selbst S. 124 zugibt, nicht gerade übersichtlichen Erörterungen fasst H. auf S. 125 zusammen: „Der ästhetische Akt besteht in einem Hin- und Herfallen unserer Aufmerksamkeit vom Gegenstande zu seiner Darstellung und umgekehrt. Dieses Wechseln ist jedoch kein willkürliches; beide Elemente sind vielmehr auf das innigste verbunden, dadurch, dass wir nicht nur auf die fertige Abbildung selbst, sondern zugleich auch auf deren Zustandekommen, auf die produzierende Tätigkeit des Künstlergeistes achten. Da aber schon der darzustellende Gegenstand uns nur als Vorstellung gegeben ist, so ist der ästhetische Akt (ein In-eins-setzen von Vorstellungen, d. h.) ein Urteilen. Nun besteht eine grosse Gefahr darin, dass es in der Natur des menschlichen Geistes liegt, das einzelne nicht in seiner konkreten Bestimmtheit, sondern nur als Allgemeines auffassen und darstellen zu können". Diese Gefahr hat Goethe durch sein „gegenständliches Denken" vermieden. Das folgende Kapitel behandelt die Katharsis nach Goethes Ästhetik. H. knüpft hier an eine Anzahl von Stellen an, worin Goethe von der für den Künstler erforderlichen Reinigung der Vorstellungsart spricht, erinnert an den Ausdruck „die wahre Katharsis" im Brief an Zelter vom 8. Juli 1831 und zeigt dann aus Goethes Aufsatz „Nachlese zu Aristoteles' Poetik", dass Goethe die Katharsis in dem harmonischen Eindruck findet, „den ein tragischer Bau wohlberechneter Kontrastwirkungen in der ganzen Furchtbarkeit der Wirklichkeit, bis zum Untergang der Helden, auf den Zuschauer ausübt". Goethe verlegt also nicht, wie Bernays meint, die Katharsis in die Personen des Dramas, sie geht auch nach seiner Ansicht im Zuschauer vor sich, nur besteht sie nicht in irgendeiner ethischen, sondern in der rein künstlerischen Wirkung. Zur Ergänzung zieht H. den Aufsatz „Über die tragischen Tetralogien der Griechen" und den Briefwechsel mit Zelter vom März 1827 und der Jahreswende 1829–30 heran, wo über diese Fragen gehandelt wird. Goethes Begriff der Katharsis steht nun nach H. (S. 160) mit seinem eigenen Illusionsbegriff im innigsten Zusammenhange. „Denn indem wir uns bewusst sind, dass die Werke der Kunst nicht die Wirklichkeit selbst sind, sondern nur die Darstellung, die Illusion der Wirklichkeit gewähren; — und indem wir uns von dem unmittelbaren Miterleben des dargestellten Inhaltes und der ihn begleitenden Affekte zu verständnisvoller Bewunderung der darstellenden Form erheben, erleben wir die wahre ästhetische Reinigung, die *κάθαρσις τῶν παθημάτων*." Ein Schlusskapitel legt dar, wie diese Anschauung sich bei Goethe entwickelt hat. Nach dem Bericht in Dichtung und Wahrheit hat Goethe, als ihm Herder den Vicar of Wakefield vorlas, sich einen Verweis von ihm zugezogen, weil er sich von der stofflichen Wirkung des Dargestellten überwältigen liess, statt Gehalt und Form zu beachten. Seine Erhebung vom pathologischen zum ästhetischen Standpunkt vollendet sich erst in Italien und erscheint in dem Plan der Iphigenie in Delphi vollzogen. In diesem Plan stehen wir deshalb, wie H. mit grenzenloser Übertreibung sagt, an dem „bei weitem entscheidendsten Wendepunkte seines Lebens". Und nun überbietet er (S. 170) Herman Grimms schon reichlich gesuchte und gewaltsame Deutung dieses Plans (Goethe [6], S. 287) durch die folgende schauderhafte Auslegung: „Sein [Goethes] neues Ich ist selber Iphigenie, und seine Geliebte [Frau von Stein-Elektra] wird ihn nicht mehr wiedererkennen; sie wird in ihm nur den Mörder seines Bruder-Ichs [des voritalienischen Goethe] sehen und gegen ihn die feindliche Hand erheben. Das ist ein Schlag für den Dichter wie mit mörderischem Beil; bei diesem Gedanken versinkt das Leben ihm in Todesnacht. Doch welch ein unermesslich Glück! Sie erkennt ihn als einen neuen und doch als den alten wieder, wieder als ihren Bruder. Da hat Goethe geweint wie ein Kind." Dem Referenten erscheint es vielmehr beweinenswert, dass ein Dozent an einer deutschen Universität solchen Unfug treibt, der nur geeignet ist, Max Hermanns Feldzug gegen den Biographismus in der Behandlung von Goethes Poesie scheinbar zu rechtfertigen. Wollen wir nicht lieber ganz einfach annehmen, dass Goethe, der wenige Wochen vorher in Venedig eine Aufführung von Crébillons Elektra mit Abneigung gesehen hatte, dadurch zu einer besseren Erneuerung der Elektrafabel angeregt wurde? Wir verfolgen nun H.s Darlegung weiter. Die in Italien eintretende Wendung in Goethes ästhetischen Anschauungen bestand nach ihm (S. 174) in „Befreiung von den Fesseln der Konvention und Erhebung von dem inhaltlichen und sittlichen Affekt zu rückhaltloser Hingabe an das reine künstlerische Schaffen als solches". Aber Befreiung von den Fesseln der Konvention brauchte der Schöpfer der Gretchentragödie, der Dichter von „Hanswursts Hochzeit" doch wohl nicht erst in Italien zu suchen? „Wenn er dann seine Erlebnisse in der Dichtung widerspiegelte, so befreite er sich vom Drucke seines Schuldbewusstseins nicht mehr dadurch, dass er sich gleichsam an den Personen seiner Poesien rächte, sondern dadurch, dass er sein ganzes Interesse der Arbeit zuwandte, seine ganze Aufmerksamkeit konzentrierte auf eine möglichst objektive und ergreifende Darstellung des Konfliktes selber. Das eben ist die ästhetische Katharsis der Produktion. ... Welcher Künstler aber nicht nur im Fortissimo seiner künst-

lerischen Mittel den blendenden Erfolg eines flüchtigen Illusionsspiels erstrebt, sondern durch die Erkenntnis des Wesens der Dinge, durch den Reichtum und die Tiefe des Gehaltes bei höchster Kunstleistung die reine ästhetische Formbewunderung erzwingt, der allein ist der grosse, der klassische Genius" (S. 174, 198). Und so hat Goethe durch seine Dichtung wie durch seine Theorie H.s System gestützt! Den Eindruck eines wertvollen und förderlichen Gedankenkomplexes hat Referent von H.s Studie nicht empfangen. Das Beste daran ist eine Fülle bedeutender Zitate aus Aristoteles, Plato, Plotin und Goethe über den Vorgang der künstlerischen Wirkung, an denen man sich immer wieder von dem unerfreulichen Eindruck des Textes erholt. —

Stellung zur bildenden Kunst. Nach einem kurzen Blick auf Goethes Bemühungen als ausübender Maler und auf sein Schwanken über seinen Beruf schildert A. Geiger (4313) den dichtenden Maler Goethe und gibt in seiner warm empfundenen Darstellung eine treffliche Auslese von malerisch gesehenen und mit Worten gezeichneten Landschaften und Genrebildern in Goethes Dichtung. — Aus den unerschöpflichen Beständen des Goethe-National-Museums bietet C. Ruland (4156) den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zwölf trefflich ausgeführte Kunstblätter: Zunächst zwei Goethe-Bildnisse — eine Statuette von unbekanntem Urheber und eine Skizze von Kraus zu seinem Goethe-Bild aus den ersten Weimarer Wochen. Der weimarische Kreis erscheint dann in Bildnissen von Anna Amalie, einem auch künstlerisch nicht üblen Selbstporträt von Corona Schröter und Lips' Zeichnung der Christiane Neumann (Euphrosyne). Den Schluss machen sechs Zeichnungen von Goethe: Ein Frauenkopf (vermutlich Herzogin Luise), Christianens Kopf in reicher Lockenumrahmung (um 1790), drei Studien nach Thüringer Wohnhäusern und ein Blick auf den Albaner See und Monte Cavo (1787). —

Goethes Verhältnis zur Schauspielkunst behandelt A. von Berger (4369) in einem Weimarer Festvortrage, dessen klare Ausführungen jetzt den Leser ebenso befriedigen, wie seinerzeit die zuhörende Versammlung. Goethe stand in ablehnender Haltung nicht nur zu der Schröderschen Schule der realistischen Schauspielkunst, sondern in gewissem Sinne zur Schauspielkunst überhaupt, wie mehrere Stellen im „Wilhelm Meister" bezeugen. Er muss sich den unruhigen, äffischen, im Momente aufgehenden Geist der Schauspielerei erst umbilden und veredeln, bis sie seinem Geiste homogen wird und den Namen Kunst verdient. Das sollte der Weimarer Stil leisten, dem die Intention zugrunde liegt, einen ideal-deutschen Sprachausdruck zu schaffen gegenüber den Besonderheiten der Stammes-, Stadt-, Familien- und Individual-Dialekte, und ebenso eine höhere Gebärdensprache gegenüber der zersplitterten Wirklichkeit. „Derartige höhere Ausdruckszeichen gehören ins Bereich dessen, was Goethe gelegentlich ‚Übernatur' nannte, wohin nur das schöpferische Genie den Weg findet und andern die Strasse bahnt." Bei dem Versuch, seine Schauspieler an dieses hohe Ziel heranzuführen, hat aber Goethe den Konventionen der französischen Bühne und der verwirrenden Parallele mit der bildenden Kunst zu grossen Einfluss verstattet. Es fehlte auf dem weimarischen Theater eine starke Persönlichkeit, als Goethe mit Schiller die Bühne reformierte. Eine solche hätte der Dritte im Bunde sein müssen, um dabei „das Recht der Schauspielkunst gegenüber den Anforderungen des Dichters, des bildenden Künstlers und des Mannes von höchster ästhetischer Kultur, die Goethe vertrat, kräftig zur Geltung zu bringen". —

Verschiedenes. Aus einer geplanten Monographie über das Jagdwesen in Goethes Dichtung gibt M. F. Hecker (4315) einstweilen ein Kapitel: die Vogeljagd. Eine solche Sammlung, wie sie hier mit guter Kenntnis zusammengetragen ist, macht den Reichtum von Goethes Dichtung an sinnlichem Anschauungsmaterial recht augenfällig. — Eine Anzahl nationalökonomischer Beobachtungen Goethes stellt L. Stein (NFPr. 8. Sept.) zusammen. Goethes durchdringender Blick bewährt sich auch hier. —

Werke: Weimarische Ausgabe (4137). Das Berichtsjahr bringt aus der ersten Abteilung Bd. 31, 34^{II} und 41^{II}. Bd. 31, von J. Wahle unter Redaktion von Erich Schmidt herausgegeben, enthält den zweiten Teil der Italienischen Reise. Die Handschrift zu diesem Teil hat sich ebensowenig erhalten, wie die ihm zu Grunde liegenden Briefe und Tagebücher, die Goethe verbrannt hat, wie er am 16. Februar 1818 an Zelter berichtet. Nur zu einigen novellistischen Partien, die Goethe bald nach der Rückkehr im Teutschen Merkur veröffentlichte, hat sich die Handschrift erhalten. Um die Textreinigung hatten sich schon Düntzer und Weber mit Erfolg bemüht, einige ihnen entgangene Verderbnisse sind hier zum erstenmal beseitigt worden. Dazu erhalten wir 24 Paralipomena, zum grossen Teil Aufzeichnungen aus Reisenotizbüchern, daneben einige Schemata von der Ausarbeitung des Werks her. Die Reisenotizen zeigen Goethes Aufmerksamkeit auf alles in Natur und Menschenleben Begegnende und sind für den Liebhaber interessant, der die kurzen Formeln nachschaffend und belebend liest. Dem Bande sind drei Zeichnungen von

Kniep nach Architekturnarrheiten des Prinzen Pallagonia beigegeben. Eine an einer Mauer sitzende Figur im Hut mit grosser geschwungener Krempe stellt wahrscheinlich Goethe vor. — Band 34 I enthält, von J. Franck unter B. Seufferts Redaktion herausgegeben, die Früchte der Rheinreisen von 1814 und 1815: Sankt Rochus-Fest zu Bingen, Im Rheingau Herbsttage und „Kunst und Altertum am Rhein und Main". Dazu kommt, von F. Heitmüller herausgegeben, von B. Suphan unter J. Wahles Beihilfe redigiert, Eckermanns Bearbeitung der „Reise nach der Schweiz 1797". Bd. 34² bringt den Apparat zu diesen Stücken. Zu dem Aufsatz „Kunst und Altertum" erhalten wir eine Anzahl Paralipomena, sowohl Aufzeichnungen auf der Reise selbst als Schemata der Ausarbeitung. Ausserdem berichtet der Herausgeber über schriftliche Mitteilungen, die Goethe sich von Boisserée, Chr. Schlosser und C. C. Leonhard erbat, und die er ausgiebig benutzt hat. Eckermanns Bearbeitung der Reise in die Schweiz hat jetzt, da die ihr zugrunde liegenden Tagebücher und Briefe in der Weimarer Ausgabe vorliegen, eigentlich kein Anrecht mehr, unter Goethes Werken zu erscheinen. Der Redaktor Suphan setzt indessen in seiner Einleitung auseinander, dass die von Goethe in seinem Testament autorisierte Bearbeitung nun durch das Recht der Verjährung endgültig in den Bestand von Goethes Werken aufgenommen ist. Der Text konnte auf Grund der Tagebücher und Briefe an vielen Stellen gebessert werden. Die bei diesem Verfahren beobachteten Grundsätze legt Suphan näher dar. Als Paralipomenon zu Eckermanns Bearbeitung werden Goethes Reiseakten geboten, die sich als drei umfangreiche Faszikel im Nachlass vorgefunden haben. Was darin von Goethe herrührt, wird hier abgedruckt, über die vielfach eingeschalteten Einlagen empfangen wir einen Bericht. Ein Anhang, von B. Suphan eingeleitet und redigiert, von F. Heitmüller herausgegeben, bringt ein unbekanntes Heft: „Vorbereitung zur zweiten Reise nach Italien. 1795. 1796". Diese Vorbereitung ist recht geeignet, den Haufen der modernen Italienreisenden zu beschämen. Freilich lag bei diesen grossartigen Studien ausser der pflichtmässigen Reisevorbereitung auch noch ein schriftstellerischer Plan zugrunde, denn diese Kollektaneen sollten zugleich zu einem Werke über Italien dienen, das auf der Basis einer umfassenden Darstellung von Grund und Boden, Klima, Vegetation und Tierreich die vergangene und gegenwärtige italienische Menschenwelt in allen ihren Verhältnissen, ihrer Lebensweise und Kultur bis hinauf zu den höchsten Kunstleistungen darstellen sollte. Mit ehrfürchtigem Staunen sieht man hier die Fundamentierung dieses grossartigen Unternehmens, das in dem von Goethe geplanten Umfange noch heute nicht vorhanden ist. Nur teilweise ist das, was Goethe hier vor sich sah, in den Werken von Burkhardt, Hehn, Deecke und anderen geleistet worden. Die Grösse der Umrisslinien vereinigt sich mit sorgfältiger Aufmerksamkeit auf das kleinste Einzelne. Aber es war doch wohl eine günstige Fügung, dass die Verhinderung der Reise durch die Kriegsunruhen auch das geplante kulturgeschichtliche Werk über Italien unmöglich machte, denn zusammen mit der Farbenlehre hätte das Unternehmen Goethe völlig von der Poesie abdrängen müssen. — Die beiden Bände 41² (im Vorjahr für diesen Bericht zurückgestellt) und 42¹, herausgegeben von M. Hecker unter Redaktion von B. Seuffert, bringen die Aufsätze zur Literatur aus Kunst und Altertum Bd. 4 bis 6 und aus verschiedenen Zeitschriften 1820—1830, dazu eine Anzahl von Ankündigungen und Geleitworten, meist zu Büchern anderer. Damit ist nun die Herausgabe der bei Goethes Lebzeiten erschienenen Aufsätze zur Literatur beendet und der noch ausstehende Band 42² wird den gedruckten und ungedruckten Nachlass enthalten. Der Text beruht überall auf den ersten Drucken mit Ausnahme der wenigen Stücke, die Goethe in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen hat. Dabei konnte der Text an vielen Stellen aus den erhaltenen Korrekturbogen gebessert werden; auch die Handschriften gaben eine Anzahl von Textberichtigungen her. Von ungedruckten Stücken enthalten die Lesarten einen Auszug aus Jakob Grimms Ankündigung von Wuk Stephanowitchs Sammlung serbischer Lieder in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1823, sowie den Anfang eines Aufsatzes über Talvjs Volkslieder der Serben, ferner als ein Paralipomenon zu dem Aufsatz „Kurze Anzeigen" in Kunst und Altertum V, 3 den Entwurf einer Anzeige von Danz' Lehrbuch der neueren christlichen Kirchengeschichte. Von Goethes Studien zur böhmischen Geschichte zeugen Auszüge aus Theobalds Hussitenkrieg, Nürnberg 1621 und anderen Werken; ein entworfener Nachtrag zum Aufsatz „Die Inschrift von Heilsberg" berichtet über Grotefends Deutung; eine kleine von Goethe an seinen Neffen Alfred Nicolovius zum Einrücken in Berliner Zeitungen übersandte — übrigens von Frommann herrührende und von Goethe höchstens etwas stilisierte — Anzeige der bei Frommann unter Goethes Begünstigung erschienenen Opere poetiche di Manzoni hat der Herausgeber in Haude und Speners Berlinischen Nachrichten vom 6. Februar 1827 aufgefunden. Eine grössere Anzahl von Schemata, Entwürfen, ausgeschiedenen Partien, sowie die mit der höchsten Sorgfalt bearbeiteten Lesarten gewähren einen Einblick in Goethes Arbeitsweise. Ein

Anhang bringt Zelters Aufsatz „Joseph Haydns Schöpfung“ (Kunst und Altertum V, 3), den Goethe so gründlich überarbeitet hat (an Zelter, 3. Juni 1826), dass er in der Weimarer Ausgabe nicht fehlen darf. — Mit Bd. II, 13 bietet M. Morris unter Redaktion von B. Suphan ein Supplement zu den die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes mit Ausschluss der Farbenlehre enthaltenden Bänden II, 6—12. Das Supplement bringt alles Ungedruckte, was das Archiv noch an naturwissenschaftlichen, nicht zur Farbenlehre gehörigen Handschriften besass, und ausserdem eine Reihe von Berichtigungen zu II, 6—12 als Ergebnis einer nochmaligen Revision. Einem Einzelreferat an dieser Stelle entzieht sich die 454 Paralipomena umfassende Sammlung. Es wird deshalb hier nur auf einige erheblichere Stücke hingewiesen. N. 5 enthält einen Entwurf zur Einleitung des lange von Goethe geplanten morphologischen Gesamtwerks, vermutlich aus den neunziger Jahren, mit einem Bekenntnis zur Deszendenzanschauung, das sich nicht auf die dem gleichen Typus angehörigen Geschöpfe beschränkt: „Wie sie [die lebendigen Wesen] geworden sind, noch zu unserer Zeit werden Varietäten.“ In N. 233 notiert sich Goethe einen fruchtbaren Gedanken zur Deszendenzlehre, der noch gegenwärtig der wissenschaftlichen Diskussion unterliegt und hier wohl zuerst auftaucht: „Zeit wo der Typus beweglicher war.“ Die Paralipomena zur Geologie bringen Aufzeichnungen von der Harzreise 1784 (N. 284—8), Entwürfe zu einem grossen Aufsatz über die Bildung der Erde (N. 292 f.), die Skizze eines autobiographischen Gesamtberichts über Goethes geologische Studien (N. 299) und den Entwurf zu zwei geognostischen Vorträgen in der Mittwochsgesellschaft für Damen 1807 (N. 300). In merkwürdigem Zusammenhang mit einem Gedicht Goethes steht N. 301. Es beginnt: „Eines verjährten Neptunisten Schlussbekenntnis. Abschied von der Geologie. Fichtel und Voigt. Horatius Cocles. Zwanzig Jahre mit meinen Augen. Nordamerikaner glücklich keine Basalte zu haben. Keine Ahnen und keinen klassischen Boden.“ Das Blatt ist am 18. September 1819 entstanden. Erst acht Jahre später erscheint diese Lobpreisung des jungen Amerika lyrisch geformt in dem Briefe an Zelter vom 27. Juli 1827: „Vor einigen Tagen erging ich mich in folgenden Zeilen: ‚Amerika, du hast es besser‘ usw.“ N. 395—409 bringen Nachträge zu den Maximen und Reflexionen. N. 410 stellt einen interessanten Versuch dar, die Epochen der Wissenschaften, ihre treibenden Kräfte und Behandlungsarten in einem kreisförmigen Schema der Anschauung darzubieten. Ein grosses Schema „Selbstanschauung potentiert“ (N. 415) ist eine Frucht von Goethes Kantstudium, zeigt aber selbständige Handhabung und Ordnung der von Kant übernommenen Ideen. N. 418 ordnet die möglichen Erscheinungen in einer aufsteigenden Reihe mit einem herrlichen Gipfel, N. 419 behandelt die verschiedene Ausbildung des Wissens, je nachdem das Subjekt oder das Objekt den stärkeren Anteil hat, N. 420 ordnet die Empfindungsformen in zentripete, den Menschen zur Versenkung in sich führende, und zentrifuge, zur Aussenwelt hinstrebende. Ein grosses meteorologisches Tagebuch (N. 440), das Goethe vom 26. Juni bis zum 18. September 1823, also von der Abreise nach Böhmen bis einige Tage nach seiner Rückkehr geführt hat, bringt mit grosser Sprach- und Bildkraft die Himmelsphänomene zur Anschauung und zeigt Goethe mitten in der leidenschaftlichen Herzensbewegung dieser Wochen bemüht, sich zu treuer Naturerfassung zu sammeln. —

Von den neuen Bänden der Jubiläums-Ausgabe (4140) fallen Bd. 25, 34, 35 unter unseren Bericht. Band 25, von R. M. Meyer herausgegeben, enthält den vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, die Briefe aus der Schweiz und Biographische Einzelheiten. Die Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit sind in allem Sachlichen natürlich von Löper abhängig, aus eigenem Besitz bietet der Herausgeber feine Hinweise auf die im Vergleich zu den früheren Teilen kunstlose Technik und auf die latente Beziehung vieler Stellen zu Erscheinungen in Literatur und Politik der letzten Lebensjahre Goethes. Bei den Briefen aus der Schweiz konnte Ed. von der Hellen eine von Goethe versehentlich nicht für den Abdruck benutzte bessere Handschrift zugrunde legen, die nach den Grundsätzen der Weimarischen Ausgabe dort nur im Apparat verwertet werden durfte. Die Biographischen Einzelheiten bringen einige bisher nur im Goethe-Jahrbuch gedruckte und in die Ausgaben noch nicht aufgenommene Stücke. — Mit Bd. 34 und 35 bringt W. von Oettingen die Schriften zur Kunst zum Abschluss. In seinen kundigen und reich belehrenden, zuweilen graziös zugespitzten Anmerkungen verharrt der Herausgeber bei seiner ablehnenden Haltung gegenüber Goethes Bemühen, auf die Kunstübung seiner Zeit im klassizistischen Sinne einzuwirken (vgl. JBL. 1903, S. 749). Gelegentlich erscheint dieser Gegensatz auch ohne Not, z. B. in der Anmerkung zu Band 34, S. 23_{28}, wo es sich doch nur um eine gutmütig-schalkhafte Ironie und wohl auch Selbstironie Goethes handelt. Mit dem „ungeduldigen Schritt“ (S. $6_{,8}$) deutet Goethe auf Winckelmanns vorzeitigen Abbruch seiner deutschen Reise wegen nervösen Heimwehs nach Italien. S. 359 ist in der Übersetzung von Goethes Motto wohl das Adjektiv

„schlimmen" oder ein ähnliches versehentlich ausgefallen. In Bd. 35 ist die Anmerkung zu S. 137,20 unzutreffend, da F. Noack die beiden Intaglien in Goethes Sammlung ermittelt und im GJb. Bd. 24, Tafel 1, Figur 2—3 abgebildet hat. Die Anmerkung zu S. 287,1 beruht auf einem Missverständnis: Goethe spricht von Gemälden, die, auf dem Hintergrunde samtener und seidener Tapeten aufgehängt, um so stärker wirken. Diese kleinen Korrekturen sollen aber keinen Undank enthalten für den Genuss, womit der Referent des Herausgebers feine und selbständige, hier und da etwas herbe Anmerkungen gelesen hat. Im Text von „Rameaus Neffe" sind Übersetzungsfehler Goethes gebessert worden, soweit sie auf Schreibfehlern in Goethes Vorlage oder auf Lesefehlern Goethes beruhten und das zweifellos gegebene richtige Wort sich ohne Änderung des Satzgefüges einsetzen liess. —

Die Ausgabe des Bibliographischen Instituts (**4141**) bringt im Berichtsjahr vier Bände, von denen wir zwei zu besprechen haben. Bd. 3, von G. Ellinger herausgegeben, führt die Ausgabe der Gedichte zu Ende. Die knappen, kundigen Erläuterungen beschränken sich auf die Angabe des ersten Drucks, der Veranlassung und sonstigen persönlichen Beziehungen und der wichtigsten Interpretationsliteratur. Der Band enthält ausserdem noch ein nicht unter unseren Bericht fallendes Stück: Hermann und Dorothea. — In Bd. 22 gibt O. Harnack die Schriften zur Kunst bis 1810 heraus. Durch seine früheren Arbeiten zu dieser Aufgabe trefflich ausgerüstet, bringt er Goethes Bestrebungen mehr nachfühlendes Verständnis entgegen als W. von Oettingen, und seine sachlichen Angaben sind ganz einwandfrei, dafür zeigt aber bei ihm das Bild des Kunst-Theoretikers und -Historikers Goethe nicht das scharfe und interessante Profil, das in W. von Oettingens Ausführungen zum Widerspruch reizend anzieht. —

Andere Ausgaben. Handschriften. Über die zweite Auflage A[1] der ersten 1806—1808 erschienenen Cottaschen Ausgabe von Goethes Werken handelt J. T. Hatfield (**4143**). Über diesen Nebendruck liegen bisher mehrfach abweichende Angaben vor, und so ist H.s Versuch einer Klarstellung sehr erwünscht. Für Bd. 8, 12, 13 sind nach ihm beide Auflagen identisch, nur dass in Bd. 12 das Notenblatt in A an anderer Stelle eingeheftet ist, als in A[1]. Für die übrigen Bände führt er eine Anzahl abweichender Lesarten an, nach denen beide Drucke zu unterscheiden sind. Dass zwischen ihm und C. Schüddekopf eine Differenz in der Bezeichnung von Bd. 2 obwaltet, indem der eine A nennt, was der andere als A[1] bezeichnet, hat H. selbst schon bemerkt. Auch mit anderen weimarischen Herausgebern bestehen teilweise solche Differenzen. Da nun H. selbst nicht für ausgeschlossen hält, dass sein A[1] „doch schliesslich die Originalausgabe sein mag", so wäre es bis zur endgültigen Entscheidung die Frage nur eine gleichgültige Bezeichnungsdifferenz, was A zu nennen ist und was A[1]. Ernsthafter ist die Frage, ob H.s A und A[1] wirklich zwei in sich zusammenhängende und in den Exemplaren sich durchgängig wiederholende Bändefolgen sind. Seine Angaben lassen nicht erkennen, wie er sich denn versichert hat, dass seine Exemplare nicht zusammengestoppelt sind. Es ist ja z. B. nicht leicht einzusehen, wie denn für Bd. 8 beide Auflagen identisch sein können, da Nachdrücke ganzer Bände ohne jede Abweichung kaum vorkommen. Wann ist überhaupt A[1] hergestellt worden? Erst nach Beendigung der ganzen ersten Auflage? Über diese Fragen, die H. nicht aufwirft, kann — abgesehen von den etwaigen Materialien im Cottaschen Archiv — nur die Prüfung einer grösseren Anzahl von Exemplaren aufklären, die bald nach dem Erscheinen eingebunden wurden. Besonders zu berücksichtigen wären Exemplare, die aus den von Goethe gleich nach dem Empfang verschenkten Bänden bestehen, also z. B. das Exemplar Karl Augusts. Erst wenn so die beiden Ausgaben sicher unterschieden sind, wird sich über den Wert ihrer Lesarten urteilen lassen. Nach H. ist A[1] öfters dadurch verbessert — und gelegentlich auch verschlechtert — worden, „dass man (vermutlich in Cottas Offizin) zu den älteren Lesarten in S und sonstigen früheren Quellen zurückkehrte". — Aus einigen im GJb. Bd. 7, S. 274 verzeichneten Handschriften Goethes in der Bibliothek des Freiherrn von Maucler in Ober-Herrlingen bei Ulm trägt M. Morris (**4340**) den Inhalt einiger Blätter nach, die einen Briefentwurf, einen Prosapassus, ein kleines Schema zu den Tag- und Jahresheften und drei unbekannte Faustverse aus dem Helena-Akt enthalten. —

Sprache. Ein volkstümlicher Vortrag von F. Kluge (**4145**) über Goethes Verhältnis zur deutschen Sprache erstrebt keine neue Erkenntnis, aber die warmen und klaren Ausführungen erfüllen trefflich ihren Zweck. Über K. Marbes (**4145a**) statistische Untersuchung von Goethes Prosarhythmus vgl. in diesem Bande S. 285 und S. 305. — Zwei Freiburger Dissertationen bringen Einzeluntersuchungen zu Goethes Sprache. Das schwierige Thema der Negation bei Goethe greift Th. Bohner (**4146**) erfolgreich an. Er beginnt mit einer Betrachtung über Goethes Kampf gegen nörgelnde Kritik, taedium vitae und andere Formen

des verneinenden Wesens, Goethe hat diesen Kampf nicht nur nach aussen geführt, er hatte auch in sich selbst mit solchen Neigungen zu streiten. Ein formales Symptom dieses Lebenskampfes ist seine Abneigung gegen negative wissenschaftliche Formulierungen, sowie gegen Verbote statt der Gebote. Ein interessantes Beispiel bietet seine Mahnung an einen jungen Dichter (Weimarer Ausg. Brief 7069): „Hüten Sie sich vor allen Negationen, die ich mit roter Tinte unterstrichen habe, ferner vor allen Übertreibungen, welches indirekte Negationen sind.“ Durch diese Wendung Goethes verführt, behandelt nun B. in § 2 die Neigung von Goethes Altersstil zu Superlativen und steigernden Zusammensetzungen mit hoch usw. Aber diese Neigung beruht ja vielmehr umgekehrt auf der geschilderten positiven Richtung seines Wesens! B. betrachtet also sein Material hier unter einem schiefen Gesichtspunkt. Die folgenden Abschnitte behandeln die stilistische Verwendung der Negation als Antithese, pathetische Negation, negative grammatische Figur (ausser, nichts als usw.), Litotes, Euphemismus. Als Anhang dieser stilistischen Betrachtung bietet B. eine interessante Sammlung von Fällen, in denen Goethe bei Umarbeitung seiner Werke negative Wendungen in positive und umgekehrt geändert hat. Der zweite Teil von B.s Arbeit bringt eine lexikalische Übersicht des Gebrauchs von „nicht, nichts, null, nein, nirgends, nimmer, nie, kein, un-, miss-, los“. Ein kurzer dritter Teil enthält syntaktische Nachweise über den elliptischen Gebrauch von „nicht“, über die pleonastische und über die altertümlich gehäufte Negation. Der Verfasser hätte noch die bei Goethe beliebte Voranstellung des negierten Objekts erwähnen können, z. B.: „Keinen Bruder hab ich erschlagen“; „Kein Logis kann ich Jhnen anbieten“ und so öfter. Als Ergänzung seiner Nachweise bietet B. eine umfassende lexikale Sammlung **(4147a)**, einen Beitrag zu den Goethe-Wörterbuch, das die Deutschen sich selbst schuldig sind. — W. Kühlewein **(4147)** untersucht den Gebrauch einer Anzahl von gradunterscheidenden Präfixen bei Goethe, und zwar des schwächende Präfix halb-, die erhöhenden: über-, ganz-, hoch-, tief-, voll-, ur-, dazu noch einige ausländische Vorschlagssilben: ex-, quasi-, super-, interim-, non-. Er bringt eine Statistik ihres Gesamtvorkommens und Tabellen über ihre Verteilung auf Goethes einzelne Werke und auf die Perioden seines Schaffens. Diese letzteren Tabellen sind aber unzulänglich, denn ohne einen Ausgleichskoeffizienten lassen sich K.s fünf- oder zehnjährige Perioden nicht miteinander vergleichen, da sie ja sehr verschiedene Produktionsmengen einschliessen (vgl. JBL. 1902, S. 586; 1903, S. 750). Zu Richard M. Meyers Studie über das Wort „Übermensch“ (ZDWF. Bd. 1, S. 3ff.) bringt K. einige Ergänzungen bei. K.s Anteil an N. 4147a war dem Referenten nicht zugänglich. —

Jahrbücher und Zeitschriften. Das Goethe-Jahrbuch **(4163)** erreicht im Berichtsjahre seinen 25. Band, und zugleich tut sich eine neue, dem Goethe-Kultus gewidmete Zeitschrift **(4164a)** auf. Der Herausgeber W. Bode („Berde“ in der Bibliographie ist Druckfehler) sagt im Vorwort: „Nicht Förderung der Wissenschaft ist hier die Aufgabe, sondern Gewinnung und Mitteilung von Lebenswerten. Wir wollen uns von Zeit zu Zeit in ‚Stunden mit Goethe‘ vereinigen, um durch ihn uns erhöhen, besänftigen, reinigen zu lassen.“ Ein einleitender Aufsatz „Was ist uns Goethe?“ preist ihn als Vorbild der Lebensführung und als den eigentlichen Praeceptor Germaniae. Eine seltsame Entgleisung stellt der folgende Satz dar: „Goethe war wie Bismarck der erste Minister eines deutschen Staates, und wenn auch sein Weimar viel kleiner und ärmer war als das Preussen von 1860: ein wirklicher Staatsmann hätte in den bewegten Zeitläuften unter Friedrich dem Grossen und Napoleon selbst von Weimar aus ein Regiment über das halbe Deutschland an sich reissen können.“ Ein solches Unternehmen hätte ja wohl Friedrich der Grosse ebenso wie Napoleon wohlwollend gefördert? Irrig ist auch die Behauptung: „Von ihm [Goethe] stammt das Wort, dass des Menschen eigentliches Studium der Mensch sein müsse.“ Vielmehr von Pope! —

Goethes Leben.

(IV, 8 b = N. 4171—4311.)

Julius Petersen.

Gesamtdarstellungen. — Äussere Erscheinung. — Biographische Einzelheiten. — Briefe. — Briefwechsel. — Briefe an Goethe. — Autobiographische Werke. — Einzelne Notizen. — Persönliche und literarische Beziehungen. — Lokale Beziehungen.

Gesamtdarstellungen. Der zweite und Schlussband von Bielschowskys **(4171)** Biographie trägt nach irreführendem Verlegerbrauch die Jahreszahl 1904; erschienen ist er noch als Weihnachtsbuch des Jahres 1903, mehr als ein Jahr nach B.s Tod. Fremde Hände haben den Torso ergänzt. Das Kapitel über „Goethe als Naturforscher" war von B. selbst bereits S. Kalischer zugedacht; die Weiterführung des Faustkapitels, in dessen erstem Drittel B. die Feder entfallen war, sowie der Schlussabschnitt und eine dem Kapitel „Nach den Befreiungskriegen" eingefügte Darstellung von Goethes Verhältnis zur Romantik übernahm Th. Ziegler; durch Anmerkungen über die Kompositionen Goethischer Gedichte, wie durch Herstellung des Registers trugen M. Friedländer und F. J. Wershofen das Ihrige bei. Auch ohne diese vielseitige Mitwirkung würde der zweite Band schwerlich die geschlossene Einheitlichkeit des ersten erreicht haben. Die Universalität des alten Goethe sprengt die Reifen des strengen biographischen Zusammenschlusses und führt auf essayistische Behandlung der Einzelbeziehungen hin. Zudem hatte B. schon von vornherein zwischen den fortlaufenden Fluss der Lebensschilderung zwei schwere Riegel geschoben, indem er die Behandlung von Goethes Lyrik und von seinem Verhältnis zur Philosophie zusammenfassenden Kapiteln des zweiten Bandes vorbehielt Schärfere Umrisse und einheitliche Auffassung unter grösseren Gesichtspunkten sind die Vorteile dieser Betrachtung, die freilich manchmal Gefahr läuft, eine Einheit auf Kosten der historischen Entwicklung zu konstruieren. Ob beispielsweise Goethes spätere Weltanschauung noch im gleichen Sinne wie die Jugendphilosophie als Spinozismus bezeichnet werden darf, muss ernsten Zweifeln begegnen, auch wenn man nicht so weit geht wie O. Harnack, der nur den Naturforscher Goethe als Pantheisten gelten lassen will und B. jede Auffassung „für die starken theistisch religiösen Elemente in dem jungen Goethe, die in dem alten verstärkt wieder hervortreten und eine eigentümliche Entwicklung und Abwandlung des Christentums darstellen", abspricht. In dem Kapitel „Goethes Lyrik", das in seiner feinsinnigen Beobachtung von Goethes Schauen und Schaffen zum Besten des ganzen Werkes gehört, kommt die Eigenart des „Westöstlichen Diwan" nicht ganz zur Geltung, zumal die formale Entwicklung der Goethischen Lyrik unberücksichtigt bleibt. Überhaupt sind die Werke ungleichmässig bedacht; die autobiographischen und biographischen Schriften kommen durchweg zu kurz, während „Hermann und Dorothea" und „Pandora" je ein eigenes Kapitel erhalten, worin (wenigstens bei der ersten Dichtung) der Erzählung des Inhalts überflüssiger Raum gegönnt ist. In aller Ausdehnung ist auch eine schon früher bekämpfte Lieblingshypothese B.s nochmals vorgelegt worden, nämlich dass Lili das Modell der Dorothea sei. In den Besprechungen (zur Berichtigung der Bibliographie sei bemerkt, dass Munckers Kritik FZg. N. 305 steht) erfährt B.s Begründung von neuem fast einstimmigen Widerspruch; auch die Beziehungen, die zwischen Graf Görz und Antonio, zwischen Anna Amalia und Gräfin Sanvitale, zwischen Marianne Willemer und der Pariadichtung gesucht werden, erscheinen als gewagte Modelljagd. Für Lili hat B. eine besondere Vorliebe, wie er denn überhaupt den Frauengestalten nicht parteilos gegenübersteht, und gegen Christiane geradezu ungerecht verfährt. Goethes eigene briefliche und poetische Zeugnisse werden zu leicht gewogen; und wenn die gelegentliche Flucht nach Jena aus häuslicher Misere erklärt wird, so sei nicht vergessen, dass auch der glückliche Ehemann Schiller diese Zurückgezogenheit aufsuchte, und dass Goethe niemals länger in Jena gesessen ist als nach Christianes Tod. Im übrigen ist der persönliche Ton kein Schade für das Buch, das als ein rechtes Lebenswerk von dem innigen Aufgehen in Goethes Welt Zeugnis ablegt und die Gestalt des Dichters stets als Ganzes im Auge behält. Trotz des langen Zwischenraumes im Erscheinen bringen die beiden Bände die Einheit des jungen und des alten Goethe zu harmonischer Geltung. Kalischers Kapitel fügt sich dem Ton und der sachlichen Behandlung organisch ein, während Zieglers etwas wortreichere Ausführungen sich als fremder Bestandteil erkennen lassen. Sachlich findet insbesondere das unter F. Th. Vischers Einfluss stehende Faustkapitel, das in

eigenen Auffassungen Schiefheiten und Unrichtigkeiten enthält, vielfachen Widerspruch. Glücklicher ist der Schlussabschnitt. Ein Vergleich zwischen B.s Biographie und der von R. M. Meyer **(4173)** wird davon abhängen, ob einer behaglich ausgeglichenen Darstellung oder einer geistreicheren, mit schärferen, aber unruhigeren Schlaglichtern wirkenden Charakteristik der Vorzug zu geben ist. — L. Geigers **(4172)** Abriss ist zweckgemäss als Einleitung der Goethe-Ausgabe des Hesseschen Verlags entworfen und tritt mit den grösseren Biographien nicht in Konkurrenz. — A. Bosserts **(4174)** Buch, das nur den jungen Goethe im Zusammenhang mit seinen Vorläufern behandelt, ist bereits 1872 erschienen, die neueste Auflage ist mir unzugänglich geblieben. — J. Novers **(4175)** Aufsatz mustert oberflächlich die Frauengestalten, die in Goethes Leben eine Rolle gespielt haben, ohne dass auf das Thema, das der Titel in Aussicht stellt, auch nur andeutungsweise eingegangen wurde. —

Äussere Erscheinung. In dem Aufsatz von W. Warda **(4175b)** wird der schlechte Ersatz beklagt, den künstlerische Porträtdarstellungen in Ermanglung der modernen Photographie für anthropologische Untersuchungen darbieten. Das Ohr im speziellen wird von den Künstlern meist konventionell behandelt oder im Schatten versteckt. W. misst der Gallschen Gesichtsmaske vom Oktober 1807, die später Weisser benutzt hat, am meisten Glaubwürdigkeit bei; ihr kommt Rauchs Büste am nächsten, während die anderen Darstellungen zum Teil grundverschiedene Typen des Ohres aufweisen. Die anthropologischen Folgerungen, die sich aus diesem Resultat ergeben, sind geringfügig. —

Biographische Einzelheiten. Mit einer Polemik gegen das sensationelle Interesse, das Goethes persönlichen Lebensverhältnissen entgegengebracht wird, und für das ihm die sogenannte „Moderne" als Sündenbock dient, leitet K. Borinski **(4176)** eine Besprechung des Buches von Schrempf **(4108)** ein, an dem er besonders die ernste Auffassung des Goethischen Liebeslebens lobt, und das er dem überhandnehmenden Unfug medizinisch-pathologischer Untersuchungen gegenüberstellt. — Unter Verzicht auf die medizinische Seite des Themas und mit geringer Herbeiziehung der einschlägigen Literatur (z. B. wird der Name Möbius nicht erwähnt) sammelt F. A. Schäfer **(4178)** in einer fleissigen Zusammenstellung aus Briefen, Tagebüchern und Gesprächen die Zeugnisse über Goethes Krankheiten. — Nicht berücksichtigt ist das rheumatische Übel in Pempelfort, von dem die „Kampagne in Frankreich" berichtet; diese Lücke wird ergänzt durch Sudhoffs in der Bibliographie unerwähnt gebliebenen Aufsatz „Goethes Arzt in Düsseldorf 1792" (B. G. Niederrhein 19, S. 214—230), der dem Freunde der Familie Jacobi, Johann Gotthelf Apel und seiner Therapie gilt. — Von dem authentischen Bericht über „Die letzte Krankheit Goethes", den der Hausarzt Carl Vogel auf Veranlassung Hufelands 1833 erscheinen liess, veranstaltet J. Minor **(4177)** einen Neudruck, der in geringer Auflage bei G. Reimer als Buch erscheint. — Über Goethes letzte Lebensjahre berichten im Anschluss an den Schlussband der Tagebücher (JBL. 1903, N. 15409) H. G. Gräf **(4179)** und R. Steig **(4179a)**. Als Ergänzung der Bibliographie sei auf G. Weissteins „Kleinere Geschichten aus Weimar" (NatZg^B. N. 35) hingewiesen, worin aus Schwabes Erinnerungen eine Anekdote aufgefrischt wird, die von Goethes guter Weinzunge Zeugnis ablegt. —

Die wichtigste biographische Quelle bilden auch in diesem Jahre Goethes Briefe. Bd. 29 der Weimarer Ausgabe **(4295)**, herausgegeben von C. Schüddekopf unter Redaktion von B. Suphan, reicht vom 2. Januar bis 31. Oktober 1818 und bringt unter 255 Briefen 135 bisher ungedruckte, denen sich noch acht nur in die Lesarten aufgenommene Konzepte anschliessen. Als neue Schreiber, von denen Burkhardt in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins XII (JBL. 1899 IV 8a: 219) noch keine Proben gegeben hat, treten der jenaische französische Lektora Professor Ludwig Daniel Maria Lavés und der weimarische Hofmedikus Dr. Wilhelm Rehbein, der Goethe nach Karlsbad begleitet und ihm während seiner dortigen Erkrankung beisteht, hervor. Lavés wird für die französische Korrespondenz mit Cattaneo, dem Direktor des Mailänder Münzkabinettes, und mit dem Amerikaner Cogswell in Anspruch genommen und stellt eine für Cattaneo bestimmte Übersetzung des Aufsatzes über Leonardos Abendmahl her. Die ganze erste Hälfte des Jahres mit zwei kurzen Unterbrechungen bringt Goethe in Jena zu, in dem freundlichen Quartier, das er sich auf dem rechten Saaleufer über der Camsdorfer Brücke im Erker der Tanne eingerichtet hat. Die Organisation und Neuordnung der Bibliothek nimmt ihn in Anspruch. Dazwischen gehen einher die Arbeiten für „Kunst und Altertum" und „Morphologie", sowie die Drucklegung des „Divan" unter Teilnahme von Kosegarten. Der grösste Teil der Korrespondenz ist nach Weimar gerichtet; August und Ottilie, der Grossherzog, Minister v. Voigt und der Kanzler v. Müller sind die hauptsächlichen Adressaten. In Weimar wird während des zweimaligen kurzen Aufenthaltes

gegen den geplanten Umbau des Lämmermannschen Hinterhauses, der Goethes Garten beeinträchtigt hätte, in Eingaben an Stadtgericht und Oberbaudirektion Verwahrung eingelegt. Nach der endgültigen Rückkehr von Jena dient die erste Hälfte des Juli bereits den Vorbereitungen zur Reise nach Karlsbad. Über den dortigen Aufenthalt, der bald nach der Feier des Geburtstages durch eine schlimme Erkältung gestört wird, geben bisher ungedruckte Briefe an den Grossherzog, sowie an August und Ottilie neuen Aufschluss. Am 17. September ist Goethe wieder in Weimar, von wo aus er die Jenaer Bibliotheksangelegenheiten weiter im Auge behält. Die Übersendung des Goldenen Kreuzes der Ehrenlegion überrascht ihn; zu dem bereits bekannten Dankbrief an Reinhard tritt nun das Genehmigungsgesuch an den Grossherzog. Im Oktober beginnen bereits die Vorbereitungen zu dem grossen Maskenzug, den Maria Paulowna für den Besuch ihrer Eltern angeordnet hat; die Einstudierung des Werkes lehnt Goethe als Theaterangelegenheit in einem Brief an F. W. v. Bielke ab. —

Unter den einzelnen neuen Briefen geht der von K. Drescher (**4301**) veröffentlichte Brief an Boie vom 4. Juni 1774 chronologisch voran. — Von den drei Briefen an J. G. Zimmermann, die B. Suphan (**4300a**) hervorgezogen hat, ist der erste vom 3. März 1775 aus Frankfurt datiert; der zweite, der an das Ende desselben Jahres gehört, ist bereits am Schreibtisch der Frau v. Stein geschrieben; der dritte vom 6. März 1776 ist die Einlage zu einem Briefe der Freundin und weist eine ähnliche Einmischung, wie sie bald darauf von seiten Klopstocks herantrat, zurück. — Vom 3. Februar 1803 ist das in der Bibliographie unerwähnt gebliebene Briefchen datiert, das G. Weisstein (NatZg[B]. N. 35) in einem englischen Faksimilewerk des Jahres 1855 entdeckt hat. Es ist vermutlich an Schiller gerichtet und spricht von einer Vorlesung der „Braut von Messina", an der teilzunehmen Goethe verhindert ist. — Das von L. Geiger (**4303**) abgedruckte Schreiben an den Senat von Bremen vom 16. Januar 1826 ist eine Danksagung für das Privilegium gegen Nachdruck, das von den vier freien Städten erteilt worden ist; es stimmt mit dem drei Tage früher an den Frankfurter Senat gerichteten, das Burkhardt bereits Grenzb. 1872, I, S. 165 veröffentlicht hat, wörtlich überein. — Aus dem Jahre 1830 und 1831 endlich stammen die vier Briefe an August Kestner, die H. Kestner-Köchlin (**4251**) als Anhang des Familienbriefwechsels gibt. Nach dem Tode von Charlotte Kestner, geb. Buff, hatte Goethe ihrem Sohn durch Göttling, der gerade nach Rom kam, seine Porträtmedaille überbringen lassen. Der als Musiker wie als Maler gleich talentierte Legationssekretär bedankte sich dafür mit zwei Bildnissen, darunter einem Porträt seiner Mutter. So waren neue Beziehungen hergestellt, die Goethe durch Empfehlung junger Künstler, wie Kaufmanns und Prellers, pflegte, und die sich enger gestalteten, als Kestner treu sorgend den letzten Stunden Augusts v. Goethe beistand, seine Hinterlassenschaft in die Hand nahm und im Auftrag des Vaters für sein Grabdenkmal Sorge trug. — Weiter liegen zu älteren Briefen Goethes einige Berichtigungen vor, nämlich eine überzeugende Konjektur, die A. Metz (**4302**) zu dem Brief an Riese vom 21. Oktober 1765 macht, indem er „Lust" statt „Luft" liest, und die Datierung des an Herzog Karl August gerichteten Briefes N. 1260 der Weimarer Ausgabe auf den 26. Juni 1782 (statt 1781), ein Ergebnis, auf das vor H. G. Gräf (**4220**) allerdings bereits Klaarmann in seiner „Geschichte der Familie v. Kalb" (JBL. 1902 N. 7883) gekommen war. —

Von den beiden ausgewählten Briefsammlungen (JBL. 1901 bis 1903) ist die von Ph. Stein (**4296**) mit ihrem 6. Bande, der die Jahre 1808—1814 umfasst, bereits nahe an die Weimarer Ausgabe herangerückt, während die gehaltvoller kommentierte Auswahl v. d. Hellens (**4297**) mit ihrem vierten Bande bis zum Jahre 1806 gelangt ist. Ihrem ersten Bande gilt die Empfehlung H. v. Hofmannsthals (**4294**). —

Mit der von L. Geiger (**4298**) veranstalteten Reclam-Ausgabe der Briefe von und an Zelter kommen wir zum Briefwechsel, dessen wertvollste Bereicherung der zweite Band der von A. Sauer (**4299**) herausgegebenen Sammlung „Goethe und Österreich" ist. Sauers Einleitung und Anmerkungen drängen auf 153 Seiten einen Wissensstoff zusammen, der weit über das trockene Notizenmaterial üblicher Kommentierungen hinausgeht. Neben dieser nahezu erschöpfenden Darstellung von Goethes Beziehungen zum österreichischen Theater- und Musikwesen, zur Wiener Gesellschaft und zu böhmischen Männern der Wissenschaft treten die Briefe selbst beinahe in den Hintergrund. Die geborenen Österreicher machen die kleinere Zahl der Korrespondenten aus; beispielsweise findet sich unter den Schauspielern der „Weimarische Veteran" Heinrich Schmidt mit Berichten über das Wiener Theater, unter den Literaten der frühere weimarische Regierungsassessor und geborene Ansbacher Leo v. Seckendorf, der für kurze Zeit in Wien im Goethischen Sinne die Zeitschrift „Prometheus" leitet; unter den Musikern treffen wir Beethoven, unter den

Prager Freunden den früheren Jenaer Historiker Woltmann. In der Wiener Gesellschaft endlich tritt uns der Strassburger Jugendfreund Lersé entgegen, der im Hause des Grafen Fries als Erzieher und später als Berater in numismatischen und anderen Kunstliebhabereien seinen Platz gefunden hat. Den Mittelpunkt aber, nicht nur der Beziehungen zu Wien, sondern des ganzen Bandes, bildet die Korrespondenz mit der geborenen Berliner Jüdin Marianne Meyer, die nach dem Tode ihres heimlichen Gatten, des Fürsten Reuss, den Namen v. Eybenberg angenommen hatte. Die schöne und interessante Frau, für die Goethe nach Varnhagens Urteil „die lebhafteste Neigung hatte, die nach überstandenem Schwindel der Verliebtheit als aufmerksame Beachtung fortdauerte“, ist auf Grund der von Sauer veröffentlichten Briefe auch der Gegenstand eines eigenen Aufsatzes von H. Wittmann (**4268**) geworden. Sie ist Goethes eigentliche Wiener Korrespondentin, die ihn mit ständigen Nachrichten über die Theater und gesellschaftlichen Veranstaltungen, über die österreichischen Künstler und die literarischen Zustände unterhält und nicht nur durch Sendungen von Kaviar und Schokolade, sondern auch durch Vermittlung des Ankaufs von kleinen Kunstwerken ihm dienlich ist. Goethes eigene Briefe sind von einer heiteren Galanterie erfüllt, ohne dass sie auf tiefere Interessengemeinschaft schliessen lassen. Doch hat nach seinem eigenen Geständnis Marianne durch ihren Anteil den Fortgang der „Wahlverwandtschaften“ gefördert. In Wien hat sie in Gemeinschaft mit Gentz den Goethe-Kultus erst ins Leben gerufen, und wie sehr sie für Goethe den eigentlichen Anziehungspunkt in diesem Kreise bildete, zeigt sich darin, dass nach ihrem Tode auch die Korrespondenz mit den anderen Wienerinnen, Karoline Pichler, El. Fliess, C. v. Eskeles versiegt. — Aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Amerikanern macht Leonard L. Mackall (**4300**) neue Mitteilungen, die es erkennen lassen, wie wichtig die amerikanische Vermittlung für Goethes Beziehungen zu Byron geworden ist. Die Korrespondenten sind der Professor Edward Ewerett, der von Göttingen aus Goethe am 25. Oktober 1816 besucht hat und ihm im September des folgenden Jahres durch seinen Freund Lyman Byrons „Lament of Tasso“ und „Manfred“ überbringen lässt, ferner der Mineraloge Cogswell, durch dessen Vermittlung Goethe seine Werke der Harvard-Universität zu Cambridge zum Geschenk macht. Darauf folgt ein Dankbrief des Präsidenten John T. Kirkland. Unter den deutschen Universitäten gaben die Amerikaner damals Göttingen den Vorzug; von dort aus kamen auch der Historiker Bancroft und der spätere Goethebiograph Calvert nach Weimar. Den Briefen dieser beiden Besucher lässt M. noch einen Überblick über Goethes ferneres Interesse an Amerika, über andere Besucher und ihre Berichte, sowie über die weitere Pflege der deutschen Kultur jenseits des Ozeans folgen. —

Von einzelnen neuen Briefen an Goethe geht das treuherzige Schreiben der Karschin (**4250**) voran, das die Antwort auf Goethes Brief vom 17.—28. August 1775 bildet. Die brave Frau erzählt rührend von ihren Enkelkindern, begeistert sich für eine von Chodowiecki gefertigte Zeichnung der Elmire und erwähnt eine Aufführung des Stückes als Schattenspiel. — Die Dankbriefe für die Übersendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren, aus denen W. Creizenach (**4352**) Proben gibt, finden im nächstfolgenden Abschnitt Beachtung. — Das Schreiben von Charlotte Kestner, das sie nach dem Tode ihres Mannes aus Wetzlar am 15. Oktober 1803 an Goethe richtet und dessen doppelte Beantwortung bekannt ist, teilt O. Ulrich (**4253**) aus dem Kestnerschen Familienarchiv mit. Es handelt sich um die Zulassung ihres fünften Sohnes Theodor als Arzt in Frankfurt. Mit Hilfe von Goethes Empfehlung wird seine Absicht erreicht. — R. Steig (**4232**) veröffentlicht das Konzept des Briefes, in dem Arnim Bettina nach ihrer Szene mit Christiane im September 1811 zu rechtfertigen sucht. — Einige Zeilen, die Gries am 23. Dezember 1817 an Goethe schrieb, bringt M. F. Hecker (**4240**) zum Abdruck. Daraus geht hervor, dass die drei Verse, die sich in einer Handschrift des Aufsatzes „Deutsche Sprache“ finden, zur Übersetzung eines Sonettes von Lionardo da Vinci gehören und entweder die erste Übertragung von Gries oder Goethes Verbesserungsversuch darstellen. — Endlich sei aus der oben erwähnten Publikation (**4251**) der Brief August Kestners vom 5. August 1828 hervorgehoben, der durch das Geschenk von Goethes Medaille veranlasst ist. —

Von autobiographischen Werken liegt in der Cottaschen Jubiläums-Ausgabe der von R. M. Meyer (**4306**) kommentierte vierte Teil von „Dichtung und Wahrheit“ vor, dem als Anhang „Briefe aus der Schweiz“ und „Biographische Einzelheiten“ folgen. Im Text der „Briefe aus der Schweiz“ konnten zum ersten Male Goethes eigene handschriftliche Verbesserungen aus ihrer Verbannung in den Lesarten der Weimarer Ausgabe hervorgezogen werden. — Wertvolle Gesichtspunkte für die Entwicklung der Autobiographie bis auf Goethe gibt K. Jahns (**4307**) (lies DLZ. 25, S. 792/3) Überblick über die Vorläufer. — Die seit der

Veröffentlichung von Goethes Briefen und Tagebüchern aus Italien ermöglichte und nahegelegte Untersuchung über die Redaktion der „Italienischen Reise“ wird von G. A. Wauer **(4308)** unternommen. — Die Kommentierung der Tagebücher wird ergänzt und berichtigt durch M. Rassow **(4231)** und J. Trötscher **(4310)**. Als die beiden schwedischen Reisenden, die am 20. November 1819 Goethe besuchten, sind der nachmals in den Freiherrnstand erhobene Dichter Bernhard Beskow und sein Freund, der Legationssekretär Wilhelm August Kantzow ermittelt, die durch eine Empfehlung Amaliens v. Jmhof eingeführt waren. Über den Verlauf des Besuches berichten Beskows Aufzeichnungen. — Der Rat Schuster, den das Tagebuch am 6. September 1821 erwähnt, ist nicht in dem Prager Professor dieses Namens, der sich zufällig damals in der Marienbader Kurliste findet, zu suchen, sondern in dem Egerer Magistratsrat Abraham Schuster. Sein Garten, den Goethe schon 3. September besucht hatte, trägt noch heute Schusters Namen. —

Wenn wir die ans Licht gezogenen eigenhändigen Notizen anschliessen, so handelt es sich bei L. Geiger **(4304)** um ein italienisches Exzerpt, das auf Vorarbeiten zur Farbenlehre hinweist und in ein Exemplar der Hufnagelschen Rede zum Willemer-Chironischen Trauungstage am 6. August 1793 eingetragen ist. — Das von J. Trötscher **(4196)** bekannt gegebene Goetheautograph findet sich in einem Exemplar der ersten Ausgabe von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, das Goethe im September 1821 von Dr. Schaffer in Eger entlehnt hat. Mit einer kurzen Notiz macht er auf das Fehlen eines Blattes im zweiten Bande aufmerksam; später lässt er dem Besitzer von Weimar aus eine Ergänzung der Lücke zukommen. —

Persönliche und literarische Beziehungen. Das Problem, wie die von den Eltern überkommenen Gaben in der Persönlichkeit Goethes sich mischen, wird durch das Büchlein von H. Krüger-Westend **(4209)** weder in seiner Tiefe erschöpft, noch durch neue Gesichtspunkte wesentlich gefördert. Denn dass der Vater den Sohn zum grossen Naturforscher erzogen hätte oder gar bei Frau Rat „die Urzelle der grandiosen Faustdichtung zu suchen wäre“, können wir ohne ausführlichere Begründung nicht so leichthin glauben. Anzuerkennen ist die freundliche und gerechte Würdigung des Vaters. Der leichteren Aufgabe, die die Charakteristik der Mutter stellt, war durch K. Heinemanns **(4210)** beliebtes Buch vorgearbeitet, dem nun in A. Kösters **(4213)** zweibändiger Sammlung der Briefe ein prächtiges Denkmal zur Seite tritt. Das Verdienst dieser Arbeit beruht nicht so sehr in der Vereinigung der an zerstreuten Orten veröffentlichten Briefe als vielmehr in der genauen Nachprüfung der Handschriften, die für 356 von den 407 Briefen verglichen werden konnten. Nicht aufgenommen sind die von Bettina im „Briefwechsel mit einem Kinde“ und „Ilius Pampilius“ gebrachten Proben, soweit die Originale nicht erhalten sind. Die Orthographie ist durchaus gewahrt, und in voller Ursprünglichkeit sprudelt dieser Quell goldenen Frohsinnes. Von welcher Wichtigkeit Wortschatz und Sprachgebrauch dieser Briefe auch für die Kenntnis der Sprache des Sohnes sind, darauf weist Erich Schmidts Besprechung (zur Berichtigung der Bibliographie: sie befindet sich DLZ. S. 3093/6) mit Recht hin. — Das Grab Cornelias in Emmendingen hat G. A. Müller **(4214)** besucht und bei dieser Gelegenheit den lakonischen Todesakt neu hervorgeholt, was nach Witkowskis vorjähriger Veröffentlichung (JBL. 1903, N. 15269) nicht gerade nötig war. — Ein neues Bild Christianens bringt das Goethe-Jahrbuch, und zwar eine Handzeichnung Goethes, die aus den ersten Zeiten der Bekanntschaft, vielleicht noch aus dem Sommer 1788 stammt und die Gestalt unter den römischen Wandbildern stehend darstellt. — Das Lebensbild von „Goethes kleiner Freundin und Frau“ sucht O. Klein **(4215)** zu zeichnen. Das Misstrauen, das der unglücklich gewählte Titel einflösst, ist nicht gerechtfertigt, denn es handelt sich um eine gut gemeinte Verteidigung Christianens, die in philiströser Auffassung der Gewissensehe sogar so weit geht, Goethe wegen einer Bewerbung um Henriette von Lüttwitz, die niemals stattgefunden hat, zur Verantwortung zu ziehen. Gegen Bielschowsky sind mit Recht Goethes viele briefliche Zeugnisse seiner häuslichen Behaglichkeit ins Feld geführt; freilich ist auch K. ein einseitiger Advokat, der nicht nur die ganze Klatschliteratur ohne Prüfung übergeht, sondern auch aus Goethes letztem Brief an Frau von Stein im Jahre 1789 den für die ursprüngliche Lockerheit der Beziehungen bezeichnenden Satz weglässt, der die Freundin gegen eine Ausartung des Verhältnisses zu Hilfe ruft. — Von zeitgenössischen Urteilen über Christiane, die im Berichtsjahre neu bekannt geworden sind, lautet das der Madame Reinhard, deren Briefe, soweit sie über das Karlsbader Zusammensein mit Goethe und den kurzen Besuch in Weimar handeln, Geiger **(4278)** aus der französischen Publikation zurückübersetzt hat, nicht besonders günstig, während B. Abeken **(4227)** auf Grund längeren und näheren Umganges dem Bild von Goethes Lebensgefährtin freundlichere Farben verliehen hat. — Die drei Briefe Ottiliens, die Minor **(4216)** dem Neudruck des Vogelschen Krankheitsberichtes

(4177) vorausschickt, sind an Vogels Tochter, Frau Hofrat Demelius, gerichtet und enthalten neben Kochrezepten auch allerlei Nachrichten aus dem Goethehaus, in das damals gerade Bratranek als Vertrauter der Familie berufen wurde. — Wichtiger ist der Dankbrief, den Ottilie am 4. Juli 1861 an Abeken **(4227)** richtet, worin sie mit mancherlei Erinnerungen an den Schwiegervater ihre Anerkennung des Buches „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775" ausspricht. — Recht scharf geht mit Ottilien M. F. Heckers **(4217)** Lebensabriss ihres jüngeren Sohnes ins Gericht. Für seine unglückliche Existenz wird vor allem die mütterliche Erziehung verantwortlich gemacht. —

Unter den Arbeiten, die sich mit den Beziehungen ausserhalb der Familie befassen, seien die Jubiläumsartikel vorweggenommen. An Erinnerungstage des vorhergegangenen Jahres knüpfen noch der Aufsatz von P. Legband **(4257)** über „Klopstock und Goethe" und J. Goebels **(4246)** bei der Herderfeier in San Franzisko gehaltener Vortrag über „Herder und Goethe" an. Das Gedächtnis des Weimarer Einzuges der Grossfürstin Maria Pawlowna im Jahre 1804 gibt Gelegenheit, die Erinnerung an diese edle Frau wachzurufen **(4223—25)**; am hundertjährigen Todestag des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg entwirft Ehwalds **(4241)** Gedächtnisrede das Lebensbild dieses bedeutenden Fürsten; des fünfzigjährigen Todestages von Eckermann wird gedacht **(4237)** und das Andenken S. Hirzels bei seinem hundertsten Geburtstage geehrt **(4247)**. — Neues fördert der hundertste Geburtstag Ulrikens v. Levetzow zutage, vor allem ihre eigenen Erinnerungen an Goethe, die das Aussiger Stadtmuseum bewahrt, und die A. Sauer **(4264)** umsichtig eingeleitet herausgibt. Die Aufzeichnungen sind vermutlich in den siebziger Jahren entstanden, veranlasst entweder durch Zeitungsartikel, die Ulrikens Verhältnis zu Goethe taktlos entstellten, oder durch den unrechtmässig kombinierten Titel „Liebschaft Marienbad 1823", unter den an sie gerichtete Gedichte in der Hempelschen Ausgabe gestellt wurden. Anspruchslos erzählt sie, wie sie 1821 unbefangen dem Minister gegenübertrat, den sie als Dichter aus ihrer Strassburger Pensionsbildung gar nicht kannte, wie er sich auf Spaziergängen mit ihr gern unterhielt, ihr ein Exemplar der „Wanderjahre" schenkte und den Inhalt der „Lehrjahre" erzählte. Das sind zum Teil schon aus mündlicher Überlieferung bekannte Daten; neu ist die tatsächliche Feststellung, dass des Grossherzogs Werbung im folgenden Jahre ganz ernst gemeint war, obwohl sie von der Familie anfangs als Scherz aufgefasst wurde; neu ist auch die ausführliche Schilderung von Goethes Geburtstagsfeier in Elbogen, an die noch in den späteren Briefen öfters erinnert wird. Dem Schlusssatz Ulrikens: „keine Liebschaft war es nicht", scheinen die Beobachtungen eines Zeugen jener Tage zu widersprechen, der von ihrer „jungfräulichen Neigung" berichtet. Es ist Franz v. Elsholtz, auf dessen 1831 erschienene „Ansichten und Umrisse aus der Reisemappe zweier Freunde" G. v. Hartmann **(4265)** aufmerksam macht. —

Die Arbeiten über weitere persönliche und literarische Beziehungen überblicke ich, soweit sie mir zugänglich sind, kurz in alphabetischer Reihenfolge. Heinrich Abekens Lebenserinnerungen, die A. Scheuermann **(4227)** herausgegeben hat, erzählen von dem Einfluss Goethes auf Abekens Entwicklung von den Osnabrücker Knabenjahren an durch den Ideenkultus des Jenaer Studiums hindurch bis in die Zeit, wo er als Hauslehrer der Söhne Schillers Gelegenheit fand, sich Goethe zu nähern. Aus den Jahren 1808—10 weiss er eine Fülle persönlicher Erinnerungen zu erzählen, die durch spätere Besuche von Rudolstadt und von Osnabrück aus (zuletzt im Jahre 1828) gemehrt werden. — Von dem Teplitzer Zusammensein Beethovens nnd Goethes erzählt E. Sachsse **(4230)**, ohne an Bettinas Bericht vorsichtige Kritik zu legen, während Sauer **(4299)** ihre Glaubwürdigkeit durch den Hinweis erschüttert, dass weder der Kaiser noch Erzherzog Rudolf damals in Teplitz waren und daher jene Begegnung, bei der Goethe zurücktrat und Beethoven durch die Fürstlichkeiten hindurchschritt, nicht stattgefunden haben kann. — In seinem Frankfurter Vortrag über „Goethe in Bettinens Darstellung" spricht R. Steig **(4232)** nur am Schlusse kurz über den „Briefwechsel mit einem Kinde", während längere Ausführungen ihrem Goethe-Monument gelten. Die erregte Auseinandersetzung zwischen Christiane und Bettina, die zum Bruch führte, sieht St. in Riemers Animosität vorbereitet und in einer, freilich unbewiesenen, Eifersucht Christianens begründet. Dass Goethe, um diese Eifersucht zu beschwichtigen, bereits 1810 brieflich mehrmals auf Bettinas bevorstehende Verbindung mit Arnim hingewiesen habe, erscheint als eine schwache Stütze der Hypothese. — Ein neues Bild Friederike Brions, das aus dem Nachlass des Goethe-Illustrators Goldberg stammt, hat Th. Stettner **(4234)** entdeckt, während J. Froitzheim **(4235)** die Echtheit in Frage zieht, da die Deutung auf Friederike und die Herkunft von Tischbein offenbar erst vom späteren Besitzer hinzugefügt ist und die aus Brionschem Besitz stammende Silhouette mit dem Bilde nicht übereinstimmt. — Das Berliner Programm

R. Neumanns (**4244**) scheint identisch zu sein mit der mir vorliegenden Jenaer Dissertation über „Goethe und Fichte", in der Goethes Verhältnis zu Fichte auf Grund der Akten dargestellt und die Achtung hervorgehoben wird, die Goethe trotz aller inneren Verschiedenheiten und äusseren Verwicklungen dem Ernst und der Tüchtigkeit des Philosophen erwies. Ein Anhang zählt die in Goethes Bibliothek befindlichen Schriften Fichtes auf und beschreibt die Einzeichnungen und Randbemerkungen Goethes im „Begriff der Wissenschaftslehre", den er vor Fichtes Eintritt in Jena eingehend durchgearbeitet hat. — Zu der in der Bibliographie angeführten Literatur über Charlotte Kestner und ihre Familie (**4251—56**) wäre noch Helmolts „Übersicht über die Verzweigung der Familie Buff-Kestner" (FamiliengeschBll. N. 14/16) nachzutragen. — Der Briefwechsel zwischen Henriette Karoline v. Stein, der Mutter des Staatsmannes, mit Lavater, den Goethe 1774 bei ihr eingeführt hatte, ist nicht nur durch H. Funk (**4260**), sondern ausführlicher durch A. Stern (HZ. 93, Heft 2) behandelt. — Derselbe Forscher (**4258/9**) veröffentlicht auch einen Brief Lavaters an Deinet vom 22. Oktober 1773, worin jener, ohne Goethe auch nur im Bild zu kennen, die Vorstellung seines Äusseren sich ausmalt. — L. Grünstein (**4269**) bespricht an der Hand von Illustrationen die Bildnisse Mercks, von denen keines den mephistophelischen Zug aufweist, die vielmehr eher den Zweifler und Pessimisten verraten. — An anderer Stelle (**4270**) werden von demselben Forscher auf Grund ihrer französisch geführten Korrespondenz Mercks Beziehungen zu dem holländischen Anatomen Peter Camper und seinem Sohn Adrian behandelt. Sie führten zur umständlichen Übermittlung von Goethes Abhandlung über das os intermaxillare. Campers ungünstiges Urteil scheint Goethe jahrelang von der Veröffentlichung seiner Entdeckung zurückgehalten zu haben. — Goethes Verhältnis zu Mozart ist das Thema eines Vortrages von W. Nagel (**4272**). Von einer persönlichen Begegnung ist, abgesehen von dem Frankfurter Auftreten des siebenjährigen Mozart im August 1763, nicht zu berichten; auch fehlt ein Urteil über Mozarts Komposition des „Veilchens", die bei Goethes Abneigung gegen durchkomponierte Lieder wahrscheinlich nicht günstig gelautet hätte. Als Theaterleiter aber wusste Goethe Mozarts Musik, durch deren Aufkommen seine eigene Singspielproduktion unterbunden wurde, zu schätzen. N. verfolgt die Weimarer Aufführungen von Mozartschen Werken rasch mit Erwähnung Goethischer Urteile; er verweilt nur kurz bei der Fortsetzung der „Zauberflöte", um am Schluss die innere Verwandtschaft beider Genien zum Ausdruck zu bringen. — Von F. v. Müllers Briefen an den russischen Dichter und Übersetzer Joukowski (**4273**), der 1827 Weimar zum erstenmal besucht hatte, sind nur drei zu Lebzeiten Goethes geschrieben. — Die französischen Briefe der kleinen Frau v. Schardt an Christoph Albrecht v. Seckendorff, von denen K. Obser (**4280**) Auszüge gibt, fallen in die Zeit von Goethes Rückkehr aus Italien bis zu seiner Übernahme der Theaterleitung. Es sind die Jahre der grössten Zurückgezogenheit, und so ist denn von Goethe selbst in diesen Briefen, die aus der Weimarer Gesellschaft vielerlei erzählen, wenig die Rede. — Laura Frosts (**4282**) Aufsatz über „Johanna Schopenhauer in Weimar" gehört ebenso wie ihr in der Bibliographie unerwähnt gebliebener Artikel „Johanna Schopenhauer und Goethe" (Propyläen N. 71) zur Vorarbeit eines Buches über die Mutter des Philosophen, das im nächstfolgenden Jahre zu besprechen sein wird. — H. Stümckes (**4284**) Büchlein über Corona Schröter hält mit gesundem Urteil die Mitte zwischen den Vorgängern Keil und Düntzer. Erstmalig verwertet es die im Goethe-Schiller-Archiv befindliche schmachtende Korrespondenz mit Einsiedel, die nach den mitgeteilten Proben eine vollständige Veröffentlichung nicht verdient. Das Material zu Coronas Biographie bleibt trotz alledem zu lückenhaft, als dass ohne viel Zitate und theatergeschichtliche Exkurse ein Buch zustande gekommen wäre. Eine Beurteilung von Coronas Kompositionen wird vermisst. — Ein helles Licht auf die erste Weimarer Zeit werfen die von Suphan (**4300a**) veröffentlichten drei Briefe von Charlotte v. Stein an J. G. Zimmermann, die wohl den wertvollsten Fund der letzten Jahre darstellen. Hatte Düntzer in „Goethes Eintritt" noch den Versuch gemacht, die Erzählungen von den Unarten des ersten Jahres als Übertreibungen zurückzuweisen, so erhalten wir nun aus erster Hand einen Bericht „von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, dass im Grund zwar nichts ist, als dass er jagd, scharff reit, mit der grosen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs". Die Freundin, der er selbst schon ungestüme Szenen bereitet hat, legt es sich aber bereits mit feinem Gefühl zurecht, dass er damit nicht seiner inneren Natur folgt, „aber eine Weile muss ers so treiben um den Herzog zu gewinnen und dann gutes zu stifften, so denk ich davon." Charlotte kämpft gegen ihre aufkeimende Neigung, und der zweite Brief zeigt sie schon ganz gefangen. Er ist vom 10. Mai 1776 datiert; demnach sind die bisher bekannten Sätze eines Briefes von „Goethes bester Freundin", die Zimmermann unter Angabe des

gleichen Datums in einem Brief an Herder zitiert, entweder nicht von Charlotte, oder sie gehören zu einem früheren Briefe. Dass sie geradezu eine Fälschung Zimmermanns darstellen, dessen Eitelkeit durch Goethes Abweisung verletzt war, ist nicht wohl anzunehmen. Liegen doch ähnliche Berichte von anderen Seiten vor. — Zwei wichtige Publikationen gelten dem Grafen Thoranc. Die Aktenstücke über die Besetzung Frankfurts durch die Franzosen 1759—1762, die H. Grotefend (**4289**) im Auftrage des Frankfurter Vereins für Geschichte und Altertumskunde sorgfältig herausgegeben hat, bilden einen unentbehrlichen Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit". Als neue Ergebnisse sind u. a. zu verzeichnen, dass Thoranc vor dem Hause am Hirschgraben schon ein anderes Quartier innehatte, und dass der Graf, nachdem er aus dem Goethischen Haus in den Roten Hof übergesiedelt war, Frankfurt noch nicht endgültig verliess, sondern nach einem Besuch der Heimat vom August 1761 bis Dezember 1762 wieder anwesend war. Goethes falsche Schreibung seines Namens erweist sich als veranlasst durch mehrfache Druckfehler in den Ratsverordnungen, die er in den Sammlungen seines Vaters zur Hand hatte. Endlich widerspricht Gr. mit Glück E. Mentzels Identifikation von Goethes Derones mit Regnault, indem er auf die Schauspielerin Anna Marie Desrones hinweist, die später in Maastricht als Stern der Bersacschen Truppe genannt wird. Da de Bersac in den Jahren 1759—1760 in Frankfurt spielte, erscheint Goethes Erinnerung an den Namen seines Gefährten bestätigt. — Die Thorancschen Bilder, die Schubart (JBL. 1896 IV. 8 b : 63) in der Provence entdeckt hatte, und die nur zum Teil ins Frankfurter Goethemuseum übergegangen sind, hat O. Donner von Richter (**4290**) aufs neue besucht; er unternimmt mit schärferer Stilkritik den Versuch der Zuweisung an die einzelnen Künstler. —

Lokale Beziehungen. Nur die beiden ersten der neuen Wanderbilder von A. Trinius (**4180**) haben Beziehung zu Goethe: die Schilderung von Wilhelmsthal, dessen Vorbildlichkeit für den Schauplatz der „Wahlverwandtschaften" vielleicht übertrieben wird, und das längere Kapitel über Ilmenau, das in Auszüge aus den Lebenserinnerungen Ackermanns ausläuft. — Zu Lauchstädt gehört ausser den in der Bibliographie erwähnten Schriften (**4181** f.) auch ein Teil des Aufsatzes von Menne (**4275**). — Sanssouci und Weimar sind für Lienhard (**4184**) die Symbole zweier einander ablösenden Kulturtendenzen: des von der Vernunft geleiteten Willens, der dem norddeutschen Wesenszug des Preussenkönigs entspricht und in Gestalten wie Kant und Bismarck weiterlebt, und der Poesiewelt, deren Führerinnen Natur und Liebe sind. — Aus dem zweibändigen „Tagebuche eines alten Schauspielers" von Genast hat R. Kohlrausch (**4183**) durch Beseitigung unwichtiger Partien ein neues Buch gemacht, ohne gelegentliche Irrtümer Genasts zu kontrolieren oder seine Darstellung durch andere Zeugnisse anmerkungsweise zu ergänzen. — Bei einer Vorstellung der „Geschwister" im Herbst 1799 hat Philipp Ferdinand von Sybel, der Vater des Historikers, Goethe im Theater beobachtet; E. Holthausen (**4185**) weist auf diese Stelle seiner Aufzeichnungen hin. —

Mehr Neues hat sich für Goethes Beziehungen zu Italien ergeben. Die bisher unbekannten Kollektaneen für eine zweite grosse italienische Reise (**4137**), die bereits als Materialien für ein beschreibendes Werk gedacht waren, werfen ein überraschendes Licht auf Umfang und Methode dieser Vorarbeiten, die B. Suphan (**4309**) an der Hand einiger Proben vor der Veröffentlichung charakterisiert; nach dem Erscheinen des Ganzen folgt ihm M. Osborn (**4189**). — Bereits in der Bibliographie des Vorjahres (JBL. 1903 N. 15237) erwähnt ist die Sammlung von Berichten deutscher Romfahrer, die H. Smidt unter dem Titel „Ein Jahrhundert römischen Lebens" (L., Dyk. 295 S.) veranstaltet hat. Dass Goethes Briefe aus der Auswahl von Stein ausgewählt worden sind, charakterisiert den Wert dieser Sammlung. — Ohne auf den Spuren von Haarhaus Goethe im einzelnen nachzugehen, sucht G. v. Graevenitz (**4187**) die Summe der Beobachtungen und Anschauungen Goethes in Italien zu ziehen und mit beständigem Hinblick auf das heutige Italien ihn als Lehrer des Reisens darzustellen. — Neue Feststellungen über den römischen Aufenthalt sind F. Noack (**4192**) zu danken. Er setzt die Verdienste Tischbeins um Goethes Unterkommen und Führung ins rechte Licht und erblickt einen Grund zur Lockerung der Freundschaftsverhältnisse in der allzu grossen Ausnutzung, der Tischbein sich schliesslich entzog. Goethes erstes Absteigequartier, in dem beide sich zuerst begegneten, war nach einer bereits früher ausgesprochenen und nun bestätigten Vermutung die noch heute bestehende Locanda dell' Orso, die mit mehr Recht eine Erinnerungstafel verdiente als die sogenannte „Goethekneipe" an der Piazza Montanara, deren Name in keiner Aufzeichnung Goethes oder seiner Zeitgenossen vorkommt. Wichtigere Ergebnisse haben N.'s Nachforschungen über Goethes Verhältnis zur Arkadia gezeitigt. Ein Irrtum Düntzers wird dahin berichtigt, dass nicht Fürst Karl Borromäus Jh. Nepomuk Liechtenstein Goethe in

diese Gesellschaft eingeführt hat, sondern wahrscheinlich dessen Vetter Fürst Philipp Liechtenstein. In den Akten der Arkadia ist Goethes Aufnahme ebensowenig erwähnt wie in den Zeitungen; N. vermutet, dass diese Tatsache der Öffentlichkeit gegenüber unterdrückt werden sollte, weil der ketzerische Poet in die klerikale Gesellschaft nicht recht passte. — In Breslau zeigt C. Grünhagen **(4195)** Goethe als Teilnehmer der Festlichkeiten, die 1790 dem König Friedrich Wilhelm II. nach Abschluss der Übereinkunft von Reichenbach bereitet wurden. „Im schlichtfarbigen Rocke, der ihm das Ansehen eines Supplikanten gab," scheint der Begleiter des Herzogs von Weimar wenig Beachtung gefunden zu haben. — F. Fischls **(4202)** Vortrag behandelt eingehend Goethes dreimaligen Aufenthalt in Marienbad, wohin ihn zunächst geologische Interessen in demselben Masse wie die Heilkraft der Quellen zogen. Nach F.s Nachweis war das Haus, das Goethe bezog, auf den Namen des Grafen Klebelsberg, Ulrikens späteren Stiefvaters, eingetragen. Entweder war ihr Grossvater Herr v. Brösigke nur der Pächter, oder er schob als Ausländer den Grafen vor. — Erich Schmidts **(4203)** Festvortrag nach der Enthüllung des Strassburger Goethedenkmals würdigt in frischen Zügen die Bedeutung des Strassburger Aufenthaltes für Goethe; die anonymen „Strassburger Bilder" **(4204)** enthalten keine Beziehungen zu Goethe; seine Einzeichnungen in die Strassburger Matrikel sind bereits vor H. Holstein **(4205)** durch Froitzheim in den B. z. Landeskunde Elsass-Lothringens 1888 ausgezogen worden. — G. Windeck **(4206)** weist nach, dass die Goethetafel am Walchensee am unrechten Platze angebracht ist und der erste alpine Ahornbaum bereits zwischen Urfeld und Walchensee Goethes Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben müsse.

Lyrik.

(IV, 8c = N. 4312—4340.)

Max Morris.

Allgemeines. — Gedichtgruppen. — Einzelne Gedichte und Lieder. —

Allgemeines. Die Ergebnisse seiner Dissertation über die Entwickelung des Naturgefühls in Goethes Lyrik fasst A. Kutscher **(4317)** in einem populären Aufsatz in den „Wartburgstimmen" zusammen und stellt zugleich eine ausführliche Bearbeitung des grossen Themas in Buchform in Aussicht. Um Wiederholungen zu vermeiden, verschieben wir das Referat bis dahin.

Gedichtgruppen. Goethes Oden führt C. Hacker **(4318)** an dem Leser vorüber, indem er reichliche Zitate durch nachschaffende Zwischenrede voll Liebe und Andacht verbindet und so in der Tat erreicht, dass ein würdiges Gesamtbild dieser grossen Dichtungen ersteht und dass man den Interpreten nicht verwünscht, der sich zwischen uns und das Kunstwerk eindrängt. Als wissenschaftlich neu wäre etwa H.s Hinweis auf das tonmalerische Nachbilden des Ruckens und Girrens in „Adler und Taube" hervorzuheben. Irrtümlich meint H., dass am Schlusse von „Schwager Kronos" das Bild der Wagenfahrt verlassen sei. Vielmehr fährt der Dichter auf seinem Lebenspostwagen jetzt, den glühend untersinkenden Sonnenball im Auge, unter Wagengerassel und Posthornton in die finstere Öffnung des Stadttors ein. — K. Burdachs Abhandlung **(4319)** stellt einen wertvollen Beitrag dar zu der chronologischen Ausgabe von Goethes Gedichten, welche die Goethe-Forschung schon lange sich selbst schuldet. B. untersucht die älteste Gestalt des Divans, bestehend in 53 vom Juni bis Dezember 1814 entstandenen Gedichten, die Goethe ungefähr nach der Folge der Entstehung beziffert und mit dem Entstehungsdatum versehen hat. Davon sind uns 36 erhalten. Nachschaffend begleitet B. das Anwachsen der Sammlung. Um den Kern der ältesten Hafisgedichte vom Ende Juni und vom Juli lagert sich der reiche Ertrag der Reisetage vom 25.—29. Juli, mannigfache Reiseeindrücke und wechselnde Stimmungen festhaltend, nur teilweise an Hafis angeknüpft. Am 31. Juli: „Selige Sehnsucht". Vier Wochen danach, am 29. August, fällt in einem Briefe an Riemer das erste Wort über einen Zyklus: „Die Gedichte an Hafis sind auf 30 angewachsen und machen ein kleines Ganze." Der letzte Augusttag bringt in N. 31 und 32 die ersten erotischen Klänge in die Sammlung der Hafisgedichte. N. 35—38, alle aus dem Oktober, stellen die Grundlage des Schenkenbuchs dar. Sie sind Erträgnisse des Aufenthalts in Heidelberg, wo der Sohn des Professors Paulus

für Goethe Hafisens jungen Schenken verkörpert. Die nächsten erhaltenen Nummern 41—42 zeigen einen Stimmungswandel ins Pessimistische. Nach längerer Pause setzt die Produktion erst im Dezember während eines Aufenthalts in Jena wieder ein. Mit N. 46: „Winter und Timur" tritt zum erstenmal die volkstümlich realistische historische Epik des Orients als befruchtendes Element neben Hafis. Und das Gedicht N. 46: „Dass ein Wort nicht einfach gelte" deutet nach B. die geheime Beziehung von „Winter und Timur" auf Napoleon an [?]. Am 14. Dezember notiert dann das Tagebuch: „Deutscher Divan". Hier wird also zum erstenmal das entscheidende Wort für die künstlerische Abrundung der neuen durch Hafis angeregten Lyrik gesprochen und der enggefasste erste Titel „Gedichte an Hafis" aufgegeben. Am nächsten Tage notiert Goethe: „Ferdousi Schahname. Abends für mich. ‚Sommernacht.' Bis Verona Reise vorgelesen." Hier dringen zwei folgereiche Impulse ein: „Das Aperçu des den Divan durchziehenden Reisemotivs als Rückspiegelung der ideellen Flucht in den Orient auf jene wirkliche Flucht nach Italien [?], und das von Firdusi ausgehende Paradiesmotiv. Der Weihnachtsabend bringt dann den Prolog „Nord und West und Süd zersplittern", der als N. 1 vorangestellt wird, und die letzten Tage des Jahres den Epilog: „Nun so legt euch liebe Lieder." Eine Fülle feiner Beziehungen und Deutungen in B.s Darstellung kann hier nicht im einzelnen referiert werden. —

Einzelne Gedichte und Lieder. Zu den von Erich Schmidt besprochenen Umdichtungen und Entstellungen, die „Kleine Blumen, kleine Blätter" im Volksmunde erfahren hat, liefert St. Hock **(4330)** einen Nachtrag. — Die Anregung zur Konzeption der „Parabeln von der Zeder bis zum Issop" erhielt Goethe nach M. Morris **(4332)** aus einem Aufsatz von J. G. Jacobi im ersten, Oktober 1774 ausgegebenen Stück der Iris. — Den engen Zusammenhang von Goethes Versen „Und ich geh' meinen alten Gang" (Briefe 3, 167) mit den voranstehenden Versen Carl Augusts legt E. F. Kossmann **(4334)** gegen Koegel dar. — Die Neujahrspossen, die Goethe für Mitglieder des Weimarer Kreises am Abend des 30. Dezember 1778 zusammen mit Siegmund von Seckendorff „schmiedete", wie sein Tagebueh sagt, gibt C. A. H. Burkhardt **(4331)** nach einer Handschrift Philipp Seidels heraus, die im Weimarer Staatsarchiv bewahrt wird. Von Goethe scheinen dem Referenten etwa die folgenden herzurühren: Die Verse für Auguste von Kalb und für Fräulein von Waldner, die zweite Hälfte des Gedichts für Frau von Werther, die Verse für die Herzogin Luise, für Frau von Stein (mit einer Reminiszenz an das Concerto dramatico, Werke Band 38, S. 7, Vers 109 f.), für Sophie von Kalb und für Fräulein von Wöllwarth. Dazu kommt der schon in den Werken IV, 364 gedruckte Vierzeiler für Fräulein von Göchhausen. — In der ersten Fassung (Werke I, 393) des Liedes „An den Mond" unterbricht nach E. F. Kossman **(4320)** in der dritten Strophe das Motiv von der Homogenität des Flusses und des Menschen den Gedankengang, den dann die fünfte Strophe wieder aufnimmt. Die Umarbeitung (Werke 1, 100) stellt eine Objektivierung des subjektiven Gedichts vor, die Erinnerung führt jetzt die Lösung der stockenden Seelenstimmung herauf, und „die Aufforderung an den Fluss, in all seinen Stimmungen dem Dichter Muse zu sein, ist rein poetische Form ohne motivischen Zusammenhang." — Eine Übersetzung des Erlkönigs von dem Quäkerdichter John Greenleaf Whithier (1807—1892) teilt L. Geiger **(4324/5)** mit. — In dem Streit über die Echtheit der Nebenfassung von „Wanderers Nachtlied" mit dem Schluss „Schläfst auch du" (vgl. JBL. 1903, S. 766) verwendet W. Streitberg **(4335)** das von Sievers eingeführte Kriterium der Sprachmelodie und gelangt so zu einem neuen Erweis der allerdings auch ohnehin feststehenden Unechtheit dieser Fassung. Die Verse des Gedichts haben durchweg Tiefschluss und die Stimme sinkt beim letzten Worte „auch" weit unter das Niveau der Mittellage hinab. In der Falkschen Fassung dagegen schnellt der Schluss der letzten Zeile plötzlich und unvermittelt in die Höhe, die Einheit der Stimmung wird zerrissen, der ruhige Fluss der Melodie zerstört. — Die „Harzreise im Winter" erläutert A. Pfennings **(4329)** mit guter Kenntnis und sicherem Urteil, ohne gerade zu neuen Ergebnissen zu gelangen. — Über die sagengeschichtlichen Grundlagen in der „Braut von Korinth" weiss M. Jacobi **(4321)** nichts Neues zu sagen, und die von A. Andrä **(4337)** zusammengestellten Beschwörungssagen stehen mit Goethes „Zauberlehrling" nur in dem allerlosesten Zusammenhang. — Die Universalkonklusion „Ergo bibamus" weist F. Kluge **(4326/7)** als ein öfter gebrauchtes schulmässiges Beispiel für humoristische Trugschlüsse in Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts nach. — Dass ein Goethe zugeschriebener, als vorletzte Strophe von „Selige Sehnsucht" gedachter Vierzeiler „Lange hab' ich mich gesträubt" vielmehr von J. C. A. Heinroth herrührt, ist schon seit längerer Zeit festgestellt. H. Henkel **(4333)** weist nun auch auf den inneren Widerspruch des Sträubens und Nachgebens zu Goethes Anschauung hin, wie sie z. B. in „Eins und Alles" hervortritt: Sich aufzugeben ist Genuss. Die pseudogoethischen Verse sind dagegen christlich gemeint, im Sinne von

Ephes. 4, 22 f. — Die Strophe aus dem Proömion zu „Gott und Welt“: „Was wär ein Gott, der nur von aussen stiesse“ ist nach einer mündlichen Mitteilung von A. Riehl an B. Bauch (4109) eine poetische Übersetzung einer Stelle in Giordano Brunos Schrift „De Immenso et Innumerabilibus (Op. Lat. I, 2 [Neapel 1884] Seite 158): „Non est Deus vel intelligentia exterior circumrotans et circumducens; dignius enim illi debet esse internum principium motus“ etc. Diese Zusammenstellung ist weit überzeugender als die früher von Brunnhofer gesammelten Anklänge, die aber im Lichte dieser schlagenden Beobachtung nun auch an Bedeutung gewinnen. — Die älteste Fassung der Fabel von „Gutmann und Gutweib“ findet sich nach R. Pischel (ZDMG. Band 58, Heft 2; Referat darüber 4328) in dem Sanskritwerke Dharmapariksha, verfasst von Amitagati um 1014 n. Chr. P. verfolgt die Fabel auf ihren Wanderungen. Goethes Quelle ist vermutlich: Herd, Ancient and Modern Scottish Songs, Edinburgh 1776. — L. L. Mackall (4339) zeigt, dass die Verse „For th'Heaven gifted“ (Werke 5 I, 78) nicht von Goethe herrühren, sondern vielmehr von Frau Carlyle an Goethe gerichtet sind. Goethe hat sie abgeschrieben — vielleicht um sie in das „Chaos“ zu geben — und dabei Frau Carlyles Überschrift „For the Poet“ geändert in „To the Poet In Return Gift for Gift.“ Daraus schliesst M., dass Goethe eine Erwiderung beabsichtigt habe; Goethe hat aber wohl vielmehr das Wortspiel „For th'Heaven-gifted still an earthly Gift have I!“ in seiner Überschrift unrichtig aufgefasst. —

Goethes Epos.

(IV, 8d = N. 4341—4367.)

Carl Alt.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1905 wird im sechszehnten Bande nachgeliefert.]

Drama.

(IV, 8e = N. 4368—4427.)

Max Morris.

Allgemeines. — Einzelne Dramen: Götz. — Clavigo. — Iphigenie. — Egmont. — Schwänke und Fragmente. — Faust. — Übersetzungen.

Allgemeines. Unter der Idee im Drama versteht M. Lex (4370) „die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale“ und sucht nun die Idee in Goethes Dramen auf. Gegenüber der bei solchen Erörterungen üblichen Weitschweifigkeit wirkt sein knapper, energischer Stil wohltuend, aber ein Referat ist hier kaum erforderlich, da ja das etwaige Neue nur in zarten Nuancen der Auffassung besteht. Nur über seine Faustbetrachtungen soll weiterhin kurz berichtet werden. —

Einzelne Dramen. Götz von Berlichingen. Die sorgfältige und zweckmässige Einleitung von A. Hauffen (4372) bietet zu Bemerkungen keinen Anlass. — Ein Artikel von F. G. Zimmermann in den Dramaturgischen Blättern für Hamburg 1821, Bd. 2 S. 219 ff., 284 ff., auf den L. Geiger (4375) hinweist, enthält die Notiz, dass Schröder bei den Götzaufführungen 1774 eine gedruckte Inhaltsangabe zu besserem Verständnis drucken und an die Zuschauer verkaufen liess. — J. B. E. Jonas (4374) untersucht, ob die Wendung „auf die Fastnacht“ in Lerses Worten III, 6 temporal gemeint ist oder den Zweck angibt. —

Den Clavigo hat Richard M. Meyer (4376) mit einer frischen Einleitung herausgegeben, in der etwa zu berichtigen wäre, dass Merck keineswegs Goethes Schweizer Reise mit den Stolbergs für einen dummen Streich erklärt hat, wenn es auch so in „Dichtung und Wahrheit“ zu lesen steht. Über einen

anderen Irrtum in diesem Kunstwerk sagt M.: „Goethe hat also, als er für den Schluss [von „Clavigo"] eine englische Ballade benutzt zu haben glaubte, die Anklänge an das englische Drama (ausser dem Schluss des ‚Hamlet' kommt der von ‚Romeo und Julia' in Betracht) mit der Benutzung des deutschen Liedes verwechselt". Das erklärt E. F. Kossmann (**4377**) anders: Er nimmt die Vermutung Düntzers auf, nach der Goethe bei seiner irrtümlichen Angabe an Tickells Ballade Lucy und Collin (Percy III, 3, 17) dachte, und stützt diese Hypothese mit neuen Gründen. —

Iphigenie. M. Wohlrab (**4379**) wiederholt seine früher (JBL. IV 8e: 101) vorgetragene Ansicht über Orests Entsühnung: sie ist ein menschlicher, nach allgemeinen psychologischen Gesetzen sich vollziehender Vorgang, aber weder eine priesterliche Wirkung Iphigeniens, noch eine von ihr ausgehende weibliche Befriedung. Den äusseren Anlass für Goethe, sich mit dem Stoffe zu beschäftigen, findet W. in dem Neudruck der Euripides-Ausgabe von Josua Barnes, der 1778 bei Schweickert in Leipzig erschien und eine lateinische Übersetzung unmittelbar neben dem griechischen Text bot, den Goethe nicht ohne weiteres zu erfassen imstande war. — In einem gut geschriebenen Aufsatz vergleicht C. Rogge (**4380**) die Fabeln von Orestes (bei Äschylus und Goethe) und Hamlet als Gestaltungen des Motivs: „Das Weib, ungetreu ihrem Mann, ermordet mit dem Buhlen den Gatten" usw. Das hat ja aber Hamlets Mutter gar nicht getan! — Der Aufsatz von P. Souchon (**4381**) fällt nicht unter unseren Bericht, denn die darin verglichenen drei Iphigeniendramen sind die von Euripides, Racine und Jean Moréas.

Egmont. Die Ausgabe von J. T. Hatfield (**4382**) ist für die amerikanische Jugend bestimmt, und so mag es als eine freundliche Übertreibung hingehen, wenn H. S. VI sagt: „The beginnings of the American Revolution were holding Goethe's breathless attention as he wrote." In der warm und sympathisch geschriebenen Einleitung fällt S. XVII die Wendung auf: „The unhappy Brackenburg, who reflects some of the keen tortures of heart which Goethe had undergone in smart society . . . " Wirklich? Unzutreffend ist auch die Angabe S. XX, wonach das Drama bei der Abreise nach Weimar „practically finished" gewesen wäre und alle später darauf gewendete Mühe nur der Überarbeitung gegolten hätte. Als Titelbild gibt H. die von Lips gestochene Zeichnung von Angelika Kaufmann aus dem fünften Band der Göschen-Ausgabe. Dadurch wird zwar leicht die Ausbildung einer würdigen Vision der Gruppe Egmont-Klärchen in der Seele des Lesers gestört, aber das Titelbild des ersten Drucks hat immerhin literarisches Interesse. Ganz unzulässig ist es aber, wenn H. eine alte Darstellung des Bildersturms und historische Porträts der Hauptpersonen in den Text einfügt. Das sind wahrlich keine Illustrationen zu Goethes Egmont. Eine weitere ungehörige Belastung des Dichtertextes sind die Ziffern, die auf die sorgfältigen Erläuterungen hinweisen. Konnten denn dazu nicht die Zeilenziffern benutzt werden, mit denen die Ausgabe ausgestattet ist? Von der Weimarischen Ausgabe weicht der Text an einer Anzahl von Stellen ab, die H. auf Grund der Ausgabe B_1 emendiert hat (vgl. dazu den Bericht über N. **4143**; N. **5382b** ist nur eine Notiz von wenigen Zeilen).

Tasso. V. Michels (**4383**) bietet eine wohlgelungene, knappe und klare Einführung, in der nur die Bühnengeschichte einen verhältnismässig zu grossen Raum einnimmt. Über den vielumstrittenen Schluss äussert sich M. zurückhaltend: „Doch bleibt über die äusseren Schicksale Tassos ein Schleier gebreitet, durch den uns nur hie und da ein ahnender Durchblick gestattet ist . . . Goethe hat am Schluss seinem Tasso Worte in den Mund gelegt, die trostreicher klingen, als sie bei Tassos Lage gemeint sein können." — Das Buch von Hedwig Wagner (**4384**) gehört ins nächste Berichtsjahr. — Die mimisch belebte Schilderung, die Leonore Sanvitale von dem unentschlossen sich nähernden Tasso gibt (I, 2), ist nach A. Fries (**4386**) von dem Anfang des fünften Aufzuges in „Emilia Galotti" abhängig. — Vers 2307—2313 führt W. Creizenach (**4387**) auf Tassos Gerusalemme liberata II, 58 zurück, indem er auf Serassis Angabe verweist, dass Tasso mit diesen Versen seinen Gegner Pigna treffen wollte. —

Schwänke und Fragmente. Die Existenz einer Satire Goethes „gegen Herder (seinen Herzensfreund) und gegen die (überaus liebenswürdige) Madame Herder" wird durch einen Brief Zimmermanns an Lavater vom 23. Juni 1774 bezeugt, den H. Funck (**4389**) mitteilt. — Die Arbeit von M. Morris (**4390**) über „Die ungleichen Hausgenossen" wird im nächsten Jahrgang besprochen, da ihr Schluss 1905 erschienen ist. — Den Dichtungsplan der „Nausikaa" auf Grund der Weimarer Ausgabe aufzubauen versucht M. Morris (**4391**). Scherer konnte seiner schönen, der gleichen Aufgabe gewidmeten Arbeit nur Riemers ungenauen Druck zugrunde legen, und es sind ihm auch einige Irrtümer untergelaufen, die zum Teil schon Théophile Cart und Düntzer berichtigt haben. Der Abriss der Handlung, den Goethe in der „Italienischen Reise" entwirft, beruht nach M. auf später, umbildender Erinne-

rung und weicht von dem echten Plane, wie er sich aus den Fragmenten ergibt, in wesentlichen Punkten ab. In den Fragmenten geht Nausikaa in den Tod aus Schmerz über ihre hoffnungslose, unerwiderte Liebe, in Goethes später Skizze aus Scham, sich durch voreiliges Offenbaren ihrer Empfindung kompromittiert zu haben. Goethe zeichnet hier eine bunte, bewegte Handlung, während die Fragmente die Seelenvorgänge in einem kleinen Kreise vorzüglicher Menschen vorführen und also dem Dramatypus von „Iphigenie" und „Tasso" entsprechen. Goethes Dichtungsplan hat seinen Ursprung in einer gewissen Verwunderung, einem Befremden des modernen Homerlesers über Nausikaas unvermutetes Verschwinden aus der Fabel. Für unser Empfinden hat Homer in der Erzählung von Nausikaa die Lage nicht ausgeschöpft. Er kennt noch nicht das, was wir romantische Liebe nennen: das Verschmähen alles unmittelbaren eigenen Lebens, um es in einem anderen wiederzufinden, und alle Erschütterungen, die solche Verlegung des Persönlichkeitsgefühls mit sich führt. Das ist erst ein Erwerb der auf Homer folgenden zwei Jahrtausende. Goethes Nausikaadichtung ist also wie „Iphigenie" die Umgestaltung einer überlieferten antiken Fabel nach der inzwischen erfolgten Wandelung unseres Empfindes. — Reiche literarische und kulturhistorische Belege zum Schöneraritätenkasten und damit indirekt zum „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" bietet A. Kopp (**4391a**). — Das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel", der „Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes" und „Götter, Helden und Wieland" erscheinen in einem Neudruck von „Rheinischer Most 1775", den M. Desceltes (Bibliothek litterarischer und kulturhistorischer Seltenheiten N. 4—5. Leipzig, Weigel) veranstaltet. Seine etwas mysteriös gehaltene Einleitung bietet eine Fülle bisher unbekannter Einzelheiten über den jungen Goethe und seinen Kreis, die der Herausgeber nach seiner Angabe aus den handschriftlichen Memoiren von Ramond de Carbonnière schöpft, und die den Appetit auf die ausführliche Darstellung sehr reizen, in der D. die Belege und Nachweise zu seiner vorläufigen Mitteilung bringen wird.

Faust. Das Werk von H. G. Gräf (**4368**) ist nun auch glücklich über den „Berg Faustus" gekommen, der fast den ganzen mit den „Geschwistern" abschliessenden Band ausfüllt. G. bietet hier viel mehr als eine Zeugnissammlung, er geht in den Anmerkungen auf viele schwebende Fragen ein und deutet seine eigene besonnene Meinung an. Zu sämtlichen Zeugnissen sind die entsprechenden Nummern Pniowers (JBL. 1901 N. 8c:96) zitiert — das hätte aber wohl auf die Fälle beschränkt werden können, wo Pniower ein Zeugnis abweichend datiert. Auch sonst neigt G. gelegentlich dazu, seinen Fleiss ohne Rücksicht auf das Bedürfnis walten zu lassen. So ist z. B. die sehr erwünschte tabellarische Vergleichung des Bestandes von Urfaust, Fragment und fertigem ersten Teil mit einer überflüssigen Paraphrasierung des Tatbestandes belastet, wie er sich dem Auge hier ohnehin bequem darstellt. Bei Nr. 861: „mir raunte Mephistopheles einige Anmerkungen leise zu" ist eine „Beziehung auf gelegentliche Arbeit am Faust", wie sie G. für möglich hält, ganz abzuweisen. Das ist eine Goethe geläufige Wendung, vgl. z. B. den Brief an Amalie Wolff vom 23. November 1810 und das zahme Xenion „Mephisto scheint ganz nah zu sein". Den „Abschied" — und also wohl auch die „Abkündigung"? — fasst G. als einen Epilog zum ersten Teil, nicht zur ganzen Faustdichtung auf, was schon durch die Signatur „ad 30" widerlegt wird. Aus dem Souffleurbuch der ersten Weimarer Faustaufführung vom 29. August 1829 teilt G. eine Anzahl von Randnotizen Goethes mit, die sich auf die Auslassung oder Abänderung einer Anzahl von anstössigen Stellen beziehen, und einen von Goethe für diese Aufführung gedichteten Engelchor, der das „Ist gerettet" in sangbare Verse umsetzt. Die 75ste Wiederkehr des Tages dieser Faustaufführung hat G. den Anlass gegeben, die darauf bezüglichen Mitteilungen aus seinem Werk in einem besonderen Schriftchen (**4414 a**) zusammenzustellen. —

Neue Gesamtdarstellungen von Goethes Faust haben Foà und Litzmann geliefert. Das Faustbuch von A. Foà (**4398**) ist für deutsche Leser ohne Bedeutung. F. will seinen Landsleuten die Ergebnisse der deutschen Faustforschung im Anschluss an Loeper, Kuno Fischer, Minor vortragen und leistet das wenigstens teilweise in seiner angenehmen, flüssigen Darstellung, die aber nicht nach einer klaren Disposition fortschreitet, sondern in eine Anzahl lose verbundener Aufsätze zerfällt: „Il periodo del furore e della tempesta — Il giovane Goethe — L'Urfaust e il viaggio di Goethe in Italia — L'Idea del Faust e la leggenda — Fusione dell' antico e del moderno nel Faust — Margherita — Faust — Mefistofele." Im einzelnen wäre wohl etwas mehr Genauigkeit und sichere Kenntnis zu wünschen. So soll z. B. Goethe in bitterer Reue über seine Wertherdichtung den Triumph der Empfindsamkeit verfasst haben (S. 20), er soll Götz zuerst 1773 (S. 35) und Mahomet 1774 (S. 44) geschrieben haben usw. Neben solchen derben Irrtümern steht natürlich auch vieles Richtige in dem leicht zusammengeschriebenen Buche, und es ist vielleicht unbillig, an ein ausländisches Faustbuch hohe Anforderungen zu stellen.

Zur ersten Einführung ist es immerhin brauchbar, und schon die richtige Übersetzung und Paraphrasierung sinnschwerer Stellen ist hier verdienstlich. — Ganz anders steht es aber, wenn ein deutscher Professor unter dem Titel „Goethes Faust, Eine Einführung“ ein Buch darbietet, worin er immer wieder Dutzende von Seiten mit Faustzitaten und einigen die Schönheit dieser Stellen rühmenden Zwischenreden füllt. B. Litzmann **(4393)** weist es weit von sich, die Wege zu wandeln, auf denen „das Monstrum der sogenannten Faustphilologie“ in ehrlicher Arbeit langsam und auch zuweilen abirrend zu gesteigerter Erkenntnis vordringt. Er hat entdeckt, dass die gegenwärtige Jugend von Goethes Faust nichts mehr weiss und will rettend eingreifen. „Ich sagte mir, hier ist Gefahr im Verzuge.“ Da soll nun der Druck seines Kollegheftes Abhilfe schaffen, in dem — abgesehen von einigen Irrtümern — ungefähr das steht, was ein poesieempfänglicher Leser von Goethes Faust sich allein sagt, und gerade das vermisst wird, was er sich nicht allein beschaffen kann: Nachweis der Quellen, ernstlich eindringende Darlegung des Planwandels, Erläuterung schwieriger Stellen. Dafür muss er sich dann mit den überreichlichen Zitaten trösten, die ihm L. vorführt und vorempfindet. Und diese unwürdige Leutseligkeit des Tons, mit der L. z. B. Wagners Auftreten ankündigt: „Um Mitternacht die Stimme des Lehrers aus dem Arbeitszimmer hörend: Hei! Der übt sich im Vortrag! Da kann ich profitieren, das ist wichtig, das brauche ich für mein Fortkommen. Geschwind hinein, ob nicht ein Brocken für mich abfällt . . . Du lieber Himmel, denkt Wagner, da ist der gute Faust schon wieder bei seinem Steckenpferd.“ Dazu der unmässige Wortverbrauch: „Um dabei nicht allzusehr ins weite zu schweifen und vor allem die Übersicht zu ermöglichen, wird es sich freilich empfehlen, das, was in dieser Beziehung über den ersten Teil zu sagen ist, für sich zu nehmen, die Bemerkungen aber, über die Vorgeschichte und Genesis des zweiten Teils, soweit sie nicht gelegentlich, um des Verständnisses gewisser Beziehungen willen, vorweggenommen werden müssen, anstehen zu lassen, bis ich an den zweiten Teil selbst komme.“ Wie nun dieser Gegner des „Monstrums der sogenannten Faustphilologie“ seinerseits echte Faustphilologie treibt, das sollen einige Beispiele zeigen. L. hat eine Anregung für die Ausbildung der Faustfabel bei Goethe entdeckt. „Es ist dies meines Wissens bisher noch nicht bemerkt worden. Es handelt sich um eine Geschichte, die schon im ersten Faustbuch steht, und — mit Ausnahme des Christlichmeinenden — von den andern übernommen wurde, Kapitel 54: Von zwo Personen, so Doktor Faustus zusammenkuppelt. Es wird da erzählt von einem Edelmann, der sich in eine junge Dirne sterbens verliebt habe . . . Faust ‚nimbt ein destillirt Wasser und zwaget den Edelmann damit, welcher alsbald ein überaus schönes Angesicht davon bekommt gehen also miteinander in den Garten.‘ . . . Das aber, meine ich, springt in die Augen: Faust spielt dem Edelmann gegenüber die Rolle, die in der Dichtung Mephisto gegen Faust spielt, dazu kommen der Zaubertrank [? zwaget!], der dem Werber Schönheit verleiht, und die Werbung im Garten.“ L. vergisst, dass er 20 Seiten vorher (S. 64) Goethes Kunde von dem Fauststoff auf das Volksbuch des Christlichmeinenden zurückgeführt hat, in dem diese herrliche Quellengeschichte fehlt, deren Faust ein Vorbild für Goethes Mephisto abgegeben hat! Seite 94 spricht L. mit Anspielung auf Paralipomenon 1 von neuen Bahnen, die Faust „aus der Dumpfheit in Leidenschaft hinausführen sollen“. So interpretiert er also die Stelle „In der Dumpfheit Leidenschaft“, wo doch von einem ungeteilten ersten Studium des Lebensgenusses die Rede ist, einem Stadium der dumpfen Leidenschaft! Das Zeichen des Makrokosmus ist für L. (S. 145): das Sechseck. Woher weiss er das? Von der Szene im Studierzimmer erfahren wir (S. 183) etwas ganz Neues: Sie war vielleicht als Ersatz für den zum Fortfall bestimmten Faustmonolog gedacht! „Ich könnte mir denken, dass, als es sich dann um die Schlussredaktion des Ganzen handelte, sich doch die Umgestaltung oder Ausschaltung der ersten Szene als unmöglich erwies und nun die Bibelübersetzung, so wenig sie in ihrer Stimmung und in ihren Voraussetzungen zu dem Vorangegangenen passte, doch beibehalten wurde, weil sich für die erste persönliche Einführung des Mephisto kein besserer Ersatz finden wollte.“ Mit solcher harmlosen Leichtigkeit, mit solch einem „ich könnte mir denken“ eine so umstürzende Meinung zu begründen, ist das nun eine Probe der echten, nicht monströsen Faustphilologie? Die Stelle im Entwurf zur Walpurgisnacht „Mephisto will einige Nacht Mahre zäumen und Fausten eine Falle legen, gelingts, so hohlt er ihn“ erläutert L. (S. 241) wie folgt: „also ganz deutlich: auf südländischem Boden, mit südländischen Reizen (Helena?) hofft Mephisto, Faust sicher zu betäuben und zu verderben“. Nein, der Schmeichelgesang, der nun folgt, das ist die Falle, die Mephisto Faust legt; er will ihn zur Selbstgefälligkeit verleiten, nach der Paktbestimmung: „Kannst du mich schmeichelnd je belügen, dass ich mir selbst gefallen mag“. Gelingt's, so ist Fausts Seele Mephisto verfallen, und er „holt ihn“. Die drei Prologe begleitet L. mit seiner

Paraphrase, sagt aber kein Wort davon, dass zu jedem ein Epilog gehören und dass die irdische Handlung von drei Ringen umschlossen werden sollte, in denen sie als Mysterium, als Theaterspiel und als Goethes Dichtung erscheint. Diese Rahmenarchitektur des Faustdramas musste der Erläuterer aufzeigen und den Leser mit der „Abkündigung" und dem „Abschied" bekannt machen, statt zu paraphrasieren: „Den Quell des Lichts preist Raphael . . . Und in harmonischem Akkord fällt Gabriel ein . . . Und im jubelnden Gleichklang tönt . . .: Der Anblick gibt den Engeln Stärke." — Die alten Faustfragen, an denen man sich allmählich müde gedacht und gesprochen hat, Pakt und Wette, Mephistos Wesen und Fausts Verhältnis zum Erdgeist und zu Gott, Goethes wechselnde Intentionen und die daher fliessenden Widersprüche — das und noch manches andere Verwandte behandelt M. Lex **(4370)** scharfsinnig und subtil, nur gar zu bitter ernst. Er versteht doch wohl zu wenig poetischen Spass und es fehlt ihm an der Lässlichkeit, womit die moderne Darstellung eines Pakts mit dem Teufel betrachtet sein will. Im einzelnen laufen manche Irrtümer unter. So meint er S. 91, dass die Schlussszenen des zweiten Teils um 1800 entstanden seien, was durch die Handschriften widerlegt wird, oder nimmt S. 119 an, dass Vers 3348 ff. in Italien gedichtet wurde, und gründet darauf den Nachweis einer veränderten Intention gegenüber dem Urfaust, der aber gerade diese Verse schon enthält. So wäre noch öfter zu widersprechen, ohne dass darum die kluge, aber überspitze Untersuchung ihren Wert, besonders als Denkübung, verlöre. Sie im einzelnen kritisch zu referieren, gestattet der Raum nicht, und erhebliche neue Resultate lassen sich kaum herausheben. Die Idee des Urfaust formuliert L. (S. 86): „Faust, im Streben nach Wissen und Erkenntnis gescheitert, übergibt sich dem Genuss." Für die Idee der Gesamtdichtung wird dann „dieser Satz Prämisse, Voraussetzung, Einleitung: Faust übergibt sich dem Genuss, und wir sehen seine Rettung aus der Verwirrung seines Lebens". —

Einzelstudien. Neben solcher unbefangenen ästhetischen Faustbetrachtung existiert nun eine abwehrende Faustliteratur, aus Kreisen stammend, in denen Goethes Faust als ein unbequemes Phänomen empfunden wird, das man nicht ignorieren kann und das man also angreifend oder wenigstens die eigene Stellung verteidigend behandelt. Das Berichtsjahr bringt für jede dieser beiden Haltungen ein Beispiel. Die Verwendung katholischer Elemente ist Goethe nach O. Willmann **(4401)** im ersten Teile des Dramas besser geglückt als im zweiten. „Zu einem aushelfenden Formenschatze sind uns unsere heiligen Bilder und Symbole denn doch zu gut; die Glorie ist kein Lückenbüsser, das Kreuz kein Rettungsanker für ein schiffbrüchiges Poem; der Dichter hat es auf seinen seltsamen Pfaden umschlichen wie Mephistopheles, so sollte er ihm auch zum Schlusse fernbleiben. Wagt er, es aber doch auf seinen seltsamen Bau zu setzen, so handelt er sakrilegisch." — Auch W. Th. Englert **(4400)** betrachtet „Goethes Faust im Lichte des [katholischen] Christentums". Faust ist ein „Versuch, das Lebensproblem zu behandeln", und „alle solche Versuche haben eine innerliche und geschichtliche Ordnung zum Christentum, empfangen von dorther ihr objektives Gericht, sind tatsächlich entweder positive Zustimmungen, Erläuterungen und Ausführungen oder, wenn sie in ihren Prinzipien, Mitteln und Ergebnissen vom Christentum abweichen, durch Irrtum, Unfruchtbarkeit und Zusammenbruch negative Rechtfertigungen". Nach E. „sind namentlich auch die Katholiken berufen, sich zu hüten, dass sie den Faust nicht, wie vielfach bisher, mit der Lässigkeit schöngeistigen Genusses gleichsam einschlürfen und da und dort Schaden leiden". Man erwartet nun, dass der Verfasser diese hier geforderte Betrachtung der Faustdichtung vor dem Forum des katholischen Christentums durchführt, aber er ist schon zu Ende. —

Erster Teil. A. Nechansky **(4403a)** entwirft von Mephisto ein mit bewusster Sympathie gezeichnetes Charakterbild und hebt das Förderliche und Produktive der Illusionszerstörung hervor. Er stützt sich dabei u. a. auch auf Paralipomenon 10, das aber nach Ansicht des Referenten der lustigen Person im Vorspiel auf dem Theater zugedacht war. Leider verfällt auch N. in den weitverbreiteten Irrtum, als ob Paraphrasieren gleichbedeutend sei mit Erläutern: „[Faust] will in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen, er will sich in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheiten stürzen . . . da hält ihm aber Mephisto vor, das von der Wiege bis zur Bahre kein Mensch den alten Sauerteig verdaue. Eigensinnig antwortet Faust: ‚Allein ich will' — darauf Mephisto: ‚Das lässt sich hören', ‚dann verbinde dich mit einem Poeten'" usw. — Eine Parallele zu Vers 1699 f. weist Martha Langkavel **(4412b)** in Rousseaus „Rêveries d'un promeneur solitaire" von 1782 nach: „A peine est-il dans nos plus vives jouissances un instant où le cœur puisse véritablement nous dire: Je voudrois que cet instant durât toujours.' Diese Stelle kann allerdings Goethe vorgeschwebt haben. — Dass bei Mephistos Zauberspruch „Trauben trägt der Weinstock" usw. ein Kinderreim

zugrunde liegt, hat schon Loeper bemerkt. H. K. Schilling (4408) weist nun ausserdem auf den Anklang des Hexeneinmaleins an die weitverbreiteten sinnlosen Zahlenreime der Kinder hin, die in der Tat als Basis des Hexeneinmaleins einleuchtender sind als die von Tille im GJb. 15, 357 herangezogenen Verse aus dem „Alchimistisch Sieben-Gestirn, Frankfurt 1756". — W. Kohlschmidt (4412a) erinnert an die längst bemerkte Tatsache, dass das Motiv der Empfindungen des Liebenden im Schlafzimmer des Mädchens sich schon in der Nouvelle Héloïse, Abteilung 1, Brief 54 findet. — Der rührigen Faustinterpretin Maria Pospischil (4411) kann der Referent nicht folgen, wenn sie in der deutschen Walpurgisnacht den „Fideler" als das Männchen der „Grill im Gras" erklärt, weil die Heuschrecke im Frühjahr mit den Schenkeln der Hinterbeine an den Flügeldecken geigt und dadurch schrille Töne hervorbringt, wie er auch bei der „Traum- und Zaubersphäre", die sich von der tiefer gelegenen anmutigen [?] Gegend abhebt, keine Abgrenzung nach der geologischen Schichtung des Gebirges erblickt. — E. Hoffmann-Krayer (4407) weist darauf hin, dass das Lied aus dem Märchen vom Machandelbaum, das Gretchen im Kerker singt, auch in romanischen Landen verbreitet ist, und zitiert eine italienische und eine französische Fassung. — N. 4403 der Bibliographie steht im Heft 82 der „Lehrproben und Lehrgänge" und fällt ins nächste Berichtsjahr. —

Der zweite Teil erfüllt in unserer Zeit die Funktion, die einige Jahrhunderte die Apokalypse gehabt hat. Da die Schriften dieser Art einiges psychologische Interesse verdienen, so folgt hier einmal eine kleine Probe. W. Laué (Gedanken zu Goethes Faust. — Schiller und die Farbenlehre. 210 S. Breslau 1904) untersucht S. 26 die „Beziehungen, die wir zwischen der Dichtung Faust und dem Blutkreislauf als bestehend uns vorstellen dürfen." S. 45: „Die Alchimie erinnert uns an Goethes Mutter". S. 75: „Faust berührt nun den Dreifuss, das Prisma mit dem Sonnenstrahl (Phantasie), er zwingt dadurch die drei Planeten Merkur, Jupiter und Venus". S. 79: „Im 5. Akt führt die Kritik der Newtonschen Lehre zur Vernichtung derselben, dramatisch dargestellt in der Vernichtung von Philemon und Baucis und deren Wohnstätte". Genug! — Dass Goethe für Fausts Erscheinen in Sparta einen geschichtlichen Hintergrund geschaffen und seine Dichtung hier an die fränkische Eroberung des Peloponnes im 13. Jahrhundert angelehnt hat, ist im allgemeinen längst bekannt. Baumeister (vgl. JBL. 1896 IV 8e:93) hat dann bemerkt, dass Goethe bei der Schilderung von Fausts Burg das eine Stunde nördlich von Sparta gelegene Mistra im Sinne hatte. Es fehlte nur noch der Nachweis, wo Goethe die Kenntnis dieser Verhältnisse gewonnen hat. Diese Lücke auszufüllen ist auch John Schmitt (4398b) nicht gelungen. Er weist auf die von Buchon 1825 besorgte Ausgabe der Chronik von Morea hin, aber das Werk findet sich weder unter Goethes Büchern noch in der Weimarischen Bibliothek, und Sch.s Hilfshypothese einer Vermittlung durch auswärtige Korrespondenten scheitert daran, dass Goethes fast vollständig erhaltene Briefe keine Spur davon aufweisen. — Drei unbekannte für den Helenaakt entworfene Verse teilt M. Morris (4410b) aus einer Handschrift im Besitz des Freiherrn v. Maucler mit. Sie waren für Mephisto bestimmt und bezeichnen übermässig deutlich die Vorgänge in Sparta als Phantasmagorie. — A. Metz (4411a) bringt einige kleine Bemerkungen zum zweiten Teil. Seine Emendation „dem" für „der" in Vers 7955 ist zutreffend und dankenswert, und ebenso fasst er wohl richtig in Vers 10943 „bestimmt" und „vergönnt" als einander entsprechende Partizipia, wonach die Interpunktion zu ändern ist. In Vers 8162f. nimmt er ohne Not eine durch unvollständige Korrektur erfolgte Korruptel an und schlägt vor, für „Als wie" zu setzen: „Wie wenn", und so die von Goethe vorgenommene Änderung von „Heranziehen" in „Anzögen" konsequent durchzuführen. —

Übersetzungen. Die Resultate ihres Buchs über die französischen Faustübersetzungen (vgl. JBL. 1902, S. 431, 591) fasst Martha Langkavel (4417) in einem populären Aufsatze zusammen. — Über Suzanna Paquelins Übertragung des ersten Teils in französische Prosa (JBL. 1903 S. 775) berichtet A. Kippenberg (4419). — L. L. Mackall (4421) druckt George Soanes Faust-Übersetzung nach dem in Goethes Bibliothek befindlichen Widmungsexemplar ab und gibt dazu sorgfältige Notizen über diese und andere zu Goethes Lebzeiten erschienene Übersetzungen. Soane hat mit seiner bei Vers 576 abbrechenden Übertragung, die 1820 herauskam, Goethes Beifall gefunden, und sie überragt allerdings manchen der späteren Versuche. — Derselbe Autor (4422) teilt auch Carlyles 1823 entstandene Übersetzung von Fausts Fluch (Vers 1583ff.) aus dem „Chaos" vom 14. Juni 1830 mit. — Schon zu Goethes Lebzeiten wurden akademische Vorlesungen über Goethes Faust gehalten, und zwar in Rostock 1829, 1831 und 1832 von C. Weinholtz, wie G. Kohfeldt (4427) mitteilt. —

Schiller.

(IV, 9 = N. 4428–4567.)

Ernst Müller.

Gesamtdarstellungen. Die neue Schillerbiographie von Karl Berger **(4428)** reicht bis zu Schillers Berufung nach Jena. Das Werk „will den weitesten Kreisen erreichbar und nützlich sein"; darum war von vornherein eine gewisse Beschränkung in der Auswahl und Bearbeitung des Stoffs geboten. B. verrät eine umfassende Kenntnis der reichen Literatur. Er hat sie mit Umsicht benutzt. Seine Darstellung ist gewandt und fliessend, sein Urteil ruhig und sachlich. Im ganzen stützt er sich auf die trefflichen Werke von Minor und Weltrich. Aber er hat auch direkt aus den Quellen geschöpft und selbständige Untersuchungen angestellt. Dabei ist manches Neue zum Vorschein gekommen. So hat er neben A. Börckel (N. 4480) über den „Vetter" J. F. Schiller Nachforschungen angestellt und aus den Akten Dr. Schneiders verschiedenes mitgeteilt, das wir bei Börckel vergeblich suchen (S. 614 ff). Die Verhältnisse der Ludwigsburger Lateinschule hat er mit Hilfe des dortigen Gymnasiallehrers Belschner richtiggestellt (S. 619) und kommt im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie R. Krauss (N. 4451). An die Stelle des Gasthauses „Zu den drei Rindern" in Sachsenhausen, das bisher als Aufenthaltsort Schillers galt, setzt B. mit Elisabeth Mentzel das Gasthaus „Zum Storchen". In der Tat ist der erste Gasthof, an dessen Stelle heute ein Neubau steht, von der Brücke etwas entfernt. Aber es wäre in dem Falle doch merkwürdig, dass die Tradition uns so irregeführt hätte. Das scheint nicht glaublich. Begreiflicher ist schon der Irrtum Streichers, dass er mit Schiller seinerzeit in dem Palais des Prinzen von Baden versteckt worden sei, während es das Haus eines Freiherrn von Baaden war. — Das Werk von O. Harnack **(4429)**, das wir JBL. 1898 IV 9:18 anzeigten, liegt in neuer, etwas vermehrter Auflage vor. Auch sein Bilderschmuck ist etwas reicher (10 gegen 2). H.s Schiller hat den Vorzug strengster Objektivität, grosser Klarheit und knapper Darstellung. — J. Wychgram **(4430)** hat seine in vier Auflagen verbreitete, reich illustrierte Biographie, in wesentlich gekürzter Gestalt als „Volksausgabe" erscheinen lassen. Ausser einem Titelbild (von Graff) sind sämtliche Illustrationen weggelassen. Sie soll in den Kreisen, für die die Anschaffung der vollständigen Ausgabe nicht möglich ist, die Kenntnis und Verehrung des grossen Mannes verbreiten und fördern. Dazu ist in der Tat das gute Buch, dessen vollständige Ausgabe wir wiederholt zu rühmen Anlass hatten (JBL. 1895 IV 9:4, 1898 IV 9:20), wohl geeignet. Nur ist das Fehlen von weiteren Illustrationen bedauerlich, denn gerade in den Kreisen, für die es berechnet ist, sind Bilder am erwünschtesten. Sie geben häufig allein schon Anlass zur Lektüre. — Das Buch von L. Roustan **(4431)** enthält im wesentlichen Übersetzungen Schillerscher Poesie und Prosa; zu XL Seiten Einleitung kommen 357 Seiten Übersetzung. In der Introduction sucht R. dem Dichter gerecht zu werden, für den er ziemlich Verständnis zeigt, obwohl es nicht an biographischen Verstössen bei ihm fehlt. Z. B. S. VI. Schiller était né le 29 Mai 1759; ebenda ist Carl Eugen von Württemberg Carl August genannt; S. XI begegnen wir dann dem richtigem Karl August. Am Ende der Einleitung sagt R.: La meilleure traduction française est celle d'A. Regnier. Daneben nennt er noch die der Dramen von Barante également estimable. Wer der Verfasser der vorliegenden Übersetzungen ist, wird nicht gesagt. Vermutlich werden sie sich an die bereits vorhandenen einigermassen anschliessen. Missverstanden ist S. 46 in Kabale und Liebe die Stelle: et finalement (nous) jetions nos béquilles derrière les gars qui en auront besoin dans le Nouveau-Monde. „Und wir . . . den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die Neue Welt", aber doch nicht weil sie sie dort brauchen werden? nein, sie werfen die Krücken, ihre letzte Stütze, in der Verzweiflung weg, weil man ihnen ihre Hauptstütze, ihre Söhne genommen hat. So können falsch übersetzte Stellen für die Texterklärung auch auf den rechten Sinn führen. Das Büchlein von H. Mosapp **(4432)** ist eine treffliche Festschrift für die Säkularfeier von 1905, zunächst für die württem-

bergischen Volksschulen bestimmt. Die eine Hälfte der Schrift enthält eine volkstümliche, durch sieben Bilder illustrierte, gedrängte Lebensbeschreibung des Dichters, die andere eine Auswahl aus seinen Werken. — Der Herausgeber von Schillers Briefen, F. Jonas (**4432a**), wendet sich in seinem neuen Buch an das deutsche Volk, um ihm das eigentliche innere Wesen, die Persönlichkeit seines volkstümlichsten Dichters in Kürze und möglichst mit seinen eigenen Worten oder in Urteilen und Berichten seiner Freunde zu vergegenwärtigen. Der Grundzug seines Charakters ist nach J. seine Willenskraft und sein Freiheitsdrang. Auf jeder Seite erkennt man die grosse Belesenheit des Verfassers, nicht nur in der Briefliteratur, sondern auch überhaupt in Schillers Werken. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt sind die Abschnitte: „Willenskraft und Freiheitsdrang“ und „Auffassung der Natur“ ausgearbeitet. Im letzteren ist stets Goethe zum Vergleich herangezogen. J. will in seinem Buch das Verwandte zusammenstellen und den Kern des Menschen erfassen, aus dem sein Wollen und Handeln sich erklärt. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. In seiner Anzeige des Buchs tadelt J. Petersen die Aufschrift „Schillers Seelenadel“, es sei ein anspruchsvoller Titel, der erst bewiesen werden müsse. Ich meine, dem ist nicht so. Der Schriftsteller hat das Recht und die Pflicht, durch den Titel genau auf sein Werk hinzuweisen. Er fasst darin den Gesamtinhalt zusammen. Schiller hat z. B. seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre“, ebenso antizipierend betitelt. Der Ausdruck passt um so mehr, als Schiller, wie Petersen selbst zitiert, von den Geschichtschreibern diese Eigenschaft verlangt. Zu dem Äussern Schillers trägt Petersen die Erinnerung eines Stuttgarter Jugendfreundes im Morgenblatt 1809 nach, worin der Ausdruck „Seelenadel und Geisteshoheit leuchtete mehr als sprechend aus seinem Antlitz hervor“ vorkommt. Im übrigen nennt P. das Werk Jonas' gewissenhaft mit grossem Überblick mit Kritik und ohne Beschönigung abgefasst. — Das Marbacher Schillerbuch (**4433**) umfasst 32 Aufsätze, von denen nur 2 (N. 26 u. 27) Schiller nicht betreffen. Die übrigen 30 sind alle einzeln in diesem Bericht besprochen. Ihr Inhalt ist meistens wissenschaftlicher Art mit zum Teil sehr bedeutenden Resultaten. Sie umspannen das weite Gebiet der Schillerliteratur. Was man an dem trefflichen Buch, das als Festgeschenk für die weitesten Kreise bestimmt ist, vermissen könnte, sind populärere Arbeiten. Auch hätten wir zu einzelnen Bildern, die im Text nicht berücksichtigt sind, eine kurze Erläuterung gewünscht, so z. B. bei der für eine Apotheose Schillers bestimmten Skizze Danneckers (S. 51), bei der Kellerschen Schillerbüste (S. 257) usw. —

Die Persönlichkeit und ihre Wirkungen. Schillers Einfluss auf Kleist will A. Fries (**4435a**), der auch dessen Einfluss auf Hebbel untersucht hat (vgl. JBL. 1903 N. 15741) in den Jugenddramen und besonders im Wallenstein erkennen. Die erste der erwähnten Stellen (Kohlhaas-Wallensteins Tod) mag in der Tat auf bewusste Erinnerung zurückgehen. Die anderen sind aber meistens nur Anklänge, durch dieselben Motive und Situationen hervorgerufen. Dem mag man ja entgegenhalten: Gerade dieselben Motive und Situationen, mit denen ein Dichter beschäftigt ist, erinnern ihn an ähnliche Stellen in anderen Dichtungen, zumal bei gutem Gedächtnis. Das ist zuzugeben und ohne weiteres möglich, dass er dadurch zu einer gewissen Nachahmung veranlasst werden kann. Aber anderseits führen dieselben Motive usw. zu demselben oder einem ähnlichen Ausdruck, ohne dass deshalb die geringste Nachahmung vorliegt. Es ist ungefähr das gleiche, wenn zwei Gelehrte bei einer Untersuchung über denselben Gegenstand unabhängig voneinander auf dasselbe Resultat kommen. Ein Beispiel bei F. ist besonders auffallend. In Wallensteins Tod v. 3653 heisst es: „Leuchte, Kämmerling; nachher: Er geht ab. Kammerdiener leuchtet.“ Dazu Kleist (101,12): „Luther sagte dem Famulus: leuchte! . . . Kohlhaas folgte dem Mann, der ihm die Treppe hinunterleuchtete, und verschwand.“ Da fragt man sich unwillkürlich: Was sollte denn Kleist in diesem Fall anders sagen, als „leuchte“? Dieselbe Situation, derselbe Ausdruck! Bei dieser gefährlichen Methode ist also höchste Vorsicht sehr nötig. Nicht einmal der direkte Anklang lässt immer auf bewusste Nachahmung schliessen. Endlich ist noch auf Holzgräfe zu verweisen, der Kleists Beeinflussung durch Schiller im vergangenen Jahr ebenfalls untersucht hat: JBL. 1903 N. 8381. — A. Weis-Ulmenried (**4435b**) handelt vor allem von Goethe und streift Schiller nur gelegentlich. Nach ihm unterschätzte Schiller wie Goethe die Bedeutung der Staatsreformen als Grundlage oder Stütze des Kulturlebens. Als Beweis dienen ihm einzelne Stellen aus Schillers Gedicht „Deutsche Grösse“, das er irrtümlich „Antritt des neuen Jahrhunderts“ betitelt. — In einer allgemeinen Betrachtung hebt L. Speidel (**4436**) Schillers sittliche Hoheit der Gesinnung hervor. Der Deutsche vermag, wie er mit Recht sagt, das Sittliche vom Poetischen nicht zu trennen. Vielleicht hätte S. daran erinnern können, dass Schiller, der so lebhaft für bloss ästhetische Erziehung eintrat, selbst, ohne es zu beabsichtigen, es ist, der gerade durch den ethischen Gehalt seiner Werke, nicht durch den ästhetischen,

wirkt und erzieht. — Die Ursachen der veränderten Stellung Schillers unter der heutigen Generation findet L. Fulda (**4437**) in dem ausserordentlichen Umschwung auf politischem, kulturellem und künstlerischem Gebiet. F. weist dies auf allen drei Gebieten nach. Am stärksten ist natürlich der Gegensatz auf künstlerischem Gebiet. Die naturalistische Richtung fühlte sich in entschiedenstem Widerspuch mit Schiller, dem Vertreter des Idealismus. Doch zeigt F., dass die Zeit wiederkommen wird, in der Schiller volle Anerkennung zuteil werden wird. — Wie die deutsche Literatur in Amerika allmählich festen Fuss fasste, zeigt O. C. Schneider (**4440**). Im Jahre 1798 hatte besonders Kotzebue grossen Erfolg. Das darf uns nach dem Vorgang in Deutschland nicht wundern. Der Glanz seines Namens musste dazu dienen, Schiller die Einführung in die Gunst des Publikums zu ermöglichen: 1799 wurde zuerst Don Carlos, freilich verstümmelt, aufgeführt, dann Kabale und Liebe als The Minister and The Harpers Daughter. Neben der Tätigkeit der Amerikaner ist aber der Anteil der deutschen Einwanderer nicht zu unterschätzen. Im Jahr 1848/49 kamen die besten Kräfte aus Deutschland nach Amerika. Die Folge war die glänzende Säkularfeier Schillers in Amerika im Jahre 1859. Seitdem sind die Bestrebungen des Deutschtums immer erfolgreicher geworden. — Schillers Einfluss und literarische Stellung in Amerika ist noch eingehender von M. D. Learned (**4441**), Professor an der Universität Philadelphia in Pennsylvanien, gewürdigt worden. Nach ihm macht sich ebenso, wie nach O. C. Schneider, Schillers Einfluss in zwei Richtungen geltend, einmal in den Bestrebungen der eingewanderten Deutschen, sodann in den Bestrebungen der Angloamerikaner, welche ihm neben Shakespeare und Goethe einen Ehrenplatz eingeräumt haben. L. konstatiert, dass schon des Dichters „Vetter" J. F. Schiller durch seine Übersetzungen ein Kulturvermittler zwischen Deutschland und England, bzw. Amerika gewesen sei. Wenn er aber bei diesem Anlass vermutet, dass dieser Vetter der englische Korrespondent des Dichters für die Mäntlersche Zeitung gewesen sei, so dürfte das nach allem, was wir über die Beziehungen der beiden „Vettern" zueinander wissen, kaum anzunehmen sein. Ja, L. glaubt, dass in den Übersetzungen des „Vetters" eine unerforschte Quelle für die Sprache und den Stil des Dichters zu erblicken sei. Allein nach den Ausführungen von M. M. in 4480 N. ist dies kaum zu erwarten. Wir erfahren dann weiter, wie Schillers Dramen ihren Einzug in Amerika hielten, und welchen Einfluss Madame de Staels Werk De l'Allemagne, das 1813 in englischer Sprache erschien, ausübte. Wir hören ferner, wieviel Männer wie Everett, Carlyle, Taylor, De Quincey, Bulwer und Longfellow zur Verbreitung von Schillers Einfluss in Amerika beitrugen. Schliesslich stellt L. einen von Jahr zu Jahr wachsenden Einfluss Schillers fest, der auch auf den amerikanischen Hochschulen gründlich philologisch-historisch studiert werde. —

Ethische und religiöse Anschauungen. Aus den elf philosophischen Schriften des Dichters aus den Jahren 1793—1802, die von einer einheitlichen Auffassung und Anschauung über den Wert des menschlichen Geistes durchdrungen sind, hat H. Draheim (**4442**) als Kern derselben eine Seelenlehre gebildet. Diese stellt den Menschen in seinem Verhältnis zur sinnlichen Welt einerseits und zu den sittlichen Gesetzen andererseits dar. In den sieben Abteilungen, die D. unterscheidet, bedient er sich stets Schillers eigener Worte. — Unter den Klassikern ist nach K. Sell (**4445**) keiner vom Christentum weiter entfernt gewesen als Schiller, und doch hatte er Religion. In der Jugend war es mystischer Pantheismus, später ein hoher Glaube an die Herrschaft des Sittlichen in der Welt und an die Offenbarung des Göttlichen und Sittlichen in der Kunst. Er selbst fühlte sich als Priester und Verkündiger dieses Evangeliums. Er wusste Askese und Ästhetik zu verbinden. Freiheit, Sittlichkeit, Gott, nämlich der stetige heilige Wille, war der Inhalt seines Glaubens. Sein Verhältnis zu Gott passte in keine historisch gewordene Form. Vgl. darüber Elise Zurhellen-Pfleiderer AZg^{B}. N. 288. —

Ästhetisches und anderes. Eine sorgfältige, von gründlichen Studien zeugende Abhandlung über Schillers Idee von seinem Dichterberufe verdanken wir A. Baumeister (**4447**), der schon früher sich mit Schillers Geistesart beschäftigt hat (JBL. 1897 IV 9: 72 und 1899 IV 9: 59). Schillers Bewusstsein von seinem Dichterberuf erwachte, wie B. ausführt, schon früh in der Akademie. Auch das Drama stand ihm als sein eigentlicher Wirkungskreis von Anfang an fest. Seine Kunst als sentimentalisch erfasste er erst unbestimmter und seit seiner Berührung mit Goethe begrifflich. Charakteristisch für seine Auffassung dabei ist ein Wort an Iffland vom Jahre 1803, wonach er nur, wenn sein poetisches Interesse beteiligt sei, dichten könne, ein dramatisches Werk müsse die Eigenschaft haben, allgemein und fortdauernd zu interessieren. Danach hat er gehandelt. Bezeichnend ist schon sein Brief an Scharffenstein vom Jahre 1778. Weiterhin erörtert B. die Begriffe naiv und sentimental und zeigt, wie bei Schiller der Zug zur sentimentalen Poesie und die Anlage zum dramatischen Dichter im engsten Zusammenhang mit-

einanderstehen. Schliesslich werden noch zwei Punkte besonders hervorgehoben: Für Schiller bezeichnend ist neben dem Gedanken, dass er mit seinem Berufe das deutsche poetische Schrifttum bereichere und für dieses vollgültige Muster aufstellte, der allgemeinere von der grossen kulturgeschichtlichen Bedeutung seiner Dichtung, der Dichtung und Kunst überhaupt. — Ein bisher wenig gepflegtes Gebiet hat O. Walzel (**4448**) erschlossen, indem er „einen Blick auf die Grenzen fallen“ lässt, in die Schillers „musikalische“ Dichterbegabung seine Künstlernatur eingeschlossen hat. Schiller nennt sich noch 1803 einen Barbaren in allem, was bildende Kunst betrifft, aber doch hat er von Anfang an sich auf dieses Gebiet gewagt, z. B. im „Fiesko“, „Antikensaal zu Mannheim“ usw. Schiller stand anfangs ganz unter Winckelmanns Einfluss, wie W. im einzelnen zeigt. Dieser Einfluss wurde für ihn nicht so sehr im Sinne bildender Kunst als vielmehr im weitesten menschlichen Sinne fruchtbar. Später wandte er sich den Kunstansichten Hirts zu. Aber für eine tiefere Erfassung der bildenden Kunst blieb ihm keine Musse, so dass auch nachher der Verkehr mit H. Meyer keine Folgen in dieser Beziehung hatte. Aber Motive der bildenden Kunst verwebte er wieder in seine Dramen, so in Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina. W.s gedankenreiche Arbeit schliesst mit dem Ergebnis, dass Schiller als Philosoph auf dem Gebiet der Kunst für seine Lieblingsidee Anschauung gefunden habe, der Phantasie des Dichters sei diese Anschauung eine Quelle geworden, aus der er gerne schöpfte, und dem Dramatiker seien dadurch plastische Ruhepunkte für die Melodie seiner tragischen Muse entstanden. — Zu seinem schon ausführlich behandelten Thema bringt E. Wilisch (**4449**) kaum etwas Neues vor. Das konnte auch nicht erwartet werden. Er hat kurz alles Wesentliche zusammengefasst. Einzelnes bedarf indes der Berichtigung, dass Schiller z. B. 1773 für Jahn bisweilen auch Latein gelehrt habe, war bis jetzt nicht bekannt. Wir wissen durch einen ehemaligen Schüler der Ludwigsburger Schule nur von Logik, Rhetorik und besonders Geschichte. Bei der Berufung Schillers nach Tübingen stellt sich W. zu sehr auf den rein philologischen Standpunkt. Er übersieht, dass es Schiller schliesslich völlig freigestellt wurde, wie er auf die Studenten wirken wollte. Man wollte ihn eben in erster Linie haben. Das Amt kam in zweiter Linie erst in Betracht. —

Biographische Einzelheiten. Auf Grund des reichlich vorhandenen Materials schildert B. Pfeiffer (**4450**) in klarer, übersichtlicher Weise die beiden Stätten der einstigen Karlsschule: die Solitüde und die Akademie. Er beschreibt die Gebäude und erzählt von dem Leben und Treiben darin, von der Schularbeit, von den Festen und Theateraufführungen, stets mit besonderer Rücksicht auf Schiller. Das geschieht hauptsächlich bei der Stuttgarter Zeit, für welche der Stoff reichlicher fliesst. Hier ist es besonders verdienstlich, dass P. auf die einzelnen Räume, in denen Schiller einst verweilte, nachdrücklich hinweist. Der Aufsatz ist durch verschiedene gute Bilder illustriert. — Weltrichs Untersuchungen revidiert R. Krauss (**4451**) und stellt auf Grund von archivalischen Quellen fest, dass Schiller 1766 in der I. Klasse der Ludwigsburger Lateinschule bei Elsässer, 1767 bei Honold in der II. Klasse war. Im Jahre 1769 kam er in die III. Klasse, wo er bis Juni 1771 bei Jahn und von da an bis Januar 1773 bei Winter war. Schwindrazheim, der am Obergymnasium, der IV. Klasse, tätig war, war nie sein Lehrer. Dann gibt K. auf Grund der Kirchenvisitationsberichte ein Bild der Lehrer Schillers. Über Schwindrazheim bringt er neue Mitteilungen. Danach musste dieser 1775 sein Ludwigsburger Schulamt aufgeben, weil zwischen ihm und dem Ludwigsburger Schulvorsteher Misstrauen herrschte. Er wurde dann Pfarrer in Gomaringen, wo er 1813 starb. Vgl. dazu Berger N. 4428. — Sehr fördernd ist die Arbeit von E. Schröder (**4452**) I. Er zeigte, dass wie der zweite Raphaelbrief Körner zum Urheber habe, so der erste des Raphael an Julius von Schiller selbst sei, nur der Anfang bis zum Wort „menschlichen“ rühre von Körner her. Schiller habe diesen Anfang in launiger Weise benutzt. Was schon Kuno Fischer vermutete, hat S. ausführlich begründet. II. S. wirft die Frage auf, ob das mit „Sch.“ unterzeichnete Gedicht „Morgengedanken. Am Sonntag“, in B. Haugs Schwäbischem Magazine 1777, von Schubart oder Schiller sei. Er ist geneigt, es dem letzteren zuzusprechen, da vieles gegen Schubart spreche. Das ist in der Tat richtig. Aber über die Briefstelle der Frau Helene Schubartin (N. 115 bei Strauss): „Der Morgengedanke von meinem Mann ist in das Magazin gedruckt worden“ kommt man nicht so leicht weg, so berechtigt auch die Bedenken von S. sein mögen. Er vermutet nämlich, dass nur eine Idee, nur ein Entwurf nach Stuttgart gelangt sei, und dass Haug daraus ein Dokument habe herstellen lassen, wie er es für seine Propaganda für Schubart brauchen konnte. Und dazu habe er Schiller verwendet. Nun fragt man: Ist das denkbar, dass Schiller einen Entwurf eines anderen vollends fertig dichtete, und zwar damals im 18. Jahre? Und weiter: Schiller redet nie ein Wort von dem Gedicht noch von einer Bearbeitung durch ihn.

Darüber hätte der junge Mann doch irgendwie in seinen Briefen oder sonst sich geäussert. Dieses Schweigen einem Schubart gegenüber, den er 1780 auf den Asperg besuchte etc., ist doch bedenklich. Und Schubart, der Schiller so hoch schätzte, hätte er es nicht selbst später erwähnt? Und vollends seine Frau: Darf man ihr zutrauen, dass sie ein fertiges Gedicht von einem blossen Entwurf nicht unterscheiden konnte? Sie hatte es doch auch gelesen und hätte sich dann an der erwähnten Stelle anders ausgedrückt. So komme ich zu dem Schluss, dass sich das Gedicht Schiller schlechterdings nicht zuschreiben lässt, sondern nur Schubart. Die Bedenken S.s, die ich nicht verkenne, lassen sich vielleicht doch noch anders beseitigen. Die von S. zusammengestellten Anklänge an Schiller, die gewiss nicht zu leugnen sind, sprechen meines Erachtens trotzdem nicht gegen Schubart. III. Als Verfasser des Gedichts „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein in Stuttgart" weist S. aus sprachlich-grammatikalischen Gründen Schiller zurück. V. 10 u. 58: je Glücke-Blicke; der Nominativ Glücke findet sich sonst nicht bei Schiller. V. 22f. 55f.: Prinzen, Provinzen v. 48. 49 Teutonien Germanien. Im übrigen schliesst sich S. an Wackernell an, obwohl er ihm einzelne Irrtümer nachweist. Sodann spricht er das neu entdeckte, angeblich Schillersche Gedicht, „Auf die Stadt Stuttgart bey der Anwesenheit des Grafen von Falkenstein den 7. und 8. April 1777" (vgl. JBL. 1903 N. 15778) mit vollem Recht B. Haug zu. IV. S. bestreitet mit Wackernell die Echtheit der Schillerschen „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Herrn". Er vermutet, dass Petersen, der der einzige Gewährsmann für Schillers Autorschaft ist, selbst der Verfasser sei. Da lässt sich freilich die Frage nicht zurückdrängen: Warum sagt Petersen das nicht? Warum hatte er dann Schiller an seiner Statt vorgeschoben? Aus welchen Gründen wollte er im verborgenen bleiben? Es ist schwer, dafür triftige Gründe ins Feld zu führen. Indes scheint so viel festzustehen, dass Schiller der Verfasser nicht ist; dass dies aber Petersen selbst wäre, dafür ist, wie ich glaube, der Beweis nicht erbracht und auch nicht leicht zu erbringen. Sodann kommt S. auch auf Schillers Tätigkeit am Mäntlerschen Blatt zu reden. Er ist der Überzeugung, dass Schiller erst von Ende, genauer 22. Mai, an bis Schluss des Jahres als Redakteur daran tätig war. Dagegen möchte ich nur das eine zu bedenken geben: Schiller hat doch wohl als Redakteur vorher und nachher den ganzen Inhalt des Blattes festgelegt. Er musste also aus anderen Zeitungen auslesen usw. Also er konnte längst Redakteur sein, ohne dass eigene Beiträge von ihm in der Zeitung erschienen waren. Anfangs machte ihm wohl schon die blosse Auswahl der Artikel Mühe und Geschäft, und erst später, als er sich eingearbeitet hatte, fand er auch Zeit zu eigenen Artikeln. — Ein etwas überschwängliches Lob erteilt A. Pfister (**4453**), der selbst „Kriegsmann" ist, dem Kriege. Er stellt alles zusammen, was ihm erreichbar war, und kommt, wie leicht begreiflich, zu etwas gewagten Schlüssen, wenn er z. B. den Tell ein „Glaubensbekenntnis des Kriegsmanns" nennt. Da übersieht er, dass Schiller nach Abschluss des Wallenstein an Goethe schrieb (19. März 1799): „Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt." Übrigens ist anzuerkennen, dass die Arbeit frisch geschrieben ist und mancherlei Anregung gewährt. — Die bekannte Anzeige in Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" Augsburg 1781. 2. Stück, S. 467f: „Frankfurt und Leipzig ist allemal der Druckort wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: Die Räuber usw." veranlasste P. Beck (**4454**) zu einer Ansicht, die in wissenschaftlichen Kreisen bisher nicht geteilt wird. Er sagt nämlich, diese Anzeige rühre nicht von Schiller her, sondern von Augsburger Kreisen, weil der Verleger dort ansässig war. Er denkt an Nielson, den Augsburger Kupferstecher, der Titel und Schlussvignette der „Räuber" gestochen hat, oder an den „gelehrten Patrizier" Paul von Stetten. An und für sich ist B.s Ansicht begreiflich; aber der ganze Ton der Anzeige weist nur auf Schiller selbst und seinen Kreis hin. — Seiner Aufgabe entsprechend erzählt Erich Schmidt (**4455**, vgl. JBL. 1903 N. 15715) die bekannten Tatsachen. Die Frage, warum aus Schillers Berufung nach Berlin nichts wurde, sucht S. mit der unerbittlichen Macht des Todes zu lösen. Das ist in der Tat die sicherste Entscheidung, solange wir über den Abbruch der Verhandlungen von Berlin aus kein neues urkundliches Material zur Verfügung haben. — H. Holstein (**4455a**) hebt hervor, dass Schillers Reise nach Berlin als Ifflands eigenstes Werk zu betrachten sei. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig; allein der Brief Schillers an Iffland vom 1. Mai lässt sich damit nicht recht in Einklang bringen. Solange nicht neues Material ans Tageslicht kommt, kann auch diese Frage nicht sicher gelöst werden; Schiller war in dieser Angelegenheit ebenso interessiert als Iffland. — Die Mitteilungen von Th. Mauch (**4457**, Neckar-Zg. N. 290, nicht Heilbronner Zg.) aus dem Tagebuch des Senators Schübler (nicht Schüblow) bringen nichts Neues. Sie sind im wesentlichen ein wörtlicher Abdruck aus Wurzbachs Schillerbuch. Schade, dass M. nicht nach der Handschrift des Tage-

buchs gefahndet hat. Das wäre verdienstlich gewesen, denn die Nachkommen Schüblers werden es wohl noch besitzen, und darin könnte sich auch noch Unbekanntes finden. — Zu dem Aufsatz von A. Stern (**4458**) ist auf JBL. 1903 N. 15706 zu verweisen. — Ebenso zu A. Börckel (**4458a**) auf JBL. 1903 N. 15716. — Durch die Liebenswürdigkeit des Grafen d'Haussonville in Paris, Enkelschwiegersohnes der Frau von Staël, war Erich Schmidt (**4460**) in den Stand gesetzt, einen Brief Wilhelm von Humboldts zu veröffentlichen, den dieser unmittelbar, nachdem er die Nachricht von Schillers Tod empfangen hatte, an Frau von Staël von Rom aus am 25. Mai 1805 richtete. Das Original des Briefes befindet sich im Archiv zu Coppet. Humboldt entwirft darin unter dem Eindruck der Todesnachricht, die ihn an nichts anderes denken lässt, in grossen Zügen ein glänzendes Bild von Schillers Persönlichkeit. (Ein Brief einer Frau, unter noch unmittelbarer Einwirkung geschrieben, ist in der folgenden Nummer erwähnt.) —

Angehörige und Zeitgenossen. Neue Mitteilungen über Schiller und seine Familie verdanken wir Abekens Tagebuch (**4461**). Sie umfassen ein grosses Gebiet: das Verhältnis zu Goethe, den Briefwechsel mit ihm, Karoline von Wolzogen, das Simanowizsche Schillerbild, Abekens ersten Besuch bei Schiller am 27. Dezember 1801. Besonders interessant ist ein Brief der Frau Griesbach vom 15. Mai 1805 an Abeken. Diese Freundin des Schillerschen Hauses fuhr unmittelbar nach Schillers Tod nach Weimar und berichtete darauf unter dem Eindruck des eben Erlebten an Abeken. Dann folgen noch zwei Briefe von Emilie von Gleichen an Abeken: vom Jahre 1847 über ihre Tante Reinwald und vom Jahre 1850 über ihr eigenes „ewiges Leiden". Weiteres aus Abeken siehe unten N. 4485. — H. Fischer (**4462**) hat sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, den Nachweis zu liefern, welchen Anteil H. Kurz in seinem Roman „Schillers Heimatjahre" dem Dichter Schiller selbst eingeräumt hat. Nach F. war Kurz von Anfang an bemüht, für seinen Zweck mündliche Berichte zu erlangen. Daher fragte er die noch lebenden Karlsschüler, hauptsächlich Schlotterbeck, aus. Die wichtigsten Aufzeichnungen über den jungen Schiller waren damals auch schon vorhanden, vor allem die von Petersen, Conz, Streicher u. a. Durch letzteren wurde Kurz vielleicht auf seinen Roman gelenkt. F. geht die einzelnen Abschnitte des Romans genau durch und stellt die Übereinstimmungen mit der bekannten Literatur fest. Es ist zu bewundern, welch sorgfältige Studien Kurz gemacht, und wie eng er sich im einzelnen an seine Vorbilder angeschlossen hat. F.s Studie ist dankbar zu begrüssen. — Mit einem wertvollen Buch hat uns J. Hartmann (**4463**) beschenkt. Er hat alles Material, das über Schillers Jugendfreunde, die näheren wie die entfernteren, zu erlangen war, gesammelt und es zu trefflichen biographischen Darstellungen verarbeitet. Er gibt Auszüge oder ganze Berichte aus den Mitteilungen der Freunde über Schiller; ja, er ist bestrebt, auch über die Nachkommen dieser Schillerschen Freunde das nötige urkundliche Material aufzubringen. In den meisten Fällen ist ihm dies gelungen. Zuerst schildert er das Leben und die Tätigkeit von Conz und Fr. v. Hoven. Dann folgt Elwert. Bei ihm werden zwei alte, bisher nur an kaum mehr zugänglicher Stelle (einer nicht mehr bestehenden württembergischen Zeitung) veröffentlichte Einträge Schillers vom 4. März 1779 in Elwerts Stammbuch mitgeteilt und im Faksimiledruck wiedergegeben. Der eine Eintrag aus „Werther" erinnert, was vielleicht hätte erwähnt werden können, an Schillers Brief an Christophine vom 18. Juni 1780. Aus ihm erhellt, dass diese schwermütige Periode schon im Jahr 1779 bisweilen hervortrat. Auch die Akten der Karlsschule werden beigezogen und geben manchen erwünschten Aufschluss. Etwas kurz behandelt ist Ludovika Simanowiz. Sie hätte als die beste Malerin Schillers so gut wie nachher Dannecker eine eingehendere Würdigung verdient. In dem sorgfältigen Kapitel über Abel ist die Notiz in dessen handschriftlicher Selbstbiographie zu erwähnen, dass er (Abel) in Schillers Anthologie einige Gedichte veröffentlicht habe, darunter ein „Lied eines Eifersüchtigen". H. hält dies nun für identisch mit dem bekannten Gedichte „Fluch eines Eifersüchtigen". Das ist nun mit der Chiffre X unterzeichnet. Daraus schliesst H., dass auch die andern mit X gezeichneten Gedichte Abel und nicht Schiller zuzuschreiben seien (S. 111). Ob das ohne weiteres richtig ist, scheint fraglich. Auf alle Fälle ist noch weitere Untersuchung nötig. Schliesslich hätte vielleicht für die spätere Zeit noch Abels Besuch bei Schillers Mutter im Juni 1799 erwähnt werden können. Sehr gut ist das Kapitel über Scharffenstein. H. druckt dessen „Erinnerungen aus akademischen und Jugendjahren vornehmlich in bezug auf Schiller" völlig aus der Urschrift ab. Daraus scheint eine Stelle (S. 156) besonders bemerkenswert: „Ausser ein paar Sprüngen mit Soldatenweibern auch en compagnie weiss ich keine Debauche von ihm." Die Stelle scheint für die Lauraoden usw. von Wichtigkeit, freilich sagt Scharffenstein gerade vorher: „Seine göttlichsten erotischen Schilderungen sind Divinationen seines Busens." Aber einen Satz vor dieser Bemerkung lesen wir:

„Er kannte nur die Extreme: Exzentrizität oder tierischen Genuss". Von Scharffenstein werden auch noch Briefe an Dannecker und Uxkull mitgeteilt. Darunter finden sich Notizen über Kunst und Literatur, die beweisen, dass Scharffenstein volles Verständnis dafür besass. Auch seinen Freund Schiller beurteilt er ganz objektiv (S. 183). Im Abschnitt Petersen erhalten wir endlich die schon von Boas, Kurz und Weltrich benutzten Aufzeichnungen desselben: „Schillers Jugendgeschichte mit Anmerkungen und Beilagen" zusammenhängend und vollständig. Sie enthalten weniger, als wohl mancher erwartet hatte, und machen keinen günstigen Eindruck; Petersen ist zurückhaltend. Man hat das Gefühl, dass nicht die Freundschaft in erster Linie ihn zu diesen Notizen veranlasst hat. An ihn schliessen sich Haug und Lempp an. Bei letzterem interessiert sein Briefwechsel mit Scharffenstein. Es folgen L. Schubart, Dannecker, Zumsteeg (nach Landshoff, vgl. JBL. 1902 N. 8258). Schliesslich sei noch Streicher erwähnt, bei dem man die neueste Quelle (JBL. 1903 N. 15729) vermisst. Das Werk zählt 50 Abbildungen, darunter sind 25 zum erstenmal veröffentlicht. Nur ein Bild von Petersen konnte Hartmann leider nicht auftreiben. H. Fischer erteilt dem Buch mit Recht volles Lob. Er nennt H. ein wandelndes Inventar für alle alten Suevica und Familienerinnerungen. Niemand habe wie er die Menge Notizen und Fülle persönlicher und familiärer Erinnerungen gehabt wie er. Da H. es bedauert, dass niemand Schillers Freunde ausgefragt habe, so erinnert F. an H. Kurz (vgl. oben N. 4462) und sagt, es wäre nach den Veröffentlichungen von Petersen, Scharffenstein, Conz, Streicher oder Göriz nicht viel Neues und zugleich Bedeutendes zu erwarten gewesen. Den Irrtum betr. der Raphaelbriefe hat F. richtiggestellt. — Aus dem Briefwechsel W. H. von Dalbergs, der in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek sich befindet, teilt Th. Hänlein (**4466b**) verschiedene Schreiben mit, die aber mit Schiller nichts zu tun haben. Höchstens sind zwei, aber schon früher gedruckte Briefe Ifflands zu nennen, die nach dem Tode von Caroline Beck-Ziegler geschrieben sind und die traurige Lage ihres Gemahls und Ifflands Teilnahme für beide schildern. Auch in dem Brief eines Malers, der sich „Panther" unterzeichnet, findet sich der Tod von Frau Beck erwähnt. — Eine kurze Biographie des Weimarer Kapellmeisters Franz v. Destouches hat E. von Destouches (**4467**) geschrieben. Er konnte dazu Weimarer Akten benutzen. F. v. Destouches, 1772—1844, war von 1799—1809 in Weimar angestellt. Er komponierte Schillers Turandot, Braut, Jungfrau, Tell, Wallenstein Lager; ob auch noch andere Dichtungen, ist nicht mehr festzustellen. — Wie Schiller als Übersetzer Diderots tätig war, führt L. Geiger (**4468**) des Näheren aus, indem er die Erzählung „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache" mit Diderots Original vergleicht. Dabei findet er, dass die Übersetzung kein Meisterwerk sei. Dies sucht er an ausgelassenen, zu frei übersetzten, besonders an abgeschwächten und missverstandenen Stellen zu beweisen. Schliesslich erwähnt er einen dramatischen Plan Diderots, der mit Schillers Bürgschaft zusammentrifft. Dass Schiller aber um diesen Plan gewusst habe, ist nach G. ausgeschlossen, da Schiller die Nachlasspapiere Diderots unmöglich gekannt haben könne. — Zu ihrem 100. Geburtstag, 25. Juli 1904, ist Emilie Schiller (**4469**) ein Aufsatz gewidmet, in welchem ihre pietätvolle Pflege des väterlichen Nachlasses und ihre Veröffentlichung daraus gerühmt werden. — Ein scharf umrissenes Bild der Beziehungen Schillers und Herders zueinander hat O. Harnack (**4470**) gezeichnet. Er führt aus, wie nach der Wesenverschiedenheit beider Männer, ein wahrhaftes Zusammenwirken derselben unmöglich war. Das wird auf dem historischen und ebenso auf dem ästhetischen Gebiet nachgewiesen. Die Historiker Herder und Schiller konnten keine Gemeinschaft haben, so wenig als der Ästhetiker Schiller mit dem auf ästhetisch-literarischem Gebiet reaktionären Herder. — In einem Vortrag zur Erinneruug an Kant, gehalten im Literarischen Verein zu Dresden, bespricht B. Bauch (**4470b**) das Verhältnis Goethe-Schillers zu Kant. Das Ergebnis ist, dass Kant die beiden nicht weiter kannte, dass aber diese ihrerseits zu Kant Stellung nahmen. Schiller bekennt sich selbst als Schüler des grossen Philosophen, Goethe aber ist kein Kantianer. Schiller schliesst sich ihm an, und wo ein scheinbarer Gegensatz zwischen ihm und Kant besteht, da findet doch eine Vereinigungsmöglichkeit statt. Schillers Lehre vom Genie, der künstlerischen Schöpferkraft ist ganz von Kant bestimmt (vgl. dazu JBL. 1903 N. 15765). — Auf Grund zum Teil unbekannten Materials entwirft F. Jonas (**4471**) ein schönes Bild von Schillers Schwiegermutter. Am Schlusse seines Aufsatzes veröffentlicht er einen neuen, bisher unbekannten Brief von ihr an den Generalsuperintendenten Cellarius, eine Danksagung für seine bei Schillers Tod bewiesene Teilnahme. Der Brief zeigt ihre liebevolle Gesinnung für ihren Schwiegersohn, ebenso wie ihr Schreiben an Lotte an ihrem ersten Geburtstag nach Schillers Tod, am 22. November 1805. — Eine sorgfältige Untersuchung über das Verhältnis Schillers zu Matthisson hat A. Frey (**4473**) angestellt (vgl. dazu JBL. 1899 IV 9 : 144). Er nimmt als sicher an, dass

Schiller durch Matthissons Gedichte „Der Alpenwanderer“ und „Die Alpenreise“ zu seinem Spaziergang angeregt wurde. Das ist gewiss richtig. Einen Beweis für die Verwandtschaft von Alpenwanderer und Spaziergang sieht Fr. darin, dass beide in dem Augenblick abbrechen, wo die höchste Weghöhe erreicht sei. Dieser Beweis wird für F. dadurch noch verstärkt, dass dieser Abbruch bei Matthisson einen Sinn habe, da seine Wanderung ein Ende habe; aber Schillers Spaziergang sollte „doch noch notwendigerweise wieder nach Hause führen“. War das notwendig? Wäre es nicht zu viel, wenn wir das wirklich von dem Dichter forderten? Gibt es denn keine dichterische Freiheit mehr? Zur Begründung seiner Ansicht führt F. eine Anzahl Parallelstellen vor, die ihm für den engen Anschluss Schillers an Matthisson ganz beweiskräftig scheinen. Referent muss das entschieden bestreiten. Es sind keine Parallelstellen in diesem Sinn. Vollends die Stelle vom Adler. Auch die Parallele zu dem Berglied vermag ich ebensowenig als solche zu erkennen. An eine wirkliche bewusste Nachbildung ist erst recht nicht zu denken. Schiller hat im Gegenteil, wenn man überhaupt davon reden will, jede Parallele mit M. vermieden. Und wenn er einmal ein ähnliches Motiv hat, so führt er es anders durch, er bringt einen andern Gedanken herein. Wenn nun F. sagt: Während die angeführten Stellen eine schlagende Analogie der Einzelvorstellung beweisen, zeigt die Gesamtauffassung und Haltung den mächtigen Abstand der beiden Dichterindividualitäten, so scheint mir das nicht richtig. Wenn ein solch mächtiger Abstand zwischen Einzelvorstellung und Gesamtauffassung besteht, so kann die Übereinstimmung nicht gross sein. Und das ist in der Tat der Fall. Schiller ist durch Matthisson angeregt worden, aber auch nur das. Im übrigen ist er zum Glück seine eigenen Wege gegangen. Schliesslich soll auch das Lied des Alpenjägers im Tell I, 1 auf die Alpenreise zurückgehen. Aber auch da kann ich nur ähnliche Motive erkennen und ähnliche Motive erzeugen ähnliche Gedanken und Ausdrücke. — R. F e s t e r **(4474)** stellt die Behauptung auf, dass der „Vorbericht“ zu Merciers Précis historique von Schiller selbst herrühre. Er findet die Ausdrücke darin echt Schillerisch. Sein Beweis leuchtet ein. Dann schliesst er weiter: wenn Schiller der Verfasser des Vorberichts sei, dann frage es sich, wer der eigentliche Übersetzer sei. Darauf antwortet er: Niemand anders als Huber. Auch diese Ansicht ist gut begründet. Also Huber ist der einzige Übersetzer (Thalia und Liegnitzer Übersetzung) und Schiller nur der Bearbeiter der Übersetzung seines Freundes. Schliesslich stellt F. Proben der Liegnitzer Übersetzung und der Thalia einander gegenüber. Er schliesst, dass die Frage, ob Schiller Übersetzer oder nur Bearbeiter sei, nicht unbedingt sicher zu lösen sei. Die Frage nach dem Autor des Vorberichts und der Liegnitzer Übersetzung hält er dagegen so lange für entschieden, bis der Beweis geliefert sei, dass Schiller und Huber trotz aller angeführten Indizien nicht in Betracht kommen können. Die aufgeworfenen Fragen verdienen weitere Behandlung. F. hat die Linien dafür bereits vorgezeichnet. — Was K. M e n n e **(4474a)** über Schillers Bekanntschaft mit Niemeyer vorbringt, ist nicht neu. Höchstens sind die Erinnerungen von Föhlisch bemerkenswert. Schillers Brief an Niemeyer vom 5. August 1803, der bis jetzt unbekannt ist, hat sich auch in dessen Nachlass nicht gefunden. — J. W y c h g r a m **(4476)** hat nun auch das Leben von Schillers Gattin beschrieben. Schlicht und einfach liest sich das schöne Büchlein, das überall den kundigen Schillerbiographen verrät. In 8 Kapiteln lässt er ihr ganzes Leben in Freud und Leid an dem Leser vorüberziehen. Neben dem ausführlicheren Buch von H. Mosapp verdient auch dieses einen Platz in der Schillerliteratur. — Aus dem Cottaschen Archiv teilt J. P e t e r s e n **(4477)** 5 Briefe Charlottes an Cotta aus ihren 5 ersten Witwenjahren mit. Der Briefwechsel führt noch 14 Jahre weiter, nur aus den beiden letzten Lebensjahren Lottes fehlen Briefe. Die abgedruckten Briefe werfen ein helles Licht auf die innigen Beziehungen gegenseitiger vertraulicher Teilnahme. Sie geben zugleich ein Bild von der Liebe Lottes zu Schiller und ihren Kindern, für deren Wohlergehen sie so innig besorgt ist, wie sie das Andenken an Schiller mit heiliger Pietät pflegt. — F. L e n t n e r **(4478)** lässt F. von Biedenfeld nach seinen Tagebuchblättern erzählen, wie der spätere Grossherzog Leopold von Baden (1790—1852), der als Student in Heidelberg gerne mit andern Studenten verkehrte, einmal den Ästhetiker A. Schreiber und Schillers Sohn Karl zusammen mit ihm und einigen weiteren Studenten eingeladen habe. Bei dieser Gelegenheit habe der junge Schiller auf verschiedene Fragen Schreibers offen bekannt, dass er kein Poet sei und auch keiner sein wolle, er wolle nur Schillers Sohn sein und studiere lieber Forstwissenschaft, um sich sein Brot als nützlicher Mensch zu verdienen. E. von Biedenfeld ward damals mit Karl von Schiller befreundet und blieb es sein Leben lang. Schreiber fragte den jungen Studenten Schiller „allerlei aus dessen väterlichem Hause“. Leider ist nicht erzählt, was er darüber erfahren hat. — Unsere bisherigen Kenntnisse über J. F. Schiller sind durch A. B ö r c k e l **(4480,**

vgl. JBL. 1903 N. 15727) wesentlich bereichert worden. Es gelang ihm aus Akten im Mainzer Stadtarchiv und im Grossherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt und aus Akten des Mainzer Domherrn Prälaten Dr. F. Schneider die Tätigkeit und das Schicksal des „Vetters" Schillers als Buchdrucker und Verleger in Mainz näher zu beleuchten. Das Neue, das B. beibringt, ist besonders auch der Nachweis, dass Schiller auch in England seine Projekte fortgesetzt und sie der englischen Regierung anbot, dass er ferner in Amsterdam vergeblich eine Buchdruckerei zu gründen suchte, und endlich die ausführliche Schilderung seiner Mainzer Tätigkeit als Buchdrucker und Übersetzer, die so unglücklich endete. In Mainz war er auch „Lehrer des Englischen" an der Universität, die ihn freilich nicht nobel behandelte. B. zählt die Verlagswerke Schillers auf und gibt die Titel seiner „Geschichte der Seereisen" 1774, Robertsons Geschichte von Amerika 1777, und „Haushaltungskunst" 1785 und seine Handschrift im Faksimiledruck wieder. Von dem ersteren Werk erhielt Schillers Vater ein Exemplar. Darin hat wohl auch der Dichter gelesen. Ob sich wohl ein Einfluss nachweisen lässt? Im „Schiff" usw.? Die Sache verdient untersucht zu werden. Ein Bild Joh. Fr. Schillers ist, wie es scheint, nicht mehr vorhanden. Aus einem „Schreibheft" seiner Studentenzeit teilt B. einiges über die dichterische Tätigkeit des „Vetters" mit. Darunter ist eins „Hymne an Gott" (1759) betitelt, und ein anderes trägt die Aufschrift „Nach einigen schweren Zufällen an Herrn Lieut. und Adj. Schiller" (1760). Von diesem letzteren wird der 1. Vers mitgeteilt. B.s Ausführungen werden durch M. M. [?] ergänzt, der aus dem „Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer" nachweist, dass diese beiden Männer die Schillerschen Übersetzungen Robertsons im Auftrag der Verleger auf gutes Deutsch hin korrigiert haben. — In seiner durch klares Verständnis und objektive Würdigung sich auszeichnenden Habilitationsschrift untersucht C. Alt (**4481**) von neuem das Verhältnis der Brüder Schlegel zu Schiller. Er geht dabei von deren Tätigkeit aus und misst sie an Schillers Kunstanschauungen. Diese Untersuchung wird besonders schwierig, nachdem der Bruch mit Schiller erfolgt war. Man erkennt auf Schritt und Tritt die Abhängigkeit von ihm. Aber diese wird entweder verborgen oder zeigt sich in diametralem Gegensatz. Friedrich der Exzentrischere, geht am weitesten, während Wilhelm gemässigt bleibt. Bisweilen ist es freilich auch schwer festzustellen, ob bewusste Abhängigkeit oder unbewusste Reminiszenz oder zufälliges Zusammentreffen vorliegt. A. ist bei all diesen Fragen sehr vorsichtig verfahren. Allein man darf wohl annehmen, dass in zweifelhaften Fällen die Abhängigkeit nur absichtliche Verschleierung ist, da die Brüder Schillers ästhetische Werke genau kannten. Das verraten auch gewisse veränderte Stellen in Wilhelms Schriften. Natürlich schliesst das eine Selbständigkeit in anderer Beziehung nicht aus, und es ist ein Hauptverdienst A.s, beides so gut wie möglich aufgeklärt und die Ursachen davon nachgewiesen zu haben. A.s Arbeit erhält uneingeschränktes Lob von M. Koch, welcher sagt, dass A. mit anerkennenswertem Streben nach einer geschichtlich unparteiischen Stellung zwischen Schiller und den Schlegel und unter sorgfältiger Berücksichtigung der zahlreichen einschlägigen Untersuchungen die sachlichen und persönlichen Beziehungen jedes der beiden Brüder zu Schiller aufs neue untersucht habe. Das Buch sei ein nützliches und empfehlenswertes Hilfsmittel für die Schillerliteratur und für die Beurteilung der beiden Romantiker und ihrer Theorien geworden. — Die einzelnen Beziehungen zu Schubart stellt A. Wohlwill (**4482**) zusammen. Er hält an der Bezeichnung Schubarts als Vorläufers Schillers fest mit der Bemerkung, dass, was Schubart nur in den besseren Augenblicken seines Lebens anstrebte, das Ziel war, dem Schiller sein ganzes Dasein widmete. In der Verkündigung und Verherrlichung der nationalen Idee aber sei Schubart jedenfalls Schiller vorausgeeilt. — Aus dem im Marbacher Schiller-Museum vorhandenen Nachlass Karoline von Wolzogens veröffentlicht Ernst Müller (**4484**) weitere Stücke (vgl. JBL. 1897 IV 9 : 45 und 1899 IV 9 : 37). Zunächst „Gedankenlese aus hinterlassenen Blättern". Das Wichtigste ist eine Anzahl Briefe Karolinens, die ihre Liebe zu B. v. Adlerskron und G. v. Schlabrendorf eigentümlich beleuchten. Dann folgt ein Brief von David Hess vom 5. April 1819 mit Bemerkungen über Lotte Wieland, die als Witwe H. Gessners in drückender Armut lebte, und für die Hess am Weimarer Hof eine Pension mit Karolinens Hilfe erhoffte. Der letzte Brief ist von Graf von Hagen an Wilhelm von Wolzogen gerichtet. Er beglückwünscht ihn zu seiner erfolgreichen Tätigkeit in Russland im Jahre 1804. — Schillers Gespräche mit Christiane von Wurmb sind genau nach dem alten Manuskripte der Verfasserin, das ihr Gemahl B. H. Abeken (**4485**, vgl. N. 4461) im Besitze hatte, abgedruckt. Sie weichen von dem in Schillers Leben von Karoline von Wolzogen enthaltenen Text in der Orthographie und auch im Ausdruck, wodurch bisweilen der Sinn verändert wurde, einigermassen ab. Man erkennt, wie Christiane sogleich nach den Gesprächen mit Schiller eifrig bemüht

war, die Gedanken des Dichters festzuhalten. Eine Frage ist freilich nicht gelöst, vielleicht auch nicht zu lösen: die Frage nach der Druckvorlage der „Tischgespräche". War es denn nicht möglich, dass Christiane von Wurmb und Karoline von Wolzogen gemeinsam dieselbe feststellten? Letztere musste sich doch vorher an diese ev. an Abeken wenden. Oder benutzte sie das von Abeken an Goethe gesandte Manuskript? (vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe vom 11. September 1828). —

Briefe. Zu dem Briefe Schillers an Unger vom 26. Mai 1799 (Jonas N. 1458) bemerkt A. Stern (**4486**), dass er noch einen kleinen Zusatz, betr. Absendung der Quittung an Kammersekretär Jacobi enthalte, der bis jetzt nicht abgedruckt sei. Das ist richtig. Referent hat diesen Nachsatz seinerzeit selbst auf dem Original, das sich im „Historischen Museum der Völkerschlacht und Zeit Napelons I." zu Leipzig befindet, gesehen und sich notiert. — Eine grössere Zahl Briefe von und an Schiller veröffentlicht O. Güntter (**4486 a**) aus den Schätzen des Marbacher Museums und aus Privatbesitz. Die ersten fünf sind Eigentum der Freiin Elise von König-Warthausen in Stuttgart: 1. Brief von Herzog Christian und Graf Schimmelmann vom 27. November 1791, Abdruck und Faksimile. 2. Urkunde über die Aufnahme Schillers in die „Kurpfälzisch deutsche Gesellschaft, mit Faksimile. 3. Diplom vom 18. Januar 1785, wodurch Fr. „Schüller" von Karl August der Charakter als Rat erteilt wurde. Mit Fakisimile. 4. Begleitschreiben des Citoyen A. Mayer, ursprünglichen Lehrers in Schnepfental, der die französischen Diplome für Campe und Schiller besorgen sollte. Daraus erhellt, dass nur die Kriegszustände die sofortige Zusendung der Diplome hinderten, nicht der Name Gille, denn A. Mayer schrieb in seinem Begleitschreiben deutlich Schiller. 5. Bescheinigung der Abschrift dieses Diploms von Goethe und Voigt vom 18. Mai 1798. In Marbach befindet sich: 1. Eine englische Übersetzung eines Briefs Schillers an Cotta vom 18. März 1794. Schiller bittet in diesem Brief, dessen Original nicht bekannt ist, um Anweisung einer bestimmten Summe. 2. Fünf Briefe Herders an Schiller aus den Jahren 1795 und 1796. Sie sind meist literarischen Inhalts, nur der vom Juli 1795 ist ein Glückwunsch zur Geburt Ernst von Schillers. Dann folgten drei Briefe von Voss aus den Jahren 1795 und 1796, Begleitschreiben zu Horen-Beiträgen, und zwei faksimilierte Einträge von Voss und seiner Frau im Stammbuch von Schillers Sohn Karl. Daran reihen sich zwei Briefe Wielands, der eine vom 7. April 1791, in welchem er die Annahme der von Schiller angebotenen Aufsätze Reinharts und Cämmerers ausspricht, der andere vom 26. Dezember 1800, ein Begleitschreiben zu seinem Aristipp. Ein Brief Schröders vom 30. Dezember 1786 hat die Aufführung des Don Carlos in Hamburg zum Inhalt. Zwei Briefe Ifflands vom 18. Dezember 1798 und 26. Februar 1799 betreffen den Wallenstein, in einem dritten vom 2. Mai 1804 lädt Iffland den Dichter auf sein „Landwesen" ein und stellt ihm seinen Besuch in Aussicht. Dann folgt eine Wiedergabe der kolorierten Bleistiftzeichnung, des Bildes „Schiller zu Esel" von Reinhart nach dem Original in der Dresdner Kupferstichsammlung. Dabei wird ein Brief Reinharts vom 8. Mai 1801 mitgeteilt, in dem er Schiller ein Bild von ihm, Radierung einer Landschaft ankündigt. Endlich werden zwei Briefe von Schiller abgedruckt, der eine vom 14. November 1787, an Huber, betrifft dessen Anstellung in Mainz, der andere ist an Rochlitz gerichtet vom 8. Juli 1801. Schiller gibt darin Winke für das Preisstück von Rochlitz für das Weimarer Theater. Den Schluss bildet ein Brief W. von Humboldts an Ernst von Schiller, datiert Tegel 23. Oktober 1829. Humboldt gibt darin seine Zustimmung zur Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller, den Cotta verlegen wollte, und erklärt sich zur Mitwirkung dabei bereit. — Aus dem Schillermuseum hat auch J. Hartmann (**4487**) 10 Briefe veröffentlicht und 4 aus dem Künzelschen Nachlass bzw. von Speidel und Wittmann. I. Von F. von Hoven 8 Briefe, davon betreffen 3 Hovens Berufung nach Jena und seine Schrift über ein epidemisches Fieber in Asperg. Besonders interessiert der zweite Brief vom 6. Dezember 1794 wegen der Angabe seiner Wohnung. Über Schiller bringen die Briefe nichts Neues. II. Von Conz 2 Briefe. Der eine davon ist eine Empfehlung einiger Gedichte von S. G. Kapff für den Musenalmanach. Dazu hätte auch auf Kapffs Brief an Schiller bei Urlichs N. 300 verwiesen werden können. III. 2 Briefe von F. Haug, von denen der eine den bevorstehenden Tod Karl Eugens meldet, und der andere u. a. von Neuffer handelt, der als Hofmeister für Frau von Kalb in Frage kam. IV. 2 Briefe von L. Schubart mit Lobsprüchen über den Musenalmanach. —

Werke: Gesamtausgabe. Die J. G. Cottasche Buchhandlung veranstaltet eine Säkularausgabe sämtlicher Werke in 16 Bänden unter der Leitung von E. von der Hellen (**4488**). Vornehm in ihrer Ausstattung, soll diese Ausgabe, wie das Vorwort sagt, alle Anforderungen erfüllen, die nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft an ein solches Unternehmen zu stellen sind. Einleitungen und Anmerkungen umrahmen den Text. Auf Grund gelehrter Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuss wie das Verständnis zu vertiefen. Der Text beruht auf

neuer, sorgfältigster Kritik der gesamten Überlieferung. Die Ausgabe selbst aber bringt keinen Varianten-Apparat zum Abdruck, sondern bietet nur das Ergebnis der kritischen Arbeit dar. Diese hat in erster Linie J. Petersen übernommen. Erschienen sind bis jetzt neun Bände. Den ersten, der die Gedichte, 1. Teil enthält, hat E. von der Hellen selbst herausgegeben. In der Anordnung wich er von dem bisherigen Brauch ab, indem er den von Schiller für die Prachtausgabe entworfenen Plan, den merkwürdigerweise bisher niemand weiter beachtete, ausführte und dem Kern der Gedichte die übrigen anschloss. Das ist in der Tat eine bedeutende Neuerung. Sie erinnert uns daran, dass auch ein G. Körner sich nicht an diesen Plan hielt. Und warum? Stand es etwa nicht absolut fest, dass Schiller diesen Plan auch wirklich eingehalten hätte? Möglich wäre es freilich gewesen, dass er bei einer letzten Revision noch Änderungen vorgenommen hätte. Aber v. d. H. hat jetzt glücklich den Anfang gemacht und damit eine gewisse Dankesschuld an den Dichter abgetragen. Es wird sich nun zeigen, ob sein Vorgang Nachahmung finden wird. Der Kommentar ist sehr sorgfältig ausgearbeitet, wenn man auch, wie M. Koch zeigt, dies und jenes daran vermissen mag. In seinen Erläuterungen ist v. d. H. sehr vorsichtig, vor allem vermeidet er jede Parallelenjagd. Ein beachtenswertes Beispiel bietet eine Erklärung zur Glocke S. 302/3. Da weist er darauf hin, dass im Märzheft der Horen 1797 der Teil Cellinis von Goethe erschien, der den Guss der Perseusstatue so anschaulich beschreibt. Da könnte man in der Tat einen Vorgang für den Glockenguss erkennen wollen. Aber v. d. H. sagt mit vollem Recht: „Aber auch diese Anklänge verstehen sich bei Darstellung gleicher Vorgänge von selbst." Zur „Bürgschaft" S. 307 sagt er ebenso richtig: Fast übersetzt ist v. 125 f.: Sustine carnifex! adsum, quem spopondit. Bei Schiller ist das Wort „Henker" freilich als Plural zu fassen, vgl. N. 4506 a. — Den 4. Band: Don Carlos hat R. Weissenfels bearbeitet. In seiner musterhaften Einleitung behandelt er den geschichtlichen Stoff und St. Reals Novelle, die er allein als Quelle erwähnt. Dann folgt die Entwicklungsgeschichte des Dramas. Hier unterscheidet er drei Perioden, wie er sie auch in seinem Berliner Vortrag (**4527**) ausgeführt hat, und auf den daher verwiesen sei. Die Bedeutung von Schillers Briefen über Don Carlos unterschätzt W., was auch M. Koch hervorhebt. Dagegen sind seine Ausführungen über die historische Bedeutung und das Kunstwerk des Dramas anzuerkennen. In den Anmerkungen ist auch der Bauerbacher Entwurf und die erste Szene aus der Thalia, aber nur diese, abgedruckt. Den folgenden 6. Band, Maria Stuart und Jungfrau von Orleans enthaltend, hat J. Petersen herausgegeben. Was er in den Einleitungen und Anmerkungen gibt, zeichnet sich durch Grosszügigkeit der Auffassung aus. Er beherrscht das Material vollständig und weiss es klar und gewandt vorzuführen. Wenn er S. 398 Talbot nicht als den Schwarzen Ritter gelten lässt, so hat er zwar seine Ansicht gut begründet, aber jeden Zweifel daran hat er nicht gehoben. Das Lob, das wir dem Bearbeiter des 6. Bandes zollten, gebührt auch O. Walzel, der den 7. Band herausgegeben hat. Dieser umfasst die Braut von Messina, Wilhelm Tell, Semele, Menschenfeind und Huldigung der Künste. In der Einleitung zur Braut merkt man, dass W. seine Liebe den Romantikern zugewendet hat. Darum betont er auch mehr, als heutzutage geschieht, den Schicksalsbegriff (S. XVI). Die neueren Forscher halten den Ausdruck „Schicksalstragödie", den W. gebraucht, ganz fern von diesem Drama, vgl. JBL. 1895 IV 9 : 135; 1897 IV 9 : 154; 1901 IV 9 : 128; 1903 N. 15864. Beim Tell hebt W. mit vollem Recht hervor, was so häufig übersehen wird, dass Schiller ein „chronikalisches Stück" schrieb und dass ihm alles an schonender Wiedergabe der Überlieferung lag. Die Anmerkungen mussten mit Rücksicht auf den Raum kurz gehalten werden. Das ist zu bedauern, besonders beim Tell. Denn es kommt der Erklärung sehr zustatten, dass W., der selbst in der Schweiz lebt, durchweg aus eigener Anschauung und direkter Kenntnis von Land und Leuten urteilt und erläutert. Das wäre bei einem ausführlicheren Kommentar noch mehr der Fall gewesen. Auch der Hinweis auf Matthisson als Vorbild Schillers findet sich bei ihm S. XXXVII (vgl. oben N. 4473). — Die beiden nächsten Bände, 9 und 10, enthalten Macbeth, Turandot, Parasit, Neffe als Onkel; Phädra, Iphigenie in Aulis, Szenen aus den Phönizierinnen, aus Vergils Äneide. Ihre Herausgabe war mit Recht A. Köster anvertraut, der in seinem Buch „Schiller als Dramaturg" denselben Stoff in ausgezeichneter Weise behandelt hatte. Das kam den beiden Bänden sehr zugut. K. hat in Einleitungen und Anmerkungen alles geleistet, was man erwarten konnte. In den Anmerkungen insbesondere steckt ausserordentlich viel wertvolles Material zur Erklärung. Für die Beurteilung der Übersetzungen überhaupt stellt er (9. Band, S. VII) den Grundsatz auf, dass sie gar nicht mit dem Ehrgeiz auftraten, ganzen Ersatz für die Urbilder zu gewähren; sie wollten nur dem Tage dienen und nicht Erzeugnisse von dauerndem literarischen Wert, sondern nur Hilfsmittel zur Erreichung weislich abgesteckter Ziele sein. Einen „Führer nur zum Bessern"

kann man jede Schillersche Bühnenbearbeitung nennen. — Die drei Bände 13—15 umfassen die historischen Werke, Bd. 13: Die kleinen historischen Schriften, Bd. 14: den Abfall der Niederlande, Bd. 15: Den Dreissigjährigen Krieg. Die Bearbeitung lag in den Händen von R. Fester. Dieser hat in Band 13 eine vorzügliche historische Einleitung vorausgeschickt, in der er Schillers Tätigkeit und Bedeutung als Geschichtschreiber aufs gründlichste würdigte. Seine Arbeit bringt vielfach abschliessende Ergebnisse. Er hebt Schillers Lage in seiner Zeit hervor, seine Art und Weise, seine Vorzüge und seine Fehler. Indem er Schiller mit den ersten Historikern der Neuzeit vergleicht, um seinen Rang zu bestimmen, weist er ihm den Platz hinter Niebuhr, Mommsen, Ranke und Treitschke an und stellt ihn neben Herder, Schlözer, J. v. Müller und J. Möser. Allein Schiller war sein eigener Wegbereiter. Seine historischen Schriften waren zugleich Studien und Vorstudien für seine poetische Tätigkeit. Die Hauptarbeit von F. ruht vor allem in den Anmerkungen, welche die Resultate der wissenschaftlichen Forschung wiedergeben. — Die Auswahl der Werke (**4490**) hält mehr, als der Titel verspricht, welcher nur eine Biographie und das Bildnis Schillers ankündigt. Sie umfasst neben den Gedichten in Auswahl den ganzen Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell. Zu den Dramen sind ganz instruktive Einleitungen und Anmerkungen in modern wissenschaftlicher Weise beigegeben. Nur die biographische Einleitung ist etwas dürftig ausgefallen. Der Verfasser und Herausgeber ist nicht genannt. Warum? — Eine fleissige Studie hat R. Krauss (**4491**) nach den Akten des württembergischen Staatsarchivs der Geschichte des Nachdrucks und Schutzes der Werke gewidmet. Sie gewährt einen genauen Einblick in die traurigen Verhältnisse jener Zeiten. K. redet zuerst von dem Privileg, das Ernst von Schiller im Jahre 1826 zu erlangen suchte und auch erlangte. Nur in Württemberg und in den Niederlanden gab es Schwierigkeiten. Die württembergischen Gesetze standen hindernd im Wege. Erst im Jahr 1835 und dann 1837 wurde ein Privileg gewährt. Wie wertlos dies war, zeigt K. an dem Beispiel des Stuttgarter Antiquars Hausmann, der 9000 Exemplare der Schillerschen Werke nachdruckte nach einer Ausgabe von 1822. Und das konnte nicht verhindert werden, da das Druckprivilegium den Nachdruck älterer Ausgaben nicht hinderte. Darum wandten sich die Schillerschen Erben an die Bundesversammlung. Ein Beschluss vom 9. November 1837 war dabei günstig; denn er gewährte auf zehn Jahre Schutz gegen Nachdruck für die im Bundesgebiet erscheinenden literarischen Produkte vom Jahre des Erscheinens an und wurde ausgedehnt auf die in den letzten 20 Jahren vor Fassung des Beschlusses erschienenen Werke. Darauf fussend schrieb Ernst von Schiller an die Deutsche Bundesversammlung. Die Sache schien gut. Nur Württemberg machte wieder Umstände. Endlich machte Preussen das Gesuch der Schillerschen Erben zu seinem eigenen Antrag. Bayern trat bei, und am 21. Juni 1838 wurde der Antrag gestellt, dass Schillers Werken auf Grund des Beschlusses vom 9. November 1837 ein Privileg gewährt werden sollte. Am 14. September 1838 stimmten die übrigen Staaten mit Ausnahme zweier bei. Darunter war Württemberg. Hier mussten erst die Stände darüber gehört werden. Diese stimmten am 11. April 1839 bei. Im Jahr 1853 wiederholten Schillers Erben ihr Gesuch um Erneuerung der zwanzigjährigen, im Jahre 1858 ablaufenden Frist. Wieder gab es umständliche Verhandlungen zwischen Württemberg und Preussen. Im Jahre 1855 stimmte ersteres bei, letzteres aber stand diesmal im Wege, weil nach preussischem Gesetz den vor Publikation des Gesetzes vom 11. Juni 1837 erschienenen Werken, wenn ihr Autor vor dem genannten Termine gestorben sei, noch eine dreissigjährige Schutzfrist zustehe, also bis 1867, das finde auf Schiller nur Anwendung, wenn die Gesetze des fremden Staats den in Preussen erschienenen Werken gleiche Rechte gewähren. Am 20. November 1856 wurde daher das Gesuch abgelehnt, aber beschlossen, dass der Schutz gegen Nachdruck laut Beschluss vom 9. November 1837 und 19. Juni 1845 den Werken der Wissenschaft bis 9. November 1867 verlängert werden sollte, jedoch nur denjenigen, welche jetzt den Schutz geniessen. Welch heilsame Wandlung brachte doch das neue Deutsche Reich in diesen Dingen! —

Lyrik. In der sehr schön ausgestatteten Pantheonausgabe hat R. Weissenfels (**4492**) Schillers Gedichte besorgt. Er hat das Buch mit kurzen praktischen Erläuterungen versehen und dazu eine feinsinnige Einleitung über Schillers Lyrik geschrieben. — Die neue Cottasche Jubiläumsausgabe veranlasst den jungen Lyriker R. Schaukal (**4493**), unter Schillers Gedichten eine gründliche Sichtung vorzunehmen. Eine Anzahl davon gefallen ihm nicht, wie z. B. Der Handschuh (vgl. dagegen das Urteil von B. Litzmann N. 4495), Gang nach dem Eisenhammer, Ring des Polykrates, Bürgschaft, Die Künstler. Von anderen dagegen ist er ganz entzückt, wie: Die Gruppe aus dem Tartarus, Der Abend, Die Glocke, Der Taucher u. v. a. — Über die Balladen sind drei wertvolle Arbeiten erschienen. Sie sind ein

Beweis dafür, wie man diese Gedichte unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten kann, um doch schliesslich ihren hohen poetischen Wert immer wieder zu konstatieren. E. Elster (4494) hebt in seinem Frankfurter Festvortrag hervor, dass Schiller der typischen Auffassungsweise der übrigen Balladendichter die durchaus individuelle Reflexion gegenüberstellt. Dass er dabei auch das dramatische Element betont, ist selbstverständlich. Die Reflexion führte ihn auf das Problem des Schicksalsbegriffs. Darüber aber hatte er keine einheitlichen und abgeklärten Anschauungen. Es ist für ihn unberechenbar, eine grosse irrationale Macht, der man nichts abgewinnen, und die man nur innerlich überwinden kann. Eine überragende Macht, deren letztes Rätsel wir nicht ergründen. Dies sind die in den Balladen verkörperten Grundgedanken. Die tragische Macht des Schicksals zeigt sich besonders in Kassandra und Siegesfest. Beim Ring des Polykrates und den Kranichen des Ibykus wirkte die Schicksalsidee bestimmend für die Wahl. Die Adagia des Erasmus als Quelle des Ibykus ist längst bekannt, was nebenbei bemerkt werden soll. Auch im Taucher und in Hero und Leander ist die Schicksalsidee von Schiller stark betont, in letzterem noch mehr, als in dem griechischen Vorbild, dem Musäus. Das „Interesse an eigenartigen Schicksalswendungen" bestimmte den Dichter zu dem Gang nach dem Eisenhammer und Grafen von Habsburg. Hier zeige sich „die gütige Schicksalswendung des liebenden Vaters im Himmel". Vielleicht darf der Referent hier daran erinnern, dass Schiller auch im praktischen Leben diese Idee vertreten konnte. So schrieb er kurz vor seiner Hochzeit, am 1. Februar 1790, an Körner: „Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt. Es hat mich zum Ziele gleichsam getragen." In einer zweiten Gruppe, zu der der Alpenjäger überleitet, kommen die idealen Willensinteressen des Dichters zur Darstellung; sie gehören nicht zur Gruppe der Schicksalsballaden; nämlich: Die Bürgschaft, Der Kampf mit dem Drachen, Ritter Toggenburg, Handschuh. — Auf anderm Standpunkt steht B. Litzmann (4495). Er findet, dass die Illustrierung eines sittlichen Gedankens Ursache und Endzweck der Balladen Schillers sei, während die Volksballade eine solche Tendenz nicht kenne. Um sein Ziel zu erreichen, setzt Schiller den grössten dichterischen Apparat des Epikers und Dramatikers in Bewegung. L. führt dies des näheren aus am Handschuh und an den Kranichen des Ibykus. Schliesslich weist L. darauf hin, dass Schillers Balladen Kunstwerke allerersten Ranges seien. Er bedauert daher, dass sie in der Schule schon Quartanern und Tertianern zur Deklamation und stümperhaften Stilübungen übergeben werden. Dadurch werde diesen die Freude für immer verdorben. L. geht in seiner Befürchtung offenbar zu weit, denn was er befürchtet, kann ebensogut in Prima eintreten. Allein ein fähiger, gewissenhafter Lehrer wird nie einem Schüler die Freude an seinem Stoff verderben, und für die Schule ist das Beste bekanntlich gerade gut genug. — Die dritte Arbeit hat H. Bulthaupt (4496) zum Verfasser. Er sieht Goethe und Bürger gegenüber bei Schiller einen Fortschritt, und zwar darin, dass bei ihm kein Greuelwesen, keine Geisterwelt, sondern die Gottheit selbst es ist, die die Geschicke der Menschen lenkt. Ferner erkennt er in der Struktur der Gedichte, in der Disposition des Stoffs einen Vorzug. Schiller lasse zwei Handlungen nebeneinander spielen; er lenke die Aufmerksamkeit von einer wichtigen Handlung und verweile bei einer unwichtigeren, um zum Schlusse plötzlich auf die verlassene Handlung zurückzukehren, wie besonders im Gang nach dem Eisenhammer. Beim Taucher bemerkt B., dass der Stoff den Dichter fast zu diesem Verfahren gezwungen habe, denn die atemlose Spannung der Wartenden zu schildern, als der Jüngling zum erstenmal untertaucht, wäre unmöglich gewesen, keine Kunst der Darstellung würde sie wiederzugeben vermocht haben. Nun, das ist immerhin fraglich! Und ebenso scheint es zweifelhaft, ob dieses Moment für die Schilderung so wichtig gewesen wäre. Andrerseits ist z. B. bei der Bürgschaft sicher, dass der gegebene Stoff den Dichter zur Schilderung der Hindernisse, die Phintias zu überwinden hat, veranlasst hat. Daher drängt sich die Frage auf, ob Schiller sich dieser von B. hervorgehobenen Vorgänge wirklich bewusst war, ob er absichtlich so verfahren ist, wie B. vermutet. Referent muss es bezweifeln. Schiller war stets bestrebt, das Dramatische, Spannende herauszuheben. Wenn sich dann eine Zweiteilung ergab, so war das sicher Zufall, unabhängig vom Ganzen. — In die philosophischen Gedichte führt Helene Lange (4497) ein. Sie wendet sich an den Laien, dem sie das Eindringen in eine Welt erleichtern will, in der manches „im wesenlosen Scheine" liegt, was in der Alltagswelt den Sinn benimmt und den Ausblick in die Ferne hemmt. Die Schrift erfüllt ihren Zweck ganz gut. Sie zeugt von selbständigem Nachdenken, denn die Verfasserin begnügt sich nicht mit dem Hergebrachten, sondern wandelt auch ihre eigenen Wege. Sie versteht es wirklich gut und anschaulich zu erklären. Ein Beweis für ihre tüchtige Leistung ist die 2. Auflage, in der die Schrift vorliegt. — Die Programmschrift von L. Klötzer

(4498), der schon 1885 sich mit den Beziehungen Schillers zur Musik befasst hat, ist sehr fleissig und zuverlässig ausgearbeitet. Der Titel ist freilich nicht glücklich gewählt, denn es handelt sich in seinem Aufsatz nicht um einen, sondern um alle Almanache. Er behandelt nicht nur die den Almanachen beigefügte Musik zu Schiller, sondern überhaupt die komponierten Gedichte. Er hebt besonders hervor, wie Schiller die Art der Gedichte zu bestimmen wusste, die sich für die Musik am besten eignen: Wenn sie seelische Gefühle ausdrücken, Empfindungsgemälde bilden, so sind sie für die Musik ganz geeignet. K. zitiert zu den einzelnen Kompositionen das Urteil Schillers und seiner Freunde und fügt dazu seine eigene musikalische Erörterung. Die ganze übrigens wertvolle Arbeit ist zu breit angelegt, sie hätte kürzer und präziser gefasst werden können. Gar manche Bemerkungen und Ausführungen waren völlig unnötig. Was soll z. B. S. 20ff. die Darstellung der Entstehung der Xenien und ihrer Bedeutung, Aufzählung der Antixenien usw.? Was hat das alles mit der Musik zu tun? An den beigefügten Anmerkungen vermisst man die praktische Einrichtung. Noch sei erwähnt, dass die beiden letzten Almanache, die keine Musik enthalten, deshalb nicht behandelt sind. — Die in einem alten Fremdenbuch der Wartburg gefundene und von Walter und G. A. Müller in der Wartburger Korrespondenz veröffentlichte Scharade **(4499)** hat mit Schiller nichts zu tun, zumal da sie aus dem Jahre 1810 stammt. — S. Mehring **(4500)** weist das Gedicht aus formalen Gründen als durchaus unschillerisch zurück. Referent kann dem nur beistimmen: die Photographie des Gedichts, die ihm vorlag, zeigte gar keine Ähnlichkeit mit Schillers Handschrift. — Zur Erklärung des Gedichts „Freigeisterei der Leidenschaft" gibt R. Petsch **(4501)** einen wertvollen Beitrag. Er nimmt einen allmählichen Übergang von frivoler zu moralischer Freigeisterei an, sodann weist er auf den inneren Widerspruch von Anfang und Ende des Gedichts hin. Der Umschlag erfolgt für ihn an der Stelle, wo der Dichter sich seines Unrechts bewusst wird, beim Abschied von Charlotte von Kalb: „Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke". Der Ausdruck „Gottheit" wird ausführlich und gewiss richtig erörtert. Allein einen innern Widerspruch von Anfang und Ende vermag Referent nicht zu erkennen. Denn was ist der Inhalt des Gedichts? Der Dichter verzichtet auf weiteren Kampf, weil er sich zu schwach fühlt. Die Geliebte, voll Mitleid mit ihm, will ihn daher erhören. Aber im letzten Moment hält ihn ihre „Gottheit" zurück. Und darum klagt er diesen Gott an, der die Menschen zu solchem Entsagen zwingt. Das ist ein ganz logischer Zusammenhang, und ein innerer Widerspruch ist nirgends vorhanden. — Unter den Arbeiten zur Glocke verdient die von M. Evers **(4504)** besondere Erwähnung. Sie ist eine Polemik gegen Städler, dessen Behauptungen auch der Referent zurückweisen musste (JBL. 1900 IV 9:108). E. sagt, Städlers Beweisführung sei völlig missglückt, er verdrehe die Tatsachen; vieles sei bloss Phantasie von ihm und sein Anspruch das „wahre" Lied von der Glocke endlich entdeckt zu haben, sei mit allem Nachdruck zurückzuweisen; er bewege sich in wunderlichen Selbst-Widersprüchen. — Eine Stelle der Bürgschaft erörtert A. Althaus **(4506a)**. Er stellt fest, was eigentlich als selbstverständlich erscheinen sollte, dass „Henker" (v. 125) Plural und nicht Singular sei; denn auch das Emporziehen am Seil besorge gewiss nicht ein einzelner Mann. — Zu dem Gedicht „Die vier Weltalter" hat R. Priebsch **(4508)** einen Fund gemacht. Bei Durchsicht eines Autographenbandes der Bodleiana zu Oxford entdeckte er nämlich die verschwundene erste Reinschrift des Gedichts mit einem Attest von (Minna) Maria Körner, das die Echtheit der Handschrift Schillers beglaubigt. (Solche Atteste von Minna Körner finden sich auch sonst.) Dass hier die älteste Fassung des Gedichts vorliegt, dafür dient die Stelle V. 53—56 zum Beweis. Diese gab den Anlass zu der wohlbegründeten Ausstellung G. Körners. Darauf stellte Schiller die jetzige Fassung des Gedichts her. —

Drama: Allgemeines und Ausgaben. M. Lex **(4509)** erörtert das Wesen der dramatischen Idee. Diese ist ihm, wie R. M. Werner in DLZ. 25, S. 2416/7 sagt, die dichterisch verkörperte, vom ganzen Menschen im Drama als Bild angeschaute Wahrheit menschlicher Schicksale. Die Idee berührt sich mit dem Typischen und mit dem Tragischen, ohne mit ihm eins zu sein, und mit der Weltanschauung des Dichters, deren Ausfluss sie ist. Jedes Drama ist für ihn etwas Lebendiges, und darum dürfe es nicht nach einem allgemeinen Schema beurteilt werden. Nun ist es auffallend, wenn L. S. 300 sagt: „Muss ein Dramatiker überhaupt im einzelnen Drama eine Weltanschauung geben? Mit nichten." Das widerspricht doch im Grunde dem Vorhergehenden. Denn zweifellos wird jedes Drama eines echten Dramatikers zugleich der Ausdruck einer festen Weltanschauung sein. O. Ladendorf (NJbbKlAltGL. 13, S. 607/8) urteilt, dass die Ausführungen von L. über Schillers Dramen zu den gelungensten des Buchs gehören. Dabei werde der massgebende Einfluss seiner sittlichen Weltanschauung auf seine dramatischen

Ideen anschaulich entwickelt. — Seine in JBL. 1903 N. 15800 rühmend erwähnte Dissertation hat J. Petersen (**4509a**) weiter ausgeführt. Was wir dort sagten, gilt auch für den Schluss des Werkes. P. hat mit grossem Fleiss und zäher Beharrlichkeit eine mühsame Arbeit zu Ende geführt. Ihm hat es der Forscher zu verdanken, wenn er jetzt alles Material, kritisch gesichtet und verarbeitet, bequem zur Hand hat. Im ersten Kapitel behandelt P. die Angaben für das Publikum, im zweiten die Inszenierung und im dritten das Spiel. Im Anhang wird eine bisher noch unbekannte Räuberbearbeitung des jungen Tieck und eine prosaische Bühnenbearbeitung des Dom Carlos vom Jahre 1790 von zwei unbekannten Verfassern erörtert. Dass in einem solchen Werk, wie P. es geschrieben hat, die Kritik dies und jenes aussetzen kann, liegt in der Natur der Sache. Aber alle sind einig in dem Lob über das Buch als Ganzes und freuen sich darüber. So stellt es nach E. Kilian der Umsicht, Gediegenheit und Gründlichkeit deutschen Forschergeistes das ehrenvollste Zeugnis aus. Doch bringt auch K. verschiedene nicht unbegründete Bedenken gegen Einzelheiten vor. Dasselbe ist bei M. Koch der Fall. Auch er spendet dem Werk reiches Lob, meint aber, ob so viel Eifer nicht besser einem bedeutenderen Gegenstande zuzuwenden gewesen wäre. Doch muss er anerkennen, dass P.s Beiträge zur Lösung einer ganzen Reihe bedeutsamer Fragen zur Theatergeschichte mit Dank zu verzeichnen seien. Einzelne Ausstellungen, die er macht, sind ebenfalls wohlberechtigt. — Mit der Frage, wie sich Schiller als dramatischer Dichter zu dem Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit gestellt, und ob er auch als solcher für die erstere Partei ergriffen hat, beschäftigt sich Th. Ziegler (**4510**) in einer anregenden Abhandlung. Er berücksichtigt dabei wesentlich den Wallenstein, in welchem dies Problem am besten gelöst sei; nirgends sei Schiller in der Kunst des Motivierens glücklicher und sorgfältiger gewesen als in diesem Drama. Hier habe sich aus Charakter und Verhältnissen heraus alles folgerichtig entwickelt, und Freiheit und Zufall bleiben gänzlich ausgeschlossen. Das Ineinander von äusserer und innerer Notwendigkeit, von Schicksal und individueller Menschenart sei in seiner Vollendung nur im Wallenstein zu treffen. Der zeige nicht bloss den Notzwang der Begebenheiten, sondern auch den Menschen inmitten derselben. Hier sehe man, was ein Mann wert sein könne. Darum hält Z. den Wallenstein für die grösste Tragödie Schillers und der Weltliteratur überhaupt. — A. Bartels (**4511**) sucht in seinem Aufsatz möglichst objektiv zu verfahren. Allein es gelingt ihm doch nicht immer. Was wir darüber in JBL. 1901 IV 9:11 ausgesprochen haben, müssen wir auch jetzt noch aufrechterhalten. Doch scheint B. diesmal, da er für die Marbacher Festschrift schrieb, mehr für Schiller als gegen ihn eingenommen. Er bemüht sich, der Forderung einer Festschrift Rechnung zu tragen. Darum ist auch manches milder ausgefallen als in früheren Jahren. Er unterscheidet scharf, aber doch nicht immer klar, zwischen Theatralismus und dramatischer Kunst. Tell ist ihm danach ein theatralisches Werk. B. wandelt zum Teil in den Spuren H. Grimms. Wie dieser so stellt auch er Schiller mit Voltaire zusammen. Ja, er findet in ihm eine Ergänzung Voltaires. Sodann hebt er hervor, dass Schiller ein politischer Dichter gewesen sei: Dichterpolitiker dem Gehalt nach. Er fasst diesen Begriff im höchsten Sinne, aber warum meidet er den Ausdruck „patriotischer Dichter“? Der „deutsche Shakespeare“ ist ihm natürlich Schiller nicht, den erwartet er erst. Die Darstellung von B. enthält gewiss manches Richtige, das andere nicht zugeben wollen, aber man bekommt den Eindruck — und zwar je öfter man seine Arbeit liest, um so mehr —, dass ihm Schiller nicht ganz bequem ist, dass die Stellung, die dieser Dichter nun einmal im deutschen Volk einnimmt, ihm nicht die richtige zu sein scheint. Das verraten gelegentliche Äusserungen, wie z. B. „Man darf in der ästhetischen ‚Verurteilung‘ Schillers nicht zu weit gehen“ (S. 163), „Das Schillersche Drama könnte nur ein neuer Shakespeare wirklich überwinden“. B. wehrt sich dagegen, dass er ein Schillerfeind sei; aber ist er etwa ein Schillerfreund? Er hält eben das realistische Drama für das dem deutschen Geist allein angemessene. Aber dem entspricht eben die Wirklichkeit nicht. Und mit dieser müssen wir rechnen, nicht mit unseren eigenen Anschauungen und Wünschen. — Ein altes Thema behandelt H. Hofmann (**4511a**) mit gutem Erfolg. Er findet den Grund von Schillers Humor in dem Zusammenhang mit dem Bürgertum und der nicht gerade immer freiwilligen Berührung mit den unteren Schichten. Er zeigt Schillers Humor in den Gedichten der Anthologie, in den Jugenddramen, in Wallensteins Lager, in einzelnen Gedichten der Bauerbacher und Loschwitzer Zeit. Zu der Zeichnung „Körner im Salze“ in den „Avanturen des neuen Telemachs“ zieht er die Stelle in den „Räubern“ II, 3 „Roller liege tüchtig im Salze“ zur Erklärung gegen Minor bei. Allein seine Darlegung befriedigt nicht, und Minor hat wohl das Richtigere getroffen. Auch die Erklärung des Bildes in „Körners Familienleben“, wo Schiller auf dem Kopf steht, scheint nicht gelungen. Vielmehr ist Schiller hier als Hanswurst

gedacht; es ist dies wohl eine Anspielung auf Minna Körner, die, wie aus „Körners Vormittag" zu ersehen ist, im Ärger den Dichter einmal Hanswurst nannte. In der Dresden-Weimarer Zeit wirke, fährt H. fort, die Hofluft auf Schillers Humor nicht günstig, in der Rudolstädter Zeit trete er im Briefwechsel mit der Braut hervor. H. glaubt bei Schiller eine besonders schwäbische Artung des Humors zu erkennen. Er bedauert, dass die Brücke zur Volksdichtung eines Hans Sachs durch Schiller nicht vollständig geschlagen wurde. Es sei schade, dass die Ansätze zu einer neuen Blüte von Volksliteratur im edelsten Sinn nicht zur Reife gediehen sind. Bei Schiller mache sich die Entfernung aus dem Mutterboden in dieser Hinsicht störend geltend. Wenn er nicht so volkstümlich sei, wie man es wünsche, dann liege die Schuld auch an jener Kluft. — A. Frhr. von Berger **(4512)** bedauert mit Recht die herkömmliche deklamatorische Art, mit der Schillers Poesien vorgetragen werden. Dadurch sei er geschädigt worden, und es sei nötig, dass die Schiller-Darsteller wieder lernten, den Ton aus ihrer eigenen lebendigen Empfindung zu schöpfen und diese einfach, aber mit Ausdruck und mit feinster Differenzierung und Nuancierung zum Vorschein zu bringen. — Über die neue Grossherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe **(4513)** dramatischer Dichtungen wird in AZg.[B]. N. 202 berichtet, ein reicher Kunstfreund habe für die Drucklegung jedes Bandes die Summe von 10000 Mark bestimmt mit der Bedingung, dass eine gewisse Summe des Erlöses an das neue Museum am Karlsplatz in Weimar (früher „Ständige Ausstellung") abgeführt werde. Das vorliegende erste Bändchen umfasst die drei Jugenddramen, Don Carlos und Wilhelm Tell. Obwohl also das Bändchen fünf Stücke zusammen enthält, so ist es doch ziemlich dünn, weil es auf feinstes Papier gedruckt ist. Der Druck ist Antiqua. Die Ausgabe enthält nur Text ohne jedes Vorwort, Einleitung oder Anmerkung. Auf der letzten Seite ist zu lesen: „Diese Ausgabe wurde herausgegeben unter dem Beirat von Bernhard Suphan für den Text und der Oberleitung von Harry Graf Kessler und Emery Walker für die Ausstattung". Dann folgt Angabe der Drucker und Zeichner und zuletzt lesen wir: „Herausgeber dieses Bandes ist Max Hecker". Druck und Einband ist sehr fein. — Das in dritter Auflage erschienene Werk von L. Bellermann **(4515)**, dessen zweite Auflage wir JBL. 1898, IV, 9: 88 anzeigten, unterscheidet sich äusserlich insofern von den beiden ersten, als es nicht in zwei, sondern in drei Teile zerfällt, weil B. auch den dramatischen Nachlass, insbesondere den Demetrius, mit in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen hat. Plan und Anordnung des Buchs ist unverändert geblieben. Doch sind vielfach Änderungen, Verbesserungen und Zusätze gemacht worden. Für die Erklärung von Schillers Dramen wird das Werk bleibenden Wert haben. — Zu der „Räusper"-Rolle im Wallenstein macht J. E. Wülfing **(4515a)** eine kurze Bemerkung, betreffend die Erklärung, in welcher er Schanzenbach beistimmt; schliesslich wirft er die Frage auf, ob der Gedanke etwa auch in deutschen Sprichwörtern enthalten sei. —

Einzelne Dramen: Die Räuber. Der Herausgeber der „Meisterwerke der deutschen Bühne", G. Witkowski **(4516)**, hat die Bearbeitung der „Räuber" selbst übernommen. Er hat seine Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. Alles, was der gebildete Leser wissen muss, um das Werk zu verstehen, findet er hier beisammen. Er erfährt alles Wichtige über die Entstehung, Bühnenbearbeitung, die Quellen, Handlung und Charaktere, Bühnengeschichte und Nachwirkung in der Literatur. In kurzen Anmerkungen sind alle Dunkelheiten des Inhalts und der Sprache erläutert. — E. Kühnemann **(4517)** sucht die Stellung der „Räuber" in der Weltliteratur zu fixieren. Er untersucht ihr Verhältnis zu den grossen Dichtungen, die auf Schiller eingewirkt haben, d. h. ihre Vorbilder, und dann ihren Einfluss auf die dramatische literarische Bewegung ihrer Zeit. Er beginnt mit der Bibel und geht dann zu Klopstock und Milton über. Weiterhin erörtert er die Einwirkung eines Gerstenberg, Lessing, Goethe, Shakespeare, Corneille, Rousseau und Cervantes. Auf der andern Seite bildet Karl Moor den Übergang zu Byron. K.s gehaltvolle Darstellung bringt zwar für den Historiker nichts Neues, gibt aber viele Anregung. — Einen alten Aufsatz hat P. Beck **(4518)** „mit verschiedenen neuen Zutaten" erweitert. Es ist aber im Grunde kaum etwas Erwähnenswertes hinzugekommen, und über das Alte ist JBL. 1900, IV, 9: 133 das Nötige gesagt. Nur eine Notiz über Kosinsky scheint vielleicht beachtenswert. Er vermutet nämlich, eine Quelle für diesen Räuber gefunden zu haben. Bei dem Anschlag auf den König Stanislaus August von Polen in Warschau am 3. November 1771 war unter den drei Anführern der 40 Verschworenen auch ein Kosinsky. Dieser entführte den blutenden König, liess ihn aber, nachdem dieser ihm Verzeihung zugesichert, wieder frei. Kosinsky musste dann im Hochverratsprozesse gegen seine Genossen zeugen und blieb einige Zeit scharf verwahrt. Nachher liess ihn der König nach Italien schaffen, wo er ihm eine Pension für seine Lebensrettung auszahlen liess. Dazu zitiert B. die Stelle III, 2: „Ich ward ergriffen, angeklagt, heimlich prozessiert . . . aus besonderer Gnade . . aus den Grenzen

gejagt.“ Auch Voltaire in „Les lois de Minos“ habe dieses Thema behandelt, und aus ihm könne Schiller den Namen Kosinsky genommen haben. Das ist wohl möglich, zumal da wir bis jetzt keine Quelle Schillers für die Kosinsky-Episode kennen. Freilich würde es sich im wesentlichen nur um den Namen des Räubers handeln können. — In einer fleissigen Dissertation unterzieht H. Lühring (**4519**) das Mannheimer Theatermanuskript der „Räuber“ einer neuen Untersuchung. In der Einleitung dazu macht er W. Vollmer, dem verdienten Schillerforscher, den Vorwurf der Unzuverlässigkeit. Ob das wirklich so ist, scheint fraglich; zur genauen Kontrolle müsste ein neuer Vergleich vorgenommen werden. Sodann stellt L. die Abweichungen der Handschrift von dem Mannheimer Druck vom Jahre 1782 fest. Ein Vergleich zeigt, dass die Differenz mit Vollmer nicht gar gross ist. Letzterer bringt sogar vieles, was L. nicht hat, z. B. Gödeke II, 263/4, 305. Hier bietet Vollmer nicht nur genau dasselbe wie L., sondern noch mehr. Vollmer hat, wie er II, 322 selbst sagt, nur die Veränderungen und Zusätze der Regisseure weniger berücksichtigt, und mit Recht. Für den Text war das weniger bedeutsam. Es fragt sich sodann, ob es nicht einfacher und übersichtlicher gewesen wäre, wenn L. nur die abweichenden Stellen zitiert hätte, statt alles nochmals abzudrucken, was schon bei Vollmer zu lesen ist. Für die weitere Forschung wäre es entschieden bequemer gewesen. In sechs Abschnitten werden darauf die Veränderungen nicht ohne Geschick und Verständnis kritisch beleuchtet. Nur zitiert L. zuviel, z. B. Seite 45 f., statt einfach auf die betreffende Seiten- und Zeilenzahl bei Gödeke zu verweisen. Bei dem letzten Abschnitt hebt er hervor, dass die Regisseure durchweg besseres Verständnis und mehr Achtung vor dem Dichter bewiesen als Dalberg. Den zweiten Teil der Schrift bildet die Theaterbearbeitung der „Räuber“ von Fremden ohne jede Mitwirkung Schillers, und zwar erstens die Plümickesche vom Jahre 1783. Auch hier geht L. sehr sorgfältig vor und sucht der oft geschmähten Tätigkeit Plümickes gerecht zu werden. Man kann seinen Ergebnissen fast durchweg zustimmen. Zuletzt wird zweitens noch die Theatereinrichtung der Meininger kritisiert. Hier kamen keine eigenmächtigen Veränderungen, weder der Sprache noch der Handlung vor wie bei Dalberg und Plümicke. —

Fiesko. Kabale und Liebe. Die Neuausgaben des Fiesko und von Kabale und Liebe hat ebenfalls G. Witkowski (**4520/21**) bearbeitet. Das Lob, das wir dessen Räuber-Ausgabe gespendet haben (N. 4516), gilt auch diesen beiden Bearbeitungen. Zu den Anmerkungen des letztern Stücks sei folgendes bemerkt. Seite 39, 34 „Auf und nieder“ ist in diesem Sinn (= ganz genau) allein schwäbisch. Seite 12, 25: „In seinen Beutel lügen“ bedeutet wohl noch mehr, nämlich: zu seinem Vorteil lügen. Seite 55, 5: „Dafür wird gebeten sein“ heisst so viel, als dafür wird gesorgt sein. Seite 23, 39: Landschaft = Landschaftskasse. Seite 3, 27 „lösen“ kann nicht „als Bezahlung einnehmen“ heissen. Die ganze Stelle ist nicht recht klar, sie scheint obszönen Inhalts zu sein; lösen kann hier nur los machen, öffnen bedeuten. — Eine Neuaufführung von Kabale und Liebe im Berliner „Neuen Theater“ lobt F. Mauthner (**4522**) sehr. Er nennt sie ein Meisterstück Reinhards, das ihm keine Bühne Deutschlands nachmachen werde. Nur in der Bearbeitung des Stücks sei Reinhard nicht ganz glücklich gewesen. Im letzten Akt habe er arg gesündigt, da er die zarten religiösen Motive der Weltflucht, die Grabessehnsucht der Liebenden gestrichen habe. —

Don Carlos. Auch vom Don Carlos hat G. Witkowski (**4523**) eine neue Ausgabe veranstaltet, die mit derselben Umsicht und Sorgfalt behandelt ist, wie die der drei Jugenddramen. — E. Kilian (**4524** und **4529**) beklagt mit Recht die Bühneneinrichtung des Don Carlos auf den meisten Bühnen. Er hat daher selbst seine am Karlsruher Theater im Jahre 1903 eingeführte und erprobte Bühneneinrichtung erscheinen lassen. Darin ging er von dem Grundsatz aus, die bis dahin übliche Tilgung ganzer Szenen zu vermeiden und durch eine energische Verminderung des überreichen rhetorischen Beiwerks den wünschenswerten Ausgleich herbeizuführen. Dieser Grundsatz ist gewiss zu billigen. Die frühere Art war offenbar die bequemere, während K. dem Dichter gerechter geworden ist. Denn eine Aufführung ohne Streichung ist in unserer Zeit nicht gut möglich. Wenn K. die Hamburger Handschrift des Don Carlos als besonders wichtig ansieht und die Mannheimer dagegen als minderwertig hinstellt, so ist er damit im Irrtum. Elster hat gezeigt, dass beide Handschriften eine Vorlage haben, die bisher überhaupt noch nicht bekannt ist (vgl. JBL. 1898, IV, 9: 101). M. Koch sagt, K. werde dem Dramatiker so gerecht, dass man wünschen möchte, diese Karlsruher Einrichtung möchte von den übrigen Bühnen angenommen werden. K. mute der Bühne zwar 18 Verwandlungen zu, aber wenn sie auf offener Bühne vor sich gehen, so sei das besser, als die jetzt übliche Behandlung, bei welcher kein Mensch den Sinn der späteren Vorgänge durch die Aufführung erraten könne. — In der „Gesellschaft für deutsche Literatur“ in Berlin (Sitzung vom 20. April 1904) sprach R. Weissenfels (**4527**) über Probleme der

Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Er geht von den drei Arbeitsperioden aus, die Elster unterscheidet, versucht aber nachzuweisen, dass diese nicht zu scharf gegeneinander abzugrenzen seien. Er nimmt an, dass Schiller schon in der zweiten Periode in Posa nicht nur den opferwilligen Freund, sondern auch den Freiheitsapostel sah. Wenn letzteres erst in der dritten Periode stärker hervortrete, so sei daran der überlieferte Stoff schuld; damit weiche der Dichter nicht von seinem ursprünglichen Plan ab, den der erhaltene Entwurf erkennen lasse. Die Abweichung bestehe erst darin, dass Posa in der dritten Periode (III. Akt) Philipp gegenübergestellt und so zu einem zweiten Helden des Dramas erhoben werde. Dafür sei die Stimmung des Dichters verantwortlich, zufolge deren Posa und Philipp dem Dichter wichtiger wurden. Erst durch die Szene Philipp-Posa im dritten Akt werde die Handlung des Stücks wirklich „verfahren". Denn es war schwer, von da an in den alten Plan zurückzulenken und den Opfertod Posas und die Katastrophe herbeizuführen. Das sei dem Dichter tatsächlich nur mit Gewalttätigkeiten und Widersprüchen in Motivierung und Charakteristik gelungen. Daher seien die beiden letzten Akte geringer als die drei ersten. Die Ausführungen von W. sind sehr beachtenswert, sie geben genügenden Anlass zur Weiterforschung. —

Wallenstein. In einem kurzen Vergleich stellt F. v. Westenholz (4530) die wichtigsten Berührungspunkte der beiden Dramen Wallenstein und Macbeth zusammen. Dabei wird er freilich Schillers Bearbeitung des englischen Dramas nicht gerecht, wie dies z. B. bei Fietkau der Fall ist. Vgl. JBL. 1897, IV, 9: 179. — Mit Hilfe neu aufgefundener Akten aus dem Archiv zu Nachod gelingt es dem Schaumburg-Lippeschen Archivar O. Elster (4531) nachzuweisen, dass Piccolominis Tat bis zu einem gewissen Grad zu verstehen und zu entschuldigen ist, und dass das schwere Wort Verrat nicht auf seine Handlungsweise passt. Eine schöne Rolle habe Piccolomini nicht gespielt, sein Verhalten sei jedoch aus den Zeitverhältnissen und aus den herrschenden Umständen zu erklären. Der Kaiser habe anfangs nur unbestimmte Befehle gegeben und erst später den Wallenstein lebend oder tot verlangt. —

Braut von Messina. Ausgehend von Schopenhauer und Nietzsche, kritisiert F. Hahne (4535) die Urteile, welche Peters, Gaudig, Bellermann und Bergmann über die beiden feindlichen Brüder gefällt haben. Von diesen kann er nur Bergmann im allgemeinen zustimmen, obgleich auch dessen Urteil ihm nicht tief genug geht. Er selbst kommt, von den Anschauungen der beiden Philosophen geleitet, nach sorgfältiger Untersuchung zu dem Ergebnis, dass Cesar ein egoistischer Willensmensch, Herrenmensch ist mit starken Empfindungen, während Manuel das Überwiegen des Vorstellungslebens eigentümlich ist. Dieser ist eine betrachtende, ästhetische und phantastische Natur. Im Grunde besteht kaum ein Unterschied zwischen Bergmann und H. —

Wilhelm Tell. Interessante Erläuterungen zu Schillers Tell aus dem Nachlass B. Auerbachs veröffentlichte A. Bettelheim (4537). Es sind darin eine Menge Fragen behandelt, die auch sonst die Kritik beschäftigen, z. B. der Apfelschuss, Börnes Kritik, die Parrizidaszene. Diese „dramatischen Eindrücke" Auerbachs verdienen die Berücksichtigung der Tellerklärer; sie finden manches darin, das der Beachtung wohl wert ist. — A. Frey (4538) hebt verschiedene Schwächen und Widersprüche hervor: den Einbruch der Landenbergerschen Reiter ohne Auftrag und die nicht sofort erfolgende Erhebung der Eidgenossen, die den Rütlibund schwuren, und das Sterbelager Attinghausens, der ohne Verwandte, Geistliche und ohne Arzt stirbt, endlich die Zerstörung von Zwinguri durch Leute ohne Werkzeuge. F. bedauert sehr, dass Schiller die Einnahme der Zwingburgen nur episch verwertet. Er bringt das mit Schillers „unerhörter Arbeitshetze" in Verbindung. F.s Vorwürfe tragen der poetischen Freiheit des Dichters zu wenig Rechnung. Anderes, z. B.: der Einfall der Reiter, lässt sich leicht erklären. Bei ihnen heisst es: Wie der Herr, so der Knecht. Sie glauben ganz im Sinne ihrer Herren zu handeln. Und so hat man es wohl bisher auch aufgefasst. — Bei der Stelle „was da fleugt und kreucht" stellt A. Heintze (4538a) fest, dass Schiller „fleugt", nicht „fleucht" geschrieben habe, wie verschiedene Ausgaben haben. Dazu fügt Referent hinzu, dass auch Schillers Handschrift im Weimarer Grossherzoglichen Hausarchiv ebenso die Lesart „fleugt" bietet. — Die Lesart Bellermanns v. 2217: nach Flüelen erklärt R. Sprenger (4539) für falsch; es müsse natürlich „zu Flüelen" heisen, wie die anderen Ausgaben haben. Ein wirkliches, von Bellermann nicht bemerktes Missverständnis Schillers liege in V. 2228 vor: „Und als wir an die Ecke jetzt gelangt Beim Kleinen Axen". Tschudi sage: „si — fuhrend biss an Achsen das Ecke". Das letztere Wort bedeute aber Wegstrecke, also die Strecke Weges bis zum Axen. — Die Quellen zum Tell hat E. von Sallwürk (4540) gesammelt. Ausser Tschudi bringt er auch Etterlin und Joh. von Müller. Das genügt für Schulzwecke und private Lektüre, wozu das Schriftchen dienen soll.

Übrigens bietet auch jede besser kommentierte Ausgabe diese Quellen. — Denselben Zweck verfolgt die Schrift von Anna Michaelis (4544). Es ist eine Festgabe, die besonders der Jugend die Entstehung des Tell näher bringen will. Sie enthält aber nur das Chronicon Helveticum Tschudis mit Erklärung einzelner seltener Ausdrücke. Die Bedeutung von Ecke = Wegstrecke findet sich auch hier nicht. — Zur Jahrhundertfeier des Tell (4543) sind verschiedene wertvolle Aufsätze erschienen. Der bedeutendste und umfangreichste ist der von B. Litzmann. L. legt seine Gedanken nieder in einem Festvortrag, den er am 8. Mai 1904 in der Gesellschaft für Theatergeschichte in Berlin hielt. Obgleich es schwer ist, über ein Stück wie Tell Neues zu sagen, so ist es ihm doch gelungen, ein paar neue Punkte vorzubringen. Er kommt u. a. auf Ifflands Korrespondenz mit Schiller wegen der Aufführung in Berlin zu sprechen. Aus dem Verzeichnis der Dekorationen schliesst er mit Recht, dass den Volksszenen ursprünglich noch ein breiterer Raum eingeräumt war und einige Szenen vorgesehen waren, die wir später nur in der Erzählung erfahren. Sodann Ifflands Bedenken politischer und ästhetischer Art: L. sagt mit Recht, Schiller sei hier in den politischen Stellen Iffland zu weit entgegengekommen. Nur die Bedenken gegen den Monolog und die Parrizidaszene erkennt er als nicht unbegründet an. Zum ersteren zitiert er unser deutsches Reichsstrafgesetz. Er sagt, Tells Tat falle unter § 211: Mord mit Vorsatz und Überlegung; die §§ 212 und 213 könnten ihm nicht zugute kommen. Es habe dem Dichter widerstrebt, Tell die nackte Mordtat aus dem Hinterhalt begehen zu lassen, obwohl dies aus Tells Zeit heraus wohl verstanden worden wäre. Deshalb machte er dessen Verteidiger in dem Monolog mit Gründen freilich, die einem geschickten Verteidiger, aber nicht einem Naturkind wie Tell angemessen seien. L. sagt weiter, vom künstlerischen und sittlichen Standpunkt wäre es das Richtigere und Wirksamere gewesen, wenn Tell sofort den Gessler ermordet hätte. Das ist aber nicht so einfach. Ich glaube nicht, dass Schiller hier lediglich durch seine widerstrebende Natur und fehlenden Mut gehindert wurde, den Tell ohne weiteres den Gessler aus dem Busch heraus niederschiessen zu lassen. Schiller schrieb für seine Zeitgenossen, da war es doch wohl angezeigt, wenn er die Tat, so wie sie ihm überliefert war, zu erklären suchte. Sie ist deshalb nicht minder wirksam. Tells Tat ist bekanntlich stets als Mord aufgefasst und verurteilt worden. Wie viel mehr wäre dies der Fall, wenn Schiller ihn als Strauchritter hätte handeln lassen! Der Dichter hat darum gewiss richtig gehandelt, wenn er die Tat Tells, die für ihn eine feststehende Tatsache war und sein musste, durch den Monolog zu erklären suchte. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig. Ein Vergleich mit Baumgartens Tat, den L. anstellt, scheint nicht gut möglich, denn Baumgarten, der in direkter Notlage sich befand, konnte keinen Augenblick länger zuwarten. Ähnliche Bedenken äussert L. auch gegen die Parrizidaszene. — A. Frhr. von Berger spricht den überraschenden Wunsch aus, endlich einmal von dem idealen Schillerkopf befreit zu werden. Statt des blut- und leblosen Idealbildes, das wir uns von Schillers körperlichem und geistigem Antlitz machen, tue gesunde Realistik not. Allmählich habe sich die gleiche fade Idealität über den ganzen Schiller gebreitet, die vielen das traditionelle Bild seiner leiblichen Erscheinung unausstehlich mache. Die Schillerentfremdung unter der gegenwärtigen literarischen Jugend Deutschlands habe vielleicht das Gute, dass sie es ihr erleichtere, ihn voraussetzungslos zu betrachten. Die Wirkungen einer solchen Neuentdeckung des ursprünglichen Schiller wären unberechenbar. Wenn Tell und Wallenstein nicht existierten und heute erst geschaffen würden, so würde in ihnen das jetzige literarische Geschlecht vielleicht die Verwirklichung seines verworrenen Ringens nach Verschmelzung von realistischer Naturtreue mit grossem Stil erblicken. Warum, fragt man, soll das heutige Geschlecht dies jetzt nicht auch können, da wir so glücklich sind, diese beiden Dramen schon zu besitzen? Das ist nicht recht verständlich und noch weniger ist es die Klage über den idealen Schillerkopf usw. Haben wir denn nicht neben der idealen Büste von Dannecker auch die realistischen Bilder von Graff und Frau Simanowiz? — R. Krauss spricht in seinem Aufsatz besonders von der bisher nicht bekannten Erstaufführung des Tell in Stuttgart. Diese fand erst am 18. Oktober 1805 statt. K. teilt näheres mit über die Vorbereitung dazu, über die Aufführung, die Schauspieler, Kosten usw. Schliesslich erwähnt er auch die dritte Aufführung am 10. November 1805, die als Totenfeier für Schiller veranstaltet wurde. Damals wurde ein Prolog vor der Aufführung vorgetragen. Nach dem Bericht des „Freimütigen" war Fr. Haug der Verfasser. K. sagt, ob Haug ihn gedichtet habe, liess sich nicht ermitteln. Aber wie sollte der „Freimütige" dann gerade auf Haug verfallen? Freilich ist der Prolog bisher nicht mehr zum Vorschein gekommen. Referent bemüht sich seit Jahren vergeblich darum. — Der vierte Aufsatz von G. Witkowski war mir leider nicht zugänglich. — Über das schweizerische Telljubiläum und die

Züricher Tellausstellung berichtet H. Blümmer (4545). Wir erfahren zuerst Ausführliches über die verschiedenen Volksvorstellungen, die veranstaltet wurden, und dann über die Ausstellung. Diese ging aus von dem Lesezirkel Hottingen, der Antiquarischen Gesellschaft und der Züricher Kunstgesellschaft. Sie umfasst in drei Abteilungen literarische, historische und künstlerische Dokumente, in denen die allmähliche Entwicklung der Tellsage, ihre Wirkung auf Dichtung und Kunst, vor allem Schillers Tell selbst in seiner Entstehung und Vorbereitung, in seinem Gang über die Bühnen und in seinem Einfluss auf die bildende Kunst sich verkörpert hat. Die literarische Abteilung war ganz dem Schillerschen Tell gewidmet; die historische umfasste: Tellsage, Tellikonographie, Telltopographie; die künstlerische: Skulpturen, Malerei, Radierungen. — Auch das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar veranstaltete eine Ausstellung von Vorarbeiten Schillers zum Tell: vgl. LCBl. N. 14, Sp. 475. — R. Sprenger (4550) zitiert Arndts Hinweis, dass die Tellsage eine Übersetzung der persischen Kambysesfabel sei. Dass diese herodotische Erzählung von Kambyses-Prexaspes mit Tell nichts zu tun hat, ist klar und braucht keine weitere Erörterung. Sie ist kaum als Parallele zu betrachten. — O. Francke (4551) berichtet über Inhalt und Tendenz von A. C. Niemanns Literaturkomödie „Wilhelm Tell, der Tausendkünstler oder der travestierte Tell", Uri (Hamburg?) 1805. Die Travestie ist gegen die Arroganz der Häupter der älteren Romantiker, besonders gegen die Gebrüder Schlegel, gerichtet. Auch an Ausfällen gegen Goethe fehlt es nicht, der gegen die Freundlichkeiten des Brüderpaars nicht immer ganz unempfänglich war. —

Fragmente. Über den „Menschenfeind" äussert A. Fitger (4552), das Fragment habe kaum die gebührende Würdigung gefunden, es sei reich an Schönheiten, seine Sprache atme noch die ganze Glut von Schillers jugendlichen Prosadramen. In dem Bild des Menschenfeindes scheine sich Schiller noch mehr gemalt zu haben als in seinem Posa und Carlos, Karl Moor, Bourgognino und Stauffacher (vgl. LE. 7, S. 201). — Zu dem in einem vorzüglichen Faksimiledruck beigegebenen Fragment „Das Schiff" hat G. Kettner (4554) eine Einleitung geschrieben. Da sich diese im wesentlichen mit seiner ersten Veröffentlichung darüber deckt, so sei hiermit auf unser Referat darüber in JBL. 1903, N. 15902a hingewiesen. —

Prosaschriften. Eine treffliche Übersicht über Schillers historische Tätigkeit gibt K. Breul (4555) in einer Studie, die die Erweiterung eines früheren Aufsatzes von ihm ist (JBL. 1897, VI 9:64). Er ist darin eifrig bemüht, Schillers Stellung als Geschichtschreiber in das richtige Licht zu bringen. Mit Recht betont er, dass Schiller in der Mitte stand zwischen der alten Schule der subjektiven Geschichtschreiber, wie Rousseau und Voltaire, und den besten modernen Historikern. Die moderne Geschichtschreibung war mit wenig Ausnahmen noch in der Kindheit. Ausserdem gewährten damals nur wenige Staaten Benutzung ihrer Archive. Unter diesen Umständen sagt B: The wonder is, not that he make mistakes, but that he made so few. Schliesslich hebt B. die positiven Verdienste Schillers um die Geschichtschreibung hervor und die Einwirkung seiner historischen Studien auf seine dichterische Tätigkeit (vgl. dazu oben N. 4488 am Ende). —

Sprache und Metrik. Über das Deminutivum bei Schiller handelt sehr eingehend H. Pfennig (4556). Er unterscheidet erstens die Form und zweitens die Verwendung des Deminutivs. In der ersten Periode finden sich neben entschiedener Bevorzugung des —chen trotzdem einige —lein und —el, in der zweiten, abgesehen von den Briefen, durchweg —chen; in der dritten werden die —lein wieder häufig, so dass man in gewissem Sinn von einer Bevorzugung des l-Deminutivs reden kann. Von vornherein und durch seine Erziehung und Lebensschicksale veranlagt, konnte Schiller das leichte Lebensfreude atmende Deminutiv nicht sonderlich schätzen. Schon seine ersten poetischen Versuche tragen das Gepräge tiefsten Ernstes. In der Anthologie und in den Jugenddramen jedoch finden sich zahlreiche Deminutiva, weil er unter fremdem Einfluss stand. Aber sie sind meist komischer Natur. In den Gedichten zweiter Periode und im Don Carlos werden sie spärlicher. In den späteren Dramen hat er sie wesentlich nur im Wallenstein und Tell verwendet zur Hebung des volkstümlichen Tones. Die Ergebnisse sind merkwürdig und werden wohl noch zu weiterer Nachprüfung anreizen, zumal mit Rücksicht auf die Arbeiten von Kasch (JBL. 1900, IV, 9: 182) und Pfleiderer (JBL. 1903, N. 15910). — Einige Bemerkungen zur Metrik von Wallensteins Tod macht R. Foss (4556a). Er misst die Verse trochäisch mit einer Vorschlagsilbe. Vers 668 liest er „span'schen Regimenter", Vers 234: „Eu'r Kreditiv". Was er über diese beiden Stellen sagt, ist einleuchtend. Aber statt des Blankverses, der fünffüssigen Jamben, ohne weiteres Trochäen mit Auftakt anzunehmen, lässt sich einfach nicht durchführen. —

Schillerverehrung: Bildnisse und Denkmäler. Das Schillerbild Kügelgens, von dem in JBL. 1902, N. 8262 ausführlich die Rede war, ist jetzt als Geschenk eines Herrn Viktor Mössinger Eigentum des Frankfurter Goethemuseums

geworden. O. Heuer (4557), der darüber berichtet, hat eine alte Besprechung desselben durch Johanna Schopenhauer im Juniheft des Journals des Luxus und der Moden von 1809 aufgefunden und teilt daraus einiges mit. Da das Bild bald nach seiner Entstehung aus der Öffentlichkeit verschwand (im Schlosse zu Alexibad), so ist es begreiflich, dass auch die Zahl der Reproduktionen sehr gering ist. H. stellt in Aussicht, dass, wenn die seinem Aufsatz beigefügte Wiedergabe des Bildes (Heliogravüre) gut aufgenommen werde, eine künstlerische Reproduktion in grösstem Masse veranstaltet werde. — Über sieben ihm bekannte Bilder Schillers von seiner Schwester Christophine referiert P. Weizsäcker (4558) eingehend. Sechs davon haben das Simanowizsche nach einem Stich von Heinrich Schmidt zum Vorbild, während eines, das interessanteste (1780—82), ein Jugendbildnis ihres Bruders ist. Es ist für eine Dilettantin eine durchaus achtenswerte Leistung. Bei der bescheidenen Anzahl von Jugendbildern ist es wertvoller denn die anderen späteren, als ein Jugendbild aus dem unmittelbaren Empfinden derjenigen heraus, die dem Dichter in jenen Jahren an Herz und Gemüt am nächsten stand. Vier der Bilder sind in Abbildungen beigegeben. —

Schillerfeiern. Die Ehrungen, die Schiller während seines ganzen Lebens, in früher Jugend in der Schule und als Schriftsteller und Dichter in späterer Zeit, geniessen durfte, hat Ernst Müller (4559) zusammengestellt. Man erhält dadurch ein interessantes Bild im ganzen, von dem man sonst nur Teile kennen lernt. — Das Konzept der Rede, die August von Goethe am 17. September 1826 bei Niederlegung von Schillers Schädel im Piedestal von Danneckers Marmorbüste im Auftrag seines Vaters hielt, hat sich im Goethe-Archiv vorgefunden. Es ist von Augusts Hand geschrieben und weicht, wie M. F. Hecker (4560) zeigt, mehrfach ab von der endgültigen Fassung, die durch die Abschrift im Kanzler Müller-Archiv und den Druck von Schwabe dargestellt wird. Das Konzept verrät eine eingehende Durcharbeitung des Dichters, erst mit Bleistift, dann mit Tinte, zweimal sind ganze Absätze hinzugefügt worden. Diese Änderungen sind schon vorgenommen worden, ehe die Rede gehalten wurde. —

Schillervereine und Schillermuseum. Über den in St. Louis 1896 gegründeten Schillerverein berichtet Fernande Richter (4562). Der Verein verfolgt den Zweck, das Deutschtum in Amerika zu erhalten. Die Verfasserin klagt, dass die Deutschen in Amerika durchschnittlich nicht sehr ideal veranlagt seien, und dass es schwer sei, sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Der Verein hat sich an den Schwäbischen Schillerverein und die Deutsche Schillerstiftung angeschlossen und ebenso an den Deutsch-Amerikanischen Nationalbund, der deutsche Art in Amerika erhalten will. — Das Schillermuseum im Schloss Greifenstein, „die intimste der Erinnerungsstätten für den Lieblingsdichter des deutschen Volkes", schildert ausführlich Freiherr A. von Gleichen-Russwurm (4563), Schillers Urenkel. Da wir über einen Aufsatz desselben Verfassers über das gleiche Thema (JBL. 1900 IV 9:6) schon eingehenden Bericht erstattet haben, so können wir uns hier mit dem Hinweis darauf begnügen. Wir fügen nur hinzu, dass der neue umgearbeitete Aufsatz illustriert ist. Von den Bildern seien hervorgehoben: Schiller, aus der Miniaturensammlung Friederike von Hollebens, Schillers Schreibtisch mit seiner Schreibmappe, „Zeichnung von Goethe mit Schiller gemacht". — Aus eigener Anschauung und genauer Kenntnis beschreibt Ernst Müller (4564) das Marbacher Schillermuseum: das Gebäude und die darin aufbewahrten literarischen Schätze. — Eine kurze Geschichte der Entstehung und Tätigkeit des Marbacher und Schwäbischen Schillervereins auf Grund des Jahresberichts gibt H. Unbescheid (4565). Ferner schildert er das Marbacher Museum mit seiner Einrichtung und seinen Schätzen und schliesslich die Einweihung am 10. November 1903 in Gegenwart des württembergischen Königspaares. —

Romantik.

(IV, 10 = N. 4569—4659.)

Oskar F. Walzel.

Allgemeines: Bibliographisches. — Gesamtdarstellungen. — Ästhetisches und Ethisches. — Einwirkungen. — Schlegelscher Kreis: Novalis. — Schelling. — A. W. von Schlegel. — Dorothea Schlegel. — Friedrich Schlegel. — Karoline Schlegel. — L. Tieck. — W. H. Wackenroder. — Heidelberger Romantik: Achim und Bettina von Arnim. — Cl. Brentano. — J. J. Görres. — Brüder Grimm. — Karoline von Günderode. — Norddeutsche Romantik: A. von Chamisso. — Fouqué. — E. T. A. Hoffmann. — Z. Werner. — Schwäbische Romantik: W. Hauff. — J. Kerner. — L. Uhland. — Andere. —

Allgemeines: Bibliographisches. Die Mängel, die der bibliographischen Analyse von etwa zwei Dutzend romantischer Zeitschriften anhaften, empfinden die Herausgeber des Repertoriums, H. H. Houben und O. F. Walzel (**4569**), wahrscheinlich stärker als irgendein Aussenstehender. Nach mehr als einer Richtung bedeutet die Arbeit einen ersten Versuch. Und während der Ausgestaltung hat sich, wie fast immer bei solchen Experimenten, die Notwendigkeit, aber auch die Möglichkeit herausgestellt, manches noch genauer und ausführlicher darzulegen, als von Anfang an beabsichtigt war. Leider sind auch die beiden Herausgeber mehr auf sich selbst angewiesen gewesen, als der ursprüngliche Plan, der eine weitgehende Arbeitsteilung ins Auge gefasst hatte, es beabsichtigte. Im grossen und ganzen mag dennoch die Absicht erfüllt worden sein, ein Register der Namen und der Gegenstände zu liefern, die in jener Auswahl romantischer Zeitschriften sich zusammenfinden, dann aber auch die wichtigste Literatur über diese Zeitschriften und über die in ihnen enthaltenen Dichtungen und Aufsätze zu bieten. Nachweise der Bibliotheken, in denen die einzelnen Zeitschriften zu finden sind, erleichtern für alle Zukunft die Arbeit auf romantischem Felde. In der Zuteilung anonymer und pseudonymer Artikel musste manches Hypothese bleiben. Dass gewissenhaft die romantische Brief- und Memoirenliteratur benutzt, dass auch ungedrucktes Material verwertet worden ist, hat dem Repertorium manchen Gewinn gebracht. W.s Einleitung deckt die Wurzeln auf, aus denen die romantische Zeitschriftliteratur erwächst, mustert rasch die periodischen Organe des 18. Jahrhunderts und sucht in Schillers „Horen" das eigentliche Vorbild der bedeutendsten romantischen Periodika, zunächst des „Athenaeums", der „Europa", des „Phoebus", des „Pantheons", des „Deutschen Museums", endlich des grossgedachten, aber nie ausgeführten Projekts der „Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst für Deutschland". Dann möchte sie nachweisen, wie in den analysierten Zeitschriften die Entwicklung der ganzen Romantik, also der Weg von der Frühromantik zur national stärker betonten, künstlerisch reicheren jüngeren Romantik und von ihr zum Abfall, zur Spätromantik, sich offenbart. Der zweite Abschnitt der Einleitung überblickt die Hauptthemen der romantischen Zeitschriftliteratur und deutet an, wie in dem Verzicht auf einzelne Themen, in der Neuaufnahme anderer abermals die Wandlungen der Romantik sich spiegeln, der Übergang von philosophisch-universeller zu national-dichterischer Tendenz und endlich die Rückkehr zur Plattheit der Aufklärungsliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Da eine ganze Anzahl von Zeitschriften aus dem Kreise der Spätromantik Aufnahme in das Repertorium gefunden hat, liess sich hier leicht aufzeigen, wie in der Dresdner Romantik der Hell und Kind gerade die von der Frühromantik befehdete Unterhaltungsliteratur der Aufklärung unter romantischer Flagge ihr altes Wesen ungestört, ja unter reichem Beifall weitertreibt. Echtere Romantik ist in späterer Zeit nur in der „Wünschelruthe" (1818) und im „Orpheus" (1824—25) zu finden. Das Verzeichnis reicht bis zum Jahre 1830; seine weitere Ausgestaltung hätte nicht zeitlich vorwärtszuschreiten, vielmehr die grossen Lücken auszufüllen, die zunächst aus Gründen der Raumverteilung haben gelassen werden müssen. Leider ist die sehr notwendige Ergänzung noch nicht in Angriff genommen worden. —

Gesamtdarstellungen. Ricarda Huchs Arbeiten über die Romantik wurden von H. Maync kritischer, von J. Fränkel rückhaltloser gewürdigt (**4571**). — M. Martersteigs (**4571a**) Darstellung der romantischen Theaterkultur ist an anderer Stelle zu besprechen (oben N. 3753). — Über G. Goyaus Studie „Romantisme et catholicisme" (**4572**) ist oben unter N. 2172 berichtet. — Von den Aufsätzen, die F. Poppenberg (**4574**) unter dem Titel „Romantische Spiegelungen" seiner Essaysammlung „Bibelots" einverleibt hat, fallen in den Rahmen dieses Berichts und sind zum Teil an dieser Stelle in früheren Jahrgängen analysiert worden: die

Anzeige von Heilborns Ausgabe und Biographie Hardenbergs (JBL. 1900 IV 10 : 59), die in vielfachen Wortvariationen das Wesen E. T. A. Hoffmanns umschreibende Rezension von Hans von Müllers Kreislerbuch (JBL. 1903, N. 16091/2), die Anzeige von Bettinens Briefen an König Friedrich Wilhelm IV. (JBL. 1902, N. 8421). —

Ästhetik und Ethik. O. Ewalds (Friedländers) umfangreiche Arbeit über Romantik und Gegenwart (**4575**) ist Programm und Kampfschrift einer neuen Weltanschauung und dient der Erforschung der Romantik nur, soweit diese die neue Weltanschauung erbauen hilft. Freilich spielt Romantik in dieser Rücksicht bei Ewald eine bedeutsame Rolle; denn er sieht in ihr nicht ein bescheidenes Vorspiel unserer Kultur, sondern eine grosse Vergangenheit, der gegenüber die Neuromantik von heute nur abgeblasste Nachahmung sei. Er belegt seine Behauptung etwa durch einen Vergleich der Erotik Kleists und der Kaffeehaus-Erotik unserer Tage (Bierbaum, Schnitzler, Wassermann, Dehmel). Leider verzichtet Ewald auf eine scharfe Umschreibung des Begriffes Romantik und verwertet seine richtigen Grundanschauungen, die ihn zum Gesinnungsgenossen von Ricarda Huch stempeln, nicht zur Herstellung einer sicheren Grundlage seiner Gedankenbauten. Dabei gibt er der Romantik einen sehr weiten Umfang, stellt auch Kant und Hegel in ihren Kreis hinein und beleuchtet die Probleme der Romantik an Männern, die nach seiner eigenen Ansicht gar keine eigentlichen Romantiker waren, an Gentz, Grabbe, Lenau und Kleist. Zuletzt bleibt ihm allerdings nur Grabbe ein entschiedener Gegenpol der Romantik, während die anderen drei eine ganze Reihe von Zügen bieten, die ihm zur Charakteristik des romantischen Geistes dienen. Die lehrreiche Analyse von Gentz' Weltanschauung spürt feinsinnig die Voraussetzungen seiner Lebenskunst auf. Grabbe wird sicher und fest in seinen dichterisch-technischen Eigenheiten, zunächst in seiner epischen Tendenz, erfasst, Lenaus uranfängliche Neigung zu Problemen der Religion wird stärker betont, als es im Augenblicke üblich ist, und damit seinen religiös-philosophischen Dichtungen eine tiefere Begründung gegeben. Kleists Naturell und sein Ausgang erscheinen im Gegensatz zu Steig wieder viel pathologischer. Wenn die wissenschaftliche Forschung, die übrigens bei Ewald schlimm wegkommt, seinen Thesen auch nicht vollinhaltlich beistimmen kann, so darf sie sich doch von ihm anregen lassen, auf dem betretenen Wege weiterzuschreiten. Die frische Oppositionslust des Verfassers legt, auch wenn man ihm in einzelnem nicht zustimmt, doch nahe, manches Problem neu zu erwägen. —

Einwirkungen. F. Eichlers Monographie über das Fortleben des Hans Sachs (**4580**) berücksichtigt von Romantikern: Tieck, der am meisten im Geiste Sachsens und für ihn gearbeitet habe, Wilhelm Schlegels Charakteristik in den Berliner Vorlesungen, der Höhepunkt dessen, was die Romantiker für Sachs getan; dann Adam Müllers Ausführungen, ferner Nachbildungen oder Anklänge bei Friedrich Schlegel, Schelling (Widerporst), Novalis, Kleist, Eichendorff, Arnim, auch Brentanos Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg. — Das sehr schwere Problem der Beziehungen Tiecks und Hardenbergs zu Jakob Boehme beschäftigte E. Edernheimer (**4581**); er führte es jedoch nur zu einer provisorischen Lösung. Er will die Frage, was beide aus Boehme unmittelbar geholt haben, gar nicht beantworten, sondern nur die Übereinstimmungen angeben, die zwischen den Romantikern und dem philosophus teutonicus bestehen. Auch solche Selbstbeschränkung ist dankenswert, obgleich sie anderen überlässt, die Grenze zwischen dem unmittelbar Übernommenen und den Gedankengruppen zu ziehen, die auf Umwegen von Boehme zu den Romantikern gelangt oder gar von beiden Parteien aus einer gemeinsamen älteren Quelle übernommen worden sind. Leider hat indes E. auch das kürzer gesteckte Ziel nicht erreicht, da er nicht alle Elemente der Lehren Boehmes heranzieht, die für Novalis und Tieck in Betracht kommen. Wahrscheinlich wird aber das Hauptresultat von E.s Forschung auch nach methodisch exakterer Prüfung des Materials bestehen bleiben: dass Tieck alle Züge Boehmes nur gelegentlich mitnimmt, Novalis sie aber tatsächlich in seine Poesie verpflanzt, dass mithin Novalis das Prädikat: „Verkündiger der Morgenröte", das er Tieck beigelegt hat, selber weit besser verdiene. — Wielands Beziehungen zu den Romantikern, zunächst zur Frühromantik, legt Ludwig Hirzel (**4582**), der Sohn des hochverdienten Erforschers der Schweizer Literatur, im wesentlichen nach den Urteilen dar, die beide Parteien übereinander gefällt haben. Hirzels Berner Dissertation scheidet drei Stufen des Verhältnisses: vor der Gründung der romantischen Schule stehen deren spätere Vertreter Wieland freundlich gegenüber. Nur Tieck ist von Anfang an sein Widerpart, von ihm dürfte denn auch die Polemik ausgehen, die in schärfster Weise von der eigentlichen Schule gegen Wieland gerichtet worden ist. Später mildern sich die Urteile der Romantiker, während abermals Tieck bei seiner Ablehnung stehen bleibt. Ursache des Gegensatzes sei die völlig verschiedene Anschauung von Dichtung, dann aber auch Wielands Verwandtschaft mit

der Aufklärung. Diese Behauptungen sucht der erste Teil der Arbeit an den Zeugnissen zu erhärten; der zweite zeigt, wie trotz allem Antagonismus Wielands „Agathon“, sei's unmittelbar, sei's durch die Vermittlung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, auf die romantische Romandichtung stark gewirkt hat. Besonders das Traummotiv scheint bis auf den Traum von der blauen Blume in Wielands Roman ein Vorbild zu finden. Eine Menge weiterer innerer Beziehungen (Mittelalter, Altdeutsches, Metrisches, Frauenfrage, Shakespeare usw.) wird nur erwähnt, nicht erwogen. So bleibt auf dem von Hirzel begangenen Felde noch manches zu tun, wie denn Hirzel selbst bescheidentlich zugesteht, dass er nichts Abschliessendes zu bieten vermag. — K. Joël (**4583**) hat seinen Essay „Nietzsche und die Romantik“ (JBL. 1903, N. 15941) mit einem Aufsatze über „Schopenhauer und die Romantik“ und einem weiteren über „Nietzsche und die Antike“ zu einem Buch vereinigt und dem neuen Ganzen den Titel des ersten Teiles zur Gesamtüberschrift gegeben. Tieferer Ergründung der Romantik dienen alle drei Teile. Sie wollen — wie J. selbst (S. 344) ausführt — über die „Oberflächlichkeit“ emporsteigen, die nur die Unterschiede zwischen Nietzsche und Schopenhauer einerseits und der Romantik andererseits erkennen will, und aus der Tiefe das Gemeinsame holen, das dem ersten Blick unsichtbar bleibt. Seien doch die Romantiker selber kaum weniger untereinander verschieden, der „Kyniker“ Fr. Schlegel, der „Geisterseher“ Novalis, der glatte Wilhelm Schlegel, der schwerblütige Hölderlin, der aristophanische Tieck. Und nicht minder verschieden in seinen Perioden sei Nietzsche. Allein Nietzsches Perioden seien zuletzt doch nur verschiedene Schwingungen einer Menschenseele, die Romantiker ebenso nur verschiedene Entfaltungen eines geistigen Charakters. Man nehme nur Worte nicht zu wörtlich, Masken nicht für Gesichter, Gesten nicht für Charaktere! Dann wird sich offenbaren, dass gerade im äussersten Gegensatz der „Richtungen“, d. h. der Gedankengesten und Seelenstimmungen, sich die Romantik entfalte. J. hat Studienobjekte vor sich, denen ihre „Widersprüche“ immer vorgeworfen werden. In diesen Widersprüchen sieht er aber mit Recht das Wesen der Männer, die er vergleicht. Haym nennt Schopenhauer ein Gewirr von Widersprüchen, so dass kein Stein auf dem andern bleibe. J. antwortet (S. 237) mit Schopenhauer: Widersprüche aufzuzeigen sei die gemeinste und verrufenste Art, einen Autor zu widerlegen. Und mit Fr. Schlegel: Widersprüche könnten sogar Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe sein und Vielseitigkeit beweisen. Denn — so fasst es J. — in diesen Widersprüchen zeigten sich nur Differenzierungen eines einheitlichen Wesens. Und diesem einheitlichen Wesen, in dem Romantik, Schopenhauer, Nietzsche sich zusammenfinden, spürt er divinatorisch nach. Dass solche Forschung einen stark subjektiven Beisatz hat, dass sie oft mehr zwischen den Zeilen liest, als in den Zeilen selbst enthalten ist, muss zugestanden werden. Es fragt sich, ob die aphoristische und etwas abspringende Formgebung, ob „das Pathos der Rede“, das J. sich selbst zuerkennt (S. 343), dem Erweise dienlich war. An Material für seine Nachweise fehlt es J. sicher nicht, er verbraucht gewiss nicht mehr Wein als Öl. Ich könnte mir aber eine zwingendere und folgerichtigere Verwertung seiner reichen Stoff- und Stellensammlungen denken. So umfänglich ist das Gedankenmaterial, das er aus den Schriften der Frühromantiker heraushebt und mit den Gedanken Nietzsches und Schopenhauers zusammenhält, dass sein Buch, das doch nicht in erster Linie der Erforschung der Romantik dient, gelegentlich wie ein neuer, ins Tiefe grabender, überraschendes Licht hier schaffender Kommentar frühromantischer Glaubensbekenntnisse wirkt. Die Methode wechselseitiger Erhellung trägt diesmal, von einem feinfühligen Denker gehandhabt, wirklich treffliche Früchte. So findet er in der Tendenz, sich über alles erheben zu können, ein Bindeglied zwischen Romantik und Nietzsche (S. 134ff.); dieselbe Saite berührt er, wenn (S. 211ff.) Schopenhauers Gedanke der Welt als einer Vorstellung und die romantische Absicht, das Leben als Spiel zu nehmen, in Verbindung treten. Beidemal ist es J. aber nicht bloss darum zu tun, verwandte Gedankenreihen zu vergleichen. Er sucht nach dem Lebensgefühl, aus dem da wie dort der Gedanke erwächst, und findet die Wurzel romantischer und Nietzschescher Lehre vom Übermenschen in der gemeinsamen glühenden Sehnsucht nach Herrenstand und Vornehmheit, die Wurzel jener Übereinstimmung Schopenhauers und der Romantik in der Leidenschaft, die ins Geistige übergetreten, Phantasie und Reflexion geworden ist. Ähnlich möchte er überall durch die gedankliche Analogie hindurch den Menschen in die Seele blicken, sei es, dass er romantische und Schopenhauersche Traum- und Musikphilosophie erwägt oder dem Wesen des Dionysischen bei Nietzsche und bei den Romantikern nachspürt. Der letzterwähnte Begriff wird natürlich nicht nur in dem ersten Aufsatze berührt, ausführlich vielmehr im dritten erläutert. Die hochwichtige Frage von Nietzsches Verhältnis zur Antike, das Problem also der verschiedenen Spiegelungen, deren die Antike im deutschen Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts teilhaftig geworden ist, kommt hier zu gründlicher Erörterung. Und abermals berühren

sich Frühromantiker und Nietzsche. Der Erforscher des echten und des xenophontischen Sokrates versäumt nicht die Gelegenheit, Nietzsches Verderber Sokrates zu erläutern, und diesmal findet J. in dem gemeinsamen platonischen Interesse der Romantiker und Nietzsches das Bindende. Vielleicht wäre der ganze Aufsatz über die Antike noch aufschlussreicher geworden, wenn J. an dieser Stelle nicht bloss die Romantiker, sondern auch Schiller neben Nietzsche gestellt hätte — Schiller, über dessen Beziehungen zu Nietzsche und zu Fr. Schlegel er S. 149 beachtenswerte Worte sagt. Dass J. über die Grenzen der Analogien, die er vorlegt, sich völlig im klaren ist und sehr wohl weiss, wo Nietzsche und die Romantiker auseinandergehen, ist schon im Vorjahr hier hervorgehoben worden. Epigrammatisch scharf formuliert er S. 66 den Gegensatz von Romantik und Nietzsche: das weiche Herz und der harte Wille, die hingebende Liebe und der stolz abweisende Trotz, der Urgegensatz der beiden allumfassenden Naturkräfte, der allgemeinen Anziehung und der allgemeinen Abstossung, der Engel mit dem Palmzweige und der Dämon mit dem Schwerte. Die geistige Verwandtschaft Schopenhauers und der Romantik war leichter zu erweisen; J. berichtet selbst in seinen Anmerkungen (S. 355ff.), wie weit andere ihm da vorgearbeitet haben. Auf diese Anmerkungen sei hier noch besonders aufmerksam gemacht. Sie sind reich und umfänglich genug, um u. a. auch eine Skizze der historischen Geistesrolle Dresdens (S. 358ff.) zu liefern. —

Schlegelscher Kreis: Novalis. Die Charakteristiken katholischer Romantiker, die J. J. Hansen (**93, 4599, 4628**; vgl. JBL. 1903, N. 235) vorlegt, sind durchaus ultramontan gefärbt und gehen über den Rahmen des Biographischen nicht hinaus: Z. Werner Bd. 2, S. 246—56 (vgl. JBL. 1903, N. 16098), Eichendorff ebenda S. 257—78 (vgl. JBL. 1903, N. 16069), Görres Bd. 3, S. 233—52, Fr. Schlegel ebenda S. 265—78. — Auffallend arm an neuen Ergebnissen und originellen Gedanken ist die anspruchsvolle Charakteristik Hardenbergs, die der sonst so geistvolle W. Pastor (**4584**) verfasst hat. Heilborns biographische Mitteilungen verwertend, glaubt Pastor als erster das konventionell gewordene Bild von Novalis wahrheitsechter umzumalen. Wo er vollends eignes Urteil gibt, greift er ganz fehl, sei's durch Übertreibung, wenn er etwa von dem „falschen, unwahren, grundverlogenen Schmerz“ um Sophiens Tod spricht, sei's durch ans Komische grenzende Unkenntnis, wenn er z. B. vor der Prosafassung der „Hymnen an die Nacht“ den Leser „warnt“. Wieder einmal sollen die Romantiker das l'art pour l'art zum Dogma erhoben haben; Novalis aber trenne sich gerade an dieser Stelle von ihnen. S. 7 wird Novalis nachgerühmt, bei ihm herrsche Frühlingsstimmung: die durchsichtig helle Luft nehme den Umrissen nichts von ihrer zarten und doch so bestimmten Art; S. 43 hingegen liegt in seinen Gedichten etwas Unausgereiftes, eine trübe Übergangsstimmung. Am interessantesten bleiben noch die Beziehungen, die P. zwischen Novalis und Fechner herstellt (S. 33). — F. Bleis (**4585**) Charakteristik ist zunächst ein stilistisch korrigierter Neudruck der Einleitung, die der Verfasser seiner Ausgabe zu Novalis' Gedichten vor sieben Jahren beigegeben hat (JBL. 1898 IV 10 : 37). Die Mehrzahl der Zitate aus Maeterlinck ist beseitigt, dafür ein neues eingefügt. Heilborns Mitteilungen aus ungedruckten biographischen Papieren haben auch hier nachgewirkt. Einzelnes ist gedanklich weiter ausgeführt, neu u. a. die Verknüpfung von Hardenbergs „dämonischer Perversion“ mit dem „prächtigen Dandysmus des Barbey d'Aurevilly und des Baudelaire“ (S. 33f.) oder ein anerkennendes Wort über Friedrich Schlegel (S. 15), endlich der Schluss, den Ricarda Huch reichlich befruchtet hat. — E. Spenlés (**4586**) Buch über Novalis zerfällt in zwei Teile, deren erster im Umfang von 378 Seiten der Darstellung von Hardenbergs Leben, Persönlichkeit, Weltanschauung und Dichtung dient, während der zweite, über 100 Seiten stark, die Literatur über Novalis zusammenstellt, kritisiert und bewertet. Der zweite Teil ist viel zu breit ausgefallen, lässt eine feste Beziehung auf den ersten vermissen, hält sich unnötig lange bei der Widerlegung unverständiger Aussprüche über Novalis auf und zeigt, dass dem Verfasser wichtige Arbeiten über Novalis entgangen sind. Viel wertvoller ist der erste. Er lässt Novalis aus seiner herrnhutisch-pietistischen Umgebung emporwachsen und von ihr aus neue Richtungen einschlagen, die doch auch wieder von den Gedankengängen seiner Jugend bedingt sind. Das Mystisch-Herrnhutische auch in der späteren Entwicklung Hardenbergs ist für S. so wichtig, dass er stärker die Beziehungen zu Zinzendorf, Lavater, Jung-Stilling, zu Geheimbündlern und Logenbrüdern betont als seine Vorläufer, auch als Just Bing. Er ist nahe daran, Hardenbergs Dichtung ganz als maurerische Kundgebung zu fassen. Ebenso legt er ein starkes Gewicht auf das Pathologische in Hardenberg, das er mit Hilfe von Krafft-Ebing, Du Prel und anderen zu erklären sucht. Mag all diesen Bestrebungen ein Kern des Richtigen zugrunde liegen, so scheint der Verfasser doch mehrfach die symbolische Sprache Hardenbergs zu wörtlich zu nehmen; das unsichere Sprachgefühl des Franzosen spielt da herein. Dann neigt er überhaupt dazu, Dichterisches wie Prosa zu fassen und aus künstlerisch gestalteten Bildern vorschnelle Schlüsse auf Novalis'

Lebensführung zu ziehen. Aus der ersten Hymne an die Nacht zu schliessen, dass Novalis dem Opiumgenuss ergeben war, ist mindestens unnötige biographische Ausdeutung eines Kunstwerks. Die ehrliche Gewissenhaftigkeit indes, mit der S. ohne alle advokatorische Schönfärberei und ohne jeden Versuch, Novalis' Mystik durch mystische Verundeutlichung dem Leser näher zu rücken, seinen Gegenstand behandelt, ist dem Verfasser hoch anzurechnen; er unterscheidet sich da in wohltätiger Weise von der Mehrzahl neuerer Apostel Hardenbergs. Er spürt in ernster und kundiger Forschung eine Menge Dinge auf, die bisher unbeachtet geblieben sind, und findet etwa in Jean Pauls „Unsichtbarer Loge" eine neue Voraussetzung der Blauen Blume. Auch die Analyse des „Ofterdingen" und vor allem die Deutung des Märchens schreitet ergebnisreich über deutsche Forschung hinaus. Novalis' philosophische Bemühungen sind aus den Fragmenten mit grosser Klarheit herausgeholt; in den Schriften seiner Anreger Jakob Böhme, Fichte, A. G. Werner findet S. mehrfach Elemente, die für Novalis' Denken wichtig waren, und auf die bisher nicht hingewiesen worden ist; nur mit Hemsterhuis weiss auch S. nichts anzufangen. Das Verhältnis zu Schelling sucht er gleichfalls aus Eigenem neu zu bestimmen, ebenso das zu Ritter. Das Gesamturteil, das er über den Denker Novalis fällt, dürfte den Nagel auf den Kopf treffen: „Toute la philosophie de Novalis . . . n'a été en somme qu'un plaidoyer brillant en faveur d'un arbitraire illimité (ich möchte übersetzen: schrankenloser Selbstbestimmung). Fort de cet arbitraire, qu'il croyait découvrir à l'origine de toute activité humaine, il a passionnément revendiqué le droit absolu à l'illusion poétique et il a proclamé cette illusion artistique préférable à toute vérité et à toute réalité" (S. 365). S.s Buch bleibt, trotz einiger Fehlgriffe und Übertreibungen, eine sehr wertvolle Ergänzung unserer Kenntnis von Hardenbergs Wesen und Schaffen. — Rascher und bequemer als Spenlé orientiert E. Fridell (**4587**) über Hardenbergs Philosophie. Er ordnet und rubriziert und führt so zu übersichtlicher Klarheit, was in Novalis' Fragmenten durch überwältigende Fülle und Gegensätzlichkeit verwirrend auf den Leser einstürmt. Dabei ist F. sich bewusst, dass er nicht ohne Vergewaltigung ein System aus den Aphorismen eines Dichters macht, der nach Fr. Schlegels Zeugnis elementarisch gedacht hat, und dessen Sätze Atome waren. Die Rubriken F.s lauten: Das Wesen der Philosophie, Der idealistische Grundcharakter, Die Prinzipien der Naturerkenntnis, Der magische Idealismus, Religionsphilosophie, Staatsphilosophie, Biologie, Poetik. Innerhalb dieser Rubriken behält der Verfasser die Lehrer Hardenbergs und noch mehr seine Fortsetzer, zunächst Hegel und Nietzsche, im Auge. Zu kurz kommt auch hier noch Hemsterhuis. Im ganzen: ein bequemes Kompendium, das dem Eiligen gute Dienste leisten kann, während die Forschung wohl tiefer gehen muss. — Der Brief Karl Gottlieb Andreas von Hardenbergs (nicht Gottlob Andreas) an Tieck, den G. A. Müller (**4589**) abdruckt, ist schon von Holtei (Bd. 1, S. 313/4) veröffentlicht worden, ebenso Kerners kurze Epistel (ebenda Bd. 2, S. 152). Tiecks Brief an den Verleger Reimer vom 2. September 1802 betrifft die Herausgabe von Novalis' Schriften. — Das „Glaubwürdigste" über Heinrichs von Ofterdingen Geschichte stellte in dichterisch erzählender Form R. von Kralik (**4591**) zusammen. Ofterdingen erscheint als Verfasser des Nibelungenliedes und eines deutschen Götter- und Heldenbuches. —

F. W. J. Schelling. Geistreich, aber doch etwas aus der Ferne wird Schelling von S. Lublinski (**4592**) charakterisiert als der von Schopenhauer und Darwin überwundene Vorläufer dieser beiden. Gerade die Hoffnungen auf eine Wiedererweckung von Schellings Philosophie, die L. an Nietzsches und Theodor Fechners Spekulation knüpft, hätten noch auf andere und festere Stützpunkte gestellt werden können. Sehr fraglich bleibt auch, ob Schelling wirklich als erster den „nachmals so fruchtbar gewordenen Gedanken vom Entwicklungsprozess der einheitlichen Natur" konzipiert habe. — Knapp und kundig charakterisiert Schellings Persönlichkeit und sein Werk M. Baumgartner (Hochland I, N. 12, S. 570/6); dem modernen Proclus Hegel stellt er in Schelling den modernen Plotin gegenüber. — Bonaventuras Nachtwachen, die vor kurzem (JBL. 1903, N. 16097a) von R. M. Meyer auf Hoffmanns Rechnung gesetzt worden sind, möchte H. Michel in einem Zeitungsaufsatz (**4593**) und in der Einleitung seines sehr dankenswerten Neudrucks (**4594**), alte dubiose Überlieferung durch neue Gründe stützend, wieder, wenn auch mit einem Fragezeichen, Schelling zuschreiben. Mit grossem Fleisse trägt M. Material zur Deutung des seltsamen Büchleins zusammen, analysiert die Dichtung und bestimmt ihre Vorbilder, Le Sages „Diable boiteux", Shakespeare, Cervantes und — das entscheidende — Jean Paul. Nur ein junger Dilettant, nicht ein ausgereiftes Talent habe so rückhaltlos jeanpaulisieren können. Dass aber gerade in diesem Zuge ein Argument liegt, das gegen Schellings Autorschaft spricht, verhehlt M. sich nicht. Geglückt ist ihm auch, in der Zeitung für die elegante Welt vom 26. März 1805 einen Artikel „Des Teufels Taschenbuch" zu finden, der ebenfalls „Bonaventura" gezeichnet ist.

M. möchte ihn mit den Nachtwachen in engen Zusammenhang bringen. Wenn M. jedoch einzelne Züge der Dichtung auf Clemens Brentano und Sophie Mereau oder auf die beiden Schlegel deutet, scheint er die Vorsicht aufzugeben, die seine Untersuchung im übrigen bewährt. —

A. W. von Schlegel. C. Alts Abhandlung (4595) über Schiller und die Brüder Schlegel ruht auf emsigen Studien, sucht einen vermittelnden Standpunkt zu finden und ein objektives Urteil zu bewahren. Dennoch sind dem Verfasser nur wenige brauchbare Beobachtungen zugefallen, eine Lösung des Problems ist aber nicht geglückt. A. beschränkt sich fast ganz auf die ideellen Zusammenhänge und lässt nicht nur das menschliche Verhältnis, auch die von anderen angenommene wechselseitige künstlerische Anregung fast unberührt. Da war es denn kein glücklicher Griff, Ideengeschichte an einen äusserlich chronologischen Faden zu reihen und demgemäss die Arbeit in fünf Kapitel zu teilen: F. Schlegel als Lehrling der Griechen, A. W. Schlegels Anfänge, die Begründung der romantischen Schule, A. W. Schlegels Vorlesungen und spätere literarische Tätigkeit, F. Schlegel als Konvertit. Einzelne Ideenkomplexe wurden durch diese Anordnung zerrissen, denn A. verfolgt Schrift um Schrift, Äusserung um Äusserung der Brüder und stellt von Fall zu Fall Übereinstimmungen mit Schiller, kleinere und grössere Unterschiede, Gegensätze fest. Eine Rangordnung, die Wichtiges und Unwichtiges auseinanderhielte, findet nicht statt, und zwischen Prinzipiellem und Zufälligem wird nicht reinlich geschieden. Ferner befinden sich bei A. die Schlegel von vornherein im Nachteil, weil er bei einer Übereinstimmung schlegelscher und schillerscher Anschauungen ohne weitere Prüfung die Romantiker zu Schillers Schülern stempelt, bei Gegensätzen unbedingt auf Schillers Seite tritt. Auch konstruiert er gern Widersprüche in den Kundgebungen der Schlegel, die bei näherer Prüfung als konsequentes Denken leicht zu erkennen gewesen wären. Endlich missversteht A. mehrfach F. Schlegels Terminologie und unterschätzt ihre Bedeutung. Auch dieser Fehlgriff wurzelt in dem Hauptmangel der Arbeit: A. weiss wohl, dass alle Ideen, von denen er zu melden hat, eine lange Vorgeschichte, vor allem im 18. Jahrhundert, haben. Allein statt Schillers Denken wie das der Schlegel aus diesem sorgsam vorbereiteten Boden erstehen zu lassen, misst er lediglich die Leistung der Romantiker an Schillers Schaffen, als ob nicht Schiller genau so wie die Schlegel aus jenen älteren Quellen geschöpft, und als ob nur Schiller und nie die Schlegel aus ihnen sich Brauchbares geholt hätten. A. möchte lediglich mit philologischen Mitteln Ideengeschichte treiben; allerdings wäre es auch Aufgabe des Philologen, technische Ausdrücke, wie „Fülle", „Liebe", „Harmonie", „Reiz", „Schein", historisch abzuleiten und zu deuten, statt sie zu belächeln. — Den Anfang einer Programmabhandlung über die von A. W. Schlegel übersetzten Bruchstücke aus der Divina Commedia und ihr Verhältnis zur italienischen Vorlage veröffentlicht V. Belohoubek (4596). Leider kennt er nicht Sulger-Gebings saubere und genaue Arbeit von 1902 (JBL. 1902, N. 8405, S. 608) und kommt wenigstens in dem ersten Teil seiner Arbeit nur in ganz wenigen Momenten über die von Sulger-Gebing teils am angegebenen Orte, teils an anderer Stelle gebotenen Nachweise hinaus. Die bibliographischen Angaben Sulger-Gebings sind vollständiger. B. berichtet ausführlicher über die äussere Geschichte der Arbeit Schlegels. — R. Genées Aufsatz „Zur Frage des Schlegel-Tieckschen Shakespeare" (Zeitgeist 1903, N. 16; vgl. JBL. 1903, N. 15961) gibt nur eine kurze Zusammenfassung und knappe Darstellung des Standes der Angelegenheit. —

Dorothea Schlegels schriftstellerische Tätigkeit und deren romantische Voraussetzungen untersucht genau und ausführlich F. Deibel (4597). Seine Würdigung des „Florentin" verwertet kundig die umfangreiche Literatur, die in den jüngsten Jahren der Nachwirkung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" nachgegangen ist, vergisst aber auch F. H. Jacobis „Woldemar" nicht. Dabei gelangt D. zu dem Resultat, dass Dorothea nur dann runde Gestalten zeichnen kann, wenn sie literarische oder lebende Urbilder vor sich hat, während sie bei selbständiger Gestaltung über einzelne, zum Teil anekdotische Züge nicht hinauskommt. Zu wenig wird von D. Dorotheas Fähigkeit gewürdigt, aus dem Leben ihre Menschen zu holen und sie in ihre Dichtung zu versetzen. Glücklicher und sicherer in seinen Schlussfolgerungen ist D., wo er nicht ohne philologische Akribie die Übersetzungen und Bearbeitungen Dorotheas mit ihren Vorlagen vergleicht. Feinsinnig weist er bei Gelegenheit von Dorotheas Übertragung die starken frühromantischen Elemente der „Corinne" von Frau von Staël nach. Den Umfang der literarischen Arbeit Dorotheas hat D. sorgsam erkundet und den Chiffern, hinter denen sie sich versteckt, besondere Mühe gewidmet. Im Anhang druckt er sechs Briefe Dorotheas an Brinckmann (vgl. 4598), ein Schreiben Friedrichs und Dorotheas an Sulpiz Boisserée und Dorotheas Brief an L. Tieck vom 13. Juni 1829 ab, die Totenklage um den verblichenen Gatten. —

F. Schlegel. Das umfangreiche Buch, in dem J. Rouge (4599a) den jungen Friedrich Schlegel und die Entstehung der Romantik darstellt, ist das Ergebnis treufleissiger Studien, die über das gedruckte Material hinaus auch auf den Dresdner Nachlass Fr. Schlegels sich erstreckten. R. ist kein Anwalt romantischer Ideen, aber mit vollem Bewusstsein strebt er, nicht nur Fr. Schlegel zu begreifen, sondern auch die Übertreibungen abzulehnen, die in den Urteilen über Fr. Schlegel sich gern breit machen und die seine Persönlichkeit und sein Schaffen exzentrischer erscheinen lassen, als es tatsächlich war. Ob R. bei solcher Bemühung gelegentlich auch einmal Fr. Schlegels Worte zu stark durch seine Interpretation herabdämpft, könnte nur eine Rezension dartun, die Schritt für Schritt R.s Ausführungen folgt. Denn das sehr vorsichtige, aller Überspannung abholde Buch R.s zieht nicht grosse Linien, drängt auch nicht mit energischer Hand die Resultate zusammen; vielmehr zeichnet es mit einer Fülle kleiner Striche das Porträt des Romantikers und verwertet auch in dem 20., „Conclusion" überschriebenen Kapitel Mittelfarben. Diese Technik taugt für R.s Persönlichkeit und für sein Werk um so besser, da er nicht der Mann scharfer Scheidungen und brillanter Antithesen ist. Er will ja in erster Linie die Kluft weniger gross erscheinen lassen, die zwischen Fr. Schlegel und seinen Gegnern besteht; zunächst rückt er ihn mit gutem Rechte näher an Schiller, aber auch an Jacobi heran. Und in ähnlicher Weise möchte er nicht zugeben, dass Schlegel Fichtes absolutes Ich durch ein empirisches Ich ersetzt habe; er wehrt sich gegen die schroffe Antithese, durch die Joh. Eduard Erdmann beide Denker auseinanderhalten wollte (S. 290). Sein eigenes Urteil über Fr. Schlegels Verhältnis zu Fichte lautet: „Il s'écarte de Fichte, non pour donner une base plus étroite encore à la pyramide que le promulgateur de l'idéalisme critique a si hardiment renversée sur sa pointe, mais, au contraire, pour lui assurer un fondement plus large. Il n'aggrave pas le subjectivisme de Fichte, il l'atténue plutôt" (S. 296). Sicher möchte mancher diese Dinge mit grösserer Schärfe behandelt sehen und fühlt sich durch Arbeiten solcher Art nicht bereichert, da sie die bequemen Generalisationen, mit denen man zu hantieren gewohnt ist, bestreiten. Aber gerade auf frühromantischem Gebiete wird Feinheit der Untersuchung besser angewandt als Schärfe. R.s Arbeit zerfällt in zwei Teile: Leipzig et Dresde (1791—96) und Iéna (1796—97). Der erste geht von einer Charakteristik des jungen Schlegel und seines Geistes aus, gibt einen Überblick über seine Dresdner Arbeiten, greift dann das Hauptproblem, die Beziehungen der Alten und der Modernen, heraus, ordnet ferner die Poetik jener Zeit Schlegels nach Rubriken (dichterisches Schaffen, Gattungen und ihre Grenzen, dramatische und epische Einheit) und erörtert zuletzt Schlegels Ästhetik und Moral. Der zweite Teil zeichnet sein Verhältnis zu den Klassikern, vor allem zu Schiller, deutet an, wie Kant und Fichte philosophisch, Novalis religiös auf ihn wirken, analysiert die Charakteristiken Schlossers, Jacobis, Forsters und Lessings und schliesst mit einer Darlegung von Schlegels Philosophie. Mit grossem Fleisse sind seine in Briefen, Aufsätzen und Fragmenten zerstreuten Gedanken in die einzelnen Rubriken der Darstellung eingeordnet. Zusammengehöriges ist an einem Faden aufgereiht; und schon darum darf R. auf dauernde Beachtung Anspruch erheben. Dann geht er mit kritischer Exaktheit vor, berücksichtigt die verschiedenen Lesarten einer und derselben Arbeit, sucht auch die Urform der Schlegelschen Aufzeichnungen zu erschliessen, die von Windischmann in einer für die Forschung unbrauchbaren Weise herausgegeben worden sind. Endlich zeichnet er den Hintergrund, von dem sich Schlegels Forschungen abheben, besonders die älteren Anschauungen über antik und modern, vergisst auch nie, den point de vue classique der Ansicht Schlegels gegenüberzustellen. Doch eben nach dieser Seite hat R. der Forschung noch recht viel zu tun übriggelassen. Nicht nur eine ganze Reihe von Lehrern Schlegels, die er selbst mehrfach nennt, auch Führer des europäischen Geisteslebens, deren Arbeit positiv oder negativ Voraussetzung von Schlegels und seiner Zeitgenossen Gedankenwelt war, sind nicht genügend in Betracht gezogen. So bleibt denn R.s Hauptverdienst die saubere Sichtung und verständnisvolle Interpretation, nicht die historische Ableitung von Fr. Schlegels Ideen. Dass eingehendere Berücksichtigung der historischen Voraussetzungen auch die Interpretation da und dort anders gestalten könnte, ist sicher. — Nicht nur Fr. Schlegels Fragmente, sondern auch Fragmente aus seinen Schriften stellte F. von der Leyen (4600) in anspruchsloser Weise zusammen, einzig bestrebt, seine warme Verehrung für Fr. Schlegel auch anderen einzuflössen. —

Karoline Schlegel. M. Hanel weiss über Karoline nichts Neues zu sagen (4601). —

L. Tieck. Studien und Aufsätze zu einem künftigen Werke „Der junge Tieck" veröffentlichte in Dissertationsform E. A. Regener (4602). Sie sind etwas breitspurig geraten, verraten wenig methodische Schulung, bieten aber dankenswerte Mitteilungen aus Tiecks ungedrucktem Nachlasse und ergänzen ausdrücklich

(S. 25f., 54ff.) die Angaben von Köpke und Hauffen. Von den Papieren der Berliner Bibliothek werden im Einleitungskapitel verwertet: ein unvollständiger handschriftlicher Theaterkalender von 1778 bis 1787 (S. 18f.), eine Studie „Über das Erhabene" von 1792 (sie gemahnt R. gelegentlich an Maeterlinck), ein Prolog zu einem unveröffentlichten Lustspiel aus dem Jahre 1789 (S. 24f.). Das zweite Kapitel analysiert das Fragment „Anna Boleyn", das zum Teil auf die Rechnung von Tiecks Jugendfreund Schmohl (nicht auf die Pieskers) gesetzt, und die ossianische Skizze „Iwona", die ebenso wie das Drama „Das Reh" Schmohl ganz zugewiesen wird. Das dritte Kapitel erwägt Tiecks allmähliches Eindringen in Shakespeares Geist an drei unveröffentlichten Manuskripten: „Gotthold" zeigt noch keine Lektüre Shakespeares, „Siward" ist stofflich ganz abhängig von Shakespeare, während Tieck sich noch umsonst müht, Shakespeares „Formensprache, soweit er sie aus der Eschenburgschen Prosa mittelbar herausfühlen konnte", sich anzueignen; vor allem hindert die Abhängigkeit Tiecks von den Ritterdramen ein Aufgehen in den Shakespeareschen Eigenheiten. „König Braddeck" berührt sich mit Gozzi, das Verhältnis zu Shakespeare ist jetzt „wie ein leises Dämmern, ein verträumendes Wissen von Schätzen, deren Schacht wohl halb verfallen, für keinen Fuss mehr zu beschreiten ist". Abgedruckt sind in den beiden Kapiteln: Schmohls Vorrede zum „Reh" und zu „Iwona" (S. 57/9), ferner einzelne Stellen der drei ausführlich ihrem Inhalt nach wiedergegebenen Dramen. — R. von Kralik (**4603**) findet in Tiecks Entwicklung das Problem des Ausgleiches oder der Entscheidung zwischen Rationalismus und Romantik. — Gemeldet wurde, dass Tiecks Geburtshaus zum Abbruch bestimmt sei (**4604**). —

W. H. Wackenroder. Wackenroders Aufsätze über Malerei, Kunst und Musik, ferner seinen Einfluss auf Tieck untersuchte P. Koldewey (**4606**). Er berührt sich mehrfach mit der Arbeit von Helene Stöcker (JBL. 1903, N. 15998), bedient sich allerdings im Gegensatz zu ihr wesentlich philologischer Mittel, um Zusammenhänge darzulegen und zu erweisen. Sehr glücklich ist philologische Methode da angewendet, wo mehr oder minder wörtliche Entlehnungen aus Vasari, Bellori, Sandrart aufzudecken sind, weniger geschickt, wenn es sich um Verfolgung von Ideenkomplexen handelt. Wörtliche Anklänge überschätzend, stellt K. Stellen aus Schillers „Philosophischen Briefen" auch dann neben Wackenroders Text, wenn ihr Inhalt mit den Anschauungen Wackenroders nicht übereinstimmt. Überhaupt vergreift K. sich leicht, weil er die Geschichte der ästhetischen Lieblingsideen des 18. Jahrhunderts zu wenig kennt. Erfolgreicher ist seine Darlegung stilistischer Eigenheiten Wackenroders und, was er nach dieser Seite hin über Wackenroders Einfluss auf Tieck zu berichten hat. Die Frage nach der Autorschaft der Schriften, die ebenso Tieck wie Wackenroder zugewiesen werden, beantwortet er mit der Annahme, dass der „Brief eines jungen Malers in Rom" eine „ausserordentlich gelungene Kopie" von Wackenroders Weise sei, während die „Bildnisse der Maler" in ihrer Idee und im Wesentlichen der Ausführung, der „Brief Josef Berglingers" in vollem Umfang auf Tiecks Rechnung kämen. Mit viel Feinheit verfolgt K. hier wie im „Sternbald", den er Tieck allein zuweist, die Umbiegungen, die Tieck den Gedanken des Freundes angedeihen lässt und durch die er die Welt Wackenroders mit der romantischen Doktrin in Verbindung zu bringen trachtet. — Wackenroders „Herzensergiessungen" wurden von K. D. Jessen neu gedruckt (**4608**). Die Einleitung legt das Schwergewicht auf das Moderne in Wackenroders Kunstgefühl. — Alfons Fedor Cohn (**4607**) stellte nach dem Kirchenbuch der Marienkirche zu Berlin Wackenroders Geburtstag, den 13. Juli 1773, fest; ausserdem brachte er einige Details über das Geburts- und Sterbehaus des Romantikers (Burgstrasse 13), über dessen Taufpaten, über seine amtliche Laufbahn bei, allerdings mit einer Miene, als sei nun erst für Wackenroder wahres Verständnis geschaffen. —

Heidelberger Romantik: A. von Arnim. R. Steigs monumentale Veröffentlichung der Briefwechsel Arnims hat nach längerer Unterbrechung durch die Ausgabe der Korrespondenz mit den Brüdern Grimm (**4609**) eine hochwertvolle Fortsetzung erhalten. Interessante Kostproben hatte St. schon mehrfach vorgelegt (JBL. 1903, N. 16022; 1904, N. 4610, 4612/3, 4631). Das Ganze, das er jetzt bringt, bietet für die Ergründung von Arnims Wesen nicht weniger als der Briefwechsel mit Clemens Brentano, ja naturgemäss kommt Arnims späteres Wirken noch besser zur Geltung. Freilich bleibt auch diesmal das Endergebnis innere Entfremdung, wenn auch — im Gegensatz zu Brentano — die Grimm sich bis zuletzt als treue Freunde Arnims bewähren. Doch weder können die Brüder dem Dichter Arnim, der sich mehr und mehr in seltsame dramatische Versuche verlor, nachkommen, noch weiss er die streng philologischen Grammatiker zu würdigen. Dieser Ausklang darf nicht verschwiegen werden, weil er dem Leser eben wegen der engen geistigen Gemeinschaft, die in der Jugend zwischen den Freunden bestand, stark auffällt. Überraschend kräftig bekennen sich ja hier die jungen Brüder Grimm

zur Romantik; und völlig einheitlich ist der Boden, auf dem sie und Arnim ihr Lebenswerk aufbauen. Gegensätzliches erscheint zunächst zwischen Arnim und dem kampflustigeren Jakob, während Wilhelm vermittelnd und nachgiebiger die Anschauungswelt Arnims zu begreifen sucht. Der theoretische Antagonismus Jakobs und Arnims leiht indes dem Buche seinen besten Reiz. Denn die eifrigen Debatten beider ergeben unschätzbare Erweiterungen unserer Kenntnis der Anfänge deutscher Philologie. Am wichtigsten ist die ausführliche Erörterung der unvereinbaren Anschauungen Arnims und Jakobs über die Begriffe Natur- und Kunstpoesie, das fünfte Kapitel des Buches. Nirgends hat Jakob über seine Anschauung von Naturpoesie sich ausführlicher ausgesprochen als hier, wo er scharfsinnige, kenntnisreiche Einwände Arnims zu bekämpfen hat, die auch der Wissenschaft von heute wohl einleuchten. In den 22 Kapiteln des Werkes zieht, von 1808 bis zu Arnims Tod, nicht nur die Produktion der Briefschreiber, auch ein grosser Teil des geistigen Lebens ihrer Zeit vorbei, und reiche Erweiterungen unserer Kenntnis romantischer Urteile über Kunst, Dichtung und Wissenschaft stellen sich ein. Von Arnims Schöpfungen stehen im Vordergrund: die Gräfin Dolores, Halle und Jerusalem, Isabella von Ägypten, die Kronenwächter, die Gleichen, von den Werken der Grimm selbstverständlich ihr romantischestes Produkt, die Kinder- und Hausmärchen. Politisches spielt in die Zeit der Freiheitskriege und der beginnenden Reaktion am stärksten herein. Die menschlichen Schicksale Arnims, der Grimm und der Familie Wilhelms kommen besonders in den letzten Abschnitten nicht zu kurz; mit der Übersiedelung der Brüder Grimm nach Göttingen schliesst der Briefwechsel ab. St. bietet wie immer eine kundige und sorgfältige Erläuterung, ist indes diesmal mit eigenen Worten noch sparsamer als bei dem Abdrucke von Arnims Briefwechsel mit Brentano. Ein sehr ausführliches Register erleichtert die Benutzung des umfänglichen Bandes in dankenswerter Weise. — Unter der Überschrift „Achim von Arnim 1820 in Schwaben, Kassel und Weimar“ fasst R. Steig (**4612**) einige Absätze seines Buches (S. 476ff.) mit Notizen zusammen, die er in der Schwäbischen Kronik 1897 N. 242 (vgl. JBL. 1897 IV 10:63) veröffentlicht hatte. — Auch R. Steigs Mitteilungen über Arnims und Bettinas Verheiratung (**4613**) beruhen zum Teil auf Arnims Korrespondenz mit den Brüdern Grimm (S. 95, 106, 111ff.). Hierzu kommen drei Gedichte Arnims an Bettinen und ein bisher ungedruckter Brief Bettinas an Goethe, in dem sie ihr junges Eheglück schildert. — Briefe Arnims an Joh. Nep. Ringseis druckte O. Pfülf (**4611**), einen aus dem Jahre 1816 (25. März), zwei von 1817 (25. April und 12. August), zwei von 1829 (3. November und 15. Dezember), einen von 1830 (8. Mai). Genannt und besprochen sind: Nikolaus I. und die Krüdener, Jung-Stillings Tod, Clemens Brentano, Steffens, W. von Schütz, Hahnemanns Homöopathie, Berliner Kunst (Schinkel, Werdersche Kirche). Ein aus Wien stammender Brief äussert sich über Wien und Österreich und erwähnt die Schauspieler Karl und Raimund. — Den Briefen Arnims an Adolf Müllner, die L. Geiger 1898 (ZVLR. 12, S. 209—29; vgl. JBL. 1898 IV 10:41) veröffentlicht hatte, konnte er jetzt (**4614**) zwei neuaufgefundene vom 15. Februar und vom 13. Mai 1820 hinzufügen. G. liefert einen ausführlichen Kommentar. Der erste Brief enthält einen scharfen Angriff auf den Leiter des Berliner Schauspielhauses Graf Brühl, der zweite berichtet über die Berliner Aufführung der „Albaneserin“. — Eine Monographie über „Gräfin Dolores“ hat mit ausgezeichneter Stoffbeherrschung Friedrich Schulze (**4615**) in seiner Leipziger Dissertation vorgelegt. Leider konnte er Steigs Werk (s. o. N. 4609) noch nicht in vollem Umfange benutzen, ist aber von Steig „durch wichtige Hinweise und Übersendung wertvoller Sonderdrucke“ unterstützt worden. Sch. errichtet seine Analyse auf dem Boden einer kulturhistorischen Schilderung des deutschen Geisteslebens von 1806—1815, von der aus er Arnims Persönlichkeit zu erfassen sucht. Die „Gräfin Dolores“ lässt er unmittelbar aus den „Wahlverwandtschaften“ erwachsen, geht indes in der Rekonstruktion der ersten Fassung von Arnims Roman über vorsichtige Vermutungen nicht hinaus. In dieser ersten Fassung dürfte das Eheproblem als Kernpunkt des Romans noch stärker hervorgetreten sein, da wohl nur in zweiter Fassung die ablenkenden Episoden hinzugekommen sind. Das Eheproblem der Dichtung selber wird von Sch. mit Hinweisen auf Richardson, Rousseau und Frau von Staël, ferner auf das Eheleben der Zeit, in seinem Gegensatz zur Auffassung der „Wahlverwandtschaften“ dargelegt: politisch-erzieherisch ist Arnims Tendenz, dafür verzichtet er auf die Kunst seelischer Darstellung, endlich biegt er alles ins Religiöse hinüber und verwertet, so protestantisch der Geist des Buches ist, ein katholisches Motiv aus Lopes „Jüdin von Toledo“. Ausführlich erörtert ist die Gedankenwelt des Romans und ihr Zusammenhang mit Arnims politischem, sozialem und ästhetischem Glaubensbekenntnisse, das ihn zum Romantiker und Genossen Adam Müllers stempelt, zugleich den historischen Volksbegriff als Mittelpunkt seines Denkens erkennen lässt. Die Gestalten und Motive des Romans stellt Sch.s Charakteristik in ihre literarischen Beziehungen hinein. Seine Darlegung der Technik des Romans bewegt sich in den

bewährten Bahnen, die Rob. Riemanns Leipziger Dissertation über Goethes Romantechnik glücklich eröffnet hat. Die Studie Sch.s ist ein Muster sorgfältiger und verständnisvoller Analyse, nur der Titelheldin und ihrer Zeichnung wird sie zu wenig gerecht. So sonderbar Arnim es anfängt, hat er doch in Dolores wunderfein eine weibliche Seele gezeichnet, deren innere Glaubhaftigkeit keinem Zweifel begegnen sollte. —

Bettina von Arnim. Martha Deges Programmaufsatz **(4617)** gibt ein hübsch abgerundetes Bild von Bettinas Persönlichkeit und glossiert ihre Schriften mit selbständigen Bemerkungen; die neuere Literatur über Bettina scheint der Verfasserin allerdings nicht bekannt zu sein. — R. Steigs Festvortrag „Goethe in Bettinens Darstellung" (JbFDH. 1904, S. 339—60) **(4232)** bietet in ebenso präziser wie liebevoller Form eine Darstellung der Beziehungen beider: ihr Verkehr bis zu Bettinens Verlobung, der Bruch nach der öffentlichen Szene mit Goethes Frau, die erste Konzeption des „Briefwechsels mit einem Kinde", die St. ins Jahr 1821 versetzt, der Gedanke und die Ausführung von Goethes Denkmal, das St. auf Schinkels mittelbaren Einfluss zurückführen möchte, Bettinens letzte Besuche bei Goethe (26.—27. Juli und 19.—20. Oktober 1824), die Abfassung des Briefwechsels. St. druckt zum erstenmal das Konzept eines Briefes von Arnim an Goethe ab, das unmittelbar nach dem Bruche niedergeschrieben ist: würdevoll und zugleich das Wesen von Bettinens Liebe zu Goethe menschlich begreifend und schätzend ruft Arnim, der sich „einer viel lebendigeren kindlichen Anhänglichkeit" an Goethe bewusst ist, ihm ein Abschiedswort zu. Auch ein Sonett Riemers an Bettina vom 3. Januar 1808 wurde hier zum erstenmal veröffentlicht; benutzt ist ferner das ungedruckte Tagebuch eines Studenten, der 1821 mit Bettina verkehrte und ihr ähnlich wie später Philipp Nathusius gegenüberstand. — Briefe Bettinas an Markus Niebuhr, den Sohn Barthold Georgs, veröffentlichte K. Th. Gaedertz **(4619)**: sie reichen von 1825 bis 1840 und berühren sich gelegentlich mit ihren Briefen an den König. — Eine Scharade von Bettina aus dem Jahre 1806, abgedruckt in Fritz Schlossers Nachlass (Mainz 1857, Bd. 2, S. 80), zog L. Geiger **(4620)** ans Licht. Schlosser hat in Sonettform eine „Auflösung" verfasst, die ebenso dunkel ist wie Bettinas Verse. — Umständliche Arbeit hat W. Oehlke **(4621)** an die drei Briefromane Bettinas, an Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, an die Günderode und an Clemens Brentanos Frühlingskranz gewendet. Er möchte urkundlich nachweisen, wie Bettina das ihr vorliegende Material bearbeitet hat; dabei ist ihm das Problem der historischen Quellenkritik ebenso wichtig wie die Frage nach Bettinas künstlerischen Eigenheiten. Freilich weiss er, dass ihm nur ein relativ bescheidenes urkundliches Material vorliegt und dass Zeugnisse und Papiere, die heute noch im Verborgenen ruhen, seine Thesen umwerfen können. Gleichwohl ist ihm eine Fülle von ziemlich sicheren Nachweisen geglückt; nachprüfende Forschung anderer kündigt allerdings auch Einwände und Berichtigungen an. Oe. nimmt Brief für Brief vor, prüft, vergleicht, untersucht die Stichhaltigkeit der positiven Angaben, insbesondere nach der chronologischen Seite, interpretiert und berichtigt. Das Hauptresultat dieser Arbeit ist S. 6 geschickt und knapp zusammengefasst. Der zweite Teil der Studie erörtert Bettinas Stil und zeigt, wie sie den Stil der Frau Rat, Goethes, der Günderode und ihres Bruders nachzubilden versucht hat; zu diesem Zwecke werden die Eigenheiten des Stils der Genannten an ihren echten Kundgebungen dargelegt. Oe. widerlegt ferner Geigers Annahme, dass Bettina an J. L. S. Bartholdys Buche „Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809" mitgearbeitet habe (vgl. JBL. 1903, N. 8420), verweilt ausführlich bei Bettinas Beziehungen zu Beethoven und erwägt ihr Verhältnis zu Goethes Autobiographie. —

Cl. Brentano. M. Morris' Auswahl von Brentanos Schriften **(4622)** kommt unleugbar einem dringenden Bedürfnis entgegen, wenn sie auch den Wunsch nach einer vollständigen kritischen Ausgabe nur noch stärker erweckt. Abgedruckt sind mehrere Gedichte, der „Ponce", sechs Märchen, die „Chronika" (die Fassung, die Kreiten 1880 veröffentlicht hat, wird von M. für eine spätere Umarbeitung des Druckes von 1818 gehalten, während man bisher annahm, sie sei eine frühere Gestaltung), die Abhandlung über den Philister, Kasperl und Annerl und die Romanzen vom Rosenkranz, deren Text von dem Herausgeber nach den Prinzipien gestaltet ist, die sich ihm bei seiner älteren Edition (JBL. 1903, N. 16034/6) leider nur während des Druckes ergeben hatten. Erste Drucke sind nicht durchaus Grundlagen der Ausgabe gewesen. Eine biographische Einleitung ist dem Ganzen vorangestellt, den einzelnen Werken sind kurze Vorworte beigegeben. M., der bei seiner Ausgabe der Romanzen vom Rosenkranz sich rückhaltlos in Brentanos Wesen zu versenken bemüht hat, ist diesmal wesentlich kühler und abfälliger in seinem Urteil geworden. Am liebsten lässt er andere zum Worte kommen, meist zeitgenössische Beobachter, nicht aber Heine, der Brentano so feinfühlig nachempfunden hat. Brentanos Korrespondenz wird von dem tatsachenfreudigen Herausgeber in grossem Umfange verwertet. — M. Morris' Ausgabe und Interpretation der „Romanzen vom Rosenkranz" **(4623)** wurde

von K. Jahn zustimmend angezeigt. O. F. Walzels Rezension geht, über Morris hinausschreitend, den Quellen nach und beschäftigt sich mit der Frage, auf welchem Wege Brentano der historischen Gestalt Apos und seiner Geschichte ganz ähnliche Erweiterungen, zunächst in der Wiederbelebung einer toten Jungfrau, geschenkt hat wie Tiecks Novelle „Pietro von Abano", während doch weder Brentano von Tiecks, noch Tieck von Brentanos Dichtung genaueres wusste. Gemeinsame Quelle dürfte Tiraboschi sein. W. verweist auch auf Del-Rio und auf Arnims „Isabella von Ägypten". Den Namen von Apos' teuflischem Helfer Moles möchte W. nicht mit Goethes Mephistopheles zusammenbringen, sondern aus der Naturphilosophie Schellings ableiten (moles= Schwere im Gegensatz zu Licht). Neben weiteren Nachweisen will W. auch mit wenigen Strichen das Wesen der ganzen Dichtung umschreiben und es auf Brentanos übersinnlich-sinnliche Vergöttlichung der Schönheit des Weibes zurückführen. Weit ausführlicher als Walzel bespricht V. Michels die Arbeit von Morris und legt in seiner Rezension die Ergebnisse langjähriger Beschäftigung mit der Dichtung nieder, verspricht auch weitere Mitteilungen für später. Besonders eingehend beschäftigt M. sich mit der Textgestaltung und erbringt den Nachweis, dass für den Text noch viel zu tun übrigbleibe. Die Anregung zu der ganzen Dichtung hat nach Michels' Vermutung die Predigtsammlung Mariale des brandenburgischen Kapuziners Procopius gegeben. Das Motiv der wiederbelebten Jungfrau zeigt M. in dem Anthropodemus Plutonicus des Johannes Praetorius auf und erledigt damit Walzels Hinweis auf Del-Rio. Auch M. deutet auf Arnims „Isabella", nimmt indes die Übereinstimmung Tiecks und Brentanos etwas zu leicht. In Hoffmanns „Elixieren" findet er ähnliche Motive. Eine Reihe von Voraussetzungen der Romanzen weist M. endlich in Eisenmengers „Entdecktem Judentum" nach. Zuletzt erhebt M. noch Einwände gegen Morris' Darlegung der Entstehungsgeschichte der Romanzen. — Eine fleissige Detailuntersuchung über Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia" und über das „Tagebuch der Ahnfrau" schrieb W. Schellberg **(4624)**. Über Cardauns (JBL. 1895 IV 10:45) und Bleich (JBL. 1897 IV 10:73) erhebt sich die Analyse des Märchens vielfach, dem „Tagebuch" ist bisher noch keine gleich ausführliche Besprechung zuteil geworden. Leider ist dem Verfasser nicht gegeben, seine hübschen Beobachtungen und sorgsamen Nachweise zu einer grösseren Einheit zu verbinden. Der erste Abschnitt der Münsterer Dissertation vergleicht die beiden Fassungen des Märchens genau und einlässlich, muss natürlich dem „Urgockel" die Palme reichen, plädiert indessen auch für mildernde Umstände gegenüber der späteren Fassung, die auf die Seelenstimmungen des alternden Brentano zurückgeführt wird. Diese Stimmungen lassen den Witz und die Ironie Brentanos nicht weiter tendenzlos wuchern, sondern zwingen sie zu einem Kampf gegen alles Niedere und Schlechte. Mit grosser Vollständigkeit deckt der zweite Abschnitt die Quellen des Märchens und des Tagebuchs auf, weist allein eine lange Reihe für die Leichenrede des Märchens nach, bringt auch manche brauchbare Notiz zur Kommentierung der Dichtung bei. Der dritte Abschnitt stellt persönliche, zeitgeschichtliche und literarische Anspielungen zusammen, der vierte erzählt die Entstehung des Tagebuchs; im Gegensatz zu Steig setzt Sch. fest, dass die Hauptmasse des Tagebuchs nicht der Jugend Brentanos angehöre. Im Anhang werden verschiedene Fassungen des „Ernteliedes" („Es ist ein Schnitter, der heisst Tod") verglichen, auch der lateinische Hymnus („Est messor cognomento mors") daneben gestellt, ferner ist eine Notiz über Brentano aus einem Briefe Christinens von Lasaulx vom Jahre 1802 abgedruckt. — Nicht ein Neudruck von Brentanos „Leben der heiligen Jungfrau Maria nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katherina Emmerich" (München 1852), sondern selbständig anordnende Bearbeitung ist Johannes Niessens Buch: „Maria die heilige Jungfrau und Gottesmutter. Ein Lebensbild nach den von Cl. Brentano aufgezeichneten Mitteilungen der Dienerin Gottes Anna Katherina Emmerich. Zweite Auflage." Dülmen (Westf.), A. Laumann. 1904. XXXII, 454 S. M. 3,00. Die Einleitung erörtert die Prinzipien der Redaktion, die Ausscheidungen und Zusätze aus anderen Veröffentlichungen über Anna Katherina. Eine lange Reihe testimonia auctorum ist vorangestellt. — Die Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn", die Paul Ernst 1902 (JBL. 1902, N. 8432) veröffentlicht hatte, erlebte im Berichtsjahre **(4626)** eine neue Auflage. — Gerühmt wurden **(4627)** Theodor Streichers „Dreissig Lieder aus des Knaben Wunderhorn" (Leipzig, Lauterbach und Kuhn): wirkliche Volkslieder seien da musikalisch nachgeschaffen, durchgeschaffen, manche neugeschaffen. —

J. und W. Grimm. Zwei Sammlungen suchten die Schriften der Brüder weiteren Kreisen zugänglicher zu machen. M. Koch **(4629)** brachte in seiner Auswahl Jakobs Reden über das Alter, auf Schiller und auf seinen Bruder Wilhelm, dann Autobiographisches, die Schrift über seine Entlassung, Vorträge und Reden auf Germanistenversammlungen, Schriften für Schleswig-Holstein, Abschnitte aus Vorreden und anderes, Wilhelms Selbstbiographie, die Vorreden zu Arnims Werken,

zu den Märchen und zum „Armen Heinrich" und die Rede über Geschichte und Poesie. — Die Hamburger Auswahl (4630), besorgt von Ernst Schultze, beschränkt sich auf Jakob, stimmt mannigfach mit Kochs Ausgabe überein, zieht aber noch in grösserem Umfange Äusserungen über Sprache und Sprachwissenschaft und über das Wesen der Tierfabel aus Jakobs Schriften heran. — Die ungedruckten Quellen, nach denen R. Steig (4631) die Entstehung der Kinder- und Hausmärchen erzählt, sind die Briefe, die Arnim mit den Brüdern gewechselt hat. Der Aufsatz fasst knapper, aber doch auch mit ausführlichen Zitaten aus der Korrespondenz zusammen, was in St.s Buch (s. o. N. 4609), vor allem im achten Kapitel, über den Gegenstand zu finden ist. —

Karoline Günderode. Einen Neudruck von Bettinens „Günderode" (4632) hat der Inselverlag durch die Druckerei Pöschel und Trepte besorgen lassen; die Zeichnungen des Titelrahmens und des Einbands stammen von Walter Tiemann. Paul Ernst skizziert auf sechs einleitenden Seiten, wie Bettina die Wirklichkeit gesehen, und wie sie sie zur Darstellung bringt. — M. Büsings (4633) Arbeit über die Gedichte der Günderode ist im Vorjahr (JBL. 1903, N. 16052) besprochen worden. —

Norddeutsche Romantik: A. von Chamisso. Seine Studien über die korsischen Quellen Chamissos (vgl. JBL. 1903, N. 8283/4, 16064) setzte M. Kuttner (4634) fort, indem er die Terzinendichtung „Die Versöhnung" mit ihrer Quelle, den Souvenirs de Corse von Rosseeuw Saint-Hilaire (Revue de Paris 1830, Band 15, S. 65) verglich, auf die schon Tardel (vgl. JBL. 1902, N. 8443; 1903, N. 16060) hingewiesen hatte. Wie bei Mateo Falcone folgt Chamisso sklavisch der Vorlage und gibt dem Stoff keine individuelle Färbung; aber er drängt trefflich zusammen, wird freilich dadurch zuweilen etwas unklar, geschickt indes binden sich die wörtlichen Entlehnungen wie von selbst in Rhythmus und Reim zusammen. Wie treu historisch die Quelle ist, belegt Kuttner aus Zeitungen jener Tage. — Die Quelle von Chamissos „Jungfrau von Stubbenkammer" fand K. Reuschel (4635) in Karl Lappes „Mitgabe nach Rügen" (Stralsund 1818). —

E. T. A. Hoffmann. Ein Bild von E. T. A. Hoffmann entwirft R. Schaukal (4638); er verwertet dazu zwei ältere Aufsätze (JBL. 1902, N. 8463/4). Noch immer huldigt der Verfasser dem Glauben, der zünftige Literarhistoriker kenne diesen „Magus des Lebensrhythmus" nicht, und meint, nur Offenbach sei es geglückt, Hoffmanns Erscheinung aufzufangen, den Menschen, dem der Künstler geholfen habe, „die Ereignisse durch Anschauung zu überwinden". Eine unsichere Quelle! Denn vielleicht sieht nicht nur ein notizensammelnder Literarhistoriker in Offenbachs „Contes d'Hoffmann" eine arge Verzeichnung von Hoffmanns Zügen. Sch. selber verlebendigt das „kurze, vehemente, mit Ereignissen überfüllte, lichterloh wie eine Flamme brennende und beständig auch wie eine Flamme hin und her geworfene Leben" Hoffmanns nicht unplastisch, aber in einer durch fortwährende Anführungszeichen und zwecklos exakte Zitate kaum lesbaren Form. Dies Leben scheint ihm interessanter „als eine Betrachtung der Werke, die feine Linien grob nachzieht". Warum wagt sich Sch. nicht an eine feine Nachzeichnung? Wirklich haben andere schon glücklicher dargelegt, wie das „höhere Geisterreich" und die „einförmig nüchterne, täppisch plumpe, stumpfe Welt des Alltags" in Hoffmanns Poesie zusammentreffen. Auch die Formel „das Geschick überwinden durch die Form" beleuchtet Hoffmanns Schaffen nicht sonderlich, ebensowenig die Dreiteilung seiner Schöpfungen in Werke der Weihe, Werke der blossen Technik und solche, in denen sich beides durchdringt. Gut beobachtet ist, dass Hoffmann durchaus nur als Städter betrachtet werden müsse, während doch nur Oftgesagtes in neuen Worten auftritt, wenn Sch. in Hoffmann das „Element schwebender Leichtigkeit der dichterischen Erscheinung" entdeckt, „das man wohl am besten durch die Umschreibung ‚seine Sache eigentlich nicht so wichtig nehmen' verdeutlicht". — Was hier über Hoffmanns Jugend vorgetragen wird, ist ausführlicher noch als im Buche von R. Schaukal in einem Zeitungsartikel (4639) mitgeteilt worden. — Fünf Briefe Hoffmanns an den Leihbibliothekar F. Kralowsky aus den Jahren 1817—21 druckte Hans von Müller (4641) ab. — Sauber und genau untersucht G. Gruener (4642) den Einfluss, den E. T. A. Hoffmann auf den jungen E. A. Poe ausgeübt hat: nicht nur in der Verwertung des Wunderbaren, sondern auch schon im Titel einzelner Schriften, dann in der Form seiner Tales of the Folio Club, endlich in einzelnen stilistischen Eigenheiten stellt G. eine Abhängigkeit Poes von Hoffmann fest, die Poe mit der Zeit zum Teil, aber nie vollständig überwunden hat. —

Zacharias Werners „Luther" ist von J. Fränkel in seiner Berner Dissertation (4645) ausführlich und eindringlich gewürdigt worden. Angeregt von den Gedanken, die Scherer und Heinzel über die Notwendigkeit vollständiger Beschreibungen von Dichtwerken geäussert haben, sucht F. auf eigenen Wegen ein Schema zu finden, das in möglichst erschöpfender Weise die Eigenheiten eines

Dramas überhaupt und der Wernerschen Dichtung im besonderen anfzunehmen geeignet wäre. Darum verweilt er am kürzesten bei der Frage nach den historischen Quellen; denn ihn interessieren weniger die stofflichen als die formalen Elemente, weniger die Entstehung als die endgültige Gestalt des „Luther". Dafür erörtert er den äusseren und inneren Bau des Stückes um so genauer, erwägt die Bedeutung der mystischen Idee der Dreieinigkeit von Reinheit, Kunst und Glauben, die der Dichtung zugrunde liegt, entwickelt die beiden Haupthandlungen, die Luther- und Katharinahandlung, und ihre Verknüpfung, zeigt die Nebenhandlungen ebenso wie ihr Verhältnis zum Ganzen und würdigt die Verwertung von Raum und Zeit; dann werden Szenenbau und Verbindung der Szenen erwogen, die Vorgänge ausserhalb der Bühne, die übernatürlichen Effekte, Massen- und Schauszenen, lyrische und musikalische Einlagen, Monologe. Ein besonderes Kapitel ist den Gestalten und den Mitteln ihrer Charakteristik gewidmet. Der Stil kommt in seinen eigentümlich romantischen Zügen wie auch in rein dramatischer Rücksicht zur Behandlung; über Sprache und Metrik wird einiges vorgebracht. Die äusseren Schicksale des „Luther", seine Entstehung, seine Ein- und Aufführung, der Druck, die Rezensionen und die Urteile der Zeitgenossen sind abermals in einem besonderen Kapitel vereinigt, das zum Teil — soweit die ereignisreiche Berliner Aufführung in Betracht kommt — auch als Zeitungsartikel abgedruckt worden ist (**4646**). Die ganze Untersuchung gipfelt in der Absicht, Werners grosse Bühnenbegabung, die ja von Goethe und von Iffland voll anerkannt worden ist, zu ergründen, ebenso wie die Ursachen, die Werner nicht die Stellung innerhalb der deutschen Dramatik erobern liessen, die ihm nach seinen Anlagen zukam. Und so wird sie zu einer kundigen und aufschlussreichen Deutung der Worte Grillparzers: „Werner war der Anlage nach bestimmt, der dritte grosse deutsche Dichter zu sein, und er musste viel dagegen arbeiten, um sein Geburtszeugnis unwahr zu machen." —

Schwäbische Romantik: W. Hauff. M. Schuster (**4647**) zeigte den geschichtlichen Kern von Hauffs „Lichtenstein" auf. —

Über die Fastenpredigten, die Justinus Kerner für Fürst Alexander von Hohenlohe geschrieben hat (vgl. Goedeke, Bd. 8, S. 209, N. 69), berichtet A. Kohut (**4648**) nach den Briefen des Fürsten an Kerner, die im Kernerhaus aufbewahrt sind. — W. Germans Neudruck von Kerners „Geschichte des Mädchens von Orlach" (vgl. JBL. 1898 IV 10:109) wurde in zweiter Auflage ausgegeben (Schwäbisch-Hall, Wilhelm German. 117 S. M. 1,00). Hinzugetan ist aus Birlingers Alemannia, Bd. 4 (1877), S. 162/3 der Bericht „Der Spuk von Sigmarswangen". — Auf den Aufsatz Karl Wellers (WürttVjhh. 1903, Heft 1 und 2), der die historische Wahrheit der Erzählung von den wackeren Weibern von Weinsberg urkundlich nachweist, machte die Tägliche Rundschau (N. 24 vom 29. Januar 1904) aufmerksam. —

Gustav Schwabs „Mahl zu Heidelberg" wurde von P. Weizsäcker (**4649**) auf seine Quellen zurückgeführt; es sind dies sicher Crusius' Schwäbische Annalen (lateinische Ausgabe Bd. 3, S. 409 ff.), vielleicht ein Lied auf Herzog Ulrich von 1519, wahrscheinlich auch Sattlers Geschichte des Herzogtums Württemberg (Bd. 3, S. 16.) —

Von Uhlands Anteil an der philhellenischen Versammlung zu Stuttgart vom September 1822 erzählte Alfred Stern (**4650**). Zwei Rundschreiben, die von der Versammlung ausgesandt worden sind, und von denen das eine, „An die Freunde der Griechischen Sache" gerichtet, von Uhland, das andere, eine Aufforderung zu Geldbeiträgen an die deutschen Frauen, von Uhland und Schwab redigiert ist, druckte St. ab. — Alfred Schmidts Untersuchung der Entwicklung des rhythmischen Gefühls bei Uhland (**4651**) ist wohl weit mehr ein „Beitrag zur Theorie der neuhochdeutschen Strophenformen" als eine Detailstudie zur Erkenntnis von Uhlands Kunst, beansprucht deshalb zunächst Beachtung durch den Metriker und nur in weiterer Linie auch durch den Uhlandforscher. Von Köster angeregt, geht Sch. neue Wege, auf denen ihm Uhlands Dichtung das Material liefert. Da das methodische Problem im Vordergrund steht, polemisiert Sch. scharf gegen die Forscher, die — zum Teil in wirklich unzulänglicher Weise — Uhlands Gedichte metrisch untersuchten, und entwickelt seine eigenen psychologisch-musikalischen Gesichtspunkte, von denen aus er in Uhlands Schaffen eindringt. Er betrachtet zuerst den Rhythmus, soweit er nur sinnlicher Eindruck ist, dann diesen sinnlichen Eindruck des Rhythmus in seinem Verhältnisse zum Inhalt der Dichtungen. Dort wird Durchsichtigkeit und organische Geschlossenheit der Strophenformen Uhlands und Formenreichtum und Formenwechsel innerhalb seiner Strophen erörtert, hier der Auftakt bei Uhland und das Verhältnis von rhythmischem und logisch syntaktischem Bau seiner Gedichte. Wie sehr diese Darlegungen Ergebnis selbständiger methodischer Arbeit sind, bezeugt der Umstand, dass die Frage, bis zu welchem Grade Uhland seine metrischen Kunstmittel bewusst angewandt hat, nur auf den letzten zwei Seiten der Monographie er-

wogen wird, während andere vielleicht von diesem Problem, d. h. von Uhlands theoretischen Bekenntnissen, ausgegangen wären. Ein Hauptinteresse der ganzen Studie beruht auf dem Einblick, den sie in Kösters metrische Anschauungen gewährt. — Ältere Deutungen einzelner Stellen von Uhlands Gedicht „Der letzte Pfalzgraf" wohl mit Recht ablehnend, zieht R. Sprenger (4652) zur Erklärung u. a. heran: Uhland ed. Herman Fischer Bd. 5, S. 195/6, 198 (Jägermesse). — Zu dem in Uhlands Volksliedern als N. 299 mitgeteilten Volksliede vom Grafen von Rom gibt K. E. Blümml (4653) Varianten einer Fassung von 1662. — P. Weizsäcker (4654) erkennt in den „Geistern aus der Hölle", an die sich Graf Richard Ohnefurcht in „König Karls Meerfahrt" wendet, und denen er „manchen Dienst getan", Teufel, d. h. germanische Götter, die im Volksglauben zu Teufeln geworden; darum sei Graf Richard noch nicht als „Böser" aufzufassen. — L. Jordans (4656) Untersuchung von Quellen und Komposition der mittelhochdeutschen Dichtung von Herzog Ernst nimmt keinen Bezug auf Uhlands Drama. — W. Moestue, dessen Arbeit über Uhlands nordische Studien (JBL. 1902, N. 8525; 1903, N. 16167) von W. Golther (StVLG. Bd. 4, S. 255/6) eine „Skizze, die sehr an der Oberfläche bleibt", genannt wurde, wies ebenda S. 101/3 neue Quellen dreier nordischer Gedichte Uhlands nach. „Die sterbenden Helden" und „Die Elfenkluft" bringt er in Beziehung zu Gerstenbergs 21. und 8. Literaturbrief, „Die Braut" mit Christian Felix Weisses Übertragung des Todesgesangs Ragnar Lodbroks; „König Olo" (Schmidt-Hartmann Bd. 2, 113) wird mit Saxo Grammaticus (ed. Holder 1886, Buch 7, 216, 250) in Verbindung gesetzt. —

Andere. Eine Auswahl aus dem Buch „Rahel" veröffentlichte H. Landsberg (4657). Die Einleitung polemisiert ganz allgemein gegen die neuere Literatur über Rahel. — L. Geiger (4659) brachte neue Mitteilungen über Therese Huber und F. L. W. Meyer. —

Heine und das Junge Deutschland.

(IV, 11 = N. 4660—4697.)

Harry Maync.

Allgemeines. — Heinrich Heine: Charakteristiken. — Biographische Einzelheiten. — Persönliche und literarische Beziehungen. — Bildnisse. — Werke: Allgemeines; einzelne Dichtungen. — Heineforschung. — K. Immermann. — K. Gutzkow. — Th. Mundt. — Andere Persönlichkeiten (Friedr. Adolf Maercker, Gustav Schlesier, Wolfgang Menzel). —

Allgemeines. Ad. Stern (4660) hat seine Beurteilung des Jungen Deutschland nicht geändert; ebenso sagt H. Mielke (4660a) nur knapper noch einmal, was sein „Deutscher Roman im 19. Jahrhundert" ausführlicher dargelegt hat. — H. H. Houben (4661) liefert eine zustimmende Besprechung der im vorigen Jahrgang (JBL. 1903, N. 16177, S. 813) charakterisierten Bloeschschen Schrift über die Beziehungen des Jungen Deutschland zu Frankreich. — Eingehender darstellend verweilt bei den entsprechenden jungdeutschen Erscheinungen M. Martersteigs (4660b) Werk über „Das Deutsche Theater im 19. Jahrhundert"; neue Gesichtspunkte werden dabei kaum gewonnen, erwähnt sei nur, dass Immermanns hohe Selbsteinschätzung seiner rühmlichen Theaterbestrebungen mit Recht „noch viel zu bescheiden" genannt wird. —

H. Heine: Charakteristiken. Nach K. Bleibtreus umfänglichem Werk (4662) habe ich in einem halben Dutzend grosser öffentlicher Bibliotheken vergeblich Umfrage gehalten. — Dass seine drei Vorträge über Byron, Heine und Leopardi nicht den Anspruch erhöben, neue Beiträge zur Forschung zu liefern, erklärt A. Luther (4663) in einer Vorbemerkung selbst. Lesenswert ist der 35 Seiten umfassende Heine-Vortrag trotzdem. Sein Untertitel „Eine Art Verteidigungsrede" ist bezeichnend; in seinem Bestreben, den von Bartels und Genossen so masslos beschimpften Dichter zu „retten", schiesst der temperamentvolle Verfasser aber doch erheblich über das Ziel hinaus. Zu seiner irrigen Angabe (S. 41), das Wort „Weltschmerz" sei von Heine geprägt worden, vgl. JBL. 1903, S. 815, N. 16223. — B. Münz (4664) betrachtet Heine als Denker und kommt zu dem Schlusse, dass der Dichter als solcher „nur cum grano salis zu nehmen" sei. M. zeigt das insbesondere an Heines zum Teil schiefer Beurteilung Spinozas und Kants. M. kommt dann auf des kranken Dichters Abfall von der Philosophie und erklärt, die sachlichen Gründe hierfür seien eigentlich gar nicht ernst zu nehmen. Endlich wird Heines Ansicht,

Bibel und Judentum frönten der Asketik, ausführlich widerlegt. — Interessant ist eine Mitteilung des jüngst verstorbenen Kurators der Universität Bonn, Dr. von Rottenburg (4666), dass Bismarck, als der Streit um das Heine-Denkmal tobte, sich mit vollster Überzeugung an die Seite der Kaiserin Elisabeth von Österreich gestellt habe und für die Errichtung eines Denkmals eingetreten sei. Bismarck, der durch ein Memorandum der klerikalen gegnerischen Partei gewonnen werden sollte, entschuldigte vielmehr gewisse Angriffe des Dichters auf die Hohenzollern und seine Bewunderung für Napoleon und betonte vor allem, „dass Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur Goethe genannt werden darf, und dass das Lied gerade eine spezifisch deutsche Dichtungsform ist". — N. **4667** ist ein Auszug aus einem Artikel der NFPr. vom 22. November 1903, in dem K. E. Franzos Gespräche über Heine und über die Frage nach einem Denkmal für diesen wiedergibt, die er 1888 und 1889 mit Mommsen geführt hat. Mommsen zeigt sich darin stark voreingenommen für den Menschen Heine. — Richard Dehmel (**4668**) liess sein bekanntes Gedicht „Ein Heine-Denkmal" wieder abdrucken. — Abdullah Al-Mâmoon Sohrawortsy (**4669**) zeigt eine auffallende Parallele persischer Verse zu den Heineschen „Aus meinen Tränen spriessen Viel blühende Blumen hervor". — F. Körner (**4670**) stellt die Schriften und Äusserungen Heines zusammen, in denen der Dichter sich als Musikkritiker dokumentiert. K. zeigt, wie Heine da nicht nur die schwebenden Streitfragen erwähnt, sondern häufig auch selbständig im Kampf der Meinungen Partei ergreift, und zwar in beachtenswerter Weise. Namentlich handelt es sich dabei um Meyerbeer, Spontini, Chopin, Liszt, Mendelssohn, Paganini. K.s Aufsatz ist fast lediglich Exzerpt und Referat. —

Biographische Einzelheiten. Der Katholik J. Nassen (**4671**) untersucht, ob sich wirklich im Leben des grossen Spötters der katholisierende Zug nachweisen lasse, der durch seine Jugenddichtung gehe. Er kommt zu einer bejahenden Antwort und vermutet sogar stark, dass der in katholischer Umwelt aufgewachsene Dichter sich zeitweilig mit dem Gedanken getragen habe, zur katholischen Kirche überzutreten. — N. **4672** enthält nur eine kurze Notiz darüber, dass in Köln eine Strasse nach Heine benannt werden sollte. —

Persönliche und literarische Beziehungen. Das Verhältnis zwischen Heine und der bekannten Schauspielerin Therese Peche wird von G. Karpeles (**4677**) im Zusammenhang und vielfach berichtigend geschildert. Die beiden haben sich im Herbst 1827 zu Hamburg kennen gelernt, sich aber dann bald aus den Augen verloren; ein intimes Liebesverhältnis scheint nicht zwischen ihnen bestanden zu haben. — G. Karpeles behandelt auch den schönen dauernden Bund zwischen Heine und Berlioz (**4673**) und die aufrichtige Freundschaft, die den Dichter mit George Sand (**4678**) verknüpfte. — B. Münz (**4675**) stellt, ohne Neues zu bringen, die Äusserungen Heines und Döllingers über einander zusammen, unter starker Parteinahme für den Dichter. — Eine weitere Besprechung von P. Holzhausens Buch (JBL. 1902, N. 8582; 1903, N. 16200) „Heine und Napoleon I." (**4676**) verhält sich bei aller Anerkennung doch einigermassen kritisch; sie findet die Beleuchtung im allgemeinen zu einseitig-günstig und vertritt die Ansicht von einem entschiedenen Rückgange der Heineschen Popularität. — G. Karpeles (BerlTBl. 14. Juni 1904; vgl. auch ebenda, 18. Juni 1904) skizziert Heines Beziehungen zur Stadt Bremen (in der er dreimal geweilt hat), und zwar im Anschluss an eine leidige Debatte darüber, ob man dem Dichter im Bremer Ratskeller eine Gedenktafel und im Bremer Bürgerpark eine Erinnerungsbank errichten solle. — G. A. Müllers Buch (**4674**) konnte ich mir nicht verschaffen. —

Bildnisse. N. **4679** ist nur Nachdruck eines im vorigen Jahrgang (JBL. 1903, S. 815) besprochenen Artikels. Das gleiche gilt (nach Privatmitteilung von G. Karpeles) von N. **4665**. — Zu erwähnen ist der Bericht von G. Karpeles über seinen Besuch Korfus und des dortigen Heine-Denkmals (Pester Lloyd, 11. Juni 1904; vgl. auch JBL. 1903, N. 16220). — E. Zabel (**4685**) erzählt von der trostlosen Umgebung, in der der unselige Loreley-Brunnen zu New-York aufgestellt ist; kein Führer, auch der Baedeker nicht, erwähnt des kaum aufzufindenden Herterschen Denkmals mit einer Silbe. —

Werke: Allgemeines. Alexander Pache (**4680**) untersucht auf breiter statistischer Basis Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine. Er geht davon aus, dass der Dichter ein ausgesprochen germanisches und ein angeborenes orientalisches Naturempfinden so reizvoll und ungezwungen wie kein andrer deutscher Poet verbinde, dass ferner bei keinem unserer Dichter naive und sentimentalische Elemente so hart und unvermittelt nebeneinander lägen, und dass in Heine zudritt ein völlig neuer modern-realistischer Motivkreis hervortrete. Der erste Hauptteil „Heine als Naturdichter" stellt fest, dass der Dichter einen merkwürdig eng umgrenzten Horizont besitzt, aber innerhalb dieses engen Gesichtskreises alles mit

aussergewöhnlicher Schärfe und photographischer Naturtreue erblickt. Der zweite Hauptteil betrachtet die natursymbolischen Elemente in Heines Werken. Sie finden im „Buch der Lieder" den naivsten und zugleich vollendetsten Ausdruck und erscheinen in reichster Fülle in den beiden Nordsee-Zyklen (moderne Beseelung antiker Naturmythen). In der Folge ist ein Nachlassen dieser Kraft zu spüren; die mehr und mehr hervortretende (verstandesmässige) natursymbolische Ironie erreicht ihren Höhepunkt in der „Lyrischen Nachlese". Auch die nichtlyrischen Werke stehen hinter dem „Buch der Lieder" erheblich zurück. Die literarhistorische Stellung von Heines Natursymbolik sucht der dritte Hauptteil zu bestimmen. Vor allem ist Heine — neben Mörike — der gelehrigste Schüler Goethes, dessen Naturgefühl indessen sehr viel umfassender und in der Symbolik sehr viel schlichter, antiker ist. Alsdann wird gezeigt, was Heine dem deutschen Volksliede verdankt. In Form und Inhalt hat weiterhin kein anderer der zeitgenössischen Dichter so stark auf ihn eingewirkt wie Wilhelm Müller, der dem Volksliede aber viel näher bleibt. Nachdem dann die Verwandtschaft Heines mit Brentano auf dem bezeichneten Gebiet besprochen ist, zeigt P., dass jener das meiste für Benutzung und Ausgestaltung natursymbolischer Elemente von Tieck gelernt hat. Im vierten Hauptteil endlich werden die Formen und Eigenheiten Heinescher Natursymbolik zusammengestellt, wobei es wesentlich auf die längst beobachteten Arten der Parallele und des Kontrastes hinausläuft. Als die zwei Gebiete, auf denen Heines Natursymbolik etwas durchaus Neues biete, werden bezeichnet: der kecke Realismus, mit dem er die Natur beobachtet und belebt, und die überraschend lebendige Art, wie er so oft seine natursymbolischen Schilderungen den Zwecken seiner souveränen Ironie dienstbar macht. Mit ein paar guten Analysen einzelner Heinescher Gedichte zeigt sich P. auf den Spuren seines Lehrers Litzmann („Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch"). Aber weder dieses Buch, noch Elsters „Prinzipien der Literaturwissenschaft" und andere einschlägige Literatur wird angeführt, vielmehr die „neue Perspektive", die „in diesem Umfang noch nicht geübte Betrachtungsweise" mit zuviel Selbstgefälligkeit betont; doch bleibt auch bei P. — wie in fast allen bisherigen Arbeiten dieser Art — der synthetische Ertrag hinter dem analytischen Aufwand beträchtlich zurück. —

Einzelne Dichtungen. R. M. Meyer (**4681a**) unterzieht den Dichter des „Romanzero", „der reifsten und kunstvollsten Sammlung" des Lyrikers Heine, einer Sonderbetrachtung. Er sieht im „Romanzero" (wie in Goethes „Diwan") zugleich ein Glaubensbekenntnis des Dichters, sorgfältig nach Artikeln geordnet und in ein bestimmtes Credo ausmündend, die Heinesche Geschichtsphilosophie in künstlerischer Form. M. betrachtet zunächst die Anordnung des „Romanzero", auf die Heine mit Recht stolz war. Er findet eine Pyramide und auf deren historisch-empirischer Basis zwei Würfel, „der erste grösser als der zweite, so dass wir wie bei einer Pyramide einen sich verjüngenden Aufbau erhalten". Er zeigt im einzelnen — der Klippe, zu konstruieren, wohl nicht ganz entgehend —, wie der kunstvolle Aufbau des „Romanzero", der eine Reihe loser Stücke zu einer mächtigen Melodie mit erschütterndem Ausklang zusammenfüge, symbolisch sei für Heines ganzes Dichten. — G. Karpeles (**4684**; Hauptdruck in der Beilage der „Hamburger Nachrichten" vom 3. Juli 1904) stellt zusammen, was er, zum Teil unter der Mithilfe Hamburger Lokalhistoriker, über das Urbild des Marchese Gumpelino eruiert hat. Es handelt sich um den reichen Börsenmann Lazarus Gumpel (1770—1843), einen einfachen, unbedeutenden, aber braven Menschen, der mit wenig Erfolg Heines berühmten Onkel Salomon zu kopieren suchte. Das meiste, was der Dichter von diesem Gumpel berichtet, ist seiner Phantasie entsprungen. — A. Andrae bringt zwei kleine Heine-Miszellen bei. Erstlich (**4683**) weitere, an den verschiedensten Orten verstreute Belege für den Spuckaberglauben, wie ihn Heine mehrfach heranzieht, z. B. im „Buch Legrand", Kapitel 14: „Sie wissen, Madame, dass alte Weiber ihre Pflegekinder ein bisschen anspucken, wenn man die Schönheit derselben lobt." Zweitens (**4682**) belegt er den Vergleich des Glockenklangs mit dem Hundegebell, der sich in Heines „Kobes I." findet („Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft, erheben ein Freudengebelle"), aus verschiedenen Glockensagen. —

Heineforschung. G. Karpeles (**4687a**) widmet den drei bald nacheinander verstorbenen Heine-Forschern J. Nassen, L. P. Betz und K. E. Franzos einen ehrenden Gedächtnisartikel: „Ein Katholik, ein Protestant und ein Jude reichen sich am Sockel des Denkmals von Heine im Geiste die Bruderhand. Ein Rheinländer, ein Österreicher und ein Deutsch-Amerikaner kämpfen gemeinsam für Heine." — Eine sehr willkommene Heine-Bibliographie bringt der Verlagsbuchhändler Friedr. Meyer (**4687**) in seinem „Verzeichnis einer (im ganzen verkäuflichen) Heine-Bibliothek" dar. Das Buch ist ein Gegenstück zu Hirzels „Goethe". Vollständigkeit ist nur insoweit erstrebt, als es sich um erste Ausgaben oder um solche Veröffentlichungen handelt, die für die Textkritik irgendwelche Bedeutung haben. Ferner wird die bisher umfassendste Übersicht der Literatur über Heine geboten. —

K. Immermann. Ein günstiger literarhistorischer Stern waltet seit einigen Jahren über Immermann. Vor allem ist wieder W. Deetjen mit einer grossen und zwei kleinen Arbeiten zu nennen. Des Dichters umfangreichen Nachlass weiter ausschöpfend, hat D. seiner ersten Monographie über den „Kaiser Friedrich II.“ eine neue über „Immermanns Jugenddramen“ (4689a) folgen lassen. Diese fleissige, zusammenfassende Untersuchung reicht von des Dichters ersten puerilen Anfängen bis zum „Cardenio“. Dass eine Anzahl ungedruckter dramatischer Arbeiten ganz kurz abgetan werden, wird jeder, der sie gelesen, billigen. Ein wenig mehr von dieser Knappheit hätte D. auch seiner Behandlung der gedruckten und bekannten Dramen angedeihen lassen können. Ein Vorzug seines Buches ist, dass er sich durch entsprechende Äusserungen des Dichters und durch die Quantität seiner dramatischen Produktion nicht hat beirren und zur Überschätzung verführen lassen. Was D. aus seinem wenig dankbaren Stoff hat machen können, das hat er gemacht; nur kommt hinter dem Literarphilologischen und Literarhistorischen die menschliche und dichterische Psyche etwas zu kurz. Stück für Stück nimmt D. jedes einzelne von Immermanns Jugenddramen vor und entwickelt innere und äussere Geschichte mit sicherer Methodik in klaren, sauberen Analysen, die nur etwas allzu schematisch über Entstehung, Stoffgeschichte, fremde Einflüsse, über den Gang der Handlung, die Charakteristik, das Kolorit, über Aufführung und Aufnahme bei der Kritik unterrichten, alles erreichbare Material, handschriftliches wie gedrucktes, umsichtig und kundig heranziehend. Auch die in Weimar liegenden verschiedenen handschriftlichen Fassungen werden sorgsam berücksichtigt. Besonders eingehend, auch im Hinblick auf den vom Dichter stets durchgeführten „Grundgedanken“, werden gebührendermassen „Das Tal von Ronceval“, „Edwin“, „Petrarka“, „König Periander und sein Haus“ und vor allem „Cardenio und Celinde“ beleuchtet. Überall zeigt D. tüchtiges Wissen und unbefangenes Urteil. Mancher neue Nachweis (Quelle zum „Edwin“) wird erbracht, manche frühere Ansicht berichtigt. Auch auf Metrisches und Stilistisches wird der Blick gelenkt. — An anderer Stelle teilt W. Deetjen (4688) ein unbedeutendes Scherz-Gelegenheitsgedicht Immermanns aus dem Jahre 1821 und einige bisher ungedruckte Zeugnisse (1821–27) von des Dichters Beziehungen zu der in Münster mit ihm befreundeten Familie Möller-Gessert mit. Endlich berichtet derselbe Verfasser (4689) über Immermanns Verhältnis zu der Nürnberger Zeitschrift „Eos“ und die vier Beiträge, die er in sie geliefert hat. Den interessantesten unter ihnen, ein kurzes „Gespräch im Parterre“, druckt D. wieder ab. — Was Deetjen für die Gesamtheit der Jugenddramen geleistet hat, das leistet A. Leffson (4689b) in einer gleich gründlichen „literarhistorischen Untersuchung“ für Immermanns „Alexis“. Auch er erfreut durch Unbefangenheit, indem er nicht versucht, das Drama zu „retten“. Auch er hat mit grossem Fleiss und gutem Erfolge des Dichters handschriftlichen Nachlass herangezogen. Sein erstes Kapitel unterrichtet über die Geschichte des Stoffes in der dramatischen Literatur, das zweite behandelt die Entstehungsgeschichte der Immermannschen Trilogie und — mit grosser Belesenheit — ihre literarischen Quellen. Kapitel 4 und 5 gehen der Aufnahme und der Bühnengeschichte des Werkes nach, während das Hauptkapitel N. 3 sich in eingehender Analyse diesem selbst widmet. Das Verhältnis zur Geschichte, die Abhängigkeit von Vorbildern, der Gedankengehalt, die dramatische Technik, die Charakterdarstellung, das Zeitkolorit, die Metrik — alles wird sorgfältig und gut untersucht. — F. M. Schiele (4689c) widmet eingehendere Betrachtung dem „Merlin“, der bei Immermann „von Geburt bis zum Tode der Antichrist im Sinne der Bibel“ sei. Die neuere Fachliteratur heranziehend, sucht Sch. seinerseits zur Deutung der zwiespältigen, von ihm als Kunstwerk entschieden überschätzten Dichtung beizutragen. Der Kern des „Merlin“ ist ihm: „der Untergang der vollkommenen Dinge, eben weil sie vollkommen sind — das Elend der Andacht ohne Gott“, die Leerheit der mystischen Andacht. Er charakterisiert das Werk als ein durch und durch wahres und will es mit Schillers „Nänie“ statt mit Goethes „Faust“ verglichen sehen. —

K. Gutzkow. Ein französischer Gelehrter ist es, der uns den ersten Versuch einer ausführlichen Biographie Gutzkows auf wissenschaftlicher Grundlage darbietet: J. Dresch (4690). Der Verfasser tut dies, indem er — um ein Immermannsches Wort anzuziehen — zeigt, wie die Geschichte (die Geschichte des Jungen Deutschland nämlich) durch Gutzkow ihren Durchzug gehalten hat. D.s Quellen sind gut; J. Proelss', Houbens, Geigers Vorarbeiten sind gründlich verarbeitet, und obendrein hat er sich auch selbst noch neues Material von Aktenwert zu verschaffen gewusst, und zwar durch Gutzkows Witwe. In einem Anhange legt er diese neuerschlossenen Schriftstücke vor: Briefe Gutzkows an seinen Onkel Meydinger und andere, ferner allerlei „Pensées“ seiner Tagebücher. D.s Buch zerfällt in drei Teile: 1. Le mouvement politique de 1830—1832 — Influence de Boerne — Une année de désarroi: 1833; 2. Le mouvement moral et social de 1834—1835 — Influence du Saint-Simonisme et de Heine; 3. Les

résultats. Diese „Resultate" des letzten Teils haben es nicht etwa mit dem ganzen Jungen Deutschland, sondern nur mit Gutzkow zu tun, dessen Dramen und Romane gut analysiert werden. Manches hätte hier vollständiger behandelt werden müssen; „Der Zauberer von Rom" z. B. kommt nicht entfernt zu seinem Rechte. Aber alles in allem haben wir ein recht beachtenswertes Buch eines namentlich für weiterschauende historische Darstellungen begabten Gelehrten zu verzeichnen. — Die von Gutzkow und Wienbarg geplante „Deutsche Revue" (1835) wurde bekanntlich im Keim erstickt: nicht einmal das erste vorbereitete Heft konnte erscheinen. Aber die Korrekturbogen dieser N. 1 sind noch erhalten, sie befinden sich in der Frankfurter Stadtbibliothek und sind jetzt ebenfalls von J. Dresch (**4692**) ans Licht gezogen worden. Das Heft enthielt Gutzkows später in alle Sammlungen seiner Schriften übernommenen, von ihm besonders hochgehaltenen Aufsatz „Bernadotte", ferner seine interessante Sammelrezension „Literatur" und Wienbargs niemals veröffentlichtes Reisebild „Elbe und Nordsee". Die beiden letzten Artikel legt D. in seinem verdienstlichen, mit einer ausführlichen Einleitung versehenen Neudruck vor. Wienbargs kleine Schrift ist interessant als das letzte Dokument seiner Sturm- und Drangperiode, deren Ende der Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835 herbeiführte. In ihr kommt besonders des Verfassers schmerzliche Anschauung von der Kluft zwischen der Moral der Gesellschaft und der echten menschlichen Sittlichkeit zum Ausdruck. Der Gutzkowsche Artikel „Literatur" setzt sich zunächst mit Tiecks Novellenangriffen gegen das Junge Deutschland auseinander, handelt des weiteren von Charlotte Stieglitz und dem ihr durch Mundt gesetzten literarischen Denkmal, und von dem durch Bettina herausgegebenen Goetheschen „Briefwechsel mit einem Kinde". Vor allem interessant aber ist die bis heute nie bekannt gewordene Besprechung des von E. Mörike und W. Zimmermann veröffentlichten „Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten" (Stuttgart 1836), das u. a. von Mörike den „Schatz" und einige Gedichte, von Fr. Th. Vischer eine Novelle enthält. Gutzkow spendet diesem Jahrbuch, im Gegensatze zum Schwäbischen Musenalmanach, warmes Lob und fordert „diese ausgezeichneten Talente" auf, „sich entschieden einer Tendenz anzuschliessen, für welche Heine und Laube nur zwei einzelne, niemanden verpflichtende Parteiführer" seien. — H. H. Houben setzt — der Vermerk fehlt in der Bibliographie — seine Mitteilungen aus Gutzkows Briefwechsel (vgl. JBL. 1903, N. 16254, S. 819) in der Zeitschrift „Deutschland" (S. 482—95) fort. Die neun Briefe an Levin Schücking, Moritz Carrière, L. A. Frankl und andere, den Jahren 1853—62 angehörend, sind voll von Klagen über ungenügende Anerkennung und materielle Sorgen. Besonders werden die „Grenzboten"-Herausgeber G. Freytag und Julian Schmidt sowie die Münchener Schule (Geibel) und das Stahrsche Ehepaar hart gescholten. — Ferner handelt Houben (**4690a**) eingehend über „Gutzkow in Hamburg". Dabei kommen in erster Linie die Aufführung der „Schule der Reichen" und Gutzkows redaktionelle Tätigkeit am „Telegraphen" zur Sprache. — Endlich entwirft H. H. Houben (**4691**) zum 100. Geburtstage Theresens von Bacheracht ein Bild dieser (um sieben Jahre älteren) Freundin Gutzkows, das den Anteil der sympathischen und begabten Frau an des letzteren Schaffen erkennen lässt. — N. **4690b** war mir nicht zugänglich, dagegen erwähne ich die in der Bibliographie nicht verzeichnete Briefpublikation von Rudolf Krauss im „Schwäbischen Merkur" N. 144. An der Hand des Briefwechsels zwischen Gutzkow und dem Stuttgarter Hoftheaterintendanten Freiherrn von Gall wirft K. Streiflichter auf die Bühnenschicksale von Gutzkows Dramen und auf die jämmerlichen Honorarverhältnisse. —

Th. Mundt. Neue Mitteilungen über Mundt hat H. H. Houben (**4693**) beigebracht, und zwar aus Briefen in der Hamburger Stadtbibliothek. Zahlreiche Mundtsche Briefe an Campe äussern sich interessant über die Politik der Zeit. Mundt bekämpft hier den falschen und frivolen Liberalismus und weist auf eine künftige Entwicklung Preussens als den einzigen Hoffnungsstern Deutschlands hin. Seine nicht minder interessanten Briefe an Charlotte Stieglitz zeigen — zumal die in die Jahre 1833—35 fallenden — die dem ganzen Jungen Deutschland eigene Halbheit auf. —

Andere Persönlichkeiten. Das Bild Friedr. Adolf Maerckers (1804—89), der sich mit dem Jungen Deutschland wenigstens berührt, wird anlässlich seines 100. Geburtstages eigentlich zum erstenmal in hellere Beleuchtung gerückt (**4694** und **4695**). Besonders M. Runze, der ihn noch persönlich gekannt, ist bestrebt, das Andenken Maerckers zu erhalten. Während er in dem Hauptblatte der „Vossischen Zeitung" die äusseren Lebensdaten zusammenstellt, behandelt er in der Sonntagsbeilage derselben Zeitung mehr die Werke Maerckers. Dieser hat einst im geistigen Leben der Reichshauptstadt eine bedeutende Rolle gespielt, und äussere Gründe liessen den Privatdozenten an der Berliner Universität nur bis zum Titularprofessor kommen. Seine 1857—67 in vier Bänden gesammelten Dichtungen zeigen ihn der Romantik abhold, dagegen z. T. den

Tendenzen des Jungen Deutschland zugewandt. Griechentum und Goethetum zu vermählen, ist sein höchstes Ziel. Seine Lyrik umfasst neben Zeitgedichten vor allem antikisierende und philosophische Gedichte. Seinen Roman „Julius. Eine Lebensgeschichte aus der Zeit“ (Berlin 1829) bezeichnet R. als eine „Vorfühlung“ der Gutzkowschen „Wally“ und findet Berührung mit Gutzkow überhaupt sowohl in Maerckers „Denk- wie Schreibweise“. Von Maerckers Dramen seien hier nur die Trilogie „Alexandrea“ und „Karl der Grosse“ genannt. Auch dem schwer erkrankten Kaiser Friedrich III. hat der greise Poet noch ein Gedicht gewidmet. Als Freund Mundts war er journalistisch am „Literarischen Zodiakus“ und am „Freihafen“ tätig. Der Schüler Hegels endlich hat auch philosophische Werke verfasst. — H. H. Houben (**4696**) entwirft an der Hand der von ihm schon früher (vgl. JBL. 1903, N. 16256) ausgeschöpften ungedruckten Briefe Gustav Schlesiers eine Charakteristik dieses „Abtrünnigen vom Jungen Deutschland“ und zeigt, eine wie wenig vorteilhafte Rolle dieser von Heine einst weit überschätzte Schriftsteller, ein ziemlich charakterloser Renegat, besonders Laube gegenüber gespielt hat. — Zuletzt ist ein Artikel R. M. Meyers (**4697**) zu Wolfgang Menzels 100. Geburtstage zu verzeichnen, eine Art kleiner „Rettung“ des einseitig als „Denunziant“ und „Franzosenfresser“ bei der Nachwelt Fortlebenden. Meyer sieht in ihm keinen Renegaten, sondern einen entschlossenen Realpolitiker, der immer vollkommen überzeugt war, im Recht zu sein. Auch seine ästhetischen Wandlungen hängen damit zusammen. Den Vorwurf des Denunziantentums erhält Meyer gegen Treitschke und andere aufrecht; der Denunziant hat den Schriftsteller überlebt. Meyers Bemerkung, die ganze Gemeinschaft des Jungen Deutschland sei eine erst von Menzel konstruierte, ist anfechtbar. —



Druckfehlerberichtigung.

Teil I: Bibliographie.

Spalte 19, N. 338: A. Matthias. — N. 359: R. Frhr. v. Liliencron (statt Pagel).
„ 33, N. 685: Irma Goeringer.
„ 34, N. 727: H. C(ardauns).
„ 36, N. 754: Zwymann.
„ 38, N. 778: Übersetzers. — Friedemann.
„ 50, N. 1010: Wimmers.
„ 58, N. 1139: R. Windel.
„ 68, N. 1328: O. Hagen (statt F. Wappenhans). — S. 337/9.
„ 69, N. 1361: Ch. G. Davis.
„ 71, N. 1416: Branscheid.
„ 72, N. 1431: J. Baudouin.
„ 84, N. 1620: RPTh. 14.
„ 91, N. 1709: Birgittenliteratur. — N. 1711: Fr. Schneider (statt M. Grünwald).
„ 95, N. 1780: M. Eisengrin (Eisengrein).
„ 101, N. 1886: (= S. 387—450). — N. 1902: Fichards (statt Fischarts).
„ 102, N. 1890: S. 419—37.
„ 107, N. 1967a: ZKG. 25.
„ 108, N. 1990: Flanss.
„ 114, N. 2078: M. Burckhard.
„ 115, N. 2081: Edg. Ederheimer.
„ 117, N. 2123: R. Wülker.
„ 121, N. 2149: LE. 6, S. 1724.
„ 125, N. 2247: LE. 6, S. 997.

Spalte 128, N. 2293: J. Ernest-Charles.
„ 133, N. 2385: R. Krauss.
„ 135, N. 2429a: Zwymann.
„ 140, N. 2517/8: VossZg^{B}. N. 47/9.
„ 142, N. 2552: P. Henss.
„ 145, N. 2614: DRs. 29^{4} (statt DR. 29^{3}).
„ 153, N. 2777: E. Limé.
„ 164, N. 2984a: Heijermans, Juschkewitsch.
„ 167, N. 3009: H. Jahnke.
„ 178, N. 3214: LE. 7, S. 111/9.
„ 181, N. 3274: DLZ. 25, S. 2244/6.
„ 186, N. 3352: R. F. Arnold (statt M. M. Werner): ZÖG.
„ 191, N. 3456: Türmer 6^{2}, S. 501/8.
„ 229, N. 4171: FZg. N. 305.
„ 230, N. 4164a: W. Bode (statt Berde).
„ 232, N. 4213: DLZ. 25, S. 3093/6.
„ 236, N. 4307: DLZ. 25, S. 792/3 (statt: NatZg. 1904, N. 116).
„ 238, N. 4331: K. A. H. Burkhardt.
„ 241, N. 4382a u. 4382b gehören unter Egmont.
„ 242, N. 4403: Lehrproben u. Lehrgänge 82.
„ 252, N. 4581: Edg. Ederheimer.
„ 253, N. 4598: K. G. v. Brinkman.
„ 259, N. 4691: H. H. Houben (statt id.).